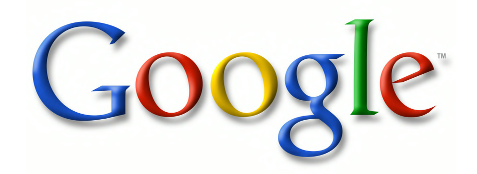

Google

BVD

Bresslau

To my dear Sister Sarah, on the day of her Confirmation as a token of remembrance and love from her brother

Felix

Berlin May 26th 1871

Sarkis

1. Grece — Hist.

Hellenischer Heldensaal

oder

Geschichte der Griechen

in Lebensbeschreibungen

nach den

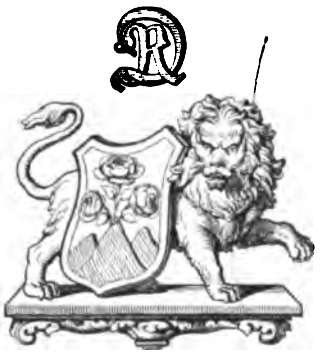
Darstellungen der Alten

von

Ferdinand Bässler.

Zweite Auflage.

Mit 32 in den Text gedruckten Holzschnitten.



Berlin 1862.

Verlag der Königlichen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei
(R. Decker).

Vorwort zur ersten Auflage.

Es ist das Prinzip des anschaulichen Unterrichts, in dessen Dienst sich diese Schrift stellt. Der Ueberzeugung folgend, daß jede compendienhafte Mittheilung der Geschichte an die Jugend nichts sei als ein todtes Ding, das darum auch in dem Schüler kein Leben erwecken könne, die trockne farblose Hülle, aus welcher der schöne Falter der Seele schon entflogen: sah ich mich während meiner Lehrerjahre bei der Vorbereitung auf die Geschichtsstunden vielfach auf die Quellen selber zurückgewiesen, um die geschichtlichen Thatsachen und Persönlichkeiten bis zu derjenigen Deutlichkeit der Anschauung mir nahe zu rücken, welche einzig und allein zu einer Verstand, Gemüth, Phantasie und Willenskraft der Zöglinge gleichmäßig anregenden und bewegenden Darstellung befähiget. Bei den Studien dieser Art kam mir die Lust zur Abfassung des vorliegenden Buches, und die alten Geschichtsschreiber Griechenlands boten allesammt hülfreiche Hand dazu; es bedurfte nur, so schien mir, einer zweckmäßigen Auswahl, Anordnung und Bearbeitung des von ihnen Gegebenen, um des erzielten Erfolges gewiß zu sein.

Die weltgeschichtliche Bedeutung des hellenischen Volkes, die Größe und Folgewichtigkeit seiner Thaten und Geschicke ist es nicht allein, was eine tiefer eingehende und auch das Einzelne erfassende Kenntniß dieses Abschnitts der Universalgeschichte zu einem wesentlichen Momente der höheren Bildung macht; sondern eben so sehr ist es die edle Form, in welcher uns dieser kostbare Inhalt von den Alten selber überwiesen worden ist. Die reine Epik ihrer Erzählung, die vollendete Plastik ihrer Darstellung, die hohe Einfachheit ihrer Empfindungsweise, der nüchterne Sinn ihrer Auffassung der Lebenserscheinungen, gepaart mit Großheit der Denkart und Wärme des patriotischen Gefühls, verleihen den Geschichtsschreibern Griechenlands einen pädagogischen Werth, welchen in unsern Tagen kein Unbefangener noch verkennen wird und dessen Ausbeutung für die Erziehung unserer Jugend nicht verabsäumt werden darf. Der geschichtliche Stoff und die Form seiner Ueberlieferung sind hier so organisch verwachsen, daß man beide nicht von einander trennen kann, ohne jenen eines guten Theils seiner anziehenden, sittlich-erweckenden Kraft zu berauben und seiner Sinn und Gemüth veredelnden Schönheit zu entkleiden.

Auch die Wahl einer biographischen Einrahmung dieser geschichtlichen Gemälde beruht auf pädagogischen Gründen. Die Jugend kann nicht unmittelbar an eine pragmatische Entwickelung der Völker- und Staatengeschichte herangeführt werden. Nicht den hundertfach sich durchkreuzenden, in's Unendliche sich fortspinnenden Fäden von Ursachen und Wirkungen aus denen das Schicksal sein ewiges Kleid webt, gehet ihr Interesse nach, sondern an der Person hanget es, an dem, was der Einzelne erlebt und erstrebt, was er leidet und überwindet, was er Großes und Rühmliches zu Stande bringt. Es sympathisirt der Knabe nur

mit dem, womit er, im Geiste miterlebend, mitwollend und nacheifernd, sich gleichsam identificiren kann. Dieser Fingerzeig der Natur weis't uns zugleich den Weg zu einer wahrhaft ethischen Behandlung des Geschichtsunterrichts. Ethisch nemlich nennen wir diejenige Unterweisung, welche an jedem Lehrstoffe die Sympathie des Zöglings mit dem Göttlichen, als dem Guten, Wahren und Schönen, zu wecken und zu nähren weiß. Man löse den geschichtlichen Stoff in Lebensbeschreibungen der großen Repräsentanten der wichtigsten Zeitalter und Nationen auf. Von einem bedeutenden Menschenleben zum andern durch die Jahrhunderte fort leite der Lehrer seine jungen Hörer, und sie werden bei einem solchen Lehrgange wie von selbst zu dem wahren Begriffe der Weltgeschichte gelangen, indem sie dieselbe als ein planvolles Ganzes, als die von Gott geordnete und geleitete Lebensgeschichte der Menschheit auffassen lernen. Die ganze sittliche Welt: Tugend und Laster in ihren Merkmalen und Ursachen, ihrer Entwickelung und Förderung, die erziehende, rettende oder strafende Gottesführung, das innere Getriebe des Seelenlebens, die Innenwelt in ihrem bald bedingten, bald bedingenden Verhältnisse zur äußeren Wirklichkeit, Conflict der Pflichten, Verschulden und Verfehlen, Anfechtung und Bewährung, der Sieg eines ernsten, stetigen Willens — alles tritt in der Biographie nicht in abstracten Lehrsätzen, sondern in concreter Gestaltung hervor, in welcher der ewige Inhalt des Menschenlebens am sichersten den Weg zum Herzen der Jugend findet, das Gemüth ergreift, die Phantasie mit Bildern des Höchsten und Besten erfüllt und die Willenskraft zur Nacheiferung begeistert.

Bei dem Vorhaben einer biographischen Geschichte der Hellenen war ich natürlich vor Allen an Plutarch gewiesen; ja, vielmehr er ist es, aus welchem ich nicht nur den Plan, sondern auch das Vertrauen zur Ausführung geschöpft habe. Doch hätte bloße Auswahl und Uebersetzung plutarchischer Lebensbeschreibungen meinem Zwecke keineswegs genügt; auch durften so bedeutsame Charakterbilder, wie Aristomenes, Histiäos und Aristagoras, Miltiades, Leonidas, Pausanias, Sokrates und Epaminondas, welche sämmtlich in der historischen Gallerie des Plutarch keine Stelle gefunden haben, in diesem Heldencyclus nicht fehlen und mußten auf Grund anderweitiger Quellen entworfen werden. Durch dieses freiere und selbständigere Verhältniß wurde es möglich, mich, so oft es zweckmäßig schien, auch der plutarchischen Biographieen gleichsam nur als des Aufzugs zu bedienen, in welchen sich die Darstellungen der übrigen Geschichtsschreiber Griechenlands ungezwungen einwoben. So finden denn vor allen die drei alten Meister der Geschichtsschreibung: Herodot, Thukydides und Xenophon in zahl- und umfangreichen Partieen die gebührende Vertretung. Die Biographie des Sokrates gab Gelegenheit, des herrlichen Platon mindestens als Berichterstatters über die letzten Reden und Lebenstage seines großen Lehrers sich zu erfreuen. Reichlich bin ich auch in Mittheilungen aus den Reden des Demosthenes gewesen. In der Lebensdarstellung eines Redners, zumal eines solchen, schien es mir, müsse man ihn selber reden hören, um die Größe seines Genius wie seines Charakters würdigen zu können. Endlich sind auch aus den Werken des Polybios, Diodor, Arrian, Pausanias u. A. manche durch Interesse des Gegenstandes oder Schönheit der Darstellung anziehende Erzählungen und Schilderungen aufgenommen worden, so daß alle namhafteren Historiker des alten Hellas in diesem Heldensaale zusammentreten, um dem deutschen Leser die Geschichte ihres Vaterlandes zu erzählen.

Reflexionen und allgemeine Betrachtungen habe ich mir nur selten und, wo es geschah, nur in demjenigen sparsamen Maaße erlaubt, in welchem es auch die besten älteren Autoren nicht verschmäht haben. Für Schilderung des Zuständlichen in jedem Zeitalter ist vielleicht

weniger geschehen, als mancher Leser wünschen wird. Ich bin hierin der Ansicht treu geblieben: daß man zu einer deutlichen und eindringlichen Kenntniß des Allgemeinen nur durch die eigene Betrachtung des Einzelnen gelangen könne. Es ist ein pädagogischer Fehler, dem Zöglinge erst alle Requisiten des großen Weltdramas in einem todten Nacheinander vorzuzeigen, bevor sie in der geschichtlichen Darstellung in lebendiger Bewegung und Wirkung zur Erscheinung kommen. Die allgemeinen Zustände einer Zeit, ihre Sitten und Gebräuche, ihre Denkart, Ziele, Neigungen, ihre Tugenden und Gebrechen, ihre politischen und Culturverhältnisse spiegeln sich am Leben ihrer Helden ab; an diesem muß sie der Schüler selbstthätig auffassen und verstehen lernen. Die Gruppirung der Lebensbeschreibungen in sechs Bücher nach den Hauptzeitaltern der griechischen Geschichte wird einem solchen Verfahren zu Hülfe kommen. Das erste Buch umfaßt das Zeitalter der staatlichen Begründung Spartas und Athens; das zweite führt die Helden des Perserkrieges vor; das dritte die Zeit des Perikles und des peloponnesischen Krieges; das vierte die Periode der thebischen Hegemonie und den Untergang der hellenischen Freiheit; das fünfte Alexandern und die Diadochen; das sechste die letzten Griechen. Register und Zeittafeln am Ende des Werkes werden die Uebersicht und den Gebrauch erleichtern.

So übergebe ich denn auch das vorliegende Buch dem Publikum mit Vertrauen und guter Zuversicht: der edle Marmor dieser Heldenbilder ist unverletzlich, die bescheidenen Meißelschläge von meiner Hand haben ihn sicherlich nicht entstellen können.

Freiburg an der Unstrut, am 25. August 1849.

Ferdinand Bäßler.

Inhalts-Verzeichniß.

Illustrationen.

Erstes Buch.

Kräftig und jauchzend und klar, so strömte die Welle des Lebens
Durch die Seele der Menschen in euch, ihr hellenischen Zeiten,
Als vor dem Hauche der Sitten zuerst die Nebel der Wildheit
Brachen, und jugendlich blühend die Welt aus dem Nebel hervortrat.
Damals war sie ein Spiegel der frischen lebendigen Kräfte,
Die sich im Innern erbildend auch alles Aeußre verschönten.

Joh. Jakob Mnioch.

Grundzüge der ältesten Geschichte der Griechen.

Die älteste Geschichte des griechischen Volkes liegt in tiefes Dunkel gehüllt, welches auch die angestrengtesten und scharfsinnigsten Forschungen nur theilweis bis zu zweifelhaftem Dämmerlichte aufzuhellen vermocht haben. Unter den verschiedenen Volksstämmen, welche in den frühesten Zeiten in Griechenland neben einander bestanden, zeichneten sich vor allen übrigen die Pelasger oder Pelarger aus, ein wackeres, sinnig-fleißiges Geschlecht, seßhafte Bewohner der Ebenen und als solche von den unstäten Küsten- und Inselbewohnern, den kriegerischen Karern, den Lelegern u. A. durch höhere Gesittung weitaus unterschieden. Vom Ackerbau lebend, gaben sie dem Lande die erste Cultur. Viele dahin bezügliche Erfindungen, als der Gebrauch der Pflugstiere, das Feldmessen, das Brotbacken werden von der Sage ihnen beigelegt. Auch die Baukunst war ihnen nicht fremd, wie uns noch jetzt die riesenhaften Reste ihrer Burgen und Steingehege, bekannt unter dem Namen der Cyklopenmauern, bezeugen. Ihre Gottesverehrung bestand in einem höchst einfachen Naturdienste. Ihren Berg- und Feldgöttern brachten sie gleich den alten Deutschen unter freiem Himmel in dem Tempel, der nicht von Menschenhänden gemacht ist, in ländlich-schlichter Weise mit unblutigen Opfern ihre Verehrung dar. Zu Dodona im Schatten geheimniß- und bedeutungsvoll rauschender Eichen war ihr vorzüglichstes Heiligenthum. Wie der Ackerbau überhaupt im Gegensatz des schwärmenden Jäger- und Hirtenlebens die ersten festen Niederlassungen und Wohnsitze begründet hat, aus welchen erst ein eigentlicher Besitzstand, ein Mein und Dein, Gesetz und Recht und gesellige Verbindungen der Menschen hervorgingen, so sind auch die ältesten Staaten in Griechenland z. B. in Attika, Arkadien, Sikyon und Argos pelasgischen Ursprungs. Als Stifter des letztgenannten Staates, der selbst in seinem Namen mit dem jenes Volkes zusammentrifft,*) wird Inachos genannt, zwanzig Menschenalter vor dem trojischen Kriege, etwa im neunzehnten Jahrhundert vor der christlichen Zeitrechnung.

So erscheinen die Pelasger mitten zwischen barbarischen Stämmen als die ersten Entwilderer Griechenlands, als die altehrwürdigen Pfleger und Verbreiter menschlicher Bildung an einer Stätte der Erde, welche nachmals die Schule aller Völker werden sollte.

Aber auch die pelasgische Cultur trat, nachdem sie das ihr mögliche Ziel erreicht hatte, hinter einer höheren Lebensentwicklung zurück, welche das Zeitalter des hellenischen Heldenthums bezeichnet. Wie auch sonst wohl aus den patriarchalischen Zuständen eines Volkes ein heroisches Königthum sich entwickelt hat, indem einzelne streitfertige Jäger und Kriegsmänner als „die Gewaltigen in der Welt und berühmte Leute" (1. Mos. 6.) über die Masse friedlicher Landbauern gebieterisch sich hinaushoben; so stand auch in Griechenland, zunächst in Thessalien, ein ritterliches Helden- und Fürstengeschlecht auf, welches mit seinen Gefolgschaften nach und nach über alle übrigen Landschaften sich verzweigend und verbreitend, fast überall zur Herrschaft gelangte. Diese mit den Pelasgern selber sprach- und stammverwandten Geschlechter, welche eine so mächtige Umgestaltung der Lebensverhältnisse herbeiführten, hat man später mit dem Gesammtnamen der Hellenen bezeichnet. Der Ursprung dieses Namens ist dunkel.

Nach der Gewohnheit der späteren Griechen, die Namen ihrer Volksstämme von einzelnen Stammvätern abzuleiten, führte man Hellen, den Sohn des parnassischen Königs Deukalion, als Ahnherrn jenes nachmals in Griechenland herrschenden Stammes an, dessen Hauptzweige sich, — angeblich nach Hellens Söhnen und Enkeln — Aeoler, Dorier, Jonier und Achäer nannten. Während des heroischen Zeitalters waren die Aeoler und Achäer die beiden mächtigsten und verbreitetsten der hellenischen Stämme. Jene nahmen den größeren Theil von Mittelgriechenland ein, neben ihnen wohnten die Dorer, an deren Niederlassung die Landschaft Doris erinnert. Die Achäer bildeten in Nord und Süd, in Thessalien wie im Peloponnes, eine mächtige Volksschaft, deren Name sich dort durch die Thaten des Achill und seiner Myrmidonen, hier durch die Herrschergröße der Atriden verherrlichte. Die Jonier endlich wohnten an der peloponnesischen Nordküste und in Attika.

Neben diese einheimischen Elemente des griechischen Volkes, stellen sagenhafte Ueberlieferungen, deren Glaubwürdigkeit indeß vielfach in Frage gestellt ist, noch das ausheimische durch eine Reihenfolge von Einwanderungen aus den civilisirten Ländern Nordafricas und Vorderasiens. Aus Aegypten soll etwa 1582 vor Christus Kekrops nach Attika gekommen sein. Ihm schrieb man mit der Erbauung der Kekropia, der nachmaligen Akropolis, die Gründung des athenischen Staates, die Einführung des Ackerbaues, der Ehe, der Gerichte und der Theilung des attischen Landes in zwölf Gemeinden zu. — Aus Phönicien kam einer andern Sage zufolge 1519 der Königssohn Kadmos, der Ueberlieferer der Buchstabenschrift,

*) Insofern Argos eine bewässerte Ebene oder Aue, und Pelarger die Bewohner einer solchen bezeichnet.

nach Boiotien und gründete als Stifter des thebäischen Königshauses die Burg von Theben, Kadmeia. — Das durch den Medusentödter Perseus, und mehr noch durch Herakles berühmt gewordene Herrschergeschlecht zu Argos wurde auf den ägyptischen Einwanderer Danaos (1511) zurückgeführt, und etwa zwei Jahrhunderte später (1350) soll die Niederlassung des Phrygiers Pelops, dessen Nachkommen die Herrschaft in Elis, Argolis und Lakonien besaßen, der ganzen südlichen Halbinsel des griechischen Festlandes den Namen Peloponnesos, d. i. Pelopsinsel, gegeben haben.

Was jedenfalls diesen und anderen Einwanderungssagen Wahres zu Grunde liegt und in ihnen vielleicht nur eine sinnbildliche Darstellung gefunden hat, ist der frühe Einfluß der morgenländischen Cultur auf die Entwickelung des griechischen Volkes. Aber der lebendig-regsame und urkräftige, schöpferische Geist der Hellenen hat alle fremden Bildungselemente dergestalt in sich aufzunehmen und selbstthätig zu verarbeiten vermocht, daß das von außen her ihm Ueberwiesene seinen Bildungsgang nur beschleunigte, ohne seine Selbständigkeit zu beschränken oder seiner Eigenthümlichkeit Eintrag zu thun.

Trotz der verschwenderischen Fülle an Gestalten, Thaten und Begebenheiten, welche der Sagenschatz aus dem hellenischen Heldenalter vor uns ausbreitet, ist es doch auch in diesem Zeitraume noch unmöglich, das thatsächlich Wahre von dem, was die Einbildungskraft der dichtenden Ueberlieferung und der überliefernden Dichter hinzugethan, zu unterscheiden, und ebenso wenig läßt sich bei der schwankenden oder willkürlichen Verknüpfung der einzelnen Begebenheiten eine sichere Zeitfolge auffinden. Anfangs reihet sich Alles an die Persönlichkeit einzelner Helden, die, mit gewaltigen Körperkräften ausgerüstet und von abenteuerndem Thatendrange getrieben, allerorten Gefahr und Kampf aufsuchen, das Land von wilden Thieren und Ungeheuern, von Räubern und Unholden befreien, und so als Rächer des Unrechts, als Helfer der Schutzlosen oder Gründer eines durch den Glanz ihrer Thaten befestigten Herrscherhauses einen höheren Weltzustand anbahnen. So Perseus, Bellerophon, Herakles, Theseus. Weiterhin zeigt sich ein erwachendes Einheitsgefühl in gemeinsamen Unternehmungen verbündeter Helden und ihrer Völkerstämme, wie in dem Zuge der sieben peloponnesischen Könige gegen Theben (um 1225) und dem späteren Rachekriege der Söhne derselben, in welchem diese schon damals mächtige Stadt unterlag. Heller und reiner stellt sich der ritterliche Sinn dieser Zeiten in der Sage vom Argonautenzuge dar (um 1250), der ersten kriegerischen Seefahrt gegen ein auswärtiges Reich, zu welcher sich Heroen aus allen Landschaften Griechenlands vereinten. Aber alles Frühere in Schatten stellend, durch die herrlichste aller Dichtungen gefeiert wie keine andere menschliche That und für die Geschichte der Griechen von unermeßlichen Folgen war der troische Krieg (1194 bis 1184), an welchem sämmtliche hellenische Stämme sich betheiligten und zum ersten Male an einer fremden Macht ihre vereinte Kraft versuchten.

Die beiden Heldengedichte des Homer, Iliade und Odyssee, deren Entstehung man etwa zweihundert Jahre später setzt als die Ereignisse, welche sie besingen, geben uns ein deutliches Bild des damaligen Culturzustandes der Griechen. Wir finden das Land stark bevölkert, mit offenen und befestigten Städten besetzt und wohlangebaut. Viehzucht und Ackerbau werden mit Eifer und Einsicht betrieben. Arbeit und Lebensgenuß stehen zu einander in glücklichem Verhältnisse. Die Häuser der Großen erscheinen ansehnlich in ihren Raumverhältnissen, zweckmäßig in der Anlage und zum Theil glänzend ausgeschmückt. Die Handarbeiten, vorzüglich Weberei und Bearbeitung der Metalle, begnügen sich nicht mehr blos mit Leistung des Nothwendigen, sondern sind bereits zur Kunst fortgeschritten. Die Bevölkerung theilt sich in Freie und Sclaven. Letztere sind Kriegsgefangene, theils erbeutet, theils erkauft. Den Stand der Freien bildet der Herrenstand und das niedere Volk. An der Spitze stehen erbliche Könige, deren Gebiet, meist sehr klein, oft nur eine oder einige Inseln, auch wohl nur eine einzelne Stadt mit ihren Aeckern umfaßt. Ihren Befugnissen nach sind sie Anführer im Kriege, Richter und Vollzieher der öffentlichen Opfer. Ihr Ansehen beruht auf Reichthum, Tapferkeit, Einsicht und dem Ruhm ihrer Väter; ihr Unterhalt besteht in dem Ertrage ihrer Felder, einem größeren Antheil an der Beute und freiwilligen Geschenken. Im Uebrigen haben sie vor den freien Männern ihres Stammes nicht viel voraus. Die Angesehenen derselben stehen ihnen berathend und helfend zur Seite; nur zuweilen wird von ihnen zur Beschlußnahme die allgemeine Volksversammlung berufen.

Diese öffentlichen Verhältnisse des heroischen Zeitalters, welche gegen den Troerkrieg hin ihre höchste Blüthe erreicht hatten, reiften mit dieser höchsten nationalen That ihrer Auflösung entgegen. Hatte schon dieser Feldzug selber durch die lange Abwesenheit der Blüthe des Volks von ihrem Heimwesen manche Störung der heimathlichen Zustände herbeigeführt, so ging Griechenland am Ende desselben Jahrhunderts noch viel umfassenderen Umwälzungen entgegen. Dies geschah durch die dorischen Wanderungen oder die sogenannte Rückkehr der Herakliden. Angebliche Nachkommen des Herakles, mit Namen Temenos, Kresphontes und Aristodemos zogen an der Spitze der Dorier und ätolischer Bundesgenossen vom nördlichen Griechenland aus über den korinthischen Meerbusen nach dem Peloponnes, um das väterliche Erbe aus den Händen der Pelopiden wiederzugewinnen, und eroberten die ganze Halbinsel mit Ausnahme des durch seine Berge geschützten Arkadiens. Argos fiel bei der Theilung dem Temenos zu, Messenien dem Kresphontes, Lakonien den Zwillingssöhnen des Aristodemos, welcher auf dem Zuge gestorben war, dem Prokles und Eurysthenes, den Ahnherren der beiden spartanischen Königshäuser. Selbst über die peloponnesische Landenge hinaus griff die Eroberungslust des seiner Kraft bewußt gewordenen dorischen Volksstammes, nahm Megara in Besitz und fiel in Attika ein, wo der freiwillige Tod des Königs Kodros, wie später erzählt werden soll, ihren Eroberungen ein Ziel setzte.

Es waren schwere unruhvolle Zeiten, ähnlich denen, welche anderthalb Jahrtausende später durch die Wanderungen der Germanen über das römische Reich hereinbrachen. Der gewaltsame Umsturz so vieler alter Reiche schütterte weit und lange nach. Wie ein losgerissenes Felsstück zu Thale rollend die Wasser des Gebirgssees weit über seine Ufer hinausdrängt, so stießen jetzt die aus ihren bisherigen Sitzen verstoßenen Volksstämme auf einander. Ein Theil der Achäer, die bisher im Peloponnes die Herr-

schenden gewesen, wurde den Doriern zinspflichtig oder zur Strafe hartnäckigeren Widerstandes leibeigen; ein anderer warf sich auf die Jonier im Norden der Halbinsel, welcher von seinen nunmehrigen Herren den Namen Achaja erhielt. Diese endlich siedelten sich, durch attische Auswanderer verstärkt, an die Küsten Kleinasiens über, wohin ihnen schon Aeoler vorausgegangen waren und Dorier aus dem übervölkerten Megaris und Argolis später nachfolgten.

In dieser Weise bekleidete sich innerhalb eines Jahrhunderts der ganze westliche Küstensaum Kleinasiens sammt den benachbarten Inseln mit griechischen Ansiedelungen, welche durch die Gunst des Klimas, des Bodens und der Lage dieser Landschaften, wie durch die Rührigkeit der neuen Bewohner in Kurzem zu einer solchen Höhe der Macht, des Wohlstandes und der Bildung sich erhoben, daß sie darin der europäischen Heimath vorauseilten und die Töchter in mehrfacher Beziehung Lehrerinnen ihrer Mütter wurden; aus Jonien stammten die homerischen Gesänge und der Vater der griechischen Geschichtschreibung Herodotos. In lebendiger Triebkraft setzten diese Pflanzungen der Griechen wiederum neue Zweige an und verbreiteten sich nach allen Seiten. Milet, die Hauptstadt der ionischen Colonieen, erhob sich durch seinen Welthandel dermaaßen, daß diese Stadt allein siebenzig bis achtzig neue Pflanzstädte begründete. Nicht nur nach Osten richteten sich die Auswanderungszüge der Hellenen, sondern auch, besonders vom Peloponnesos aus, nach Westen, und zwar vorzugsweise nach Sicilien und Unter-Italien. Innerhalb der fünf nächsten Jahrhunderte seit den ersten Pflanzungen in Kleinasien hatte der rastlose Unternehmungsgeist der Hellenen fast an allen bedeutsamen Küstenpunkten des schwarzen, des griechischen, ionischen und mittelländischen Meeres seine Colonieen angelegt. Wir erwähnen nur am asowschen Meere das bosporanische Königreich, die Kornkammer Griechenlands, am Don die Stadt Tanais, in Thrakien neben vielen anderen Städten Byzantion, das spätere Constantinopel, an der Nordküste Kleinasiens Sinope, (jetzt Sinop) und Trapezus (Trebisont), an der Westküste Phokäa, Ephesos, Miletos, Halikarnassos; an der Südküste Soloi und Tarsos, im africanischen Barka Kyrene, in Süditalien, welches wegen der Menge griechischer Pflanzstädte Großgriechenland hieß, Tarent, Brendesion (Brindisi) und Neapel; auf Sicilien, wo die griechischen Einwanderer die Mehrzahl der Bewohner ausmachten, Messene (Messina), Syrakus, Katana (Catania) und Agrigent (Girgenti); in Frankreich Massilia (Marseille); in Spanien die durch ihren folgenreichen Untergang berühmte Stadt Sagunt.

Aber wo auch immer der Grieche sich niederließ, nirgends gab er die eigene Natur und Sitte an das Fremdländische auf; im Gegentheil — erst seit den Ansiedelungen in der Fremde und im friedlichen oder feindlichen Verkehr mit anderen Nationen wurde er seiner Eigenthümlichkeit um so lebendiger sich bewußt und in selbstständiger Entfaltung seines Wesens gekräftigt. Immer deutlicher stellte seitdem das erwachte nationale Selbstgefühl der Hellenen sich, als das freie durch menschenwürdige Sitte und Seelenadel von allen anderen unterschiedene Volk, den Barbaren gegenüber, unter welchem Namen die Sprache der Griechen alle nichtgriechischen, d. h. andersredenden und andersgearteten Völker zusammenfaßte.

Während solchergestalt das Hellenenthum seine äußeren Grenzen erweiterte, entwickelte sich auch nach innen das griechische Volks- und Staatsleben in bedeutungsvollster Weise. An die Stelle des heroischen Königthums trat fast in allen Staaten während dieses Zeitraums die republicanische Verfassung, nicht sowohl auf gewaltsamem Wege, sondern durch die allmählig reifende Nothwendigkeit, welche die veränderten Lebensverhältnisse herbeiführten. Seitdem neben der ländlichen Lebensweise, dem Betriebe des Ackerbaus und der Viehzucht, auch die städtisch-bürgerliche mit Handwerk, Handel und Schiffahrt emporgekommen war, wuchs der Reichthum der Staaten; mit demselben aber trat auch, wie natürlich, eine Ungleichheit des Besitzthums ein, welche den Unterschied der einzelnen Stände immer schroffer hervortreten ließ. Da das Ansehn des Königthums aus der Heroenzeit her meist nur auf kriegerischer Tüchtigkeit und auf Reichthum begründet gewesen war, so mußte dasselbe nothwendig sinken in einer Zeit, wo ein langdauernder Frieden, der den letzterwähnten heftigen Stürmen folgte, für Kriegsruhm keine Gelegenheit bot und dagegen andern Familien durch glückliche Handelsunternehmungen und dergleichen oft zu einem Reichthume verhalf, welcher den der Könige verdunkelte. Hier und dort starben wohl auch die alten Königsfamilien aus, an deren Stelle keine andere gleichberechtigte trat; und so kam die Herrschaft von selbst in die Hände des schon im Heldenzeitalter mächtigen Herrenstandes, der ältesten, vornehmsten und reichsten Geschlechter. Dies nannte man Aristokratie, d. i. Herrschaft der Vornehmsten; und wenn dieser Machthaber in einem Staate nur Wenige waren: Oligarchie, d. h. Herrschaft von Wenigen. Weil aber diese Adelsherrschaft oft gemißbraucht, das Volk bedrückt, in seinen Rechten verletzt und hintangesetzt wurde, und mit dem Wohlstande der mittlern Stände auch das Selbstgefühl derselben wuchs, so verlangte das Volk einen gleichen Antheil an der Verwaltung des Gemeinwesens, und wo dies zu Stande kam, da hatte man eine Demokratie oder Volksherrschaft. Sank endlich diese Regierungsform zu einer regellosen Willkürherrschaft der Menge herab, so entstand eine Ochlokratie oder Pöbelherrschaft, welche also als Entartung der Demokratie der Entartung der Aristokratie, nemlich der Oligarchie gegenüberstand.

Nicht immer, sondern sogar nur in seltenen Fällen ging die aristokratische Staatsverfassung unmittelbar in die demokratische über. Gewöhnlich trat zwischen beiden erst die Tyrannis, d. h. die widerrechtliche Besitznahme der Regierung durch einen Einzelnen ein. Dies geschah etwa in folgender Weise. Wo eine demokratische und aristokatrische Parthei einander gegenüberstanden, traten einzelne begabte oder einflußreiche Männer an die Spitze der Ersteren, sei es aus aufrichtiger Ueberzeugung und redlicher Absicht, sei es aus Ehrgeiz, Herrschsucht oder Rache. Diese Männer, welche die Sache des Volkes gegen die Aristokraten verfochten, hießen Demagogen, d. i. Volksführer, und diesem Namen haftete an sich keineswegs der Charakter des Ungesetzlichen an, da in freien Staaten ein Kampf der Partheien auch innerhalb der Gesetze und der Verfassung möglich ist. Um aber die Zwecke des nach Selbstherrschaft ringenden Volkes gegen die machthabenden Familien durchzusetzen, bedurfte der Demagog eines ihm ganz vertrauenden und ergebenen Anhangs. Um das Er-

rungene zu behaupten, durfte er den einmal erlangten Einfluß, die eingenommene Stellung nicht aufgeben; Verfolgung oder Nachstellungen von Seiten der in ihren alten Vorrechten durch ihn verletzten Geschlechter, welche die alte Ordnung der Dinge wieder herzustellen trachteten, machten ihm den Schutz einer bewaffneten Macht nothwendig oder liehen ihm den Vorwand dazu; und so — durch den Drang der Umstände oder auch in Folge schlau angelegter, selbstsüchtiger Pläne — gelangte der Demagog auf dem Wege des Partheikampfes zur Alleinherrschaft. Eine solche konnte, weil sie auf verfassungswidrige Weise erlangt und durch kein Recht oder Gesetz begründet und gestützt war, meist nur durch Mittel der Gewalt und List gesichert und erhalten werden. Dadurch hat sich mit dem Namen eines Tyrannen der Nebenbegriff eines hinterlistigen und grausamen Zwingherren verbunden, in welchem Sinne die neueren Sprachen dieses Wort ausschließlich gebrauchen. Ursprünglich aber — was wir hier ausdrücklich wiederholen — bezeichnete das Wort Tyrannis nur die außergesetzliche Weise, wie eine Alleinherrschaft in einem Freistaate zu Stande gekommen, nicht aber die Art, wie sie gehandhabt wurde. Mehrere Tyrannen wurden den berühmten sieben Weisen Griechenlands zugezählt, nemlich Periandros von Korinth, Kleobulos von Lindos, Pittakos von Mitylene.*) Dem Polykrates aber, Tyrannen von Samos, der durch sein außerordentliches Glück im Leben und sein unglückliches Ende berühmt geworden, giebt Herodot das Zeugniß, daß sich ihm, außer den sicilischen, kein andrer hellenischer Herrscher vergleichen lasse.

Seit der Mitte des siebenten Jahrhunderts kamen fast in allen griechischen Staaten in Folge der allgemeinen Richtung auf demokratische Verfassung — Tyrannenherrschaften auf. Einer vereinten Kraftentwickelung der Griechen nach außen hin, wie sie im Troerkriege sich dargestellt hatte, waren sie hinderlich. „Denn die Gewaltherrscher“, sagt Thukydides, „sahen blos auf ihren Vortheil und verwalteten die Staaten vornehmlich im Interesse der Erhebung ihrer Person und Familie nach dem Grundsatze der Sicherheit, so daß von ihrer Seite keine bedeutende Unternehmung ausging, außer was Jeder gegen seine Nachbaren that;“ und Herodot knüpft an den Sturz der Tyrannen zu Athen die Betrachtung: „Offenbar ist es, nicht blos aus Einem Grunde, sondern durchweg, daß die Freiheit und Gleichheit eine vortreffliche Sache ist, da auch die Athener, so lange sie unter Herren standen, Keinem der benachbarten Völker im Kriege überlegen waren, als sie aber der Herren ledig geworden, bei weitem die Ersten wurden. Daraus wird offenbar, daß sie in der Knechtschaft mit Vorsatz feige waren; als sie aber frei geworden, da arbeitete ein Jeglicher zu seinem eigenen Nutzen und Frommen.“

Gleichwohl war auch diese Regierungsform für Viele der hellenischen Staaten ein nothwendiger, theilweis gewiß auch heilsamer Durchgang zu volksthümlichen Verfassungen. In der Willenseinheit eines kräftigen Herrschers mußten die Stürme der Partheiungen zur Ruhe kommen; der unbeugsamen Hartnäckigkeit, mit welcher man auf der einen Seite veraltete Rechte festhielt, wie dem gewaltthätigen Ungestüm, mit dem man anderseits übertriebene Ansprüche durchzusetzen bemüht war, bereitete die Willkürherrschaft, die Keines von Beiden aufkommen ließ, ein gemeinsames Grab und machte so dem späteren Aufbau einer neuen Verfassung freien Raum. Manche Staaten dankten der Tyrannis die Grundlage ihrer Gesetzgebung, die sie auch nach Beseitigung der erstern beibehielten. So wurde Pittakos durch die freie Wahl seiner Mitbürger zur Alleinherrschaft erhoben (589 vor Chr.), um das zerrüttete Gemeinwesen zu ordnen, und legte sie nach zehnjähriger Regierung freiwillig nieder, als nach seiner Erklärung der Staat nicht mehr die Lenkung durch einen Einzigen bedurfte. Der Fortentwickelung der hellenischen Cultur war jene Zeit der Tyrannenherrschaften im Ganzen keineswegs hinderlich, sondern förderte sie vielmehr. Ein junges Herrscherthum bekleidet sich gern mit Glanz und Pracht. Ehrgeiz und höfischer Lebensgenuß riefen die Künste in ihren Dienst. In Griechenland zuerst sah man den König mit dem Dichter gehn. Polykrates hielt den lebensfrohen, anmuthigen Anakreon an seinem Hofe; Periandros, Arions Freund und Rächer (620), hat durch Schutz und Förderung der Künste das Andenken an seine Gewaltthätigkeiten ausgelöscht. Peisistratos schmückte Athen mit manchem edlen Bauwerke und ließ die zerstreuten Gesänge Homers zu zwei kunstvollen Epen ordnen, deren Erhaltung ihm den Dank der gesammten Nachwelt sichert.

Aus demokratischen Bewegungen hervorgegangen, führte die Tyrannis bei ihrem Sturze in der Regel wieder in die Demokratie zurück. Nach dem Grundsatze des milesischen Tyrannen Thrasybulos: daß man immer die höchsten Aehren auf dem Saatfelde ausraufen müsse, um die Alleinherrschaft zu sichern, war das Streben der Gewaltherrscher besonders gegen die Macht der aristokratischen Geschlechter gerichtet. Dagegen traten als Beförderer und Vorfechter aristokratischer Verfassungen die Lakedämonier auf und machten den Tyrannenherrschaften, so weit ihr Arm reichte, in Griechenland ein Ende.

Dieser dorische Staat erlangte, nachdem er die innern Zerwürfnisse am frühesten überwunden und seiner festbegründeten Verfassung wegen stets ohne Gewaltherrschaft geblieben war, in rascher Kraftentwickelung am ehesten einen gewichtigen Einfluß auf die Einrichtungen der übrigen Staaten. Später erhielt er an Athen einen rüstigen, fast übermögenden Nebenbuhler. Wie sich Sparta gleichsam zum Vorort aller dorischen Staaten erhob, so Athen zum Haupte der ionischen. Das gegenseitige Verhältniß dieser beiden ebenso sehr sich gegenseitig ergänzenden als einander widerstrebenden Elemente des Griechenthums bildet die Grundfäden seiner Geschichte. „Von den frühesten Zeiten an — sagt ein geistvoller Geschichtsforscher der neuern Zeit — blieben diese beiden Stämme fortdauernd durch hervorspringende Eigenthümlichkeiten von einander verschieden, welche selbst die allgemein werdende Bildung nicht verwischen konnte. Dem dorischen Stamme war der Charakter des Ernstes aufgedrückt, der sich in seiner volltönenden Sprache, in seinen Gesängen, seinen Tänzen, der Einfachheit seiner Lebensart und in seinen Verfassungen zeigte. Er hängt mit großer Festigkeit an der alten Sitte. Aus ihm gingen großentheils seine Einrichtungen des öffentlichen und des Privatlebens hervor, wie sie durch die Vorschriften seiner Gesetzgeber demnächst bestimmt wur-

*) Als die übrigen jener Sieben werden gewöhnlich Solon, Thales, Bias und Cheilon genannt.

den. Ackerbau, wenn auch meist durch Leibeigene getrieben, war seine herrschende Beschäftigung. Bei ihm galt der Vorzug der Geschlechter und des Alters. Die Regierungen der dorischen Städte waren ursprünglich immer mehr oder weniger die Regierungen reicher und edler Geschlechter; und schon darin lag ein Grund der größeren Festigkeit ihrer Verfassungen. Der gute Rath ward bei der Erfahrung des Alters gesucht; wo der Greis erschien, stand der Jüngling auf. Die Religion war bei den Dorern weniger Gegenstand des Luxus; aber sie blieb bei ihnen desto mehr Gegenstand des Bedürfnisses. Was hätte der Dorer Wichtiges begonnen, ohne das Orakel vorher gefragt zu haben? — Eine viel größere Beweglichkeit und Reizbarkeit zeichnet dagegen den ionischen Stamm aus. Alte Sitte band ihn viel weniger als den Dorer. Er war leicht bereit sie zu verlassen, sobald sein Vergnügen dabei seine Rechnung fand. Schiffahrt und Handel beschäftigten ihn am liebsten. Er wollte genießen und schien immer gleich empfänglich für den verfeinerten Genuß des Geistes und der Sinnlichkeit. Er lebte in seinen Festen; ohne Gesang und Tanz war für ihn keine Freude. Seine weiche Sprache erinnert fast an die Dialecte der Südsee; aber auch bei ihm, so wie bei den dortigen Völkern, bestätigte sich die Bemerkung, daß eine weiche Sprache deshalb keineswegs den Mangel von kriegerischem Muth bezeichnet. In den Verfassungen seiner Staaten wurden erbliche Rechte entweder gar nicht zugelassen, oder doch nicht lange geduldet. Es waren Volksherrschaften, zwar durch manche Einrichtungen beschränkt, aber das Volk gab doch den Ton an. Auf Alles konnte man bei diesen Staaten eher als auf innere Ruhe zählen. Nichts aber war so groß, das sie nicht glaubten erreichen zu können; und eben weil sie es glaubten, haben sie es nicht selten wirklich erreicht."

Am reinsten und schärfsten stellen sich diese beiden Hauptcharaktere des Hellenenthums in den Lakedämoniern und Athenern dar. Die Ersteren fanden an Lykurg (884), die Letzteren an Solon (594) zwei Gesetzgeber, welche durch eine bewußte Feststellung oder Gestaltung dessen, worauf die Grundrichtung jener Volksschaften hinwies, die Gründer ihrer nachmaligen Größe wurden. Der Einfluß dieser beiden Staaten wurde für alle übrigen mehr oder minder maaßgebend, dergestalt, daß seit der Zeit ihrer Erhebung an die Geschichte Spartas und Athens die Geschichte des gesammten Griechenlands sich anknüpft.

Lykurgos.

1. Lykurgos als Reichsverweser und auf Reisen.

In Sparta überstand die monarchische Regierungsform glücklich jene inneren Bewegungen, in Folge deren fast in allen übrigen Staaten Griechenlands die Republik an die Stelle der ersteren trat. Dort ruhte die oberste Gewalt in den Händen zweier gleichzeitiger Könige aus dem Geschlechte der Zwillingsbrüder Eurysthenes und Prokles, oder des Agis und Eurypon, und vielleicht lag gerade in dieser Einrichtung, wodurch die Herrschergewalt gleichsam sich selber das Gegengewicht hielt, die Ursache, welche in Sparta dem Königthume ausdauernden Halt verlieh. Gleichwohl blieb auch dieser Staat nicht von inneren Stürmen und Zerrüttungen frei. Zweierlei Bevölkerung stand einander gegenüber: die eingewanderten Dorier oder Spartiaten als Vollbürger, und die ursprünglichen achäischen Einwohner, Lakedämonier oder Perioiken als Halbbürger. Diesen Letzteren war zufolge der mit den Ersteren geschlossenen Verträge persönliche Freiheit so wie Sicherheit des Eigenthums zugestanden, auch nahmen sie an der Wehrberechtigung der Spartiaten Theil, von denen sie nur der Mangel des Stimmrechts in den Volksversammlungen und die Zinspflichtigkeit unterschied. Aber die herrschsüchtigen Uebergriffe von Seiten der Dorier, so wie anderseits der eifersüchtige Widerstand der achäischen Bevölkerung setzten den Staat vielen Gefahren aus; hartnäckige Aufstände konnten zum Theil nur nach schweren Kämpfen gewaltsam unterdrückt werden, woraus ein dritter Stand, der der rechtlosen Heiloten oder Leibeignen hervorging.

Zu diesen Ursachen bürgerlichen Zwiespalts gesellte sich die schwankende Haltung der Könige in den Kämpfen zwischen dem aristokratischen und demokratischen Elemente, welche erst in der Gesetzgebung des Lykurgos eine Ausgleichung und Beschwichtigung fanden. Der Ahnherr desselben, Eurytion, war der Erste unter Spartas Königen gewesen, welcher dem Volke zu Liebe die streng monarchische Regierung milderte. Dies hatte aber zur Folge gehabt, einmal, daß das Volk in seinen Forderungen übermüthig und frech wurde, sodann, daß sich die nachfolgenden Könige bei der Menge bald durch Zwangsmittel gehässig, bald durch schwächliche Nachsicht verächtlich machten. So gewann denn Unordnung und Gesetzlosigkeit in Sparta auf lange Zeit hin die Oberhand, dergestalt, daß der König Eunomos, der Enkel des Eurytion und des Lykurgos Vater, darüber das Leben verlor, indem er bei einem Volksauflaufe, den er beschwichtigen wollte, mit einem Küchenmesser erstochen ward.

Er hinterließ die Regierung seinem ältesten Sohne Polydektes. Dieser starb jedoch kurz darnach, und nun glaubte Jedermann, sein jüngerer Bruder Lykurgos sei sein Nachfolger, welcher denn auch wirklich als König regierte, so lange es unbekannt war, daß seine Schwägerin, die Wittwe des verstorbenen Königs Polydektes, ein Kind unter ihrem Herzen trage. Sobald aber Lykurgos dies erfuhr, erklärte er den Thron für das Eigenthum dieses Kindes im Falle dasselbe ein Sohn sein werde, und verwaltete die Regierung nunmehr nur noch als Vormund. Inzwischen that ihm die Königin heimlich zu wissen: sie sei bereit, das Kind zu tödten, wenn er ihr verspreche, sie als König zu heirathen. In der Absicht, das Kind sicher zu retten, verbarg Lykurgos den tiefen Abscheu, den er gegen ein solches Erbieten empfand, und ließ die Königin unter dem Scheine der Zustimmung bitten, sie möchte die Tödtung ihres Kindes nur ihm überlassen.

Als nun der Knabe geboren war, ließ die Mutter ihn sofort dem Lykurg überbringen. Dieser saß gerade mit den höchsten Beamten bei Tische; er nahm das Kind auf seine Arme und rief den Anwesenden zu: „Spartiaten, ein König ist uns geboren!“ Darnach legte er es auf den königlichen Stuhl und gab ihm den Namen Charilaos, d. i. Volksfreude, denn alles war voller Freude über einen solchen Erweis von Hochsinn und Gerechtigkeit.

Auch sein übriges Verhalten erwarb dem Lykurgos bei den Bürgern die höchste Achtung, und die Mehrzahl beeiferte sich, seinen Befehlen als Reichsverweser in Allem Folge zu leisten. Aber die Königin und ihr Bruder fühlten sich durch jenen Vorfall schwer beleidigt, und als sie hier und dort nicht undeutlich zu verstehen gaben, Lykurg werde schon eine gelegene Zeit ersehen, wo er den jungen König aus dem Wege räumen und den erledigten Thron in Besitz nehmen könne; so beschloß er durch freiwillige Entfernung sich einem so boshaften Verdachte zu entziehen und so lange außer Landes umherzureisen, bis sein Neffe zum Mann erwachsen wäre und einen Sohn und Thronerben hätte.

Also begab er sich zu Schiff und reiste zunächst nach Kreta. Diese Insel genoß schon von alten Zeiten her in ganz Griechenland den Ruhm der vortrefflichsten Gesetzgebung. Hier hatte Minos im dreizehnten Jahrhundert vor Christo, berühmt auch als der älteste Begründer einer Seemacht, durch welche er seine Herrschaft fast über das ganze griechische Inselmeer und einen Theil des Festlandes

ausdehnte, die Kreter durch weise Gesetze nicht nur zu tapfern Kriegsleuten und geschickten Seefahrern gebildet, sondern auch zu edler Zucht und Sitte erhoben, und durch seine strenge Gerechtigkeit sich ein solches Vertrauen erworben, daß nach seinem Tode die Sage ging: Minos verwalte in der Unterwelt das Richteramt über die Todten.



Von Kreta begab sich Lykurg nach Kleinasien und endlich, wie wenigstens die Aegypter selber behaupteten und einige griechische Geschichtschreiber bestätigen, auch nach Aegypten. Ueberall machte er sich mit der Landesverfassung bekannt und merkte sich, was er an den Gesetzen vortrefflich gefunden hatte, um es dereinst in die Heimath zu verpflanzen. In den beiden erstgenannten Ländern hatte er Gelegenheit, die einfache, strenge Lebensweise der Kreter mit der Pracht und Ueppigkeit der kleinasiatischen Griechen in ihren Wirkungen zu vergleichen, und gab jener unbedenklich den Vorzug. Dagegen traf er bei den Letzteren auf ein Kleinod von unschätzbarem Werthe: die Gedichte des Homer. Er fand sie eben so reich an Lehren der Staatsklugheit und bildend für die Sitten, als unterhaltend und ergötzlich. Er wandte deshalb allen Eifer an, sie zu sammeln und abzuschreiben, um sie auch in Griechenland heimisch zu machen. Denn wiewohl schon zu jenen Zeiten eine dunkle Sage den europäischen Griechen von diesen Gedichten Kunde gegeben hatte, so waren sie doch nur in vereinzelten Bruchstücken, wie sie eben der Zufall verbreitet hatte, bekannt. Lykurgos war der Erste, der das Ganze zur allgemeinen Kenntniß brachte. Dies ist nicht das geringste seiner Verdienste; denn, wie hoch wir auch seine nachmalige Gesetzgebung stellen mögen, so kam sie doch nur Sparta zu gut; durch die Uebersiedelung jener Dichtungen dagegen, an deren Gemeinbesitz alle hellenischen Stämme ihrer nationalen Einheit sich bewußt wurden und eine unerschöpfliche Quelle sittlicher Erhebung und künstlerischer Bildung gewannen, wurde Lykurg ein Wohlthäter des gesammten Griechenlands. Ebenso verdienstlich für die Vereinigung der durch unzählige Staaten und weitverstreute Wohnsitze geschiedenen Hellenen war die Wiederherstellung der olympischen Spiele, zu welcher er dem Könige Iphitos von Elis hülfreich die Hand bot.

2. Grundlagen der lykurgischen Staatsumwandlung.

Zu Lakedämon wurde Lykurgos schmerzlich vermißt und zu wiederholten Malen durch Abgeordnete zur Rückkehr eingeladen, um die wankende Ordnung und Wohlfahrt des Staates durch neue Gesetze zu befestigen und zu sichern. Er kam und gewann bald die Ueberzeugung, daß hier einzelne Gesetze nichts frommen würden, sondern, daß er mit dem kranken Staatskörper eine ganz neue Diät beginnen, d. h. die bestehende Ordnung der Dinge ändern und die Verfassung des Staates völlig umgestalten müsse.

Mit solchen Gedanken erfüllt, wanderte er zunächst nach Delphoi, um das Orakel zu befragen. Er verrichtete sein Opfer und gleich beim Eintritt in die Halle empfing er den berühmten Ausspruch der Pythia, welcher also lautet:

> O Lykurgos, du kommst zu meinem gesegneten Tempel
> Werth und theuer dem Zeus und den sämmtlichen Himmelsbewohnern.
> Soll ich als Gott dich begrüßen, so frag' ich mich, oder als Menschen?
> Ja, ich meine, du bist wohl eher ein Gott, o Lykurgos!

Zugleich erhielt er die Erklärung: Apollon genehmige seine Bitte um gute Gesetze und bewillige ihm eine Verfassung, welche weit besser sein werde, als alle übrigen.

Hierdurch ermuthiget, schritt er zum Werk. Zuerst vertraute er seinen Plan nur seinen Freunden, zog dann immer Mehrere auf seine Seite und suchte die vornehmsten Bürger für sein Unternehmen zu gewinnen. Als nun sein Vorhaben zur Reife gediehen war, so mußten Dreißig der angesehensten Lakedämonier in der Frühe des Morgens bewaffnet auf dem Markte sich einfinden, um die Gegner einzuschüchtern und jeden Widerstand zurückzuschrecken. Der König Charilaos, anfangs der Meinung, daß dieser Anschlag gegen ihn gerichtet sei, flüchtete sich in den Tempel der „Athene vom ehernen Hause"; (denn dieser Tempel ruhete auf ehernen Säulen und war wohl auch mit einem ehernen Dache bedeckt). Als man ihm aber seine Sicherheit durch Eidschwüre feierlich verbürgte, ließ er sich bewegen, diesen Zufluchtsort zu verlassen und unterstützte nun selbst durch sein königliches Ansehn die Bemühungen des Lykurgos für die Umgestaltung des lakedämonischen Staatswesens.

Die erste und wichtigste unter den neuen Einrichtungen des Lykurg war die Einsetzung eines Senates, Gerusia oder Geronia genannt. Dieser bestand aus acht und zwanzig unbescholtenen Männern, die über sechzig Jahre alt waren, und hatte mit den Königen gleiches Stimmrecht. Dies war eine sehr heilsame Anordnung. Denn während bis dahin der Staat unsicher zwischen der unumschränkten Gewalt der Könige und des Volkes hin- und hergeschwankt und sich bald auf die eine, bald auf die andere Seite geneigt hatte; so diente von nun an der Senat, zwischen beide einander bekämpfende Mächte gleichsam in die Mitte gestellt, wie der Ballast in einem Schiffe: er erhielt das Gleichgewicht zwischen beiden Gewalten und gab dem Staatswesen eine ruhige Haltung und Ordnung, indem er sich allemal auf die Seite der Könige stellte, wenn es galt, der Volksherrschaft entgegen zu treten; und hinwiederum den Königen gegenüber die Macht des Volkes verstärkte, damit keine Zwingherrschaft aufkäme. Nur die Könige und die Aeltesten durften in den Versammlungen der Volksgemeinden einen Gesetzvorschlag machen; dagegen stand dem Volke das Recht zu, denselben zu billigen oder zu verwerfen. Späterhin wurden jenen beiden obersten Gewalten noch fünf Ephoren beigesellt, die man aus der Mitte des Volks wählte, als Vertreter desselben und zur Ueberwachung sämmtlicher Staatsbeamten und Bürger.

Die zweite und zugleich die kühnste Verfügung des Lykurg war die Theilung des Grundbesitzes. Die Ungleichheit des Vermögens war nemlich zu jener Zeit in Sparta überaus groß; während der Reichthum in wenige Häuser zusammengeflossen war, fiel eine Menge besitzloser und armer Leute dem Staate zur Last. Daraus erwuchsen denn auf der einen Seite Hoffahrt, Schwelgerei und Ueppigkeit, auf der anderen Neid, Haß sammt allen Gebrechen und Verbrechen der Armuth. Um nun diesen Uebeln mit Einem Male zu steuern, überredete Lykurg seine Mitbürger, das gesammte Grundeigenthum zum Gemeingut zu machen und dann von neuem unter Alle zu vertheilen. In völliger Gleichheit des Vermögens sollten sie fortan mit einander leben, damit sie nur in der Tugend einen Vorzug suchten und in Sparta kein anderer Unterschied gälte als der zwischen Tugend und Laster, Schmach und Ehre.

Diesen Vorschlag setzte er auch richtig ins Werk und vertheilte die Markung von Sparta in neuntausend Loosen unter die Bürger dieser Stadt, die Spartiaten; das übrige Lakonien in dreißigtausend Loosen unter die Bewohner der Landstädte, die sogenannten Perioiken d. h. Umwohner Spartas. Jedes einzelne Loos hatte die Größe, daß es dem Besitzer an Gerste, Wein und Oel als den unentbehrlichen Nahrungsmitteln gerade so viel lieferte, als nöthig war, um sich bei Kraft und Gesundheit zu erhalten.

Als er nun später einmal von einer Reise heimkehrend durch die frischgeschnittenen Felder kam und die aufgeschichteten Getraideschober sah, wie sie gleich und gleich einander gegenüberstanden, sprach er lächelnd zu seinen Begleitern: „Man sollte meinen, ganz Lakonika gehöre vielen Brüdern, welche eben getheilt haben."

Nun war noch, um auch die letzte Ungleichheit des Besitzes zu tilgen, die bewegliche Habe zu theilen. Da aber Lykurgos wohl einsah, daß die Besitzer dieselbe sich nicht so geradezu würden nehmen lassen, so kam er ihnen von einer anderen Seite bei. Zunächst schaffte er alle Gold- und Silbermünzen ab und führte eisernes Geld ein, welchem er bei großer Schwere und Masse einen so geringen Werth bestimmte, daß man, um zehn Minen (noch nicht dritthalbhundert Thaler) im Hause aufzubewahren, ein großes Gemach, und um sie fortzuschaffen, einen zweispännigen Wagen brauchte. Sobald diese neue Münze in Umlauf kam, verschwanden mit Einem Male aus Sparta eine Menge von Verbrechen. Denn wer hätte noch Lust gehabt, durch Diebstahl, Betrug, Raub oder Bestechlichkeit etwas an sich zu bringen, was weder zu verbergen, noch sonst ein wünschenswerther Besitz und in keiner Weise zu gebrauchen war? Denn Lykurg ließ das Eisen glühend in Essig tauchen, wodurch es seiner Härte beraubt und so völlig mürbe wurde, daß es zu keinem andern Gebrauche verarbeitet werden konnte.

Mit den Gold- und Silbermünzen verbannte Lykurg zugleich alle unnützen Künste, ohne daß er sie noch besonders mit Acht und Bann zu belegen brauchte. Denn die eiserne Münze war ohne Werth und ließ sich bei den übrigen Griechen nicht anbringen. Daher konnte man in Sparta keine ausländischen Flitterwaaren kaufen; kein Handelsschiff lief in den lakonischen Häfen ein; kein Lehrer der Beredtsamkeit, kein herumziehender Wahrsager, kein Gold- und Silberschmuckarbeiter betrat das von Geld entblößte Land. So mußte der Luxus von selbst absterben. Der Reichthum gewährte keinen Vorzug mehr, denn er hatte keinen Weg, sich öffentlich zu zeigen, sondern mußte wie ein todtes Kapital im Hause verschlossen liegen bleiben, und die einheimischen Künstler verwendeten nun ihre ganze Geschicklichkeit statt auf unnütze Arbeiten, die jetzt keinen Absatz mehr fanden, auf das Nothwendige und Zweckmäßige; daher denn die gewöhnlichen und unentbehrlichen Hausgeräthe, als Betten, Stühle, Tische, Becher und dergleichen in Sparta auf das beste gefertigt wurden.

Um nun die Ueppigkeit noch wirksamer zu bekämpfen und dem Reichthume seinen verführerischen Glanz vollends zu nehmen, führte Lykurg die gemeinschaftlichen Mahle ein. Diesem Gesetz zufolge versammelten sich alle Spartaner täglich zum gemeinschaftlichen Genuß ein und derselben vorgeschriebenen Speisen. Jede Tischgesellschaft bestand gewöhnlich aus funfzehn Personen und jeder Tischgenoß lieferte dazu einen bestimmten monatlichen Beitrag an Gerstenmehl, Wein, Käse, Feigen und etwas Weniges an Geld zum Ankaufe der Zukost. Außerdem schickte der,

welcher opferte, eine Erstlingsgabe, und wer ein Wild erlegt hatte, einen Theil seiner Beute. Vor allen anderen Speisen war die sogenannte schwarze Suppe beliebt, ein Gemisch von Schweinefleischbrühe, Blut, Essig und Salz. Zu diesen Mahlzeiten der Erwachsenen fanden sich oft auch die Knaben in den Speisesälen ein; man führte sie hieher als in Schulen der Weisheit, wo sie Gespräche über öffentliche Angelegenheiten hörten, Vorbilder eines würdigen Benehmens vor Augen hatten und sowohl ohne Rohheit scherzen als auch von Andern Scherz ertragen lernten. Denn auch dies rechnete man zu den vorzüglichen Eigenschaften eines Lakedämoniers, Scherz zu verstehen. Wem es übrigens wehe that, der durfte nur bitten, daß man aufhöre, und sogleich geschah es. Auch übte man dabei zugleich in der männlichen Tugend der Verschwiegenheit; beim Eintritte eines Jeden deutete der Aelteste auf die Thür, indem er sagte: „Durch diese geht kein Wort hinaus!“

Wenn man nun gegessen und zuletzt mäßig getrunken hatte, ging man ohne Fackel nach Hause; denn es war nicht erlaubt, bei irgend einem Gange sich einer Leuchte zu bedienen, damit man in Nacht und Dunkel herzhaft und unerschrocken seinen Weg gehen lerne.

Auf dieses gemeinschaftliche Speisen wurde streng gehalten. Keiner, selbst nicht der König, durfte zu Hause für sich speisen, um sich etwa, ungesehn von den Nachbarn, auf ein kostbares Polster, an einen prächtigen Tisch und vor ein leckeres Mahl zu legen. Durch dieses Verbot war nun aller Gebrauch eines prächtigen Tischgeräthes, ja selbst der Anblick und das zur Schau Stellen desselben unmöglich, da der Reiche mit dem Armen zu Einem Tische ging. Diese Gemeinschaft und Einfachheit der Mahlzeiten machte zu Sparta, wie ein geistreicher Schriftsteller sich ausdrückt, „den Reichthum arm und unwerth.“

Es ist begreiflich, daß diese Anordnungen den Unwillen der Reichen gegen Lykurg erregten. Sie stießen Schmähworte gegen ihn aus, veranlaßten Zusammenrottungen und ließen ihn in aller Weise ihre Erbitterungen merken. Zuletzt warf man gar mit Steinen nach ihm, so daß er sich einst genöthigt sah, den Marktplatz eilend zu verlassen und nach einem Tempel zu flüchten. Schon hatte er den Vorsprung vor seinen Verfolgern gewonnen, als Alkandros, ein Jüngling von zwar nicht bösartiger, aber leidenschaftlicher Gemüthsart, ihn erreichte und ihm, als er sich eben umwendete, mit dem Stocke ein Auge ausschlug. Lykurg blieb stehen und zeigte den Bürgern, ohne einen Ausdruck des Schmerzes sein blutiges Gesicht und das zerstörte Auge. Schaam und Reue ergriff sie bei diesem Anblicke und tilgte ihren Zorn, sie überlieferten ihm den Alkandros und begleiteten ihn unter lebhaften Aeußerungen ihrer Theilnahme nach Hause. Lykurg bezeigte sich mit dieser Sühne zufrieden; er entließ die Menge und nahm den Räuber seines Auges mit sich in sein Haus. Zerknirscht und erbangend stand der Jüngling vor dem Verletzten. Dieser aber fügte ihm weder in That noch Wort ein Leid zu, sondern entfernte nur diejenigen, welche ihm die gewöhnlichen Dienste leisteten, und befahl dagegen Jenem, deren Stelle zu vertreten. Alkandros, dem es nicht an natürlicher Gutmüthigkeit fehlte, vollzog mit schweigendem Gehorsam die Befehle seines Herrn und lernte als ein täglicher Zeuge seines Wandels die Sanftmuth und Gelassenheit, die strenge Lebensart und rastlose Thätigkeit dieses großen Mannes dermaßen kennen und verehren, daß er sich unwiderstehlich zu ihm hingezogen fühlte und allen seinen Bekannten die Versicherung gab, Lykurg sei weder hart noch eigensinnig, sondern so mild und leutselig wie kein anderer Mensch auf Erden. Dies also war die Strafe, die Alkandros zu erleiden hatte, und dies die Genugthuung, die er dem Lykurgos leistete, daß er aus einem ungesitteten und anmaßenden Jünglinge ein wohlgesitteter und tugendsamer Mann wurde.

3. Von der Erziehung der Spartiaten.

Lykurg hat kein geschriebenes Gesetz gegeben, wie auch Sokrates und jener größeste Erzieher der Menschheit eine Niederzeichnung ihrer Lehren unterlassen haben. Lykurg war überzeugt, daß diejenigen Anordnungen, auf denen die öffentliche Tugend und Wohlfahrt beruhen, nur dann sicheren Bestand haben, wenn sie in die Sitten und die ganze Denk- und Lebensweise der Bürger übergegangen sind und an dem freien Willen eine Stütze haben, welche stärker ist, als aller äußerlicher Zwang; und dies müsse die Erziehung bewirken, indem sie Jeden so bilde, daß er sich selber ein Gesetzgeber sei. Hinwiederum mochte er die minder wichtigen Verordnungen, nemlich über den Handel und Verkehr, nicht durch schriftliche Abfassung zu unabänderlichen Satzungen erheben, sondern es der Zeit überlassen, was sie je nach den Umständen oder der Erfahrung davon oder dazuthun wolle. So knüpfte er denn seine ganze Gesetzgebung an die Erziehung und Bildung der Jugend.

Der Staat sollte nur aus gesunden und kräftigen Bürgern bestehen. Sobald daher ein Kind geboren war, wurde es vor die Aeltesten gebracht, welche es genau besichtigten. Fanden sie es stark und gut gebaut, so befahlen sie dasselbe aufzuziehen und wiesen ihm Eins von den neuntausend Loosen an; war es aber schwach und mißgestaltet, so ließen sie es in einen tiefen Schlund des bei Sparta gelegenen Gebirges Taygetos werfen, weil ja das Leben eines schwachen und gebrechlichen Menschen weder ihm noch dem Vaterlande frommen könne. Die Lakedämonischen Ammen warteten der Kinder mit vieler Kunst und Sorgfalt und waren um dieser Vorzüge willen auch im Auslande gesucht. Sie zogen ihre Pfleglinge ohne Windeln auf und ließen ihre Glieder sich frei entwickeln; sorgten dafür, daß sie keine Kostverächter würden und litten an ihnen weder launenhafte Unart und kindisches Weinen, noch Furchtsamkeit im Finstern und in der Einsamkeit.

Sobald die Knaben das siebente Jahr erreicht hatten, entzog sie der Staat der elterlichen Erziehung und nahm sie unter seine eigene Aufsicht, denn man hielt die Kinder für ein Gemeingut des Vaterlandes. Von nun an ließ man sie beständig zusammenleben, mit einander essen, spielen und lernen. Lesen und schreiben lernten sie nur zur Nothdurft: Gehorsam gegen die Obern, Ausdauer unter den Mühseligkeiten, Sieg im Kampfe, dies waren die ersten und letzten Zwecke der Erziehung. Darum hielt man sie auch mit den Jahren immer strenger; man ließ sie jederzeit in leichter Kleidung und barfuß gehen, nackend spielen, Hunger, Durst, Hitze, Frost und allerlei Anstrengung er-

tragen. Die Streu, auf welcher sie schliefen, mußten sie sich selber zusammentragen und das Schilf dazu, welches am Flusse Eurotas wuchs, ohne Messer mit der bloßen Hand knicken. Selbst die Mädchen härtete man durch Wettlauf und Ringen ab, wie durch Schleudern der Wurfscheiben und Spieße; denn solchergestalt wurden sie durch Muth der Seele und Stärke des Leibes der spartischen Männer werth. Ein Geschlecht wirkte auf das andere. Bei ihren öffentlichen Spielen und Tänzen priesen die Jungfrauen bisweilen in ihren Liedern die Thaten der würdigsten Jünglinge oder ließen sich über Diesen und Jenen, der sich irgend wie vergangen hatte, in treffendem Spott aus und reizten so die Einen durch Lob, die Andern durch Beschämung zu Ehrbegier und zum Wetteifer in der Tugend.

Nicht bloß zur Tapferkeit und Stärke erzog man die Knaben, sondern auch zur List und Verschlagenheit, damit es ihnen an keiner der zum Krieg erforderlichen Tugenden fehle. Man gab ihnen nur sehr karge Kost, damit sie schon durch das Bedürfniß ihres Magens genöthigt würden, durch schlauen Diebstahl das Fehlende zu ersetzen. Sie schlichen sich zu diesem Zwecke häufig in die Speisesäle, oder stiegen in die Obst- und Gemüsegärten. Wurde Einer darüber ertappt, so mußte er es durch Schläge oder Hunger büßen, nicht weil er gestohlen, sondern weil er so ungeschickt gestohlen hatte. Darum hüteten sich die Knaben bei ihren Diebstählen angelegentlichst vor Entdeckung. So ließ sich einst Einer von einem Fuchse, den er gestohlen und unter dem Mantel verborgen hielt, den Leib mit den Krallen und Zähnen aufreißen, ohne sich durch irgend ein Zeichen zu verrathen, bis er plötzlich todt zur Erde sank. Und eine solche fast unglaubliche Seelenstärke in der Ertragung der Schmerzen war unter den Spartiaten nichts Ungewöhnliches; man sah öfter bei den jährlichen Geißelungen der Jünglinge am Altare der Artemis solche junge Tapfere unter den Streichen sterben, ohne daß sie auch nur einen Klagelaut von sich gegeben hätten.

Die Knaben wählten sich selber rottenweise aus der Zahl der zwanzigjährigen Jünglinge die tapfersten und verständigsten zu Vorstehern oder Eirenen. Ein solcher Eiren führte seine Rotte in ihren Kämpfen an; ordnete daheim ihre Dienste und belegte die Trägen und Ungeschickten oder Widerspenstigen mit Strafen. Dies Letztere that er oft in Gegenwart der Eltern und der Obern, um dieselben sehen zu lassen, ob er bei seinen Strafen gerecht und vernünftig verfahre. Während er die Strafen vollzog, wurden keine Einwendungen gemacht; erst wenn die Knaben abgetreten waren, zog man ihn zur Verantwortung, wenn er mit zu großer Strenge oder Milde verfahren war.

Nach der Mahlzeit befahl der Eiren etwa dem einen Knaben zu singen, oder dem andern eine Frage zu beantworten, welche Verstand und Nachdenken forderte, z. B.: Wer ein vorzüglicher Mann sei? oder: welcher Werth der Handlung dieses oder jenes Menschen beizulegen sei? Hierdurch gewöhnten sie sich schon frühe, das Schöne und Edle zu erkennen und das Benehmen ihrer Mitbürger mit aufmerksamen Augen zu beobachten. Wer ohne Nachdenken antwortete, wurde vom Eirenen in den Daumen gebissen. Ueberhaupt lehrte man die Knaben ihre Rede mit dem Salz eines beißenden und doch anmuthigen Witzes würzen und mit Wenigem Viel sagen. Darum läßt sich das, was der König Agis einem Athener zur Antwort gab, als derselbe über die Kürze der lakonischen Schwerter spottete: — „aber wir wissen mit diesen kurzen Schwertern wohl zu treffen!" — auch auf die lakonische Rede anwenden: sie ist kurz und treffend. Man mißbilligte alle Weitschweifigkeit im Reden und selbst im Scherzreden gewöhnte man sich nichts Unnützes zu sagen und kein Wort von sich hören zu lassen, das nicht einen der Aufmerksamkeit werthen Gedanken enthielt. Hiervon einige Beispiele:

Charilaos, der im Anfang dieser Geschichte erwähnte Neffe Lykurgs, wurde einst gefragt: warum sein Oheim so wenig Gesetze gegeben hätte? „Die nicht viele Worte brauchen", sagte er, „brauchen auch nicht viele Gesetze."

Als ein schlechter Mensch den Demarat mit unnützen Fragen belästigte und wiederholt von ihm zu erfahren begehrte, wer der beste Spartiat sei, gab ihm Dieser endlich zur Antwort: „Der Dir am wenigsten ähnlich ist."

Ein athenischer Redner nannte die Lakedämonier unwissende Menschen. „Du hast recht", entgegnete Pleistonax, „denn wir allein unter den Griechen haben nichts Böses von euch gelernt."

Ein Anderer, den man einlud, einen Menschen zu hören, der den Gesang der Nachtigall nachahme, antwortete: „Ich habe sie selbst gehört."

Einem Fremden, der zum Beweise seiner Vorliebe für Sparta versicherte, daß er in seinem Vaterlande „Lakonierfreund" genannt werde, erwiederte Theopompos: „Vaterlandsfreund, o Fremdling, wäre schöner."

Mit derselben Sorgfalt, mit welcher man die Knaben zur Einfachheit und Reinheit des Ausdrucks anleitete, lehrte man sie auch Lieder und Gesänge, welche geeignet waren, Muth und Begeisterung zu erregen und den Thatendrang zu erwecken; indem sie theils den Ruhm und das Glück der für das Vaterland Gefallenen, theils die Schmach und das Elend der Feigen schilderten. Freude an der Tapferkeit und männlichen Tugend durchathmete auch ihre Festgesänge. Auch hiervon möge ein kleines, aber sprechendes Beispiel folgen. Bei ihren Festen bildeten die Greise, die Männer und die Knaben drei Chöre. Zuerst begann der Chor der Alten:

»Wir waren Männer vormals, voller Muth und Kraft.«

Darauf antwortete der Chor der Männer:

»Wir aber sind es! wenn Du willst, komm' an, versuchs!«

Dann fiel der Chor der Knaben ein:

»Wir werden einst es sein, und noch viel tapferer.«

Hieraus wird man denn auch leicht begreifen, warum vor jedem Treffen der spartische König den Musen ein Opfer darbrachte. Es sollte dies in den Kriegern die Erinnerung an jene Dichtersprüche wieder lebendig machen und sie zu Thaten begeistern, die des Nachruhms im Liede würdig wären. So wurde bei diesem kriegerischen Volke selbst die sanfte Gottheit der Weisheit und der Dichtkunst zu einer gewaltigen Kriegsgöttin.

Im Kriege gestattete man den jungen Leuten eine freiere Lebensweise: Schmuck der Kleider und der Waffen und minder mühsame Leibesübungen, so daß unter allen Menschen allein für die Spartiaten der Krieg eine Erholung von den Vorübungen des Krieges war. Vor der Schlacht salbten und ordneten sie sich das Haar und bekränzten sich, wie zu einem festlichen Tage. Die Flöten-

bläser begannen den Marsch des Kastor, und der König stimmte selbst ein Lied zum Angriff an. Es war ein erhabenes und zugleich furchtbares Schauspiel, wenn sie so im Tacte nach der Flöte heranzogen, nirgends in der Heersäule eine Lücke entstand und keine Bewegung von Furcht sich verrieth, sondern Alle gefaßt und heiter unter Gesang und Spiel der Gefahr entgegengingen. Der König war beim Angriff stets von einem Manne begleitet, der in einem der großen Kampfspiele der Griechen den Siegeskranz errungen hatte. Dies war der Ehrenposten des Tapfersten. War der Feind geschlagen, so verfolgte man ihn nur so lange, bis man sich durch seine völlige Flucht des Sieges versichert hatte, nicht weiter; denn die Spartaner hielten es weder für edel noch eines Hellenen würdig, ein Gemetzel unter denen anzurichten, welche sich für besiegt erkennen und das Feld räumen.

4. Von der Lebensweise der Freien und Sclaven.

Die strenge Zucht der Sitten erstreckte sich auch auf die Erwachsenen. Keiner durfte nach eigenem Gutdünken leben; sondern in all' ihrem Thun und Lassen mußten sie den Grundsatz befolgen, daß sie nicht sich selbst, sondern dem Vaterlande angehörten. Hatten sie keinen anderen Auftrag für das gemeine Beste, so nahmen sie die Knaben in Aufsicht, oder gingen selbst bei den Aelteren in die Lehre. Zu Beidem genossen sie der reichsten Muße, da ihnen jedes Handwerk untersagt war, und die Bebauung des Landes von den Heilotensclaven besorgt wurde. Arbeit und Gelderwerb stand bei ihnen als eine sclavische Beschäftigung in Verachtung. Als daher ein Spartiat, der sich an einem Gerichtstage gerade in Athen befand, erfuhr, daß man einen Bürger als Müßiggänger zur Strafe gezogen hatte und daß er eben jetzt voll Betrübniß in Begleitung seiner Freunde, die den Schmerz über sein Unglück mit ihm theilten, nach Hause gehe; war er sehr verwundert und bat die Umstehenden, man möchte ihm doch den Mann zeigen, der bestraft worden sei, weil er als ein Freier lebe.

Tänze, Festlichkeiten, Gastmahle, Jagd, Leibesübungen und Gespräche an den öffentlichen Versammlungsörtern, den sogenannten Leschen, füllten während des Friedens die ganze Zeit aus. Denn nach Lykurgs Absicht sollte zu Sparta bei aller Strenge der Lebensart doch ein heiteres Leben walten, wie er denn selber keineswegs ein Mann von finsterer Gemüthsart war, sondern den Scherz als Würze des Lebens liebte. Diese Gesinnung that er einst in recht anmuthiger Weise kund, indem er dem Lachen eine kleine Bildsäule weihete.

Um so trauriger war der Zustand der Heiloten. Er ist es, um dessen willen Platon und Andere die Behauptung aufgestellt haben, daß die lykurgischen Gesetze wohl geeignet wären, tapfere, nicht aber gerechte Männer zu bilden. Die Behandlung jener Unglücklichen war durchweg hart und grausam. Man zwang sie bisweilen sich in ungemischtem*) Weine zu betrinken und führte sie dann in die Speisesäle, um den jungen Leuten ein abschreckendes Bild der Trunkenheit zu geben. Auch hielt man sie zu unanständigen und lächerlichen Gesängen und Tänzen an, während die Gesänge und Tänze der Freien ihnen untersagt blieben, so daß man mit Recht gesagt hat: in Lakedämon sei der Freie in der höchsten Bedeutung frei, der Sclave im strengsten Sinne Sclave. Der unmenschlichste unter den spartanischen Gebräuchen war der sogenannte heimliche Krieg (Krypteia). Von Zeit zu Zeit nemlich schickte man die Verschlagensten unter den Jünglingen auf das Land hinaus, den Einen da, den Andern dorthin, nur mit einem Dolche versehn und dem nöthigen Mundvorrath. Diese hielten sich am Tage in Schlupfwinkeln verborgen; bei Nacht aber kamen sie auf die Straßen hervor und erschlugen jeden Heiloten, der ihnen in die Hände fiel. Dies geschah, damit ihre Zahl nicht zu groß und dem Staate gefährlich würde. Aber ich glaube, daß diese Grausamkeiten erst später bei den Spartiaten aufgekommen sind, seitdem die Heiloten durch Empörung und Bündniß mit den feindlichen Nachbarn den Staat an den Rand des Verderbens gebracht hatten: denn bei der sonstigen Milde und Gerechtigkeit des Lykurg läßt sich eine solche Abscheulichkeit, wie der heimliche Krieg, ihm nimmermehr aufbürden.

5. Lykurgos Ende.

Als nun die Gesetze Lykurgs in den Sitten und Gewohnheiten Wurzel geschlagen hatten und die Verfassung genugsam erstarkt war, um sich selbst zu tragen und durch sich selbst erhalten zu können; fand er sich reichlich durch das Gefühl belohnt, welches nach einem Ausspruche Platons auch Gott empfand, als die Welt von ihm geschaffen war und sich zum ersten Schwunge bewegte: er freute sich der Schönheit und der Größe seiner Schöpfung. Mit Recht gab er sich daher dem Wunsche hin, seine Gesetzgebung unsterblich und unwandelbar, soweit dies menschlicher Vorschrift möglich wäre, auf die Nachwelt zu bringen. Zu diesem Zwecke berief er eine allgemeine Versammlung und erklärte derselben, er gedenke nach Delphoi zu gehn, um den Gott zu befragen, und nahm den Königen und Aeltesten, sodann auch allen Bürgern den Eid ab, daß sie bei der eingeführten Verfassung treulich beharren wollten, bis er zurückgekehrt wäre. So reiste er nach Delphoi, brachte sein Opfer dar und fragte, ob seine Gesetze gut und geeignet wären, Sparta glücklich und tugendhaft zu machen? Und als dies der Gott ihm bejaht hatte, schrieb er diesen Ausspruch nieder und schickte ihn nach Sparta. Dann aber nahm er Abschied von seinen Freunden und seinem Sohne und machte seinem verdienstvollen Leben durch Enthaltung von Speise freiwillig ein Ende, damit seine Mitbürger, indem er nicht wieder heimkehrte, ihres Eides nie entbunden würden. Und fünfhundert Jahre lang, so lange Sparta bei Lykurgs Gesetzen verharrete, blieb es an Ruhm und wohlgeordneter Verfassung die erste Stadt in Griechenland.

---

*) Wein zu trinken, den man nicht mit Wasser gemischt hatte, galt bei den Griechen für unsittig und barbarisch.

Der erste messenische Krieg.

---

1. Ursachen und Veranlassungen.

Lykurg hatte in seiner Gesetzgebung Alles vereinigt, was die Lakedämonier zu einem kriegerischen und tapfern Volke bilden mußte. Er wollte Sparta unüberwindlich machen, um die Selbstständigkeit desselben für immer zu sichern. Aber seine Mittel wirkten über ihren Zweck hinaus; was nur die Freiheit der Spartiaten Andern gegenüber erhalten sollte, wurde der Freiheit Anderer verderblich. Im Gefühle der Tapferkeit erwachte der Eroberungsgeist. Die Kraft der Spartiaten bedurfte eines Gegners, an dem sie sich messen könnte. Bei der Einförmigkeit ihrer Lebensart, ohne den seelenvollen Genuß der Künste, ohne die Befriedigung, welche nur das ungehemmte Streben nach geistiger Bildung der vernünftigen Natur gewähren kann, suchte der Thatendrang um so heißhungriger nach einem Ziel; und welches andere hätte dies sein können als der Krieg, da in Sparta Alles auch im tiefsten Frieden nur auf Krieg hinwies? Zudem mußte ein so entsagungsvolles Dasein, wie die lykurgische Gesetzgebung dem Lakedämonier auferlegte, noch einen andern mächtigen Trieb in ihm nähren: die Herrschgier. Verurtheilt zu strenger Enthaltsamkeit, die nur an der Ueberwindung von Müh' und Schmerzen und der Gleichgültigkeit gegen die Güter des Lebens ihre Freude haben sollte, konnte der Spartiat wohl mit Stolz aber nicht ohne Neid auf seine Nachbarn sehn, und für Alles, was ihm allein versagt war, konnte ihm nur noch die Herrschaft über die Glücklicheren eine Entschädigung bieten. Und er hat sie auch nur darin gefunden.

Das erste Opfer dieses gewaltthätigen Herrschertriebes Lakedämons waren die Messenier, das unglücklichste aller griechischen Völker, das durch ein unerbittliches Geschick schon in einem Zeitalter sich aus der Reihe selbstständiger Staaten verstoßen fand, in welchem die übrigen erst anfingen, unter dem Schirme freier Verfassungen zu voller Kraft und Blüthe sich zu erheben. Ehe wir an die Erzählung dieser denkwürdigen Kämpfe gehen, müssen wir daran erinnern, daß wir hier noch weniger als in den Mittheilungen über das Leben Lykurgs auf dem sicheren Boden verbürgter Geschichte stehen. Der griechische Geograph Pausanias, dem wir das Nachfolgende verdanken, gehört erst dem zweiten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung an. Die Quellen, aus denen er die Darstellung der messenischen Kriege schöpfte, waren nicht sowohl Schriften älterer Geschichtsschreiber, als vielmehr Sagen und Dichtungen, in denen der Ruhm der Unterlegenen fortlebte. Es ist ein schöner, schwermüthig ergreifender Nachhall der Heroenzeit, eine Heldendichtung voller Abenteuer wie die Odyssee, und wie die Iliade erfüllt von Wunderthaten unermüdlicher Manneskraft, von Weissagungen und Orakeln, von Hülfen und Hindernissen günstiger oder ungünstiger Götter, bis ein über Götter und Menschen allmächtig waltendes Schicksal seinen Spruch erfüllt.

Die erste Veranlassung der messenischen Kriege liegt in Dunkelheit. Erzählt wird sie also. An den Grenzen Messeniens stand ein Tempel der Artemis, an welchem unter den Doriern nur die Messenier und Lakedämonier Antheil hatten. Die Letzteren sagen nun, daß Männer aus Messenien lakedämonischen Jungfrauen, die zum Opferfest dorthin gekommen wären, Gewalt angethan und ihren König Teleklos, der Diesem zu wehren suchte, erschlagen hätten. Die Messenier dagegen behaupten, jene angeblichen Jungfrauen wären unbärtige Jünglinge von Sparta gewesen, welche in Frauenkleider gehüllt und mit Dolchen bewaffnet, zum Tempel gekommen wären, um die angesehensten Messenier, welche sich dort eingefunden hatten, meuchelmörderisch zu überfallen. Diese aber hätten sich zur Wehr gesetzt und sowohl die Jünglinge als auch den König Teleklos, den Anstifter dieses Ueberfalls, erschlagen; und da der König nicht ohne Vorwissen des lakedämonischen Volkes diesen Anschlag gefaßt hätte, so hätte dasselbe, des Unrechts sich bewußt, keine Genugthuung wegen der Ermordung des Teleklos von ihnen gefordert. So wird es von beiden Seiten erzählt; glaube nun Jeder, was er will, je nachdem er für dieses oder jenes Volk Parthei nimmt.

Doch erst ein Menschenalter später kam der gegenseitige Haß zwischen den Lakedämoniern und Messeniern zum völligen Ausbruch. Die Veranlassung dazu gab folgender Vorfall. Ein messenischer Mann vornehmen Standes, Polychares mit Namen, besaß viele Rinder, aber nicht so viel eigenes Land, daß sein Vieh hinlängliche Weide gehabt hätte. Er übergab es daher dem Spartaner Euäphnos unter der Bedingung, daß er es auf seinen Triften weiden und dafür einen Theil der Nutzung von dem Vieh haben sollte. Dieser Euäphnos war ein Mensch, welcher ungerechten Gewinn höher achtete, als Treue und Ehrlichkeit, aber durch glatte Worte sich einzuschmeicheln wußte. Er verkaufte die Rinder des Polychares an Kauf-

leute, die in Lakonien gelandet waren, und ging darauf selber zu Polychares mit der Nachricht, Seeräuber wären an's Land gestiegen und hätten Rinder und Hirten mit sich fort geführt. Allein während er noch dem Messenier diese Geschichte einzureden suchte, trat eben der Hirten Einer, welcher den Kaufleuten wieder entlaufen war, herein und strafte den Euäphnos in Gegenwart des Polychares Lügen. Ueberführt und außer Stande, seinen schändlichen Betrug abzuleugnen, bat er jetzt den Messenier inständigst um Vergebung, denn unter Anderen, was in der Natur des Menschen liege und ihn zur Ungerechtigkeit nöthige, habe ja die Gewinnsucht eine unwiderstehliche Gewalt. Auch erbot er sich die Summe, welche er von den Kaufleuten für die Rinder erhalten hatte, dem Polychares einzuhändigen und bat den Sohn desselben ihm zu folgen, um sie in Empfang zu nehmen. Als sie nun auf dem Wege waren und das lakonische Gebiet betreten hatten, wagte Euäphnos eine That, welche noch ruchloser war, als die erste, und erschlug den Sohn des Polychares. Als der unglückliche Vater dies erfuhr, ging er nach Lakedämon und verklagte den Mörder vor den Königen und Ephoren. Aber er fand dort keine Genugthuung, wie oft er auch die Obrigkeit darum anging und durch lautes Weinen und Klagen ihnen lästig wurde. Darüber gerieth der Mann endlich außer sich, und hingerissen von Zorn und Rachedurst, mordete er, das eigene Leben mißachtend, jeden Lakedämonier, der ihm in die Hände fiel.

Eine Gesandtschaft der Lakedämonier verlangte von den Messeniern die Auslieferung des Polychares. Diese dagegen verlangten in Folge eines Volksbeschlusses, daß man die Entscheidung dem Ausspruche des Bundesgerichts bei den Argeiern, ihren beiderseitigen Stammverwandten (denn auch diese waren Dorier) übertragen sollte. Die Lakedämonier gaben denen, die dieses Schreiben überbrachten, keine Antwort; auch schickten sie weder einen Herold, um den Messeniern Krieg anzukündigen, noch sagten sie ihnen vorher die Freundschaft auf; sondern in aller Stille rüsteten sie sich und verpflichteten sich durch einen Eidschwur, nicht eher die Waffen niederzulegen, als bis sie das messenische Land erobert und in Besitz genommen hätten.

2. Euphaës und Aristodemos.

Unter Anführung des Königs Alkamenes, des Sohns des Teleklos, zogen sie hierauf bei Nacht aus und bemächtigten sich der messenischen Grenzstadt Ampheia. Dies geschah im zweiten Jahre der neunten Olympiade, in welcher der Messenier Xenodokos den Preis im Wettlaufe davontrug, 742 Jahre vor Christi Geburt. Auf diese Nachricht berief der König Euphaës eine Volksversammlung der Messenier nach Stenykleros und ermahnte sie, sich durch den Verlust dieser Einen Stadt nicht schrecken zu lassen, als sei damit schon über den ganzen Krieg entschieden. Zwar hätten die Feinde eine mehrjährige Uebung in dem, was zum Kriege gehörte; sie aber drängte die Nothwendigkeit, die stärkere Bundesgenossin, zu mannhafter Gegenwehr; auch würden ihnen die Götter günstiger sein, da sie für den eigenen Herd kämpften und nicht einen ungerechten Eroberungskrieg begonnen hätten. Von nun an hielt Euphaës die Messenier unter den Waffen und nöthigte die Unkundigen sich im Kriegsdienste unterweisen zu lassen, die Kundigen aber sich noch sorgfältiger als zuvor darin zu üben. Im vierten Jahre nach der Eroberung Ampheias durfte er seine Messenier für befähigt halten, nicht blos hinter Mauern und Wällen, sondern auch im offnen Felde dem kriegegeübten Feinde zu begegnen. An der sogenannten „Schlucht“ stießen die beiden Heere zum ersten Male auf einander. Dieses Treffen kam an heldenmüthigen Thaten der Einen wie der Andern einer homerischen Feldschlacht gleich und nur die Nacht war vermögend, die wuthentbrannten Streiter zu trennen.

Aber bald nach diesem Treffen nahmen die messenischen Angelegenheiten eine üble Wendung. Der andauernde Aufwand hatte sie erschöpft, eine ausbrechende Seuche versetzte sie in Unruhe, ihre Sclaven liefen zu den Lakedämoniern über, sie sahen sich nicht mehr im Stande, ihre Städte mit hinreichender Mannschaft zu besetzen. Aus diesem Grunde beschlossen sie alle Städte des Binnenlandes zu verlassen und ihre Wohnungen auf dem Berge Ithome anzulegen. Von hieraus befragten sie das Orakel zu Delphoi über ihre Zukunft und erhielten die Antwort: „Weihet eine reine Jungfrau aus dem Geschlechte des Aepytos, durch das Loos erwählt, den Göttern der Unterwelt und opfert sie bei Nacht, so werdet ihr Ithome erretten.“

Da der pythische Gott diesen Ausspruch gethan, so looften sogleich alle Jungfrauen aus dem Königsgeschlechte der Aepytiden. Das Loos traf des Lykiskos Tochter; dieser aber entzog sein Kind der Opferung durch die Flucht nach Lakedämon. Da bot den entmuthigten Messeniern der Aepytide Aristodemos seine Tochter freiwillig zum Opfer dar. Das Volk schauderte vor einem so furchtbaren Erbieten der Vaterlandsliebe, und ein junger Messenier erhob dagegen den heftigsten Widerspruch: Aristodemos habe ihm die Jungfrau verlobt, und habe kein Recht mehr, über ihr Leben zu verfügen. „Ich will dir zeigen, du Unverschämter!“ rief Aristodemos im höchsten Zorn, „daß dieses Recht mir zusteht!“ ergriff ein Messer und tödtete seine Tochter auf der Stelle. Da trat der Seher Epebolos hervor und erklärte: der Tod dieser Jungfrau helfe zu Nichts, sie sei vom Vater im Zorne gemordet, nicht aber den Göttern geopfert worden. Auf diese Worte fiel das versammelte Volk wüthend über den Bräutigam des Mädchens her, um ihn zu tödten, da er den Aristodemos vergebens mit dem Blute seiner Tochter befleckt und ihnen die Hoffnung der Rettung zweifelhaft gemacht habe. Der König Euphaës aber beschwichtigte die erzürnte Menge durch die Versicherung, daß der Befehl des Orakels durch den Tod der Jungfrau vollzogen sei, worauf die Messenier, den Worten ihres Königs vertrauend, aus der Versammlung gingen, um durch Opfer und Festfeier die Götter zu versöhnen.

Euphaës fand im nächsten Treffen seinen Tod, und da er keine Kinder hinterließ, so mußte sein Nachfolger vom Volke gewählt werden. Unter allen Bewerbern um die Krone gab man dem Aristodemos den Vorzug. Vergebens warnten die Seher, daß man nicht einem mit Fluch beladenen und mordbefleckten Manne die Königswürde übertragen solle; die Wahl fiel auf ihn und die Gerech-

tigkeit, mit welcher er das Recht verwaltete, wie auch die Kühnheit und Umsicht seiner Kriegsführung schienen diese Wahl zu rechtfertigen. Aber im Anfange des siebenten Jahres seiner Regierung geschahen grauenvolle Zeichen, welche das nahe Ende der messenischen Freiheit verkündeten. Als Aristodemos dem Zeus Ithomatas opfern wollte, stießen die Widder, welche zum Schlachtopfer bestimmt waren, von freien Stücken mit solcher Gewalt die Hörner in den Altar, daß sie von dem Stoße starben. Die Hunde liefen an Einem Orte zusammen, heulten die ganze Nacht hindurch und gingen endlich in Haufen zu dem Heere der Lakedämonier über; es war, als ob diese sonst so getreuen Gefährten des Menschen das letzte Schicksal ihrer Herren nicht theilen wollten. Und über dies alles erschütterte den König ein Traumgesicht. Es träumte ihm nemlich, er wollte zum Treffen ausziehen und stände in voller Rüstung, und vor ihm lägen die Eingeweide der Opferthiere auf einem Tische; da erschien ihm seine Tochter in schwarzer Kleidung und zeigte ihm die aufgeschnittene Brust; sie warf das auf dem Tische Liegende herunter, nahm ihm die Rüstung ab, setzte ihm einen goldenen Kranz auf und warf ein weißes Gewand über ihn. Aus diesem Traume erkannte Aristodemos das Schicksal, das ihm bevorstand; denn die Messenier pflegten die Leichen ihrer Edlen zu bekränzen und in weißen Kleidern hinauszutragen; und da er keine Hoffnung zur Rettung seines Vaterlandes mehr übrig sah und den Kindesmord, der ihm auf dem Gewissen lastete, als ein vergebliches Opfer erkannte, tödtete er sich selbst auf dem Grabe seiner Tochter.

Die Messenier aber ergriff Verzweiflung über ihre jetzige Lage. Der Hunger, welcher in dem belagerten Ithome wüthete, nöthigte sie noch einmal den Kampf im offenen Felde zu versuchen. Alle ihre Führer und die Ausgezeichnetsten im Volke fanden den Tod; fünf Monate später mußten sie ihre Feste den Feinden übergeben, nachdem dieser Krieg im Ganzen zwanzig Jahre (742 bis 722 vor Christo) gewährt hatte.

Ein Theil der Messenier wanderte nach Sikyon, Argos und Arkadien aus. Den Zurückbleibenden aber nahmen die Sieger einen Eid ab, daß sie weder jemals von ihnen abfallen noch etwas anderes Böses gegen sie unternehmen wollten; auch mußten sie die Hälfte ihres Feldertrags nach Sparta liefern. Von der kränkenden Härte, mit welcher die Lakedämonier gegen die Unterjochten verfuhren, zeugt auch das Gebot, daß bei jedem Todesfalle eines vornehmen Spartiaten die messenischen Männer und Frauen in schwarzer Kleidung zum Leichenbegängnisse kommen mußten.

Aristomenes.

Der zweite messenische Krieg.

---

1. Held und Dichter.

Unter den Leiden der Fremdherrschaft und ohne Hoffnung auf eine menschenfreundlichere Behandlung in der Zukunft schien es den Messeniern wünschenswerther kämpfend zu sterben oder den Peloponnesos ganz zu verlassen, als das gegenwärtige Geschick länger zu ertragen. Vorzüglich drangen die Jüngeren, die noch keinen Krieg erlebt hatten und hinter den ruhmvollen Thaten der Väter nicht zurückbleiben wollten, auf Abfall. Vor Allen die Jünglinge von Andania beseelte dieser kriegerische Geist, und unter diesen wiederum trat Aristomenes in blühender Kraft und Heldenkühnheit als der Herrlichste hervor. Von guter Vorbedeutung war schon der Name seiner Erzeuger, denn sein Vater hieß Nikomedes, d. h. Siegsinner und seine Mutter Nikoteleia d. i. Siegvollenderin. Manche schrieben ihm sogar wegen der Uebermenschlichkeit seiner nachmaligen Thaten und wegen der göttlichen Verehrung, die ihm nach seinem Tode zu Theil wurde, eine höhere Abkunft zu und nannten ihn den Sohn eines Dämons.*)

Ihm war das spartanische Joch am unerträglichsten und unermüdlich reizte er in Verbindung mit andern Edlen seine Volksgenossen zum Aufstand. Heimlich beschickte er die Argeier und Arkadier mit der Anfrage, ob sie den Messeniern bei Erneuerung des Kampfes denselben kräftigen Beistand als vormals würden widerfahren lassen; und nachdem sie dies bereitwillig zugesagt hatten und aller Kriegsbedarf bereitet war, geschah der öffentliche Abfall im neun und dreißigsten Jahre nach der Einnahme von Ithome, im vierten der drei und zwanzigsten Olympiade, in welcher Ikaros aus Hyperesia auf der Rennbahn siegte, 684 vor Christus.

Das erste Treffen zwischen den Messeniern und Lakedämoniern fand bei Derä statt und blieb, weil auf beiden Seiten die Bundesgenossen fehlten, ohne Entscheidung. Doch verrichtete Aristomenes schon hier Thaten, von denen nicht glaublich schien, daß ein einziger Mann sie verrichten könne. Die Messenier trugen ihm die Königskrone an, da er nicht nur unzweifelhaft der Trefflichste im ganzen Heere war, sondern auch aus dem Königsgeschlechte der Aepytiden stammte. Er lehnte sie aber ab; nicht nach Herrschaft ging sein Streben, sondern nach der Freiheit seines Vaterlandes. Nachdem man ihm hierauf den unumschränkten Heerbefehl übertragen hatte, war sein erster Plan, die Lakedämonier gleich im Anfange des Krieges durch eine verwegene That in Schrecken zu setzen und sich ihnen für die Zukunft noch furchtbarer zu machen. In dieser Absicht schlich er sich bei nächtlicher Weile in die Stadt Lakedämon und stellte einen Schild in den Tempel der „Athene zum ehernen Hause“, auf welchem die Worte standen: „Aristomenes weihet ihn der Göttin als Zeichen des Sieges über die Spartiaten.“

Im weiteren Verlaufe des Krieges stieg die Verlegenheit der Lakedämonier dergestalt, daß sie abermals den Gott zu Delphoi befragten. Als nun Dieser gebot: sie sollten von Athen sich einen Rathgeber holen, schickten sie dorthin mit der Bitte um einen Mann, der ihnen riethe, was zu thun sei. Die Athener aber, denen es keineswegs erwünscht war, daß Lakedämon ohne große Gefahr und Verluste den besten Theil des Peloponnesos sich zueigne, und doch anderseits unthunlich erschien, dem Willen der Gottheit nicht zu gehorsamen, ersannen einen Ausweg. Sie schickten den Lakedämoniern einen Mann, der von geringem Stande und mit einem Leibesgebrechen behaftet war, und zu dessen Verstandeskräften Niemand in Athen besonderes Vertrauen hatte. Es war dies der lahme Kinderlehrer Tyrtäos. Aber dieser war ein Dichter. Erfüllt von der Größe seines Berufs erhob sich sein Geist zu nie geahneter Höhe; durch begeisterte Gesänge fachte er in der Brust der Lakedämonier den erloschenen Funken der Thatkraft wieder zu hellen Flammen an; der verachtete Sänger wurde zum Berather eines großen Volkes und zum Vater vieler Helden.

2. Schlacht bei Stenykleros.

Seit dem Treffen bei Derä war ein Jahr verflossen, als man beiderseits durch die Ankunft der Bundesheere verstärkt bei dem sogenannten „Denkmale des Ebers“ in der Nähe von Stenykleros in Messenien sich zur Schlacht rüstete. Nachdem die Wahrsager die Opfer vollzogen hatten, stürzten beide Heere mit um so größerem Muthe, weil

*) Ein Mittelwesen zwischen Göttern und Menschen.

auch die Seher zugegen waren, in das Treffen. Nur Tyrtäos und die Priester enthielten sich des Kampfes*) und feuerten die Hinterreihen, Jeder in dem ihm zuertheilten Heere, zur Tapferkeit an. Die Blüthe der Stärksten und Kühnsten hatte sich um die Führer geschaart. Aristomenes hatte auserlesene Messenier um sich, mit ihm von gleichem Alter und sämmtlich von dem Verlangen beseelt, sich als würdige Gefährten des Führers zu beweisen, merksam auf alles, was um sie her vorging, und rasch in der Wahrnehmung dessen, was ihr Held begann oder im Sinne hatte. Aber auch der Spartiatenkönig Anaxandros, der ihnen gegenüberstand, hatte den Kern des lakonischen Heeres um sich versammelt. Da gab es lange und harte Kampfarbeit, ehe es gelang, diese Schaar in die Flucht zu schlagen. So wie dies geschah, ließ Aristomenes das leichtere Werk der Verfolgung den übrigen Messeniern und stürzte sich mit seinen Auserlesenen auf diejenigen Heereshaufen, welche noch Widerstand leisteten; und so flog er bald hier bald dorthin, Alles mit unwiderstehlicher Gewalt vor sich hinwerfend, bis die ganze Schlachtordnung der Lakedämonier sowohl als ihrer Bundesgenossen in wilde Verwirrung sich auflöste, und Alle ohne Schaam und Scheu das Weite suchten.

Auch jetzt gönnte sich Aristomenes weder Rast noch Ruhe, folgte den Flüchtigen auf dem Fuße nach und drängte ihren Rücken furchtbarer, als man von einem einzelnen Manne, wär's auch ein Rasender, hätte erwarten können. An einem wilden Birnbaume, der dort im Blachfelde stand, trat ihm der Seher Theoklos entgegen und warnte ihn, nicht über diese Grenze hinauszugehn, er habe die Dioskuren*) auf dem Baume sitzen sehen. Aristomenes aber, dem Ungestüme seines Gemüthes folgend, verachtete die Mahnung und wollte an dem Baume vorübereilen. Da verlor er seinen Schild und konnte ihn nirgends wiederfinden; und während er darnach suchte, retteten sich viele Lakedämonier durch die Flucht. Da gereuete es den Helden, daß er dem Worte des Sehers nicht gefolgt hatte.

Als er nun in Andania einzog, warfen ihm die Weiber Bänder und Blumen zu, und sangen dazu einen Gesang,**) der noch in späten Jahrhunderten im Munde des Volkes lebte:

Aristomeues scheuchte bis mitten in's Feld Stenyklerος
Und bis zum hohen Gebirg stürmend die spártische Macht.

Auch seinen Schild sollte er auf die seltsamste Weise wiederfinden. Er fragte nämlich das Orakel zu Delphoi darum und dieses gebot ihm in die Höhle des Trophonios hinabzusteigen. Dies that er und fand daselbst, was er auf dem Schlachtfelde von Stenykleros verloren hatte. Später hat er diesen Schild als Weihgeschenk in das Heiligthum des Trophonios zurückgegeben, wo er noch viele Jahrhunderte lang zu sehen war: mit einem Adler in der Mitte, welcher seine Flügel zu beiden Seiten bis an den äußersten Rand ausbreitete.

3. Aristokrates der Verräther.

Im dritten Jahre des Kriegs trafen die feindlichen Heere abermals zusammen, um eine Entscheidungsschlacht zu schlagen. Es war dies am sogenannten „großen Graben.“ Doch vertrauten die Lakedämonier nicht mehr ihrer Tapferkeit und Kriegslust im ehrlichen Kampfe, sondern suchten ihr Heil im Verrath. Sie bestachen durch reichliche Geschenke den König Aristokrates, welcher die sämmtlichen arkadischen Hülfsvölker befehligte. Dieser ließ anfangs die Arkadier nichts von seinem schmählichen Vorhaben merken. Als aber das Treffen beginnen sollte, und die Heere bereits mit einander handgemein zu werden anfingen, versetzte er die Seinen plötzlich in Furcht und Schrecken durch die trügerische Angabe, man habe ihnen die gefährlichste Stellung angewiesen, in welcher sie, falls sie geschlagen würden, keinen Ausweg zum Rückzuge hätten; es sollte daher Jeder, sobald er das Zeichen gebe, die Flucht ergreifen. Während nun die Messenier mit einem Theile des spartischen Heeres im Gefecht waren, zog Aristokrates die Arkadier vom Schlachtfeld hinweg, wodurch der linke Flügel und das Mitteltreffen der messenischen Schlachtordnung unbesetzt blieb. Doch nicht genug! Er führte seine fliehenden Schaaren mitten durch die messenischen Reihen und brachte dieselben dadurch in Unordnung. Diese blickten mit Bestürzung den Arkadiern nach und vergaßen darüber den eindringenden Lakedämoniern Widerstand zu leisten. Einige baten die Fliehenden flehentlich bei ihnen zu bleiben; Andere sandten ihnen als Bundesbrüchigen Fluch und Schmähung nach; und in dieser Verwirrung wurde es den Feinden nicht schwer, das Heer der Messenier einzuschließen und einen ehrlosen Sieg zu erkämpfen. Zwar hielten Aristomenes und seine Schaar noch fest zusammen, um dem Andrange der Lakedämonier da, wo er am stärksten war, einen Damm entgegen zu werfen; doch konnte diese tapfere Gegenwehr, da ihre Anzahl zu gering war, die völlige Niederlage der Messenier nur verzögern, aber nicht verhüten. Eine große Menge, worunter die angesehensten Männer, fand den Tod; der übrige Theil des Heeres wurde nach allen Seiten hin versprengt.

4. Der Lebendige unter den Todten.

Trotz dieses harten Schlages blieb Aristomenes noch unverzagt. Er sammelte diejenigen, welche durch die Flucht entkommen waren, wieder um sich und gab den Rath, man solle Andania sammt den übrigen Städten im Binnenlande größtentheils verlassen, und sich auf dem Berge Eira festsetzen. Dies geschah; die neue Feste wurde von den Lake-

*) Wie Moses und Aaron in der Amalekiter-Schlacht, 2. Mos. 17, 10. ff. Doch war den griechischen Priestern Theilnahme am Waffenwerk nicht verboten.

*) D. i. »Die Zeussöhne« Kastor und Polydeukes (Pollux), welche als Schutzgötter der Kämpfer und Reiter besonders in Sparta in hoher Verehrung standen.

**) Wer gedächte hier nicht des ebenso einfachen Siegesgesanges, mit welchem die Weiber aus allen Städten Israels den

dämoniern belagert und diese meinten, den auf diesen einen Ort zusammengedrängten Feind in kurzem zur Uebergabe zu nöthigen. Allein

Zwanzig und zweimal sahen sie wechseln das Laub und die Kälte,
Stets um die Schluchten des weißen Gebirgs in Schaaren gelagert, *)

ehe diese Hoffnung in Erfüllung ging. Vom übrigen Lande abgeschnitten, außer so weit ihnen die Pylier und Mothonäer die am Meere gelegenen Landschaften bewahrten, hielten sich die Messenier nicht unthätig hinter den Wällen von Eira, sondern machten häufig und meistens glückliche Ausfälle sowohl in das lakonische als in das eigene Gebiet, denn sie sahen nunmehr auch das vom Feind besetzte Messenien für Feindesland an. Andre traten, wie sich die Gelegenheit bot, zu Streifzügen zusammen und brachten stets ansehnliche Beute zurück. Was sie an Getraide, Vieh und Wein gewonnen hatten, verzehrten sie selbst, Geräthe und Kriegsgefangene verkauften sie; es schien, als bestellten die Lakedämonier das Land mehr zu Gunsten der Besatzung auf dem Eira, als für sich selber. Sie faßten daher den Entschluß, Messenien und den daran stoßenden Theil Lakoniens während der Dauer des Krieges unbebaut zu lassen. Allein dies verursachte in Sparta einen Getraidemangel, in Folge dessen ein Aufstand ausbrach, da diejenigen, die in jener Gegend Grundstücke besaßen, ihre Aecker nicht unangebaut lassen wollten, bis es dem Tyrtäos gelang, den innern Unfrieden zu beschwichtigen.

Aristomenes aber ließ dem Feinde keine Ruhe. Bei Nachtzeit überfiel er das Städtchen Amyklä, plünderte es aus und zog sich unbeschädigt wieder zurück, ehe noch von Sparta Hülfe herbeikommen konnte. Bei einem anderen Streifzuge aber stieß er unvermuthet auf eine weit überlegene Schaar der Feinde. Während des Kampfes wurde er von einem Steine schwer am Haupte verwundet, seine Augen verdunkelten sich, ohnmächtig sank er zu Boden. Sogleich fielen die Lakedämonier haufenweise über den Gefallenen her und nahmen ihn lebendig gefangen. Funfzig von seinen Gefährten hatten dasselbe Schicksal. Die Lakedämonier, durch den langjährigen Krieg und bittre Verluste zur Wuth gereizt, beschlossen diese Unglücklichen in einen Abgrund zu stürzen: dies war die Todesart, mit welcher man bei diesem Volke die schwersten Verbrechen zu bestrafen pflegte. Aristomenes sollte erst den Untergang der Freunde ansehn und alsdann selber folgen. Diese Alle fanden sogleich den Tod, Jenen aber rettete abermals auf wunderbare Weise die Gottheit. Ein Adler, der unter ihm aufflog, — so erzählt die Sage — habe ihn auf seinen Flügeln sanft hinab getragen; Andere, welche nach einer natürlichen Erklärung suchen, sind der Meinung, der breite Schild des Helden, auf welchem er das Bild eines Adlers führte, habe die jähe Heftigkeit seines Falles gemäßigt, so daß er unverletzt auf dem Boden des Abgrundes ankam. Es schien, als sei er dadurch nur einem um so schrecklicheren Tode aufgespart. Auf dem Grunde eines tiefen, finsteren Schlundes, der nirgends einen Ausgang darbot, umringt von zerschmetterten Leichen, der einzige Lebendige im Hause der Verwesung, wünschte er sein baldiges Ende herbei, legte sich nieder und verhüllte sein Antlitz mit dem Gewande. Am dritten Tage weckte ihn ein Geräusch, er zog die Hülle vom Gesicht und entdeckte einen Fuchs, der an den Leichnamen fraß. Auf welchem Wege kam dies Thier herein? fragte sich sogleich der Schlaue und verhielt sich ruhig, bis der Fuchs sich ihm näherte. Als dies geschah, ergriff er ihn rasch beim Schweife und hielt ihm, so oft er sich umwendete, um zu beißen, das Gewand entgegen. So ließ er sich von dem geängsteten Thiere, das zu entfliehen suchte, den Weg zeigen, bis er vor eine Höhle kam, durch welche der Fuchs in's Freie entschlüpfte. Aristomenes erweiterte sie mit seinen Händen und gewann den rettenden Ausgang. So kam er, den man schon zu den Todten gezählt, wieder zu den Seinigen auf dem Eira, und bald sollten auch die Lakedämonier glauben lernen, daß dieser Todte wieder auferstanden sei. Denn kurz darnach überfiel er bei Nacht das übel bewachte Lager der Korinthier, welche den Spartiaten zu Hülfe gekommen waren, tödtete neben einer Menge der Uebrigen auch ihre vier Anführer, erbeutete das Feldherrenzelt und gab den Feinden durch die Kühnheit dieses Ueberfalls die Gewißheit, daß kein anderer Messenier dieses ausgeführt habe. Zum zweiten Male brachte er jetzt dem Zeus Ithomatas das Opfer der Hekatomphonien dar, welches nach uralter messenischer Sitte derjenige verrichten durfte, der mit eigener Hand hundert Feinde erlegt hatte. Zum ersten Male hatte Aristomenes dieses für einen Helden so ruhmvolle Opfer nach der Schlacht am Denkmale des Ebers dargebracht und wiederholte es zum dritten Male in Folge seiner nachmaligen Streifzüge.

5. Der gefesselte Löwe.

Um ihr Lieblingsfest, welches nahe bevorstand, nemlich die Hyakinthien, ruhig feiern zu können, schlossen die Lakedämonier mit den Messeniern in Eira einen Waffenstillstand auf vierzig Tage. Sie selber gingen nach Hause und feierten das Fest; kretische Bogenschützen aber, die sie angeworben hatten, blieben zurück und durchstreiften die Landschaft. Sieben Männer aus dieser beutesüchtigen Schaar, die sich nach kretischer *) Weise durch Verträge und Eidschwüre nicht für gebunden hielt, lauerten dem Aristomenes auf, als er im Vertrauen auf die geschworne Waffenruhe sich weiter von Eira entfernt hatte, und nahmen ihn, der nichts Arges fürchtend seinen Weg verfolgte, gefangen. Zwei von ihnen eilten hinweg, um den Lakedämoniern diese glückliche Botschaft zu bringen, die Uebrigen banden den Gefangenen mit den Riemen, die sie an ihren Köchern

---

König Saul und David, den Goliathtödter, empfingen? Diese Sitte besteht in Griechenland noch jetzt. Anmuthige Proben solcher von hellenischen Landmädchen beim Empfange des Königs aus dem Stegreif gesungener Lieder in Roß's Reisen des Königs Otto. Bd. 1. S. 50—55, 59, 60.

*) Bruchstück aus einem Heldengedichte, in welchem der Kreter Rhianos im dritten Jahrhundert v. Chr. den zweiten messenischen Krieg besungen hat.

*) Die Kreter waren als treulos und lügenhaft verschrieen. Vergl. Tit. 1. 12.

hatten, und führten ihn in einen Meierhof auf messenischem Gebiete, wo sie zu übernachten gedachten, denn es wollte schon Abend werden. Dort wohnte eine Mutter mit ihrer Tochter, die noch Jungfrau war, der Vater war gestorben. Dieses Mädchen hatte in der vorigen Nacht einen seltsamen Traum gehabt: Wölfe führten zu ihr einen gefesselten Löwen herein, der keine Klauen hatte; sie selber löste dem Löwen die Fesseln, fand ihm auch die Klauen wieder und gab sie ihm, und der Löwe machte von seiner Freiheit und Waffe alsobald Gebrauch und zerriß die Wölfe. So hatte ihr geträumt. Jetzt nun, wie die Kreter den Aristomenes gebunden hereinführten, gedachte sie an das Traumgesicht,



das hier in Erfüllung zu gehen schien, und fragte ihre Mutter, wer das wäre? Als sie den Namen des Helden erfuhr, da faßte sie Muth und beschloß der Weisung des Traumes zu folgen. Sie schenkte daher den Kretern Wein ein, so viel sie nur wollten; und wie sie alle berauscht waren, entwendete sie dem, der am tiefsten schlief, sein Messer und zerschnitt die Fesseln des Aristomenes. Er aber ergriff sofort das Schwert und tödtete die Kreter. So entkam er abermals wie durch göttliche Hülfe den Händen seiner Feinde und gab die wackere Jungfrau, um ihr den Lohn der Rettung zu zahlen, seinem erst achtzehnjährigen Sohne Gorgos zum Weibe.

6. Eroberung der Feste Eira.

Aber im elften Jahre der Belagerung war es vom Schicksal bestimmt, daß Eira erobert und die Messenier aus ihrem Vaterlande vertrieben werden sollten. Es kam nun die Zeit, in welcher jener Orakelspruch sich erfüllte, welchen Aristomenes und Theoklos kurz nach der Niederlage am Graben von der Pythia erhalten hatten. Dieser verhängnißvolle Spruch lautete also:

Trinkt ein Tragos dereinst von der Neda schlängelndem Wasser,
Alsdann schütz' ich Messenien nicht, denn es naht das Verderben.

Die Neda nämlich ist ein Flüßchen, welches aus Arkadien kommt und an Eira vorüber zum Meere geht und das Wort Tragos bedeutet im Griechischen einen Bock. Die Messenier hielten daher der vermeinten Warnung des Orakels gemäß alle Böcke in ihren Heerden von dem Gewässer der Neda fern. Tragos aber bedeutete in der Sprache der Messenier auch einen wilden Feigenbaum, und ein solcher wuchs, ohne daß Jemand darauf Acht hatte, am Strome der Neda auf, streckte seine Aeste über den Uferrand und trank mit der Spitze seiner Blätter aus dem Gewässer. Als das der Weissager Theoklos sah, da errieth er die Bedeutung des Orakels und merkte, daß den Messeniern ihr Schicksal nahe bevorstehe. Doch hielt er dies vor den Uebrigen geheim, nur den Aristomenes führte er vor den wilden Feigenbaum und belehrte ihn, daß die Zeit der Erhaltung für sie zu Ende sei. Ueberzeugt, daß kein Aufschub mehr stattfinde, sorgte der Held, so viel sich noch thun ließ, wenigstens für die spätere Zukunft seines Volkes. Es war etwas Geheimes und Heiliges im Besitze der Messenier; wenn dies verloren ginge, sagte man, so sollte Messenien auf immer in Vergessenheit versinken; wenn es aber erhalten würde, so sollten die Messenier alten Göttersprüchen zufolge dereinst ihr Land wiedergewinnen. Dieses holte Aristomenes, als es Nacht geworden war, herbei und vergrub es an dem einsamsten Orte des Berges Ithome, in dem frommen Vertrauen,

die Götter würden Beschützer des hier Niedergelegten bleiben und nicht zugeben, daß dasjenige, was für die Messenier die einzige Hoffnung der Rückkehr wäre, in die Gewalt der Lakedämonier geriethe.

Das Unglück, welches kurz darnach die Messenier betraf, kam über sie, wie vormals über die Troer, durch Ehebruch. In einer stürmischen Regennacht kam ein Messenier, der auf der Mauer Wache gestanden, nach Hause und erzählte seiner Frau, daß er wie alle Uebrigen seinen Wachtposten verlassen habe, da dieses entsetzliche Unwetter keinen Menschen im Freien dulde, und es auch dem Feinde unmöglich mache, einen Angriff zu versuchen. Dies hörte ein lakedämonischer Rinderhirt, welchen das treulose Weib im Hause vor ihrem Manne verborgen hielt, (sie wohnten nämlich außerhalb der Ringmauer von Eira), schlich sich davon und meldete seinem Herrn Emperamos, welcher damals den Oberbefehl über das Belagerungsheer führte, alles, was er von dem Messenier gehört hatte. Der Sklav schien Zuverlässiges zu melden; Emperamos berief in der Stille das Heer unter die Waffen und Jener zeigte den Weg. Die dichte Finsterniß, Sturm und Regen machten ihn unsicher und gefahrvoll, aber der Eifer des Kriegsvolks überwand jedes Hinderniß; man erreichte die Burg und stieg auf angelegten Leitern, oder auf welche Art sonst Einer konnte, über die Mauer.

Die erste Anzeige des hereinbrechenden Unglücks gaben den Messeniern die Hunde, welche diesmal nicht wie gewöhnlich bellten, sondern einen Lärm machten, der anhaltender und heftiger war. Da sprang Alles vom Schlaf empor, Niemand nahm sich die Zeit erst sämmtliche Waffen anzulegen, sondern was Jedem zuerst in die Hände fiel, ergriffen sie hastig, um das kleine Stück Vaterland zu vertheidigen, das ihnen von ganz Messenien allein noch übrig war. Die Ersten, welche die Nähe des Feindes merkten und gegen ihn zum Kampfe eilten, waren Aristomenes und sein Sohn Gorgos, der Seher Theoklos, sein Sohn Mantiklos und endlich Euergetidas, ein Mann, der bei den Messeniern in großem Ansehen stand, da er des Aristomenes Schwester zur Gattin hatte. Man sah sich vom Feinde wie mit einem Netz umgarnt, doch fochten die Uebrigen noch mit etlicher Hoffnung, außer der Führer und der Weissager, denen aus dem Orakelspruche das bevorstehende Ende Messeniens bekannt war. Gleichwohl verschwiegen sie es auch jetzt noch und hielten es gegen die Andern geheim. Sie durcheilten die Straßen, ermahnten alle, die ihnen begegneten, wackere Männer zu sein und riefen die aus den Häusern auf, die darin noch zurückblieben. Während der Nacht nun blieb der Kampf ohne Entscheidung. Die Lakedämonier verhinderte die Unbekanntschaft mit der Oertlichkeit und die Kühnheit des Aristomenes am weiteren Vorrücken; den Messeniern dagegen hatten ihre Führer noch keine Loosung geben können, und die Kienfackeln, oder was etwa sonst Jemand zum Leuchten anzündete, löschte der Regen aus. Als aber der Tag anbrach und man einander sehen konnte, suchten Aristomenes und Theoklos die Ihrigen zur höchsten Kampfswuth anzufeuern. Die Weiber versuchten auf die Dächer der Häuser zu steigen, um Ziegel und Geräthe auf den Feind herabzuwerfen, und als sie die Gewalt des Regens daran verhinderte, griffen auch sie zu den Waffen; die Männer aber entflammte dieser Anblick noch mehr zur ausdauerndsten Tapferkeit, da sie sahen, daß selbst die Frauen vorzogen mit dem Vaterlande unterzugehen, als nach Lakedämon in die Sklaverei geführt zu werden. So hätten sie wohl dem Schicksal noch entgehen mögen. Allein Gott ließ unter heftigem Krachen des Donners immer dichteren Regen herabströmen und blendete durch entgegenleuchtende Blitze ihre Augen. Dies alles erhöhte den Muth der Lakedämonier, denn sie sahen darin ein Zeichen, daß Gott selbst ihnen beistehe, und wurden in dieser Ueberzeugung um so mehr bestärkt, da es ihnen zur rechten Hand blitzte.*) An Zahl waren sie den Gegnern weit überlegen. Da sie aber nur in einem engen Raume fechten konnten, so konnten die Letzten von jeder Schaar am Kampfe sich nicht betheiligen. Aus diesem Umstande, durch welchen ein Theil des Heeres ganz unnütz wurde, wußte der Wahrsager Hekas einen entschiedenen Vortheil zu gewinnen. Er befahl nemlich den zuhinterst Stehenden fortzugehen und im Lager sich durch Speis' und Schlaf zu stärken, vor einbrechendem Abend aber wiederzukommen und die Kämpfenden abzulösen. Indem sie also wechselsweise ausruheten und kämpften, vermochten sie länger auszubauern; die Messenier aber waren in jeder Hinsicht hülflos. Drei Tage und Nächte hindurch wehrten sich ohne Unterbrechung immer Dieselben. Schlaflosigkeit, Regen und Kälte mattete sie ab, Hunger und Durst quälte sie. Da trat der Seher Theoklos zu Aristomenes und sprach: „Was machst du dir vergebens solche Arbeit? Der Fall Messeniens ist unabänderlich vom Schicksale bestimmt; was wir jetzt vor Augen sehen, hat uns Pythia schon längst vorher verkündigt. Mir nun vergönnt Gott gemeinsames Ende mit dem Vaterlande, Du aber rette von unserm Volke, so viel du vermagst, und rette dich selbst auch für bessere Zeiten.“ Mit diesen Worten stürmte er gegen die Lakedämonier, und indem er begeistert ihnen zurief: „Wahrlich, wenigstens nicht in aller Zukunft werdet ihr die Früchte der Messenier fröhlich genießen!“ — warf er sich mitten unter sie, erschlug die ihm Entgegenstehenden und hauchte schwerverwundet, nachdem er seine Rache mit dem Blute der Feinde gesättigt hatte, den Geist aus.

Aristomenes aber bedachte das Wort des edlen Gefallenen, rief die Messenier außer den Vorkämpfern vom Streite zurück und befahl ihnen die Weiber und Kinder in ihre Reihen aufzunehmen und ihm dahin zu folgen, wo er einen Ausweg öffnen würde. Diese Nachhuth stellte er unter die Führung des Gorgos und Mantiklos. Er selber eilte dann wieder zur Vorhuth und gab dem Feinde durch Zuwinken mit dem Kopfe und Bewegung des Speeres zu erkennen, daß er freien Durchzug verlange. Emperamos und die anwesenden Spartiaten hielten es nicht für räthlich, wüthende Menschen bis zur Raserei der Verzweiflung zu treiben, und öffneten ihnen ihre Reihen. So zogen die Messenier ab, und Eira war in der Gewalt Lakedämons.

---

*) Vogelflug oder Blitzen und Donnern von der rechten Seite her, wenn man das Angesicht nach Norden richtete, galt für eine glückliche Vorbedeutung.

7. Des Verräthers Lohn.

Als die Arkadier die Einnahme von Eira erfuhren, forderten sie sogleich ihren König Aristokrates auf, sie dahin zu führen, um die Messenier zu retten oder mit ihnen umzukommen. Dieser, der es noch immer heimlich mit den Lakedämoniern hielt, versicherte zu wissen, daß kein Messenier mehr am Leben sei. Sobald sie aber das Gegentheil erfuhren, trafen sie Anstalten, die Heimathlosen am Berge Lykäos aufzunehmen, indem sie Kleider und Nahrungsmittel für sie bereit hielten und die angesehensten Männer ihnen entgegenschickten, um sie zu trösten und auf dem Wege zu geleiten. Als sie nun am Lykäos glücklich angekommen waren, nahmen die Arkadier sie gastfreundlich auf und sorgten für alle ihre Bedürfnisse, ja sie waren sogar bereit, sie in ihren Städten unterzubringen und um ihretwillen das Land neu zu vertheilen.

Dem Aristomenes aber hielt noch immer das alte Vaterland Herz und Gedanken fest. Der Jammer um Eira, das nun geplündert wurde, und der Haß gegen die Lakedämonier ließen ihn einen neuen Plan ersinnen. Er erlas sich fünfhundert Messenier, deren Todesverachtung ihm bekannt war, und stellte an sie in Gegenwart der Arkadier und ihres Königs die Frage: ob sie ihr Vaterland rächend mit ihm zu sterben bereit wären? Er wußte nemlich nicht, daß Aristokrates ein Verräther wäre und schrieb seine Flucht in der Schlacht am Graben nicht der Schlechtigkeit, sondern nur der Feigheit dieses Mannes zu. Als nun Alle seine Frage bejaheten, entdeckte er ihnen seinen ganzen Plan, in der kommenden Nacht auf Sparta loszugehn, während ein großer Theil der Lakedämonier sich noch in Eira aufhielte oder dorthin auf dem Wege wäre, um die Güter der Messenier wegzuführen. „Und wenn es uns gelingen sollte", sprach er, „Sparta einzunehmen und zu behaupten, so können wir durch Austausch unsre Stadt von den Lakedämoniern zurückerhalten. Gelingt es aber nicht, so werden wir sterben, nachdem wir eine That verrichtet, die des Andenkens auch bei der Nachwelt werth ist."

Gegen dreihundert Arkadier schlossen sich begeistert dem kühnen Unternehmen an; doch verzögerten zunächst ungünstige Opfer den Aufbruch; und während dessen hatte Aristokrates den Plan der Messenier heimlich an die Spartiaten verrathen. Diesmal aber sollte den Treulosen die gerechte Strafe ereilen. Auf dem Rückwege nemlich wurde sein Bote von etlichen Arkadiern, welche schon früher Verdacht geschöpft hatten, ergriffen und vor die Volksversammlung geführt. Man fand einen Brief bei ihm, worin der Sparterkönig dem Aristokrates zurückschrieb: es sei ihm schon früherhin die Flucht aus der Schlacht am Graben nicht unbelohnt geblieben, und auch für die diesmaligen Anzeigen werde Lakedämon ihm dankbar sein. Sobald dieser Brief der Versammlung mitgetheilt worden, erhoben sich sämmtliche Arkadier gegen den verrätherischen König, warfen ihn mit Steinen und forderten auch die Messenier zu diesem Rachewerke auf. Diese sahen fragend den Aristomenes an; der edle Held senkte die Augen nieder und weinte. Also tödteten die Arkadier ihren König allein und schleiften ihn über die Grenze, wo sie ihn ohne Begräbniß liegen ließen. Darauf richteten sie in dem heiligen Bezirke des Zeus Lykäos eine Denksäule auf mit der Inschrift:

Stets fand Strafe die rächende Zeit für der Könige Frevel.
Den, der Messene verrieth, hat sie gefunden durch Zeus
Leicht; denn nimmer entgehet der Gottheit Blicken der Meineid:
Preis dir, waltender Zeus, sei du Arkadias Schutz!

8. Gründung Messinas, Aristomenes Ende.

Alle Messenier, die im Lande zurückgeblieben waren, machten die Lakedämonier zu Heiloten und vertheilten ihr Land unter sich. Die messenischen Küstenbewohner aber entzogen sich der Knechtschaft, indem sie zu Schiffe gingen und sich nach Kyllene, der Hafenstadt der Eleier, begaben. Von da ließen sie den Messeniern in Arkadien ansagen: sie wünschten mit ihnen auf gemeinschaftlicher Fahrt ein Land aufzusuchen, wo sie sich niederlassen könnten, und forderten den Aristomenes auf ihr Führer zu werden. Er lehnte dies ab, indem er erklärte: so lange er lebe, werde er gegen die Lakedämonier Krieg führen in der gewissen Hoffnung, daß jederzeit durch ihn irgend ein Unheil für Sparta erwachsen werde. Er gab ihnen aber den Gorgos und Mantiklos zu Führern; auch hieß er alle Messenier, welche an der Niederlassung Theil nehmen wollten, nach Kyllene gehen, und dieser Aufforderung folgten fast Alle, die nicht etwa das Alter oder die Armuth in Arkadien zurückhielt. Nur Euergetidas, des Aristomenes Schwestermann, konnte sich nicht zur Auswanderung entschließen und zog, als er den Plan zur Eroberung Spartas gescheitert sah, mit etwa funfzig Messeniern, die er überredet hatte, wieder gen Eira, überfiel die Lakedämonier, die er noch bei der Plünderung antraf, und verwandelte ihre Siegesfreude in Trauer. Ihn selbst aber raffte daselbst das Schicksal dahin.

Die in Kyllene aber beriethen sich, wohin die Fahrt zu richten sei. Gorgos rieth zur Eroberung der Insel Kephallenia, von wo aus man häufige Rachezüge in das benachbarte Lakonien unternehmen könnte. Mantiklos dagegen empfahl eine Niederlassung auf der großen und schönen Insel Sardinien. Da traf sich's, daß Anaxilaos, der Beherrscher von Rhegion im südlichen Italien, die Messenier zu sich einladen ließ, um mit ihm im Bunde die seeräuberischen Zankläer zu überwinden, die ein gesegnetes Land und eine Stadt im schönsten Theile Siciliens innehätten. Die Messenier nahmen den Vorschlag an; Anaxilaos setzte sie nach Sicilien über. Dieser Feldzug hatte den glücklichsten Erfolg. Von den Messeniern zu Lande, von den Rheginern zur See angegriffen, blieb den Zankläern im Augenblicke, da ihre Mauer bereits erstiegen wurde, keine andere Hülfe übrig als die Zuflucht zu den Altären der Götter. Gleichwohl verlangte Anaxilaos von den Messeniern, die schutzflehenden Männer niederzuhauen und die Uebrigen mit Weib und Kind zu Sclaven zu machen. Gorgos und Mantiklos aber baten ihn, daß er sie, die von Stammverwandten so Schmähliches erlitten

hätten, nicht nöthigen möchte, Aehnliches an Griechen zu thun. Hierauf hießen sie die Zankläer von den Altären aufstehen, und nachdem sie gegenseitig einen Vertrag geschlossen und beschworen hatten, bewohnten sie beide gemeinschaftlich die Stadt. Doch änderte man ihren alten Namen Zankle in den von Messene, wovon sie noch heutiges Tages Messina heißt. Dies geschah im Jahre 664 vor Christi Geburt. Hier also auf sicilischem Boden fanden die vertriebenen Messenier ein Ziel ihres Umherirrens.

Aristomenes aber folgte dem Rhodier Demagetos, welcher die Stadt Jalysos beherrschte, nach Rhodos. Dieser Demagetos nämlich hatte das Orakel zu Delphoi befragt: wessen Tochter er zur Frau nehmen solle, und Pythia hatte ihm den Rath ertheilt, die Tochter des trefflichsten Mannes unter den Hellenen zu ehelichen, und da er der Ueberzeugung war, daß Aristomenes bei weitem der Trefflichste unter den jetzt lebenden Hellenen sei, so heirathete er eine der Töchter desselben. Von Rhodos aus gedachte Aristomenes nach Lydien und Medien zu gehen, um die Könige dieser Länder zur Hülfe gegen Sparta aufzurufen. Ehe er aber dieses ausführen konnte, starb er an einer Krankheit; denn es sollte den Lakedämoniern fernerhin kein Leid durch Aristomenes geschehn. Demagetos und die Rhodier errichteten ihm ein Grabmal und erwiesen dem unsterblichen Helden von dieser Zeit an besondere Verehrung.

Was mit den Messeniern sich weiter begeben hat, wie sie zwei Jahrhunderte später zu Kimons Zeit zu einem abermaligen Freiheitskampfe gegen Lakedämon sich erhoben und endlich durch Epaminondas Hülfe ihr unvergeßliches Vaterland wiedergewonnen, das werden wir in den Lebensbeschreibungen der genannten Männer berichten.

Solon.

1. Geschichte der athenischen Staatsverfassung bis auf Solon.

Langsamer, als die spartanische, und auf einer langen Stufenfolge politischer Entwicklungen aufsteigend, reifte die Staatsverfassung Athens. Die Anfänge derselben reichen in die Heroenzeit zurück. Der Sage zufolge vereinte Theseus im dreizehnten Jahrhundert die zwölf selbstständigen Ortschaften, an welche Kekrops das attische Gebiet vertheilt hatte, zu Einem Gemeinwesen dadurch, daß er die Einzelverwaltungen derselben aufhob und dafür einen gemeinschaftlichen Gerichtshof sowie einen allgemeinen Rath in der Hauptstadt errichtete. Zur Zeit der dorischen Wanderungen fand das Königthum auch in Attika sein Ende, aber in so ehrenvoller Weise, als es wohl nur selten einer Macht, welche dem veränderten Zeitgeist erliegt, vergönnt ist. Als nämlich die Dorier nach Unterwerfung der peloponnesischen Halbinsel über den Isthmos vordrangen und in Attika einfielen, sicherte ihnen ein Orakelspruch den Sieg über die Athener zu, wofern sie den König derselben nicht tödteten. Als dies der König Kodros erfuhr, begab er sich als Landmann verkleidet in's dorische Lager, fing daselbst einen Streit mit den Kriegsleuten an und fand, was er suchte, — den Tod durch die Hand der erzürnten Gegner. Als nun Tags darauf die Athener durch Herolde um die Leiche ihres edelmüthigen Königs bitten ließen, da erfuhren die Dorier ihre unheilvolle That, verzweifelten an dem Siege über Athen und räumten das Land, 1068 vor Chr. Die Athener aber ließen diese günstige Gelegenheit nicht vorbei, von dem Königthume in Frieden zu scheiden. Kein Sterblicher, erklärten sie, sei würdig, Nachfolger eines Kodros zu werden. Sie ließen daher den erledigten Thron fortan unbesetzt und wählten des Königs Sohn Medon zum lebenslänglichen Verwalter des Staates, unter dem Namen eines Archon. Diese Würde war zwar noch erblich, aber auch — was sie deutlich genug von der monarchischen Gewalt unterschied — verantwortlich. Drei Jahrhunderte später, im Jahre 752, wurde das Archontenamt nur auf zehn Jahr ertheilt; endlich aber wählte man statt des Einen Archon aus Kodros Geschlechte, jährlich neun derselben, die man aus einer Anzahl der edelsten Familien, den sogenannten Eupatriden, erkor. So war denn an die Stelle der alten Monarchie eine aristokratische Republik getreten, 682 vor Chr.

Hiermit war aber eine reiche Aussaat fast hundertjähriger Zerwürfnisse und gewaltiger Erschütterungen ausgestreut. Der Ehrgeiz der durch die neue Verfassung zu Macht und Ansehn gekommenen Geschlechter rief heftige Feindschaften hervor, während das niedere Volk von ihnen in immer höherem Maaße Druck und Knechtung erlitt; unter beständigen Fehden verwilderten die Sitten, verhärteten sich die Gemüther. Immer deutlicher und dringender stellte sich das Bedürfniß einer Gesetzgebung heraus, welche den ängstlichen Schwankungen der öffentlichen Zustände ein Ziel setzte und den losgelassenen Leidenschaften einen Zügel anlegte. Zu diesem Werke wurde im Jahre 624 der Archon Drakon berufen. Allein dieser Mann, rechtschaffen zwar von Gesinnung, aber von düstrer, menschenfeindlicher Gemüthsart, war keineswegs geeignet, die gegen einander empörten Kräfte des Staatskörpers zu versöhnen. Statt die obwaltenden Mißverhältnisse zwischen den einzelnen Ständen durch eine weise Umgestaltung der Verfassung zu heben und dadurch das Uebel bei der Wurzel anzugreifen, war er nur darauf bedacht, die Auswüchse desselben durch das Schwert des Gerichts zu tilgen. Harte Strafen sollten das Böse darniederhalten. Den geringsten Verbrechen war der Tod angedroht; eine Abstufung der Strafen je nach dem Grade der Schuld war daher nicht möglich; der Obst- und Gemüsedieb oder der Müßiggänger mußte ebenso schwer büßen als der Tempelräuber und Mörder. Drakon glaubte dieses Mißverhältniß durch die Erklärung gerechtfertigt: die geringsten Vergehen verdienten mit dem Tode bestraft zu werden, für die größeren aber habe er eine härtere Strafart nicht finden können. Das Volk dagegen sagte, die drakonischen Gesetze seien nicht mit Dinte, sondern mit Blut geschrieben. Gerade diese unnatürliche Strenge machte die angedrohten Strafen unausführbar und gab die Gesetze, statt ihr Ansehn zu heben, der Verachtung preis.

Unordnung und bedrohliche Gährungen dauerten fort; feindliche Nachbarstaaten nährten und mehrten sie zu ihrem Vortheil. Drei Partheien, nach ihren landschaftlichen und sonstigen Lebensverhältnissen geschieden, standen in Attika einander gegenüber. Die Bewohner der Ebene, zu denen die Reichen gehörten, strebten eine oligarchische Herrschaft durchzusetzen; die Bergbewohner, denen sich die Menge der Armen anschloß, drangen auf demokratische Verfassung; zwischen beiden standen die Küstenbewohner als die gemäßigte Parthei. So waren die Verhältnisse der Athener zu Anfang des sechsten Jahrhunderts. Die Lage dieses Staates, der zu so großen Dingen berufen war, forderte, wenn er nicht seiner Selbstauflösung entgegengehen sollte, auf das dringlichste einen Gesetzgeber, welcher keiner der bestehenden Partheien zugehörend, durch Mäßigung und Billigkeit Allen gerecht zu werden, durch Besonnenheit die entfesselten Leidenschaften zu zügeln und durch den Geist der Milde und schöner Menschlichkeit die verwilderten Gemüther für Zucht, Ordnung, Gesetz und Sitte zu gewinnen verstand. Ein solcher war Solon.

2. Durch welcherlei Verdienste Solon bei seinen Mitbürgern Ansehn und Vertrauen gewann.

Solon war der Sohn des Exekestides, eines Mannes, der zwar in Rücksicht auf Vermögen und Ansehn nur der Mittelklasse der Bürger angehörte, aber aus einer der vornehmsten Familien stammte, nemlich aus dem Hause des Kodros. Solons Vater war durch Menschenfreundlichkeit und Wohlthun heruntergekommen; sein Sohn, welcher lieber sich selbst vertraute, als daß er von seinen Freunden eine Unterstützung angenommen hätte, ergriff noch bei jungen Jahren die Handelschaft. Denn damals war, wie der Dichter Hesiodos sich ausdrückt, „Arbeit keine Schande,“*) und die Handelschaft hatte zudem bei den Athenern das Lob, daß sie Ausländisches heimisch mache, Freundschaftsbündnisse mit Königen schließe und an Erfahrungen wie an Kenntnissen bereichere.

Frohsinn und Neigung zu heiterem Lebensgenusse begleiteten ihn von der Jugend bis in das Alter und ruheten wohl mehr in seiner natürlichen Gemüthsart, als daß sie, wie Manche meinen, von seinem Kaufmannsleben her ihm angehangen hätten, welches für manche Noth und Fährlichkeit, die es übernehmen muß, auch seine Freuden und Genüsse fordert. Doch war er zugleich ein eifriger Verehrer der Weltweisheit, vorzüglich der Sittenlehre in ihren Beziehungen zum bürgerlichen Leben.

Mit dem berühmten Philosophen Thales von Milet, einem der sieben Weisen Griechenlands, zu welchen man auch Solon selber rechnete, war er innig befreundet; und aus seinen Unterredungen mit Anacharsis, dem Skythen, der nach Griechenland gekommen war, um sich in der Weisheit der Hellenen zu unterrichten, sind uns noch einige recht treffende und sinnreiche Aussprüche überliefert worden. Sinnreich und anmuthig ist schon die Art, wie diese beiden Weisen mit einander bekannt wurden. Anacharsis kommt nach Athen vor Solons Wohnung, klopft an und ruft: es sei ein Fremder da, Freundschaft und gastliches Verhältniß mit ihm anzuknüpfen. Solon entgegnet scheinbar ablehnend: „Besser ist es, daheim Freundschaft zu schließen;“ worauf Anacharsis schnell erwiedert: „Nun gut! Du bist daheim; so nimm mich denn zum Freund und Gast an.“

Auch durch seine Anlagen zur Dichtkunst zeichnete sich Solon aus. Anfangs übte er sie nur zu seiner eignen Unterhaltung in den Mußestunden; später aber machte er davon einen höchst würdigen Gebrauch, indem er Sprüche der Weisheit und politische Grundsätze zur Lehre, Mahnung und Warnung für seine Mitbürger in seinen Gedichten niederlegte, wodurch er sich einen ehrenvollen Platz unter den gnomischen oder Spruch-Dichtern Griechenlands erworben hat. Ein Beispiel, wie geschickt und erfolgreich er sein dichterisches Talent zu verwenden wußte, giebt uns das Folgende.

Die Athener waren eines schweren und langwierigen Krieges, den sie mit den Megareern um die Insel Salamis führten, so müde geworden, daß sie bei Todesstrafe Jedermann verboten, in einem Gesetzesvorschlage oder in einer Rede auf die Eroberung derselben anzutragen. Solon aber fand eine solche Schmach unerträglich; zudem sah er viele junge Männer mit Ungeduld nur auf einen Anlaß zum Kriege warten, da sie selber wegen jenes Gesetzes nicht den ersten Schritt zu thun wagten. Er ließ daher durch seine Leute in der Stadt ausbreiten, er sei irrsinnig geworden, und spielte auch demgemäß seine Rolle. Unterdessen verfaßte er daheim ein Gedicht, lernte es dann auswendig, und nun sprang er eines Tags wie ein Wahnwitziger mit einem Filzhute auf dem Kopf auf den Markt, und wie da viel Volkes zusammenlief, stieg er auf den Stein des Heroldes und trug seine Elegie vor, die aus hundert vortrefflichen Versen bestehend die Athener zur Erneuerung des Krieges um Salamis aufrief. Als er sie vorgetragen, riefen seine Freunde lauten Beifall, und besonders Peisistratos ermahnte die Bürger mit eindringlichen Worten, diesem Rathe zu folgen. So wurde denn jenes Gesetz für aufgehoben erklärt, Solon zum Feldherrn erwählt und der Krieg erneuert. Die Megareer wurden geschlagen und die nicht in der Schlacht gefallen waren, mußten um freien Abzug bitten; doch dauerte der Krieg noch fort, bis beide Theile die Lakedämonier zu Schiedsrichtern wählten, welche denn die streitige Insel den Athenern zuerkannten.

Schon hierdurch hatte Solon in seinem Vaterlande Ansehn und Einfluß gewonnen; aber noch gefeierter wurde sein Name in ganz Griechenland, als er seine Stimme zum Schutz des delphischen Tempels erhob. Die Einwohner von Kirrha nemlich hatten einen dem Tempelgebiete des delphischen Apollon zugehörenden Landstrich sich zugeeignet und Weihgeschenke aus dem Heiligthume gewaltsam hinweggenommen. Da erklärte Solon: Griechenland dürfe diesem Frevel gegen den Orakelsitz nicht unthätig zusehen, sondern müsse um des beleidigten Gottes willen den Delphiern Hülfe leisten; worauf denn den Kirrhäern von den Amphiktyonen der Krieg erklärt und der Frevel gesühnt wurde.

Ein noch viel größeres Verdienst aber erwarb sich Solon durch Beendigung des unseligen Partheikampfes, welcher durch die Kyloniden und Megakliden in Athen entbrannt war. Es verhielt sich damit also. Kylon, ein Athener von edlem Geschlecht und großem Ansehn, trachtete im Vertrauen auf seinen starken Anhang und die Unterstützung durch seinen Schwiegervater Theagenes, den Tyrannen von Megara, nach der Alleinherrschaft. Durch Kriegsvölker des Theagenes verstärkt, besetzte er mit seiner Parthei unvermuthet die Akropolis, gerieth aber, von den Bürgern belagert und eingeschlossen, aus Mangel an Wasser und Nahrungsmitteln in große Noth. Kylon und sein Bruder entkamen, die Uebrigen ließen sich, nachdem schon Mehrere vor Hunger gestorben waren, durch den Archon Megakles bereden herabzukommen und vor Gericht zu erscheinen. Da sie der Zusicherung, daß ihnen kein Leid geschehen solle, nicht traueten, banden sie einen Faden an dem Altare der Athene fest und stiegen an diesem Faden haltend von der Burg herab. Als sie nun bis zum Tempel der Rachegöttinnen gekommen, zerriß der Faden; worauf Megakles unter dem Vorwande, daß Athene ihr Flehen verwerfe, die unglückliche Schaar sofort angriff. Etliche wurden außerhalb des Tempels gesteinigt, Andere an den Altären, zu denen sie geflüchtet waren, unerbittlich niedergemacht.

---

*) Hesiodos, geboren zu Kyme in Kleinasien um 900 vor Christo, lebte später mit seinen Eltern zu Askra in Boiotien. Die oben erwähnte Stelle ist aus seinem schönen Lehrgedichte: Werke und Tage v. 311:

„Arbeit schändet dich nicht, wohl aber schändet die Faulheit.“

Dieser Frevel lenkte plötzlich allen Haß von der kylonischen Parthei auf die Megakliden als Verfluchte und Greuelbeladene. Die Geretteten dagegen, durch solches Unglück der Ihren gleichsam geheiliget, kamen zu neuer Macht und Geltung, und die frühere Fehde flammte jetzt heftiger empor als je.

Wie nun damals die Hitze des Streites sich auf das höchste gesteigert hatte und das ganze Volk für die Einen oder die Anderen Parthei nahm, so trat Solon, der schon damals bei den Athenern in hohem Ansehn stand, mit den vornehmsten Bürgern dazwischen und bewog die Megakliden, sich der Entscheidung eines Gerichtes zu unterwerfen, welches aus Dreihundert der rechtschaffensten Bürger bestehen sollte. In Folge dessen wurde, wer aus jenem Geschlecht noch am Leben war, des Landes verwiesen, die Gebeine ihrer Verstorbenen aber ausgegraben und über die Grenze geworfen.

Während dieser inneren Unruhen hatten die Athener durch die erneuerten Angriffe der Megareer große Verluste erlitten, und die Stadt zitterte im Bewußtsein der auf ihr lastenden Blutschuld vor Gespenstererscheinungen und unheilverkündenden Zeichen. Darum rief man den Epimenides aus Kreta herbei, den man für einen Götterliebling hielt und für erleuchtet von dem Wunderlichte einer geheimnißvollen Weisheit. Dieser kam, ward mit Solon innig befreundet und bahnte der Gesetzgebung desselben den Weg dadurch, daß er die Athener größere Einfachheit des Gottesdienstes lehrte, rohe, der Hellenen unwürdige Gebräuche aufhob, vor allem aber dadurch, daß er die Bürgerschaft durch Sühnungen und Weihungen entsündigte und heiligte und somit gegen die Pflichten der Gerechtigkeit gehorsam und der Stimme der Eintracht folgsam machte. Für alle diese überaus wichtigen Dienste erbat er sich statt der reichen Schätze, welche ihm die dankbare Stadt anbot, eine einzige Belohnung. Auf der Burg von Athen stand nemlich ein heiliger Oelbaum, von welchem die Sage ging, daß er auf das Geheiß der Pallas Athene aus der Erde hervorgewachsen und der Stammvater aller der zahlreichen Oelbäume von Attika sei. Von diesem erbat er sich einen Zweig, und mit dieser schlichten Gabe schied Epimenides hochgefeiert und verehrt von den Athenern.

3. Solons Gesetzgebung.

Nachdem nun solchergestalt die kylonischen Unruhen beschwichtigt und Athen der „Verfluchten“ entledigt war, fiel es in den alten Streit über die Verfassung zurück. Auch hier wie zu Sparta, ehe die lykurgische Gesetzgebung das Gemeinwesen ordnete, brachte die Ungleichheit des Vermögens, der aufs höchste gesteigerte Zwiespalt zwischen den Reichen und den Armen den Staat in solche Verwirrung, daß es schien, es könne nur der unumschränkten Gewalt eines Einzigen gelingen, Ruhe und Ordnung in dem zerrütteten Staate wieder herzustellen. Denn das gesammte gemeine Volk war den Reichen verschuldet. So baute nun ein Theil desselben nur zum Vortheile der Letzteren das Land, denen er ein Sechstel des Ertrags entrichten mußte; Andere, die sich selber verpfändet hatten, fielen den Gläubigern als Eigenthum zu, mußten Sclavendienste thun und wurden wohl gar in das Ausland verkauft; während wiederum Andere, um ihre Schuldherren zu befriedigen, ihre leibliche Kinder verkauften, ohne daß ein Gesetz hindernd dazwischengetreten wäre; oder sie sahen sich genöthiget, das Vaterland zu verlassen, um nicht der Härte ihrer Gläubiger anheimzufallen. Da traten nun die Meisten und Stärksten zusammen und wollten solche Bedrückung nicht länger dulden, sondern einen zuverlässigen Mann an die Spitze stellen, um die den Reichen verfallenen Schuldner in Freiheit zu setzen, das Land neu zu vertheilen und die ganze Verfassung umzugestalten. Die Verständigsten unter den Athenern wandten sich an Solon, welcher wegen seiner Unbescholtenheit allgemeines Vertrauen genoß und weder an den Ungerechtigkeiten der Reichen theilnahm, noch auch in der Noth der Armen befangen war; und baten ihn dringend, sich des zerrütteten Staates anzunehmen und den Unruhen ein Ende zu machen. Solon verkannte keineswegs die Schwierigkeit einer solchen Ausgleichung, welcher ebensosehr der Uebermuth der einen Parthei, als die Habsucht der andern im Wege stand. Erst nach vielem Bedenken, wie er selbst versichert, ergriff er das dargebotene Staatsruder und wurde unter Zustimmung beider Partheien zum Archon, Friedensstifter und Gesetzgeber gewählt, 594 vor Christo. Die angetragene Alleinherrschaft aber verschmähete er, nicht aus Mangel an Muth, sondern aus uneigennütziger Liebe zur Freiheit. Selbst das Gute, meinte er, dürfe man nicht mit Gewalt durchsetzen, es sei denn diejenige, die sich Jeder gefallen lasse; daher er später auf die Frage, ob er den Athenern die besten Gesetze gegeben habe, die Antwort gab: „Die besten, welche sie sich geben ließen.“

Der erste Schritt seiner Gesetzgebung war der, daß er den armen Verschuldeten ihre Last abnahm; nicht dadurch, daß er, wie Manche meinen, die dermalen vorhandenen Schulden erließ und aufhob, sondern durch Herabsetzung des Zinsfußes und Erhöhung des Geldwerthes. Er ließ nemlich die Münzen umschmelzen und je aus drei und siebenzig Drachmen deren hundert prägen. Hierauf verordnete er, daß die Gläubiger diese neuen, leichteren Drachmen im Werthe der alten, schwereren annehmen sollten; so daß der Schuldner dem Metallwerthe nach bedeutend weniger zu zahlen hatte, während doch der Gläubiger dem neuerdings festgestellten Werthe nach die volle Summe erhielt. Zugleich erklärte Solon für jetzt und alle Zukunft das Pfandrecht an den Leib des Schuldners für ungültig, so daß also fürderhin kein freier Bürger durch Verschuldung oder Zahlungsunfähigkeit der Sclav des andern werden konnte. Diese beiden wohlthätigen Verordnungen nannte man die Entlastung oder Seisachtheia.

Anfangs war keiner von beiden Theilen damit zufrieden. Die Reichen schmerzte der Verlust, der ihnen durch jenes Verfahren erwuchs. Die Armen dagegen fanden sich in ihrer Hoffnung auf eine neue Theilung der Ländereien und auf völlige Gleichstellung des Vermögens nach dem Vorbilde der lykurgischen Verfassung getäuscht; ein Ziel, welches Solon, der Mann aus dem Volke, bei so beschränkten Mitteln in seinem Wirkungskreise freilich nicht in's Auge hatte fassen können, da er bei seiner Gesetzgebung sich auf keine äußre Gewalt wie Lykurg, sondern nur auf den guten Willen und das Vertrauen seiner Mitbürger stützte. Indeß währete es nicht lange, so lernten

sie die Zweckmäßigkeit jener Verordnungen einsehn, gaben ihre einseitigen Beschwerden auf und brachten ein gemeinschaftliches Opfer, welches man das Entlassungsopfer nannte. Von nun an stellten sie ihm ohne Ausnahme Alles anheim, Aemter, Gerichte, Volks- und Rathsversammlungen, um von dem Bestehenden und Geltenden aufzuheben oder beizubehalten, wie er's für gut befände.

Demgemäß hob er wegen der Härte ihrer Strafbestimmungen alle Gesetze des Drakon auf mit Ausnahme derjenigen, welche den Mord betrafen, und ordnete nach Grundsätzen der Vernunft und Billigkeit eine Stufenfolge der Strafen, unter denen eine der höchsten im Verluste des Bürgerrechts und der Bürgerehre bestand.

Sodann veranstaltete er eine Schätzung sämmtlicher Bürger nach ihrem Vermögen, um hiernach den Antheil eines Jeden an der Staatsverwaltung zu bestimmen. Denjenigen, welche von ihrem Grundbesitz mindestens zweihundert Maaß trockner und flüssiger Früchte*) ernteten, gestattete er den Zugang zu den obrigkeitlichen Aemtern. Dies waren die sogenannten Pentakosiomedimnoi oder Fünfhundertscheffler, welche 500, die Hippeis oder Ritter, welche 300, und die Zeugitä d. i. Zweispänner, welche 200 Maaß jährlichen Grundertrag hatten. Die Uebrigen, welche noch weniger hatten, bildeten die Classe der Thetes oder Lohnarbeiter. Diese wurden vom Staate zu keinen Leistungen von Habe und Gut in Anspruch genommen; sie waren dagegen auch von allen öffentlichen Aemtern ausgeschlossen und hatten nur als Mitglieder der Volksversammlungen und der Volksgerichte an der Staatsverwaltung Antheil.

Man muß sich hüten, in dieser Vertheilung der staatsbürgerlichen Rechte eine Bevorzugung des Reichthums zu finden, die mit den Grundsätzen eines freien Staates unvereinbar wäre. Eine solche war in der That der Gesinnung Solons durchaus fremd. Der Grundsatz, welcher ihn bei jener Verordnung leitete, war der, daß das Maaß der Rechte eines Jeden sich nach dem Maaße dessen bestimmen müsse, was er dem Staate leistete. Den höheren Anforderungen sollte höhere Geltung entsprechen. Da die meisten Staatsämter damals noch ohne eigentliche Besoldung waren (nur die Ehre eines Amtes sollte für die übernommene Mühe desselben entschädigen), so konnten sie nicht demjenigen zugemuthet werden, der sie bei seiner Dürftigkeit nicht ohne Gefährdung seines Hausstandes verwalten konnte; so wie anderseits ein Berechtigter die Annahme eines Amtes, zu welchem man ihn tüchtig fand, nicht verweigern durfte.

Die innere Gliederung der athenischen Staatsverwaltung, wie Solon sie anordnete, war in der Kürze folgende. Die oberste, vollziehende Gewalt bildete das Amt der **Archonten**, zu welchem nur Bürger der ersten Classe, der Pentakosiomedimner, Zutritt hatten. Zur Bekleidung der übrigen Staatsämter (mit Ausnahme des Areiopags, wovon nachher die Rede sein wird) war jeder Bürger der zweiten und dritten Classe befugt, aus welchen auch jährlich durch das Loos der **Rath der Vierhundert** oder die Bule gewählt wurde. Dieser Senat hatte die Bestimmung, Vorberather des Volks zu sein und alle Gesetzentwürfe, welche demselben zur Beschließung vorgelegt werden sollten, einer vorgängigen Prüfung zu unterwerfen, weshalb er auch befugt war, Gegenstände, deren Erörterung im Schoose der Volksversammlung nicht geeignet oder zuträglich schien, derselben gänzlich zu entziehen. Die Mitglieder wurden aus der Zahl der Bewerber durch das Loos erwählt, mußten sich aber, wie alle athenischen Staatsbeamten, einer Prüfung ihrer Würdigkeit unterwerfen.

Zur Theilnahme an der **Volksversammlung** oder Ekklesia war jeder Bürger nicht nur berechtiget, sondern auch verpflichtet. Sie wurde an gewissen Monatstagen regelmäßig gehalten, in dringenden Fällen aber auch außerordentlich zusammenberufen. Ihr stand die Entscheidung zu über die Annahme von Gesetzen, über Krieg und Frieden, über die Wahlen der Beamten, über Ertheilung des Bürgerrechts und dergl.; und zwar nicht blos wie zu Sparta mit Ja und Nein, sondern es war Jedem das Recht gegeben, Anträge zu stellen oder zu bekämpfen, damit jeder Bürger den öffentlichen Angelegenheiten eine um so regere Theilnahme zuwende und an der Staatsverwaltung nicht nur mitwissend, sondern mithandelnd sich betheiligen könne.

Ueber der Volksversammlung, aber aus ihrer Mitte jährlich durch das Loos erwählt, stand das **Geschworenengericht**, die sogenannte Heliäa. Dieses hatte unter Anderem die Beschlüsse der Volksversammlung nochmaliger Prüfung zu unterwerfen und ihnen nach Befinden die gesetzliche Gültigkeit zu ertheilen oder zu versagen. Da zudem auch in solchen Sachen, über welche die Obrigkeiten zu erkennen hatten, eine Berufung an dieses Volksgericht erlaubt war; da ihm ferner in allen zweifelhaften Fällen die Auslegung der Gesetze zukam, so war die Heliäa als die mit der höchsten Gewalt betraute Behörde anzusehn, welche gleichsam über den Gesetzen stand; und das Recht, das auch dem geringsten athenischen Bürger zustand, Mitglied dieses Volksgerichts zu werden, war mithin von außerordentlicher Wichtigkeit.

Außerhalb des Kreises der laufenden Staatsgeschäfte stand der **Rath des Areiopagos** als allgemeine Aufsichts- und Schutzbehörde über alles, was die Ehre und Wohlfahrt des Staates anging. Dieser schon von Alters her in hohem Ansehn stehende Gerichtshof, dessen Befugnisse Solon nur erweiterte und mit dem Ganzen seiner Gesetzgebung in innigste Verbindung setzte, bestand aus den angesehensten und bewährtesten Männern des Staates, den Archonten, welche nach Ablauf ihres Amtsjahres untadelhaft befunden worden waren. Vor seinen Richtstuhl gehörten alle Klagen über vorsätzlichen Mord, Verwundung, Raub, Frevel am Heiligen, Bestechung und Hochverrath. Aber ihm kam auch die Aufsicht über die öffentliche Erziehung, den sittlichen Anstand, den redlichen Fleiß und Erwerb und die Erhaltung der heimischen Gottesdienste zu. Er war „das Auge des Gesetzes.“ Ohne streng umschriebenen Kreis seiner Pflichten, ohne feste Grenzen seiner Befugnisse und ohne Rechenschaftspflichtigkeit seiner Handlungen, da seine bewährte Tugend für ihn Bürgschaft leistete, war sein Amt, zu wachen, zu wahren und zu bessern, das Heil und den sittlichen Bestand des Gemeinwesens zu hüthen, die Schuld zu sühnen, das Unrecht auszugleichen, der gute Genius des athenischen Volks zu sein.

Seine Sitzungen hielt er auf dem Areiopagos oder Marshügel, (wo schon Orestes nach der Sage wegen Muttermordes vor Gericht gestanden), und zwar meistens bei Nacht und im Finstern, damit die Richter nicht durch das traurige Ansehn der Beklagten bestochen würden. So mußte auch jeder gehaltene Vortrag dort einfach und

*) Unter den letzteren sind Oel und Wein zu verstehn.

schmucklos sein und aller Rednerkünste sich enthaltend, schlicht, klar und trocken den Fall darstellen, um den es sich handelte. Die Richter selbst stimmten schweigend mit Steinchen, die schwarzen verdammten, die weißen sprachen frei; waren die Stimmen gleich, so ward angenommen, daß Athene selber zu Gunsten des Beklagten entscheide.

Der Rath des Areiopags bildete nach dem Willen des Gesetzgebers gleichsam den Schlußstein der athenischen Staatsverwaltung, wie der Rath der Vierhundert als ihre Grundlage angesehen werden kann. Denn diese beiden Behörden sollten, wie Plutarch sich ausdrückt, die zwei Anker sein, welche der allzuleicht so vielen Schwankungen preisgegebenen demokratischen Verfassung eine festere Haltung gäben, damit das Staatsschiff nicht ein Spiel von Wind und Wellen würde.

In diesem kunstvollen Gefüge der öffentlichen Gewalten zeigt sich nicht minder als die Weisheit auch die Gerechtigkeit und Mäßigung des Gesetzgebers. Jedes Element des Volkes sollte darin die ihm gemäße Stellung und Verwendung finden. Aristokratisch in seiner Spitze, da das Archontat und der Areiopag nur der ersten Classe der Bürger offen standen, ruhte das solonische Staatsgebäude mittelst der Volksversammlung und Volksgerichte auf rein demokratischer Grundlage. —

Wie allseitig Solon darauf bedacht war, der Bedrückung der Armen und Schutzlosen kräftig zu wehren, davon giebt außer dem, was schon oben darüber mitgetheilt worden ist, auch dasjenige seiner Gesetze ein schönes Zeugniß, welches Jedem das Recht gab für einen Unrecht Leidenden Genugthuung zu fordern. Wurde also z. B. Jemand geschlagen oder beschädiget oder litt er sonst Gewalt, so durfte, wer irgend wollte, den Beleidiger anklagen und gerichtlich verfolgen; eine Verfügung, durch welche Solon seinen Mitbürgern zugleich die treffliche Lehre gab, wie Glieder Eines Körpers mit einander zu fühlen und zu leiden. Denn diejenige Stadt erklärte er für die glücklichste und beste, in welcher das Unrecht von dem, der nichts davon zu leiden hat, ebenso eifrig, als von dem Gekränkten verklagt und zur Strafe gezogen wird.

Sonderbar möchte Manchem vielleicht jenes solonische Gesetz erscheinen, welches denjenigen, der bei bürgerlichen Unruhen zu keiner Parthei hält, mit dem Verluste der bürgerlichen Rechte strafte. Allein der weise Gesetzgeber bezweckte damit, man solle nicht lau und gleichgültig für das gemeine Wohl, nur sich und das Seinige sicher stellen und wohl gar eine Ehre darin suchen, daß man die Noth und Drangsal des Vaterlandes nicht theile, sondern ohne Zögern die beste und gerechteste Parthei ergreifen, mitwagen und mithelfen, statt in Ruhe und Sicherheit die Befehle der siegenden Parthei zu erwarten.

In den Heirathsverträgen hob Solon die Mitgift gänzlich auf. Die Braut durfte nur drei Kleider und einiges Geräth von geringem Werth in das Haus ihres Gatten bringen; denn er wollte die Ehe nicht wie eine Marktwaare angesehen wissen, sondern zur Elternfreunde, zu gegenseitiger Liebe und Freundschaft sollten sich Mann und Weib verbinden.

Lobenswerth findet man ferner das Verbot, Verstorbenen Uebles nachzureden. Denn ein frommer Sinn achtet die Abgeschiedenen heilig; die Billigkeit schont derer, die nicht mehr sind; und ein Herz, welches sein Vaterland liebt, duldet Verewigung des Hasses nicht.

Endlich steht Solon in seiner Gesetzgebung ganz im Gegensatze zu Lykurgos als ein preiswürdiger Beförderer der Künste und Handwerke da. Weil die Unfruchtbarkeit des attischen Bodens seine bisherigen Anbauer nur spärlich nährte, die wachsende Bevölkerung der Stadt aber unmöglich unterhalten konnte, und weil ferner die fremden Seefahrer und Kaufleute kein Land besuchen, das ihnen zum Austausche nichts bieten kann; so ermunterte Solon die Bürger, sich um so fleißiger den Handwerken und Künsten zu widmen, die er daher auch in aller Weise bei seinem Volke in Achtung setzte. In dieser Absicht verordnete er: ein Sohn, welchen der Vater zu keinem Gewerbe angehalten, sollte nicht verpflichtet sein, ihm Unterhalt zu geben. Auch beauftragte er den Senat des Areiopags, daß er auf die Art, wie ein Jeder sich nähre, ein wachsames Auge habe und die Müßiggänger bestrafe.*)

Durch angelegentliche Förderung der Geistesbildung, der Künste, des Handels und der Schifffahrt legte Solon den Grund zu der nachmaligen Blüthe und Macht Athens und erwarb sich dadurch ein Verdienst, welche die von ihm aufgestellte Staatsverfassung weit überdauerte. Seine Gesetze wurden auf hölzerne Tafeln geschrieben, welche man Kyrben nannte, und vom Senate beschworen.

Nicht eine ewige Dauer wie Lykurg, sondern nur eine Geltung auf hundert Jahre hatte Solon für seine Gesetze beansprucht, von denen er sich bewußt sein konnte, daß sie, alle Lebensverhältnisse umfassend und der Natur des Landes wie des Volkes angemessen, eine sichere Grundlage für die gemeinsame Wohlfahrt aller Stände darböten. Anacharsis aber hatte von vorn herein diese Bemühungen des edlen Gesetzgebers als ganz vergebliche belächelt. Das seien eitele Hoffnungen, meinte er, wenn er sich einbilde, er werde den Gewaltthaten und Betrügereien mit geschriebenen Formeln Einhalt thun. Gesetze seien wie Spinneweben; nur die Schwachen und Kleinen, die hineinfielen, hielten sie fest, während die Reichen und Mächtigen sie ungestraft durchbrächen. Solon erwiederte dagegen: „Aber die Menschen halten ja auch sonst Verträge, wenn die Verletzung derselben Keinem von beiden Theilen Nutzen bringt. Nun richte ich aber meine Gesetze dermaaßen zum Vortheile der Bürger ein, daß es Jedem einleuchten muß, er thue besser sie zu halten als sie zu übertreten.“ Der nachmalige Hergang bestätigte freilich mehr des Anacharsis Befürchtungen als Solons Hoffnungen.

4. Solons Reisen und sein Aufenthalt am Hofe des Königs Kroisos.

Nach Einführung dieser Gesetze kamen nun Tag für Tag Leute zu Solon bald mit Lob, bald mit Tadel, bald mit Anfragen und Erkundigungen, bald mit dem Rathe Dieses oder Jenes in die Tafeln aufzunehmen oder hinwegzulassen. Denn, wie er selber sagt:

In so schwierigem Werk Allen genügen ist schwer!

Um nun diesen endlosen Verlegenheiten auszuweichen und seinen tadelsüchtigen Mitbürgern aus dem Wege zu gehn, nahm er sein Gewerb als Schiffsherr zum Vorwand

*) Ein Beispiel davon und wie die Spartiaten darüber dachten, siehe S. 13.

und erbat sich von den Athenern Urlaub auf zehn Jahre, um auf Reisen zu gehn. Denn ein solcher Zeitraum, hoffte er, werde hinreichen, sie an seine Gesetze zu gewöhnen.

Zuerst ging er nach Aegypten und verkehrte daselbst mit den Gelehrtesten der damaligen Priester. Dann schiffte er nach Cypern, wo er die besondere Gunst und Freundschaft eines der Könige dieser Insel, des Philokypros erlangte, der auf seinen Rath und unter seiner Leitung eine neue Stadt anlegte, welche wegen ihrer schönen und günstigen Lage viele Ansiedler herbeizog und ihrem Gründer zu Ehren Soloi genannt ward. Am berühmtesten aber ist Solons Besuch bei dem Könige Kroisos von Lydien, auf dessen Einladung er nach seiner Hauptstadt Sardes kam.

Dieser Kroisos war einer der mächtigsten Fürsten jener Zeit. Sein Reich umfaßte die blühendsten Länder Kleinasiens und hatte nach Osten den Fluß Halys, jetzt Kisil Irmack genannt, zur Grenze. Keine seiner Unternehmungen war ihm bis dahin fehlgeschlagen, und sein Reichthum ist bis auf den heutigen Tag sprichwörtlich geblieben. Zu diesem Manne kam also, wie viele andere weise Männer, die dort aus und eingingen, auch Solon. Der König empfing ihn mit Freuden und bewirthete ihn in seiner Hofburg auf das gastlichste. Am dritten oder vierten Tage führten ihn die Diener auf Kroisos Befehl in allen Schatzkammern umher und zeigten ihm alle Pracht und Herrlichkeiten des königlichen Besitzthums. Als nun Solon alles betrachtet hatte und wieder vor den König geführt wurde, richtete derselbe an ihn folgende Worte: „Mein Freund von Athen, man hat uns schon viel von dir erzählt, von deiner Weisheit und deinen Wanderungen und wie du, um die Welt zu sehn, voll Wißbegierde weit umher gereiset bist. Nun hab' ich großes Verlangen, dich zu fragen, wen du von allen Menschen, die du kennst, für den glücklichsten hältst." Dies fragte er in der Meinung, daß er der glücklichste sei.

Solon aber war kein Schmeichler, sondern antwortete ganz nach seines Herzens Meinung: „Herr, dafür halte ich den Tellos von Athen." Darüber verwunderte sich der König und sprach voll Eifers: „Und warum hältst du den Tellos für den Glücklichsten?" Solon sprach: „Für's Erste, so hatte Tellos bei dem blühendsten Zustande seiner Vaterstadt edle und vortreffliche Söhne, die alle wieder Kinder hatten, und diese waren alle am Leben. Und zum Andern schloß dieses glückliche Leben auch ein glänzendes Ende. Denn als die Athener wieder ihre Nachbarn in Eleusis stritten, eilte Tellos zur Hülfe herbei, schlug die Feinde in die Flucht und starb den schönsten Tod — für's Vaterland. Die Athener aber bestatteten ihn auf öffentliche Kosten an demselben Orte, wo er gefallen war, und erwiesen ihm große Ehre."

Auf diese Erzählung Solons fragte Kroisos weiter: wen er nach Diesem für den Glücklichsten halte? indem er hoffte, Solon werde doch wenigstens die zweite Stelle ihm zuerkennen. Solon aber sprach: „Kleobis und Biton von Argos. Denn Diese hatten, so viel sie bedurften; zudem besaßen sie große Leibesstärke, so daß beide zugleich den Kampfpreis davon getragen. Die Argeier feierten das Fest der Hera, und weil die Mutter jener Jünglinge Priesterin war, so mußte sie durchaus zum Tempel fahren. Aber die Rinder kamen nicht zu rechter Zeit vom Felde. Als nun weiter keine Zeit zu verlieren war, spannten sich die beiden Söhne selber vor den Wagen und fuhren ihre



Mutter einen Weg von fünf und vierzig Stadien bis zum Tempel. Und die Argeier, welche umher standen, priesen die edle Gesinnung dieser Jünglinge, die Argeierinnen hingegen priesen die Mutter selig, der solche Kinder zu Theil geworden. Aber die Mutter voll überströmender Freude über die That wie über jene Seligpreisungen trat

vor das Bild der Göttin und betete: daß sie dem Kleobis und Biton, ihren Kindern, die ihr so große Ehre erwiesen, den besten menschlichen Segen gewähren möchte. Nachdem man nun geopfert und das Mahl gefeiert, legten sich die Jünglinge im Tempel nieder und schliefen ein und standen nimmer wieder auf, sondern dies war ihres Lebens Ende. Damit hatte die Gottheit bezeugt, daß es dem Menschen besser sei zu sterben als zu leben. Die Argeier aber errichteten ihnen Bildsäulen und brachten dieselben als Weihgeschenk gen Delphoi, weil sie so gute Menschen gewesen.“

Diesen also erkannte Solon die zweite Stelle der Glückseligkeit zu. Voll Unwillens fragte darauf Kroisos: „Freund von Athen, gilt denn mein Glück dir so gar nichts, daß du nicht einmal bürgerlichen Männern mich gleichsetzest?

Solon erwiederte: „O Kroisos, mich, der da weiß, wie neidisch und voll Sinnesänderung die Gottheit sei*), mich fragest du um das Schicksal der Menschen? In der langen Zeit unsers Lebens muß man vieles erleben, was man gern nicht erlebte. Ich setze des Menschen Lebenszeit auf siebenzig Jahre. Welch eine Summe von Tagen giebt das! und doch ist kein einziger unter diesen allen dem andern gleich. Also ist der Mensch allen Schwankungen des Geschicks unterworfen. Du bist, wie ich sehe, gewaltig reich und Herr über viele Völker. Glückselig aber kann ich dich nicht nennen, bevor ich nicht erfahren, daß du dein Leben glücklich geendet hast. Denn mit Nichten ist der Reiche glückseliger, als der, der nur sein tägliches Brot hat, wenn er nicht das Glück hat, seinen Reichthum zu genießen bis an sein Ende. Mancher, der sehr reich ist, lebt nicht glücklich; Manchem dagegen, der nur das Nöthige besitzt, gehet es wohl. Jener hat vor Diesem nur zwei Vorzüge voraus: er kann eher sich verschaffen, was sein Herz begehrt, und einen harten Schlag des Geschicks eher ertragen. Dieser aber steht in vielen Stücken in Vortheil vor dem unglücklichen Reichen: er bietet dem Mißgeschick bei weitem weniger Gelegenheit dar, ihn schmerzlich zu treffen, er ist gesund an seinen Gliedern, weiß von Krankheit und Leiden nichts, hat Freude an seinen Kindern und ist wohlgebildet. Kommt nun noch hinzu, daß er sein Leben gut beschließt, so kann er glückselig genannt werden in dem Sinne, wie du meinst. Vor seinem Ende aber muß man sich wohl hüten, zu sagen: er sei glückselig; sondern nur: es gehe ihm wohl. Bei jeglichem Dinge muß man auf das Ende sehen, wie es hinausgeht; denn Vielen hat die Gottheit das Glück vor Augen gehalten und sie dann gänzlich zu Grunde gerichtet.“

Nach diesen Worten wurde Solon entlassen. Er hatte den König gekränkt, ohne ihn klüger zu machen. Nun war damals gerade auch der berühmte Fabeldichter Aesopos, den Kroisos gleichfalls zu sich eingeladen, bei Hofe und genoß großer Ehren. Dieser hatte Mitleid mit Solon, weil ihm vom Könige so gar keine Freundlichkeit zu Theil geworden, und um ihm einen guten Wink zu geben, sprach er: „Lieber Solon, mit Königen muß man so selten oder so gefällig als möglich reden.“ „Nicht doch“, erwiederte Solon, „sondern so selten oder so gut als möglich.“

Damals also hielt Kroisos den Weisen Griechenlands für einen unverständigen Mann. Erst in der strengen Schule seiner nachmaligen Schicksale lernte er, fast als es zu spät war, die Wahrheit jenes Ausspruchs erkennen, der sich sein Hochmuth, so lang' es ihm wohlging, nicht bequemen wollte. Es kann nur dazu dienen, die Lebensweisheit Solons in ein um so helleres Licht zu stellen, wenn wir ihn selbst auf einige Zeit verlassen und die Erzählung der späteren Geschicke des Kroisos hier einfügen.

5. Wie die verachtete Weisheit Solons in den Mißgeschicken des Kroisos sich rechtfertigt.

Kaum hatte Solon Sardes verlassen, als sich ein schweres Unglück zu Kroisos gleichsam auf den Weg machte. — Kroisos hatte zwei Söhne, davon war der eine taubstumm, der andere aber, Atys mit Namen, in jeder Beziehung herrlich vor seinen Gespielen. Von Diesem offenbarte ihm ein Traum, daß er durch eine Eisenspitze ums Leben kommen werde. Darüber in Furcht und Schrecken ließ er die Wurfspieße und Lanzen und alle dergleichen Dinge, die man im Kriege braucht, aus den Männersälen wegnehmen und bei Seite schaffen; den Sohn selber, der früher die Lydier auf ihren Heerfahrten anzuführen pflegte, sandte er nicht mehr zu solchem Geschäft aus, und um ihn der kriegerischen Beschäftigung vergessen zu machen, gab er ihm eine Frau.

Als nun sein Sohn eben Hochzeit gemacht hatte, kam nach Sardes ein Mann, von schwerem Unglück befangen, mit mordbefleckten Händen, ein Phrygier von königlichem Geschlecht, mit Namen Adrastos. Dieser hatte aus Versehn den eignen Bruder erschlagen und kam, vom Vater vertrieben und aller Habe beraubt, in des Kroisos Haus mit der Bitte um die reinigende Sühne nach der Sitte des Landes. Der König vollzog sie und behielt den Heimathlosen bei sich. Zu derselbigen Zeit hielt sich auf dem Berge Olympos in Mysien ein gewaltiger Eber auf, der die umliegenden Felder verwüstete. Die Landleute, denen er solchergestalt viel Schaden that, ohne daß es ihnen gelang, ihn zu erlegen, schickten endlich Abgesandte zum Könige und ließen ihn bitten: er möchte seinen Sohn und auserlesene Jünglinge sammt Jagdhunden mit ihnen schicken, um das Thier aus ihrem Lande zu vertilgen. Kroisos gedachte alsbald an den Traum; er versprach ihnen Männer genug sammt der ganzen Meute zu schicken, aber auf seinen Sohn sollten sie nicht weiter denken, den werde er nimmer mit ihnen lassen. Die Mysier waren damit zufrieden; als aber Atys von der Bitte der Abgeordneten und der Weigerung seines Vaters hörte, trat er zu ihm und sprach: „Vater, vormals war es meine schönste und edelste Beschäftigung in den Krieg zu ziehn oder auf die Jagd, und Ruhm zu gewinnen. Jetzt aber lässest du mich nimmer

*) Dies war allerdings die Ansicht der Griechen von den Göttern; ein ungewöhnliches und unbeschränktes Glück der Menschen erscheine in ihren Augen als straffällige Ueberhebung; den Glücklichen stürzen sie am ehesten, damit kein Sterblicher sich mit den seligen Göttern messe.

Mir grauet vor der Götter Neide,
Des Lebens ungemischte Freude
Wird keinem Irdischen zu Theil.

dazu und kannst doch nicht sagen, daß ich feig oder lässig gewesen sei. Mit was für Augen müssen die Leute mich ansehn, wenn ich in die Versammlung komme oder von derselben heimgehe? Was mögen die Bürger von mir denken? was mein junges Weib? Laß mich also immer mit auf die Jagd oder überführe mich durch Gründe, daß es besser gethan sei, daheim zu bleiben."

Vergebens berief sich Kroisos auf die Warnung des Traumes. „Wir streiten ja nicht gegen Männer", entgegnete der Jüngling, „und der Eber hat wohl einen Zahn, aber keine Eisenspitze, mit der er mir schaden könnte; und nur vor einer solchen hat der Traum gewarnt." Da diese Vorstellungen den Vater überzeugten, rief er den Adrastos und bat ihn, seinen Sohn zu begleiten und über ihn zu wachen, daß er nicht unterwegs etwa von Räubern überfallen würde oder sonst einen Schaden nähme. Adrastos antwortete: „Herr, nie wäre ich ohne dein Geheiß mit Andern zu solchem Kampfe ausgezogen, denn ein so unglückseliger Mensch sollte sich nie unter glückliche Genossen mischen. Nun aber, da du es verlangst, und um dir zu beweisen, wie gern ich deine Wohlthat durch Gefälligkeit vergelten möchte, bin ich bereit dazu. Dein Sohn soll dir unversehrt, so weit meine Sorgfalt dazu helfen kann, wieder heimkehren."

So reisten sie also mit einer Schaar auserlesener Jünglinge und mit Hunden zur Jagd, und als sie zu dem Berge Olympos gekommen waren, spürten sie das Wild auf; und da sie's gefunden, umstellten sie es von allen Seiten und griffen es mit den Wurfspießen an. Da warf auch Adrastos seinen Speer nach dem Eber, verfehlte ihn aber und traf des Kroisos Sohn. Alsobald lief ein Bote zum Könige gen Sardes und meldete ihm den Hergang des Kampfes und des Sohnes Tod.

Kroisos war außer sich über diesen Verlust, klagte jammervoll über sein Unglück und rief den sühnenden Zeus, den Schirmherrn der Gastlichkeit und Freundschaft zum Zeugen über das, was der Fremdling an ihm gethan hatte. Darnach kamen die Lydier mit dem Leichname und hinter ihnen folgte der Mörder. Dieser stellte sich nun neben den Leichnam, übergab sich in des Königs Gewalt, streckte seine Hände aus und flehete ihn an, ihn dem



Todten zu opfern. Als das Kroisos vernahm, jammerte ihn sein, so groß auch sein häusliches Leiden war, und sprach: „Ich habe nun Rache zur Gnüge an dir, o Fremdling, da du dich selber des Todes schuldig erachtest. Zudem trägst nicht du die Schuld dieses Unglücks, da du wider deinen Willen die That vollbracht hast, sondern irgend ein Gott, der mir schon längst offenbaret hat, daß es also kommen müßte."

Kroisos bestattete nun seinen Sohn nach Sitte und Gebrauch des Landes und lag zwei Jahre lang in tiefer Trauer. Adrastos aber, der sich über sein Mißgeschick nicht beruhigen konnte, ermordete sich selber auf dem Grabe des Jünglings.

Indeß hatte sich das Schicksal in der Demüthigung des Mannes, der sich vormals für den Glücklichsten auf Erden gehalten, noch nicht genug gethan. In Persien war ein Held aufgetreten, mit Namen Kyros, der sein Volk von der Herrschaft der Meder befreit und nach Ueberwindung des Königs Astyages des großen medischen Reiches sich bemächtiget hatte. Astyages war der Schwager des Kroisos; und als nun Letzterer von jenen Vorfällen Kunde erhielt, ließ er ab von der Trauer um seinen Sohn und war darauf bedacht, ob er nicht die wachsende Macht der Perser aufhalten und umstürzen könne. Er schickte daher Abgeordnete mit unermeßlichen Geschenken an das Orakel zu Delphoi und fragte: ob er wider die Perser in den Streit ziehen solle? Darauf wurde ihm die räthselhafte Antwort zutheil: „Geht Kroisos über den Halys, so wird er ein großes Reich zerstören."

Kroisos freute sich über diesen Ausspruch; denn er glaubte die unzweifelhafte Zusicherung darin zu finden, daß er des Kyros Reich überwältigen werde. Er rüstete also ein gewaltiges Heer, überschritt den Halis, den Grenzfluß seines Landes, und fiel in Kappadokien ein. Die erste Schlacht zwischen den Lydiern und Persern blieb ohne Entscheidung, die Nacht trennte die mit Erbitterung kämpfenden Heere. Da aber Kroisos die Kriegsmacht des Gegners überlegen fand, zog er wieder heim gen Sardes in der Absicht, seine Streitkräfte durch Bundesgenossen zu verstärken und nach Verlauf des Winters den Krieg wieder aufzunehmen. Doch war ihm Kyros auf dem Fuße nachgefolgt und stand, ehe es Jemand geahnet hatte, vor der Hauptstadt. Die zweite Schlacht, die Kroisos zur Rettung des eignen Landes wagen mußte, ging verloren. Nach vierzehntägiger Belagerung wurde Sardes erstürmt. Plündernd und mordend drangen die Perser in die Stadt und bei dieser Gelegenheit wäre beinahe der König selbst um's Leben gekommen. Ein Perser, der den Kroisos nicht kannte, (denn Kyros hatte befohlen seiner zu schonen,) ging auf ihn los und Dieser, dem das Leben schon völlig gleichgültig geworden, war auf keine Gegenwehr bedacht. Als aber sein stummer Sohn den Vater in Todesgefahr sahe, löseten Furcht und Angst plötzlich das Band seiner Zunge und er schrie laut: „Mensch tödte den Kroisos nicht!“ Das war sein erstes Wort, das er sprach und fortan konnte er reden sein Lebelang.

Der Perser nahm hierauf den Kroisos gefangen und überlieferte ihn dem Könige. Der Freiheit und der Krone beraubt, stand er nun dem berühmten Gegner gegenüber, den er zu vernichten gedacht hatte. Es war geschehn, was das Orakel geweissagt: den Halys überschreitend hatte er ein großes Reich zerstört. Der Sieger ließ ihn in Ketten legen, einen Scheiterhaufen errichten und den Ueberwundenen sammt zweimal sieben lydischen Knaben daraufsetzen. Und als nun Kroisos vor sich diesen schrecklichen Tod sah, da gedachte er jener Worte des Solon, der ihm wie aus göttlicher Eingebung gesagt hatte: kein Mensch sei glücklich zu nennen, dieweil er noch lebe. Ueber diesem Gedanken erwachte er aus dumpfer Betäubung, seufzete nach langer Todesstille laut auf und rief: „O Solon, Solon, Solon!“ Als Kyros dieses hörte, sandte er die Dolmetscher hin und ließ fragen, wen er da anrufe? Kroisos schwieg und antwortete nicht; als man aber heftig in ihn drang, sprach er: „Einen Mann, darum ich viel gäbe, wenn er zu allen Herrschern redete.“ Da fragten sie weiter, was er damit meine, und nöthigten ihn, bis er ihnen seine Unterredung mit dem athenischen Weisen erzählte. Diese Worte gingen dem Kyros dergestalt zu Herzen, daß ihn sein grausamer Entschluß gereuete. Er erkannte es jetzt für Unrecht, daß er, der doch selber ein Mensch sei, einen andern Menschen, welcher vormals an Glück und Herrlichkeit es ihm gleich gethan, lebendig dem Feuer übergebe. Zugleich ergriff ihn die Furcht vor göttlicher Vergeltung, und da er überlegt, daß nichts Beständiges sei im menschlichen Leben, befahl er, das Feuer, das schon an allen Enden emporloderte, eilends zu löschen und den Kroisos sammt seinen Leidensgefährten herabzunehmen.

Solchergestalt wurde dem Solon der Ruhm zu Theil, daß er — durch Einen Spruch der Könige einen vom Tode errettet, und einen anderen Weisheit und Mäßigung gelehrt habe.

6. Solon und Peisistratos.

Während Solons Abwesenheit war Athen in das frühere Partheiwesen zurückgefallen. Die Küstenbewohner von Attika, das Volk vom platten Lande und dann die Gebirgsbewohner — Eins stand gegen das Andere. Das Haupt der Letzteren, zu denen sich noch die große Zahl der gegen die Reichen am meisten erbitterten untersten Volksklasse (der Theten) schlug, war Peisistratos, ein naher Verwandter Solons von mütterlicher Seite. Solons Gesetze standen zwar noch in Geltung, aber man sah bereits ihrem Umsturz entgegen, denn jede dieser Partheien wünschte eine Veränderung der Verfassung, nicht etwa, um mit der anderen gleichgestellt zu werden, sondern um über alle zu herrschen.

So standen die Sachen, als Solon heimkam. Man erwies ihm nach wie vor Achtung und Ehre; aber er stand nun schon in einem zu hohen Alter, als daß er noch Lust und Kraft in sich gefunden hätte, wie vormals öffentlich zu reden und zu handeln. Darum suchte er auf dem Wege besonderer Unterredungen mit den Partheihäuptern die Einigkeit und Ruhe wieder herzustellen. Besonders schien Peisistratos ihm ein williges Ohr zu leihen. Dieser Mann hatte etwas Anziehendes im Gespräch und Umgange, war ein Wohlthäter der Armen und selbst gegen Feinde billig und gemäßigt. Seine Mängel wußte er durch den Schein zu ersetzen; man hielt ihn allgemein für einen bedachtsamen und bescheidenen Mann, der die Gleichheit über alles liebe, jede Neuerung hasse und dadurch täuschte er die Menge. Solon aber durchschaute bald sein Inneres und entdeckte zuerst seine geheime Absicht; doch warf er deshalb keinen Haß auf ihn, sondern suchte ihn von seiner Leidenschaft durch verständige Vorstellungen abzubringen. Denn wenn es nur gelänge, — so sprach er öfter sowohl zu ihm selber als zu Anderen — ihn von seiner Begier nach der Alleinherrschaft zu heilen, so würde es keinen Mann geben, der mehr zur Tugend geschaffen und ein besserer Bürger wäre. Doch dies gelang ihm eben nicht. Unmerklich aber unaufhaltsam, mit sicheren, klug berechneten Mitteln drang Peisistratos der Ausführung seines Planes entgegen. Mit eigener Hand brachte er sich eine Wunde bei, fuhr dann in einem Wagen auf den Markt und klagte dem Volke, daß ihn seine Feinde um seiner volksfreundlichen Gesinnung willen hinterlistig überfallen hätten, und daß er seines Lebens fernerhin nicht sicher sei. Der große Haufe zeigte sich sogleich zum Schutze seines Lieblings bereit. Auf den Vorschlag Aristons wurde in der Volksversammlung beschlossen, dem Peisistratos eine Leibwache von fünfzig mit Keulen bewaffneten Männern zu geben. Solon sprach mit allem Eifer dagegen; aber leider bestätigte sich auch diesmal das Urtheil, welches einst der Skythe Anacharsis über die griechischen Volksversammlungen gefällt hatte: „Bei euch Griechen halten zwar die verständigen Leute den Vortrag, aber die einfältigen geben in der Sache den Ausschlag.“ Das Volk genehmigte dem Peisistratos die beantragte Leibwache, und bald darnach bemächtigte er sich

mit derselben plötzlich der Burg von Athen. Ueber dieses unerwartete Ereigniß gerieth die Stadt in große Bestürzung. Megakles, das Partheihaupt der Küstenbewohner, ergriff mit den Seinen die Flucht; Solon aber, wiewohl in hohem Alter und ohne allen Beistand, erschien furchtlos auf dem Markt und hielt eine Rede an die Bürger, worin er sie wegen ihrer bisherigen Unbesonnenheit und Feigheit strafte und sie beschwor, nicht von der Freiheit zu lassen. Damals sprach er das so berühmt gewordene Wort: „Vormals war es euch leichter, die Tyrannei, die noch im Keimen war, zu unterdrücken; jetzt ist es größer und ehrenvoller, die schon erwachsene und erstarkte zu zerstören und auszutilgen."

Da aber die Furcht seinen Vorstellungen den Eingang verschloß, so ging er nach Hause, ergriff die Waffen, stellte sich in voller Rüstung auf die Straße und sprach: „Ich habe, so viel in meinen Kräften stand, Vaterland und Gesetze vertheidigt."

Von nun an verhielt er sich ruhig, ohne doch von seiner bisher ausgesprochenen Gesinnung abzustehen. Vergeblich riethen ihm seine Freunde zur Flucht; und als man ihn fragte: worauf er sich denn verlasse, daß er so tollkühn sei? antwortete er: „Auf das Alter." Peisistratos aber bewies ihm auch fernerhin alle Achtung und Zuneigung, ließ ihn oft zu sich bitten und bediente sich seiner als Rathgeber. Die solonischen Gesetze hielt er aufrecht und ging in Befolgung derselben mit seinem eigenen Beispiele voran; ja sogar, als er vor dem Areiopag des Mordes angeklagt wurde, erschien er, wiewohl er damals schon unumschränkte Gewalt besaß, ganz bescheiden vor den Richtern, um sich zu vertheidigen. Der Ankläger aber blieb aus.

Solon widmete die Muße seiner letzten Lebensjahre den Studien und der Dichtkunst nach dem Grundsatze, welchen er in jenem Verse ausspricht:

Lernend ohn' Unterlaß komm' ich in's Alter hinein.

Doch soll er die Freiheit seiner Vaterstadt nicht lange überlebt haben und bereits im zweiten Jahre der Alleinherrschaft des Peisistratos gestorben sein. Wie es aber mit dieser Tyrannis erging, welche Solons letztes und schönstes Streben vereitelte, davon möge hier am Ende seiner Lebensbeschreibung noch eine kurze Nachricht vergönnt sein.

Peisistratos hatte sich durch das Trachten seines Ehrgeizes ein unruhvolles Leben bereitet. Zweimal wurde er durch seine Gegner aus Athen vertrieben und mußte das zweite Mal nicht weniger als eilf Jahre lang die Heimath meiden, ehe es ihm gelang, seine Herrschaft dauernd zu gründen. Bei seinem Tode vererbte er dieselbe auf seine Söhne Hippias und Hipparchos. Anfangs regierten auch sie mit der Mäßigung, der Liebe zur Kunst und der Achtung vor den bestehenden Gesetzen, wodurch Peisistratos die Athener der verlorenen Freiheit vergessen gemacht hatte. Als aber Hipparch durch die Dolche zweier athenischer Jünglinge, Harmodios und Aristogeiton, gefallen war, handhabte Hippias seine Gewalt aus Furcht und Rache mit so tyrannischer Härte und Grausamkeit, daß man ihn endlich mit Hülfe der Spartiaten im Jahre 510 vor Chr. aus Athen vertrieb, worauf er nach Asien sich begab, um, wie vormals sein Vater, eine günstige Zeit zu seiner Rückkehr zu erwarten.

Der Sturz der Peisistratiden gab zu Athen dem frühern Partheiwesen neuen Raum und Stärke. Kleisthenes und Isagoras standen jetzt als Häupter der demokratischen und aristokratischen Parthei sich gegenüber und machten einander die höchste Geltung im Staate streitig. Jener suchte durch mancherlei Neuerungen und Abänderung der solonischen Verfassung sich die Gunst des Volkes zu sichern; Dieser dagegen stützte sich auf seinen Anhang unter den angesehensten Geschlechtern und den Beistand der Spartiaten, welche diese Gelegenheit mit Begier ergriffen, um ihr schiedsrichterliches Ansehn unter den Griechen auch in Athen geltend zu machen. Die Athener aber erwehrten sich dieses Eingriffs in ihre inneren Angelegenheiten, vertrieben die lakedämonische Besatzung aus der Akropolis und hielten den Spartiaten selbst dann noch wacker Stand, als diese aus dem ganzen Peloponnes, aus Boiotien und der Stadt Chalkis ein Bundesheer gegen sie zusammenbrachten, um ihnen den Isagoras aufzunöthigen.

Da gewahrte Sparta mit Schrecken, welch' ein neuer, kühn aufstrebender Geist die Athener beseele, seitdem sie der Tyrannen ledig geworden. Es sann um so eifriger darauf, Athen unter das alte Joch zu beugen, ehe ihm an diesem Staate ein gefährlicher Nebenbuhler erwüchse. Die Lakedämonier riefen daher den Hippias aus Kleinasien zurück, in der Absicht, ihn mit Hülfe ihrer Bundesgenossen in seine Herrschaft wieder einzusetzen. Als sie aber dieses Vorhaben den nach Sparta zusammenberufenen Abgeordneten mittheilten, trat Sosikles, der Gesandte von Korinth, mit ernsten Worten dagegen auf und beschwor sie, nicht zu Sachwaltern der Tyrannei sich herzugeben und in einer freien Stadt nicht die Zwingherrschaft einzuführen, die das ungerechteste und blutbefleckteste Ding von der Welt sei. Wenn ihnen das etwas Gutes scheine, so möchten sie erst bei sich selber Tyrannen einsetzen, wovor sie sich bisher doch gewaltig in Acht genommen hätten; würden sie die Knechtschaft erst aus eigener Erfahrung kennen, wie die Korinthier sie unter Kypselos und Priander genugsam erprobt hätten, dann würden sie wohl anderer Meinung sein. Da nun die übrigen Bundesgenossen den Sosikles so freimüthig reden hörten, brach ein Jeglicher unter ihnen das Schweigen, das man bisher nur beobachtet hatte, um den Spartern nicht zu widersprechen, und trat nun der Meinung des Korinthiers bei. So mußten denn die Lakedämonier davon abstehn, den Athenern, wie sie gerne gewollt hätten, Zaum und Gebiß anzulegen, und Hippias ging unverrichteter Dinge von Sparta wieder nach Asien, um zu versuchen, ob er die Pläne seiner Herrschsucht mit Hülfe der Perser durchsetzen könne. Es gelang ihm, den persischen Satrapen Artaphernes für sich zu gewinnen, welcher denn von den Athenern kurzweg die Wiedereinsetzung des Tyrannen verlangte. Diese aber im Kraftgefühle der neuen Freiheit wollten lieber das mächtigste Volk der Erde zu offenbaren Feinden haben, als das abgeworfene Joch sich wieder gefallen lassen. Sie wiesen jenes Ansinnen mit Verachtung zurück; — Stoff genug zu gegenseitiger Ungunst, der nur noch Einer Veranlassung als des zündenden Funkens bedurfte, um in heller Kriegesflamme aufzulodern.

Zweites Buch.

Sieh, da entbrennen im feurigen Kampf die eifernden Kräfte,
Großes wirket ihr Streit, Größeres wirket ihr Bund.
Tausend Hände belebt Ein Geist, hoch schläget in tausend
Brüsten, von einem Gefühl glühend, ein einziges Herz,
Schlägt für das Vaterland und glüht für der Ahnen Gesetze,
Hier auf dem theuren Grund ruht ihr verehrtes Gebein.

Schiller.

Histiäos und Aristagoras.

1. Wie die kleinasiatischen Griechen den Persern unterthan geworden.

Seitdem der Perserkönig Kyros, dessen wir schon im vorigen Erwähnung gethan haben, den Kroisos überwunden und das Land der Lydier sich zinsbar gemacht hatte, lagen nur noch die Niederlassungen der kleinasiatischen Griechen zwischen den Grenzen seines Reiches und dem Meere, welches Asien von Europa scheidet. Schon früher hatte er denselben Freundschaft und Bündniß angetragen, jedoch vergebens. Als nun aber die Lydier unterworfen worden, hielten es die Griechen für rathsam, zur Rettung ihrer Freiheit sich mit dem Mächtigen zu befreunden. Sie schickten deshalb Boten an den Kyros nach Sardes, um ihn ihrer Ergebenheit zu versichern. Kyros dagegen erzählte ihnen folgendes Gleichniß statt der Antwort:

„Es saß einmal ein Pfeifer am Gestade und sahe die Fische im Meere. Da nahm er seine Flöte zur Hand und blies ihnen ein lustiges Stückchen vor, in der Meinung, sie sollten zu ihm heraus an das Land kommen. Da er sich aber in seiner Hoffnung getäuscht sah, ging er heim, holte ein Netz und fing darin eine große Menge Fische und zog sie heraus. Und wie er sie nun so springen und zappeln sah, sprach er: Nun braucht ihr auch nicht zu tanzen, weil ihr nicht wolltet getanzt kommen, als ich euch pfiff.“

Darauf schickte er seinen Feldherrn Harpagos wider sie aus, der ihm die griechischen Städte auf dem asiatischen Festlande nach harter Gegenwehr mit Gewalt unterwarf, worauf sich die Inseln freiwillig ergaben. Nur die Tejer und die Phokäer stellten die Freiheit höher als das Vaterland. Jene gingen allesammt zu Schiffe, segelten nach Thrakien hinüber und ließen sich in Abdera nieder. Diese aber suchten in weiter Ferne eine neue Heimath. Denn unter allen Hellenen zuerst hatten die Phokäer weite Seefahrten unternommen, hatten den adriatischen Meerbusen entdeckt, Mittelitalien und Spanien besucht und mit der berühmten Stadt Tartessos*) freundschaftliche Beziehungen angeknüpft. Sie zogen ihre Funfzigruderer**) in die See, brachten an Bord ihre Weiber und Kinder und alles Geräth, dazu auch die Bildsäulen aus den Tempeln und alle Weihgeschenke mit Ausnahme dessen, was von Stein oder Erz oder was Malerei war; stiegen dann selber ein und gingen zunächst nach Chios unter Segel. Da sie aber dort kein Unterkommen fanden, kehrten sie noch einmal nach Phokäa zurück, erschlugen die Besatzung der Perser und setzten einen fürchterlichen Fluch darauf, so Jemand von dem Zuge wollte daheim bleiben. Darauf senkten sie einen Klumpen Eisen ins Meer und schwuren, nicht eher wieder nach Phokäa heimzukehren, als bis dieses Eisen zum Vorschein käme. Als das geschehen war, verließen die Phokäer den vaterländischen Boden für immer, segelten nach der Insel Corsica und bauten die Stadt Elea in Italien. Nach mancherlei Glückswechsel ließen sie sich endlich in Massilia, dem heutigen Marseille, nieder und brachten dem neuen Vaterlande aus dem alten eine köstliche Gabe mit: den Oelbaum und den Weinstock.

Die übrigen Griechen Asiens aber wurden dem Kyros unterthan. Auch Phönicien mußte sich ihm ergeben und endlich erlag selbst Babylonien mit seiner uralten mächtigen Hauptstadt Babel (536). Kyros Sohn und Nachfolger Namens Kambyses (529) eroberte Aegypten, Dareios I, der auf Diesen folgte, ordnete durch weise Gesetze und Einrichtungen das ungeheure Reich. Mit Ausnahme Arabiens umfaßte es nun das ganze Mittel- und Vorderasien vom Indus bis zum griechischen Meere und streckte seine Hände bereits auch nach Europa herüber.

2. Histiäos und Aristagoras rufen die Jonier zur Empörung auf.

Dareios beschloß einen Feldzug gegen die kriegerischen, rohen Völker der Skythen jenseit der Donau. Er ließ zu diesem Zwecke eine Brücke über den thrakischen Bosporos schlagen, den man jetzt die Meerenge von Constantinopel nennt, und zog mit seinem Landheere darüber. Den Joniern und Aeoliern aber befahl er mit der Flotte durch das schwarze Meer bis an die Mündungen der Donau zu segeln und zwei Tagereisen weit stromaufwärts zu fahren und dort, wo sich der Fluß in Arme theilt, eine Schiffbrücke zu schlagen. Diese zweite Brücke übergab er den Fürsten, die er über die Jonier gesetzt hatte, zur Bewachung, während er selbst mit dem übrigen Heer in das skythische Land eindrang. Allein der Feind wich planmäßig einer entscheidenden Schlacht aus. Immer eine Tagereise weit vor dem Perser herziehend, verschüttete er in diesem städtelosen Nomadenlande alle Brunnen und Quellen und vertilgte das Gras und alles, was in der

*) Muthmaßlich das heutige Cadix.

**) Fahrzeuge mit funfzig Ruderern waren nach dem Zeugnisse des Thukydides (I. 14.) noch viele Menschenalter nach dem trojischen Kriege die bei den Griechen gewöhnlichen. Trieren oder Galeeren mit vollständigen Verdecken und drei übereinanderstehenden Reihen von Ruderbänken kamen erst in den Zeiten des Seekriegs mit den Persern häufiger vor.

Erde wuchs. Der Weg ging durch menschenleere Steppen weit über den Don hinaus, der Krieg war ohne Ziel und Erfolg, und das Land zeigte nichts, was des Gewinnens werth wäre. So entschloß sich der König zum Umkehr, nachdem er vielleicht bis zu derselben Stelle vorgedrungen, an welcher über dreiundzwanzig Jahrhunderte später (1812) ein bis dahin unüberwundener Kriegsfürst derselbigen Art der Kriegführung erliegen mußte. Verfolgt von der skythischen Reiterei, vom Mangel an allen Lebensmitteln aufgerieben, gewann er mit Mühe den Rückweg. Unterdessen war ein andrer Skythenhaufe an die Donaubrücke vorausgeeilt und forderte die daselbst Wache haltenden Griechen auf, die Brücke abzubrechen und ihren Zwingherrn mit aller seiner Heeresmacht dem sicheren Verderben zu überlassen. Der Athener Miltiades, welcher damals noch Fürst mehrerer Städte auf der thrakischen Halbinsel (Chersonesos) war, rieth, diese günstige Gelegenheit zur Befreiung der kleinasiatischen Griechen nicht ungenutzt vorbeizulassen. Histiäos aber, der Fürst von Milet, gab dagegen zu bedenken: durch den Dareios habe Jeder von ihnen die Obergewalt in seiner Stadt; daher wäre mit des Königs Sturz auch das Ende ihrer Herrschaft verbunden, denn jede Stadt würde die Volksherrschaft lieber haben, als einen Tyrannen; und dieser Grund war allen so einleuchtend, daß sämmtliche Fürsten, die vorher dem Miltiades beigestimmt hatten, jetzt der Meinung des Histiäos beitraten. Hierdurch wurde Dareios mit dem Reste seines Heeres gerettet. Nach Asien übersetzend ließ er den Megabyzos mit achtzigtausend Mann in Europa zurück, der nun Thrakien diesseits der Donau den Persern unterthan machte.

Um den Histiäos für seine Treue zu lohnen, gab ihm der König eine Bitte frei. Er erbat sich zu der Statthalterschaft, die er schon besaß, eine Gegend am Flusse Strymon (Iskar) zwischen Thrakien und Makedonien, wo er eine Stadt anzulegen gedachte. Da der König aber späterhin den Absichten dieses schlauen und geschäftigen Hellenen nicht trauete, rief er ihn unter dem Vorwande, daß er seines Rathes und Umgangs nicht entbehren könne, zu sich nach Susa und übergab dafür des Histiäos Schwiegersohne, Aristagoras, die Statthalterschaft von Milet.

Histiäos wurde der Ehre und des Ansehns, welches er am persischen Hofe genoß, bald müde; denn er merkte wohl, daß er als täglicher Tischgenosse des Königs nur dessen Gefangener sei. Er überlegte sich, wie er dieser goldnen Ketten ledig werde, und fand, daß nur der Befreiungskampf eines ganzen Volkes ihm zur Freiheit helfen könne. Jonien sollte sich empören. Da er aber alle Wege besetzt und keine Gelegenheit wußte, mit Sicherheit einen Brief an seinen Eidam zu befördern, so erfand er ein höchst sinnreiches Mittel. Er schor nemlich seinem getreuesten Diener das Haar glatt vom Kopfe, schrieb seinen Brief darauf und behielt Jenen so lange bei sich, bis die Haare wieder gewachsen waren. Dann entsendete er ihn nach Milet und gab ihm weiter keinen Auftrag mit als den, dem Aristagoras zu sagen, er solle ihm das Haar abscheeren und dann den Kopf besehn. Dies geschah und Aristagoras las den geheimen Aufruf zur Empörung. Nichts konnte ihm willkommener sein, denn seit etlicher Zeit beschäftigte ihn ganz derselbe Gedanke. Er war nemlich so eben von einem durch Verrätherei völlig verunglückten Feldzuge heimgekehrt, den die Perser auf sein Anrathen gegen die Insel Naxos unternommen hatten; und war nun in großer Furcht, er werde die Kriegskosten erstatten müssen und noch dazu seine Statthalterschaft einbüßen. Darum sann er auf Empörung, und als der Brief des Histiäos ankam, war er entschlossen und schritt zum Werke.

Nachdem er sich der Beistimmung seiner Getreuen versichert und den Plan mit ihnen berathen hatte, bemächtigte er sich zunächst der persischen Obersten, welche mit den Schiffen von Naxos zurückgekommen und auf Myus noch beisammen waren. Sodann trat er mit dem Aufrufe zur Empörung hervor und legte öffentlich sein Königthum nieder, um, wie er vorgab, der Führer freier Männer zu sein und die Milesier zu diesem gewagten Unternehmen anzufeuern. Auch reiste er in Jonien umher, vertrieb, wo er sie noch vorfand, die persischen Statthalter und rief zum Kampfe für die Freiheit. „Es gab nun keine Herren mehr in den Städten des Landes;“ jede verordnete sich selbst einen Obersten; Aristagoras aber bestieg eine Galeere und begab sich in das europäische Griechenland, um sich irgend einen mächtigen Beistand zu suchen.

3. Aristagoras sucht in Sparta und Athen um Hülfe nach.

Zuerst wendete sich Aristagoras an die Lakedämonier, denn diese hatten schon vormals durch eine Gesandtschaft dem Kyros verbieten lassen, sich an den Joniern zu vergreifen; worauf ihnen der König die stolze Antwort gegeben: er pflege sich nicht vor griechischen Schwätzern zu fürchten; bleibe er am Leben, so solle man bald bei ihnen nicht von dem Unglücke der Jonier, sondern von dem eignen zu plaudern haben. Als nun Aristagoras zu Sparta bei dem Könige Kleomenes eintrat, um ihn für die Sache der Jonier zu gewinnen, brachte er eine eherne Tafel mit, worauf der Umkreis der ganzen damals bekannten Erde sammt dem Meere und allen Flüssen eingeschnitten war, und begann zu ihm folgendermaaßen:

„Verwundre dich nicht, Kleomenes, daß ich mit solcher Eile hieher gekommen bin, denn es ist jetzo wahrlich Noth. Daß die Kinder der Jonier statt frei zu sein in Knechtschaft leben, ist zwar für uns selber eine große Schmach und Bekümmerniß, aber auch für die übrigen Hellenen und ganz besonders für euch, die ihr die Ersten in Hellas seid. Jetzt also bei den hellenischen Göttern beschwör' ich euch: errettet uns, die wir mit euch von gleichem Blute sind, von der Knechtschaft. Für euch ist ja das nicht schwer. Denn die Barbaren sind keineswegs gute Kriegsleute und ihre Bewaffnung höchst mangelhaft; aber an Menge der Güter übertreffen sie alle anderen zusammen; und das wird alles euer sein, wenn ihrs nur haben wollt. Sie wohnen aber ein Volk an dem anderen, wie ich dir's jetzt angebe. Hier neben den Joniern (er zeigte dabei auf die Tafel) wohnen die Lydier, die haben das meiste Silber und ein schönes Land. An diese grenzen gegen Morgen die Phrygier, das ist das heerdenreichste Land von allen, die ich kenne und das fruchtbarste an Korn. Neben den

Phrygiern wohnen die Kappadokier, und neben diesen liegt Kilikien, das geht hier bis an das Meer; da liegt die schöne Insel Kypros,*) und dieses Volk zahlt jährlich nicht weniger als fünfhundert Talente Zins. An die Kilikier stoßen die Armenier, auch die besitzen viel Schafe. Weiterhin liegt das Land Kissia, wo die weitberühmte Stadt Susa liegt. Daselbst hält der Großkönig**) seinen Hof, auch hat er da seine Schatzkammer. Wenn ihr diese Stadt einnehmt, so könnt ihr an Reichthum getrost mit Gott selber euch messen. Und hier müßt ihr euch um ein viel minder gutes Land von geringem Umfange mit den Messeniern schlagen, die euch das Gleichgewicht halten, und mit den Arkadiern und Argeiern, die nichts von Gold und Silber besitzen, worum man wohl sonst im Kampfe sein Leben wagt. Da es euch aber freisteht, ganz Asien mit so leichter Mühe zu beherrschen, wollt ihr eine solche Gelegenheit von euch weisen?“



Auf solche Weise suchte er den König zu überreden. Dieser versprach ihm nach drei Tagen Bescheid zu geben, und als sie nun an dem verabredeten Orte zusammenkamen, legte ihm Kleomenes die Frage vor: wie viele Tage man wohl brauche um von der ionischen Küste bis nach Susa zu kommen? Da beging Aristagoras, der sonst so schlaue Mann, den großen Fehler — daß er die Wahrheit sagte: es sei ein Weg von drei Monaten. Darauf ließ Jener den Jonier nicht weiter zu Worte kommen und sprach: „Mein Freund von Miletos, verlaß Sparta noch vor Sonnenuntergang, denn du bist mit keinem guten Rathe zu den Lakedämoniern gekommen.“ Damit kehrte er um und ging heim.

Aristagoras aber nahm einen Oelzweig und trat in des Kleomenes Haus als ein Schützling mit der Bitte, ihm noch einmal Gehör zu geben. Es stand gerade des Königs einziges Kind dabei, die acht- oder neunjährige Gorgo; und der Fremdling verlangte, Kleomenes möge erst das Kind hinausschicken, worauf ihm Dieser erwiederte, er möge nur sprechen und sich durch das Kind nicht abhalten lassen. Da hob Aristagoras an und machte ihm viele Versprechungen, wenn er den Joniern wolle Beistand gewähren. Erst bot er ihm zehn Talente, und als Kleomenes sich weigerte, immer mehr, bis er ihm funfzig Talente (d. i. über 60,000 Thaler) versprach. Da rief das Kind: „Vater, geh fort, der fremde Mann wird dich noch bestechen!“ Der König erkannte die göttliche Warnung aus dem Munde der Unschuld, ließ den Verführer stehn und ging in ein anderes Gemach.*)

Jetzt wendete sich Aristagoras mit seinem Gesuche an Athen und war dort glücklicher. Die jüngsten Ereignisse hatten hier im voraus die Athener für einen solchen Antrag günstig gestimmt. Denn Artaphernes, der Statthalter von Sardes, hatte kurz vorher, wie wir bereits früher erzählt haben (S. 33), von den Ahenern mit gebieterischem Stolz verlangt, den vertriebenen Tyrannen Hippias wieder bei sich aufzunehmen.

Gerade zu dieser Zeit traf nun Aristagoras ein, und fand es leichter eine Menge von dreißigtausend Köpfen zu überreden als einen einzigen nachdenkenden Mann. Die Athener also faßten den Volksbeschluß, zwanzig Schiffe den Joniern zu Hülfe zu schicken und setzten den Melanthios darüber zum Obersten. Diese Schiffe waren der Anfang zu alle dem Unheil für Hellenen und Barbaren, von welchem ihr nun hören werdet.

---

*) Cypern.

**) D. i. der König von Persien, von den Griechen auch oft „der König“ schlechthin genannt.

*) Voll guten Muthes, wie voll guten Willens,
Dringst du in mich, daß ich mich fügen soll;
Und hier dank' ich den Göttern, daß sie mir
Die Festigkeit gegeben, dieses Bündniß
Nicht einzugehen, das sie nicht gebilligt.

Goethe's Iphigenie Akt I. Sc. 3.

4. Die Griechen verbrennen Sardes, Histiäos wird nach Jonien entlassen.

An die Schiffe der Athener schlossen sich noch fünf Galeeren aus Eretria, einer ansehnlichen Stadt auf der Insel Euboia, an. Denn die Eretrier wollten den Milesiern bei dieser Gelegenheit ihre Schuld für frühere Hülfleistung abtragen. Nachdem auch die übrigen Bundesgenossen sich bei Ephesos gesammelt hatten, eröffnete man den Feldzug. Die lydische Hauptstadt Sardes fiel ohne Gegenwehr; die Burg aber wurde von Artaphernes mit einer ansehnlichen Macht behauptet. Aus Unvorsichtigkeit oder Uebermuth eines Soldaten gerieth ein Haus in Brand, der sich in wenigen Augenblicken über die Rohrhütten und Rohrdächer der Stadt verbreitete. Von allen Seiten her durch die Flammen vertrieben, sammelten sich die Lydier und Perser auf dem Markte, über welchen der durch seinen Goldsand berühmte Paktolos floß, und setzten sich nothgedrungen zur Wehr. Da nun die Jonier hier auf verzweifelten Widerstand stießen, zogen sie sich auf den Berg Tmolos und begaben sich in der Nacht wieder zu ihren Schiffen.

Sardes war verbrannt und mit der Stadt auch der Tempel der Landesgöttin Kybebe, woraus die Perser späterhin ihren Rechtsvorwand nahmen, als sie die hellenischen Tempel in Schutt und Asche legten. Ein persisches Heer, welches in der Eile sich sammelte und der Spur der Verbündeten nachging, traf sie in Ephesos. Die Griechen wurden gänzlich geschlagen. Unter der Menge der Gefallenen war auch Eualkides, der Oberste der Eretrier, der schon manchen Siegeskranz im Wettkampfe davongetragen hatte und von dem Dichter Simonides hoch gepriesen worden war. Die aber davon kamen, gingen auseinander in ihre Städte, und die Athener kehrten auch wieder heim (500 vor Chr.).

Doch blieb den Joniern, nachdem sie einmal den Aufruhr begonnen, nichts übrig, als den Krieg nach allen Kräften fortzuführen. Sie bemächtigten sich daher der Stadt Byzantion am Eingange des schwarzen Meeres wie auch der übrigen Städte dieser Gegend, gewannen den größten Theil von Karien zu ihrem Beistand und verbündeten sich mit den Cypriern.

Als nun dem König Dareios gemeldet wurde, daß Aristagoras eine Empörung angestiftet und ein Bündniß zwischen den Athenern und Joniern zu Stande gebracht habe, und daß von ihnen Sardes erobert und verbrannt worden sei; soll er sich anfangs um die Jonier gar nicht bekümmert haben, da er von der Erfolglosigkeit dieses Unternehmens im voraus überzeugt war; sondern fragte nur: wer denn die Athener wären? Als man ihm das berichtet hatte, forderte er seinen Bogen, legte einen Pfeil darauf und schoß ihn gen Himmel; und während der in die Wolken flog, rief er die Gottheit an: „Verleihe mir Rache an den Athenern!“ Und als er das gethan, gab er einem seiner Diener den Befehl, so oft er sich zu Tische setze, ihm dreimal zuzurufen: „Herr gedenke der Athener!“ Darauf ließ er den Histiäos vor sein Angesicht rufen, und sprach:

„Histiäos, ich höre, daß dein Verweser zu Milet unruhige Dinge wider mich vorgenommen hat. Denn er hat mir Leute aus dem andern Welttheile herübergebracht und die Jonier überredet mit ihnen gemeinsame Sache zu machen, und hat mir die Stadt Sardes zerstört. Was hältst du davon? Wie kann so etwas ohne deinen Rath geschehen sein? Nimm dich in Acht, daß du nicht selber schuldig befunden wirst!“

„Herr König!“ sprach der verschmitzte Grieche mit dem Ausdrucke des Erstaunens und gekränkter Ehre, „wie hätt' ich je zu einer That rathen können, woraus dir irgend eine Unannehmlichkeit, groß oder klein, erwachsen sollte! In welcher Absicht sollte ich denn das thun? Hab' ich nicht alles, was du hast, und würdigest du mich nicht, an allen deinen Berathungen theilzunehmen? Wenn aber mein Verweser so etwas thut, so sei gewiß, daß er alles auf eigne Hand gethan. Noch kann ich es nicht glauben, daß die Nachrichten, die du bekommen hast, gegründet sind. Sollt' es aber doch der Fall sein, so wäre dir damit der Beweis gegeben, wie ungut es war, daß du mich aus der Landschaft, die mir untergeben war, an deinen Hof zogest. Denn die Jonier scheinen, da ich ihnen aus den Augen gekommen, gethan zu haben, wonach es sie schon so lange gelüstet hat. Wäre ich in Jonien gewesen, so hätte sich keine Stadt gerührt. Laß mich also jetzt sobald als möglich wieder dahin abreisen, so will ich dir dort alles wieder in Ordnung bringen und diesen Aristagoras, der das Unheil angestiftet hat, in deine Hände überantworten.“

Der edle Dareios war nicht der Mann, der den Täuschungskünsten eines Histiäos gewachsen war. Er bereuete den Verdacht, den er gegen seinen treuen Diener, wie er meinte, gehegt hatte, und entließ ihn mit den besten Wünschen nach Jonien. Das war es, was Histiäos gewollt hatte, und wie ein Vogel, welcher dem Käfig entronnen, eilte er der Heimath zu.

Als er nach Sardes kam, fragte ihn Artaphernes: warum er wohl meine, daß die Jonier sich empört hätten? Histiäos that, als ob ihm das völlig unbekannt sei, und stellte sich höchlichst verwundert. Darauf sagte Artaphernes: „Ich will dir sagen, Histiäos, wie die Sache zusammenhängt: du hast den Schuh gemacht und Aristagoras hat ihn angezogen.“ Histiäos fürchtete, Jener wisse den ganzen Hergang der Sache und entfloh in der folgenden Nacht an das Meer. Jetzt warf er die Maske ab und stellte sich an die Spitze der Empörung. In Chios angelangt, hatte man ihn sogleich in Ketten gelegt, in der Meinung, er komme im Auftrage des Königs. Da erzählte er ihnen die ganze Geschichte und seinen Antheil am Aufruhr und wurde freigelassen. Wie sie ihn aber weiter fragten, aus welchen Beweggründen er zum Aufstand ermuntert habe, machte er abermals eine Lüge, und sagte: der König habe die Phönicier nach Jonien und die Jonier nach Phönicien verpflanzen wollen, und um dies zu verhindern, habe er zur Empörung gerathen.

Auf sein Verlangen führten ihn nun die Chier heim nach Milet. Die Milesier aber verweigerten ihm die Aufnahme. Sie waren froh, daß sie den Aristagoras, der nicht lange vorher auf einem Zuge wider die Thrakier seinen Tod gefunden hatte, los geworden und hatten keine Lust, einen neuen Herrscher in ihre Mauern aufzunehmen. Zwar versuchte er es mit Gewalt; weil dies aber fehlschlug, ging er nach Mitylene auf Lesbos und bewog die Lesbier, acht Galeeren zu bemannen. Mit diesen fuhr er nach Byzanz an den Eingang des schwarzen Meeres, faßte hier Stand und nahm alle Schiffe weg, welche dort vorüberkamen, wenn sie nicht freiwillig sich bereit erklärten, dem Histiäos zu gehorchen.

5. Eroberung von Milet.

Unterdessen rückte eine starke Land- und Seemacht der Perser gegen Milet heran. Die Jonier beriethen sich, was in gegenwärtiger Lage zu thun sei. Man beschloß, kein Landheer zu versammeln, sondern alle Schiffe, die man auftreiben könnte, zu bemannen und es zunächst mit der phönicischen Flotte aufzunehmen. Kein Schiff durfte zu Hause bleiben, und als man die gesammte Seemacht der Jonier bei Lada, einer kleinen Insel vor Milet, versammelt hatte, betrug ihre Zahl dreihundert und dreiundfunfzig Galeeren, die persische Flotte aber hatte deren sechshundert. Bei dieser Ungleichheit der Streitkräfte bemeisterte sich Furcht und Hoffnungslosigkeit schon vieler Gemüther, bis der Phokäer Dionysios mit folgender Rede sich an die Versammlung wendete: „Jonische Männer! auf der Schärfe eines Scheermessers schwebt unser Schicksal, ob wir sollen frei sein oder Knechte. Wohlan denn! wenn ihr Arbeit und Noth aushalten wollet, so werdet ihr im Stande sein, eure Feinde zu überwältigen und die Freiheit zu behaupten. Wollt ihr euch aber der Trägheit und Unordnung hingeben, dann habe ich keine Hoffnung, daß ihr der schmachvollen Knechtschaft entgehet. Wollt ihr mir vertrauen und in allen Stücken Gehorsam leisten, so verspreche ich euch mit Hülfe der Götter, daß die Feinde gar nicht wagen sollen euch anzugreifen, oder, wenn sie es thun, auf's schmählichste geschlagen werden."

Diese Rede gefiel den Joniern wohl, sie vertrauten sich ganz den Anordnungen des Dionysios. Dieser stellte nun mit unermüdlichem Eifer allerlei Kriegsübungen an, ließ die Schiffe in langer Reihe aufziehn, übte die Ruderer, wie ein Schiff die anderen durchbrechen müßte, gewöhnte Jeden vollständige Rüstung anzulegen und ließ den übrigen Theil des Tages die Schiffe vor Anker liegen, so daß die Jonier den ganzen Tag lang Müh' und Arbeit hatten. Sieben Tage gehorchten sie allen seinen Befehlen, am achten aber sprachen sie unter einander also: „Wider welchen Gott haben wir denn gesündigt, daß wir so Schweres erdulden? Wir sind wohl ganz von Sinnen, daß wir uns dem phokäischen Prahler, der nur drei Schiffe gestellt hat, in die Gewalt gegeben. Er thut uns ja unerträgliche Schmach an. Viele von uns sind unter diesen Anstrengungen schon krank geworden, und wie lange wird's dauern, so sind wir es alle. Für solches Elend ist es ja wahrlich besser, besiegt zu werden und in Knechtschaft zu gerathen, sie mag sein wie sie will, statt in der gegenwärtigen zu erliegen. Laßt uns ihm den Gehorsam aufkündigen."

Diese Rede fand bei den Meisten Anklang. Alsbald schlugen sie wie ein Landheer auf der Insel Zelte auf, gingen nicht mehr an die freie Luft und wollten nicht auf die Schiffe zur Uebung. So trug die ionische Weichlichkeit über die Freiheitsliebe den Sieg davon. Kein Wunder, daß sie nicht erlangten, wessen sie nicht werth waren.

Die phönicische Flotte kam heran, die ionische fuhr ihr in einer langen Schlachtreihe entgegen. Kaum aber waren sie an einander gerathen, als neunundvierzig von den Schiffen der Samier die Segel aufzogen und eilend nach Hause fuhren. Als die Lesbier sahen, daß ihre Nachbarn flohen, thaten sie dasselbe, und so zog eins das andre nach, bis die Flucht fast allgemein war. Nur die hundert Schiffe der Chier hielten Stand; auf jedem derselben fochten vierzig auserlesene Bürger. Obwohl sie sahen, daß die meisten ihrer Bundesgenossen zu Verräthern wurden, wollten sie es doch den Feigen nicht gleich thun, sondern durchbrachen die Feinde und kämpften so lange, bis sie viele feindliche Schiffe genommen und die meisten der ihrigen verloren hatten. Auch jener Dionysios, dessen heilsamen Rath die Jonier so schnöde verachtet hatten, hielt sich gut. Er nahm drei feindliche Schiffe gefangen und segelte erst, als alles verloren war, davon; — aber nicht nach Hause, denn er sah wohl, daß auch sein Vaterland in Knechtschaft gerathen würde, sondern nach Phönicien, wo er dem Feinde noch so viel Schaden that, als er vermochte. Dann segelte er mit reicher Beute nach Sicilien und trieb, heimathlos und von seinem Schwerte lebend, Seeräuberei.

Nachdem also die Jonier in jener Seeschlacht (498) überwunden worden, belagerten die Perser die Stadt Miletos zu Wasser und zu Lande, untergruben die Mauern und nahmen sie endlich mit Sturm. Die meisten streitbaren Männer wurden erschlagen, die übrigen wurden sammt den Weibern und Kindern nach Susa gebracht. Der König Dareios that ihnen aber weiter nichts zu Leide, sondern wies ihnen einen Wohnsitz am rothen Meere an. Die Nachricht von dem Schicksale Milets erregte in ganz Griechenland große Trauer. Ein athenischer Dichter Phrynichos machte die Einnahme dieser Stadt zum Gegenstand eines Trauerspiels, bei dessen Aufführung die ganze Versammlung der Zuschauer in helle Thränen ausbrach. Dafür mußte der Dichter zur Strafe tausend Drachmen*) zahlen, „weil er die Athener an häusliches Unglück erinnert habe," und das Stück durfte niemals wieder aufgeführt werden.

6. Histiäos und der Aufstand der Jonier nehmen ein unglückliches Ende.

Histiäos war noch immer in der Gegend von Byzanz, als er die Einnahme von Milet erfuhr. Auf diese Nachricht fuhr er nach Chios, wo er vormals gute Aufnahme gefunden hatte. Die Chier aber, welche durch die Kriegsunfälle schon ganz heruntergekommen waren, wollten ihn diesmal nicht einlassen, bis er sie mit Gewalt dazu nöthigte. Als er nun erfuhr, daß die Flotte der Phönicier von Milet ausgelaufen sei, um das übrige Jonien zu unterwerfen, setzte er nach Mysien hinüber. In dieser Landschaft stand aber damals gerade ein starkes Heer der Perser unter der Anführung des Harpagos. Dieser griff den Histiäos an, erschlug den größten Theil seiner Mannschaft und nahm ihn selber lebendig gefangen. Histiäos nannte ihm

*) Das Talent hatte 60 Minen, die Mine 100 Drachmen, die Drachme 6 Obolen. Nach Böckh's Forschungen betrug das Talent 1500 Thlr., die Mine also 25 Thlr., die Drachme $7\frac{1}{2}$ Sgr., der Obol 1 Sgr. 3 Pf. Setzt man das Talent nach sonstiger Annahme zu 1375 Thlr. an, so betrug die Mine 22 Thlr. $27\frac{1}{2}$ Sgr., die Drachme 6 Sgr. $10\frac{1}{2}$ Pf., der Obol $13\frac{3}{4}$ Pf.

seinen Namen in der Hoffnung, man werde ihn zum Könige bringen und dadurch sein Leben erhalten werden. Allein Harpagos ging mit Artaphernes in Sardes zu Rathe; und da sie fürchteten, er möchte sich durch seine Verstellungskünste wieder bei dem Könige in Gunst zu setzen wissen und alsdann ihnen gefährlich werden, so ließen sie ihn an das Kreuz schlagen, salzten seinen Kopf ein und schickten denselben zum Könige. Dareios aber war ein Mensch, in dessen Seele erwiesene Wohlthaten eine tiefere Spur zurückließen, als aller nachmalige Undank. Er tadelte das Verfahren seiner Diener sehr hart und befahl, das Haupt des Histiäos abzuwaschen und würdig zu begraben, weil er ein Mann gewesen, der sich um ihn und die Perser große Verdienste erworben habe.

Mit dem Aufstande der Jonier ging es nun rasch zu Ende. Nachdem das Schiffsheer der Perser zu Milet überwintert hatte, ging es im nächsten Jahre wieder in See und nahm eine Insel nach der andern. Doch begnügte man sich nicht mit der Besitznahme des Landes; sondern sobald man die Insel genommen, fing man die gesammte Einwohnerschaft wie in einem Netze. Ein Soldat faßte nämlich den andern bei der Hand und so bildete man eine lange Reihe vom nördlichen Meeresufer an bis zum südlichen. Auf solche Weise durchschritt man die ganze Insel und nahm gefangen, wen man fand. Zu gleicher Zeit wurden die ionischen Städte auf dem asiatischen Festlande erobert, und nun ging alles, was man im Anfange des Krieges den Empörern angedroht hatte, schrecklich in Erfüllung. Die Knaben wurden als Sclaven verkauft, die schönsten Jungfrauen an des Königs Hof geschleppt und die Städte sammt ihren Tempeln und Heiligthümern in Asche gelegt.

So endete der Befreiungskampf der Jonier. Der unglückliche Ausgang dieses Unternehmens kann den Nachdenkenden nicht befremden. Männer von unlauterer, selbstsüchtiger Gesinnung waren seine Urheber; Uneinigkeit und schnelles Verzagen hinderten seinen Fortgang; asiatische Weichlichkeit und ionischer Leichtsinn konnte weder die Mühen und Entbehrungen eines ernsten Kampfes ertragen, noch zu einer ehrenhaften Selbstaufopferung sich entschließen; und der Heldenmuth einzelner Männer und Städte vermochte nicht die Verschuldungen der Gesammtheit auszugleichen. Die Freiheit ist ein sittliches Gut und nur der Sittlichkeit wird es zu eigen.

Miltiades.

1. Heerfahrt des Datis und Artaphernes.

Nachdem der Aufstand der Jonier gedämpft war, gedachte Dareios mit Ernst daran, auch die Athener und die Eretrier für den Beistand, welchen sie Jenen geleistet hatten, zu züchtigen. Doch war es nicht blos, wie er vorgab, auf sie allein sondern auf Unterwerfung des ganzen Griechenlands abgesehn. Unter dem Oberbefehl des Mardonios, seines ruhmsüchtigen Eidams, ließ er ein gewaltiges Heer und eine starke Flotte ausgehn. Jenes ging über den Hellespont und unterwarf sich mehrere Gebiete der Makedonier; diese eroberte die Insel Thasos und fuhr dann an der europäischen Küste entlang um das Vorgebirge Athos herum. Hier aber überfiel sie ein heftiger Nordwind und trieb die meisten Schiffe gegen das Vorgebirge. Dreihundert Schiffe mit mehr als zwanzigtausend Mann gingen zu Grunde. Das Landheer war nicht glücklicher. Durch einen nächtlichen Ueberfall der thrakischen Bryger wurde es fast völlig aufgerieben und Mardonius selber verwundet. So kehrte der Rest des Heeres mit Schimpf und Schande nach Asien zurück, ehe es noch die, gegen welche es gesendet worden, zu Gesicht bekommen.

Dareios aber ergrimmte darüber nur noch mehr und ließ sich an diesem ersten Unglücke, das ihn im Kampfe gegen Hellas betroffen hatte, nicht genügen. Er sandte Herolde aus durch ganz Griechenland und befahl ihnen, sie sollten für den König Erde und Wasser fordern. Dieses war nemlich das Zeichen der Unterwerfung. Zu gleicher Zeit sandte er umher zu seinen zinspflichtigen Seestädten und befahl ihnen Kriegsschiffe zu bauen. Als nun die Herolde nach Hellas kamen, gab ihnen fast alles Volk auf den Inseln und viele Städte des festen Landes, was sie forderten. Nur die Bürger von Athen und Sparta geriethen über jene Zumuthung dermaaßen in Wuth, daß sie des Königs Boten in Gruben und Brunnen warfen und ihnen höhnend zuriefen: „Da nehmt euch nach Belieben!“ Dieser Frevel wider das Völkerrecht machte nachmals den Spartiaten schwere Sorge.

Als die Flotte gerüstet war, rief der König seine Feldhauptleute Datis und Artaphernes und befahl ihnen: „Ziehet hin gen Griechenland und machet die Widerspenstigen zu Knechten und führet sie vor mein Angesicht.“ Diese gingen nun mit sechshundert Schiffen und einem großen Heere in die See. Sie führten viele Ketten mit sich, die Gefangenen zu fesseln, und einen großen Marmorblock, den sie als ein Siegeszeichen auf den Trümmern von Athen aufrichten wollten. Zuerst landeten sie bei Naxos und machten zu Knechten alle, die sie fingen und steckten die Tempel und die Städte in Brand. Darnach segelten sie gen Euboia und nahmen die Hauptstadt dieser Insel, Eretria, nach sechstägiger Belagerung durch Verrath und ließen die Eretrier ein gleiches Schicksal erdulden wie die zu Naxos. Nach etlichen Tagen fuhren sie nach Attika, verwüsteten das Land und lagerten sich in der Ebene von Marathon, denn dieses schien der schicklichste Ort für die persische Reiterei, darum hatte sie Hippias hieher geführt. Hier aber wiederfuhr ihm ein Zeichen von böser Vorbedeutung.

Während er nemlich die Barbaren in Ordnung stellte, kam ihm das Husten an; und da er schon ein ziemlich bejahrter Mann war, dem die meisten Zähne lose standen, geschah es, daß ihm einer dieser Zähne von dem entsetzlichen Husten aus dem Munde fiel und in dem Sande sich verlor. Als er nun vergeblich sich bemüht hatte ihn wiederzufinden, seufzte er und sprach zu den Umstehenden: „Dieses Land ist nicht unser und wir werden es mit Nichten in unsere Gewalt bekommen; und was ich für Theil davon habe, das hat nun der Zahn dahin.“

In großen Sorgen hatten die Athener den Schnellläufer Pheidippides*) nach Sparta entsendet und bitten lassen ihnen beizustehen und nicht zuzugeben, daß die älteste Stadt in Hellas in die Knechtschaft barbarischer Männer gerathe. Nun war es aber gerade der neunte Tag im neuen Monde und den Lakedämoniern nach altem Gesetz und Glauben nicht erlaubt vor dem Vollmonde auszuziehn. So ließen sie die Athener ohne Hülfe, wie auch die übrigen Städte Griechenlands. Nur die Platäer, für welche die Athener vormals viel Mühe und Noth übernommen hatten, zeigten sich dankbar und schickten tausend Mann nach Marathon, wohin die Athener dem Feinde entgegenrückten.

Das athenische Heer stand unter der Leitung von zehn Obersten, je Einem aus den zehn Stämmen oder Phylen**), in welche die Bewohner Attikas getheilt waren. Jeder dieser Obersten hatte Einen Tag lang den Heerbefehl, welchen er am folgenden Tage dem Andern seiner Mitobersten, der ihm in der Reihe folgte, überlassen mußte. Diese seltsame Einrichtung beruhte auf dem demokratischen Grundsatze einer Gleichberechtigung aller Stämme und Gemein-

*) D. i. Pferdeschoner.

**) Von uralten, wie man sagte, schon von Kekrops Zeiten her, hatte die Eintheilung der Bewohner Attikas in vier Phylen bestanden. Kleisthenes hatte die Zahl derselben auf zehn vermehrt, die man wiederum in 174 Gemeinden theilte.

den, so wie auf dem republicanischen Bedenken, daß es der Freiheit des Staates gefährlich werden könne, wenn Einem der Bürger die bewaffnete Macht auf längere Zeit zur Verfügung stehe. Aber sie zeigt auch, wie unvollkommen damals noch das athenische Kriegswesen war, indem sie Einheit des Plans und der Ausführung — die ersten Bedingungen einer erfolgreichen Kriegführung — fast zur Unmöglichkeit machte.

Zum Glück befand sich eben damals unter den zehn Obersten ein Mann, dessen überwiegendem Geist und Ansehn die widerstreitenden Meinungen im Kriegsrathe endlich freiwillig sich unterordneten, so daß im entscheidenden Augenblicke eine Gemeinsamkeit des Willens und der That zu Stande kam, ohne welche Hellas unrettbar dem Stärkeren zur Beute geworden wäre. Dieser Mann war Miltiades.

2. Frühere Schicksale und Thaten des Miltiades.

Das Ansehn, welches Miltiades schon damals bei seinen Mitbürgern genoß, gründete sich nicht minder auf eigenes Verdienst als auf den Ruhm seiner Abkunft. Denn er stammte aus des Aeakos, des Königs von Aegina, Hause, welches durch Philäos, den Sohn des Ajas, nach Athen verpflanzt worden war. Auch Kodros, der letzte König dieses Staates, war einer seiner Ahnherrn. Der Oheim unsres Miltiades, von welchem er selber den Namen führte, hatte sich eine ansehnliche Herrschaft im thrakischen Chersonesos an den Ufern des Hellespontes gegründet, wohin ihn die von ihren Nachbarn bedrängten Dolonkier zu Hülfe gerufen hatten (etwa 560 vor Chr.). Nach dem Tode dieses älteren Miltiades, der ein Sohn des Kypselos war, übernahm seines Bruders Kimon Sohn, Namens Stesagoras, der schon längere Zeit bei seinem Oheim sich aufgehalten hatte, die Herrschaft. Kimon selber lebte in Athen und fiel daselbst durch Meuchelmord auf Anstiften der Peisistratiden, welche neidisch darüber waren, daß er dreimal mit denselbigen Rossen den Sieg zu Olympia gewonnen hatte. Als nun auch Stesagoras gestorben war, sandten die Peisistratiden seinen jüngern Bruder Miltiades, Kimons Sohn, nach dem Chersones, um daselbst die erledigte Herrschaft zu übernehmen (etwa 518 vor Chr.). Durch List und Muth wußte er dieselbe zu befestigen. Er hielt fünfhundert Söldner in seinem Dienste, legte zur Sicherung der Landschaft an geeigneten Orten Castelle an, bereicherte die athenischen Ansiedler durch Veranstaltung häufiger Streifzüge in das feindliche Gebiet und gewann die Tochter des Thrakierkönigs Oloros, Hegesipyle, zur Frau.

Doch hörte er auch in der Ferne nicht auf, seinem Vaterlande nützlich zu werden. Schon auf seiner Hinfahrt nach dem Chersones hatte er die Bewohner von Lemnos aufgefordert sich der Botmäßigkeit der Athener zu unterwerfen. Diese aber hatten ihm damals die spöttische Antwort gegeben: er werde sie dann dazu bereit finden, wenn er einst, von zu Hause kommend, mit dem Nordwinde bei ihnen einlaufe — ein Ding der Unmöglichkeit, da dieser Wind denjenigen, welche von Athen nach Lemnos fahren, entgegenweht. Damals also mußte Miltiades unverrichteter Dinge weiter segeln. Nun aber, nachdem er seine Niederlassung im Chersones begründet und seine Streitkräfte vermehrt hatte, kehrte er nach Lemnos zurück und sprach: jetzt sollten sie thun nach ihrer Zusage. Von zu Hause kommend sei er mit dem Nordwinde bei ihnen eingelaufen, denn im Chersonese sei er zu Hause. Die Pelasger, welche die Insel bewohnten, wohl weniger durch die Folgerichtigkeit seines Schlusses als durch den Blick auf die Ueberlegenheit seiner Macht überführt, wagten keinen Widerstand und übergaben ihm die Insel, welche er hierauf mit athenischen Ansiedlern besetzte.

Als des Königs Dareios Heer, auf dem Zuge gegen die Skythen begriffen, Thrakien überschwemmte, nahm auch Miltiades gezwungener Weise an dieser Heerfahrt Theil. Bei dieser Gelegenheit gab er, wie bereits früher (S. 38) erzählt worden, den griechischen Häuptlingen, die mit ihm in gleicher Lage waren, den Rath, durch Zerstörung der Donaubrücke dem Dareios den Rückweg abzuschneiden und so mit Einem Male diesen gefährlichen Eroberer mit sammt seiner Heeresmacht zu vernichten. Dieser Vorschlag, an welchem man den ebenso klug vorschauenden als freiheitsliebenden Mann erkennt, wurde verworfen — zum Verderben des Histiäos, der die Annahme dieses Plans vereitelte, und zur nachmaligen höchsten Gefahr für ganz Griechenland. Wie oft mochte Miltiades in dieser Zeit, als Athen vor demselben Dareios in Furcht und Schrecken war, an jene Berathung an der Donau zurückdenken!

Als der Aufstand der Jonier durch die Perser gedämpft war, durfte Miltiades im Chersones sich nicht mehr für sicher halten und begab sich mit fünf Fahrzeugen vor der phönicischen Flotte auf die Flucht. Die feindlichen Schiffe, denen viel daran gelegen war, ihn zu fahen und vor den König zu bringen, verfolgten ihn bis zur Insel Imbros. Mit vieren seiner Schiffe entkam er; das fünfte aber, welches sein ältester Sohn Metiochos befehligte, fiel den Phöniciern in die Hände. Man stellte den Gefangenen dem Dareios dar; Dieser aber behandelte ihn nach seiner huldvollen und großmüthigen Weise, beschenkte ihn mit Haus und Gut und gab ihm eine Perserin zur Frau, so daß der Sohn des großen Perserfeindes mit seinen Nachkommen in Persien völlig einheimisch ward. Miltiades kam von Imbros glücklich nach Athen. Hier aber gerieth er, kaum der einen Todesgefahr entronnen, alsbald in eine zweite. Seine Widersacher nemlich zogen ihn mit der Anklage vor Gericht, er habe im Chersonesos Tyrannei geübt. Jedoch wurde er frei gesprochen und als ein einsichtsvoller Mann, der mit der Kriegsweise der Perser wohlbekannt war, durch die Wahl des Volkes für den bevorstehenden Kampf zu einem der zehn Obersten ernannt.

3. Die Schlacht bei Marathon.

Die Führer der Athener waren in Hinsicht dessen, was zu thun sei, getheilter Meinung. Die Einen waren der Ansicht, man müsse den Kampf im offenen Felde vermeiden, weil man im Vergleich mit dem persischen Heere viel zu schwach sei. Andere dagegen und unter diesen auch Miltiades bestanden darauf, man müsse schlagen. Als

nun die Meinung der Ersteren im Kriegsrathe die Oberhand behielt, wandte sich Miltiades an den Polemarchos oder Kriegsherrn*), dem als solchem gleiches Stimmrecht mit den zehn Obersten zustand — es war dies dazumal Kallimachos — und redete ihn mit folgenden Worten an:

„Bei dir, Kallimachos, steht es jetzt, ob du Athen in die Knechtschaft bringen oder es befreien und dir ein Denkmal stiften willst für ewige Zeiten, wie selbst Harmodios und Aristogeiton sich nicht gestiftet haben. Denn so lange Athen steht, nie ist es in größerer Gefahr gewesen. Unterliegen wir den Medern, so ist leicht zu erachten, wie es uns ergehen wird, wenn wir dem Hippias überantwortet werden; gewinnt aber die Stadt den Sieg, so kann sie leicht die erste werden unter allen hellenischen Städten. Wie nun dies möglich ist und wie in deinen Händen die Entscheidung darüber liegt, will ich dir jetzt sagen. Wir zehn Obersten sind in unsrer Meinung getheilt, indem einige dafür stimmen, man solle schlagen, die andern, man solle nicht schlagen. Entscheiden wir uns für das Letztere, so fürchte ich einen großen Aufstand, der die Herzen der Athener umstimmt, daß sie medisch werden. Schreiten wir aber zum Kampfe, ehe noch etliche unter den Athenern auf schlechte Gedanken gerathen, so sind wir im Stande, mit der Götter Hülfe die Schlacht zu gewinnen. Dies alles nun steht bei dir und hängt von dir ab. Denn willst du meiner Meinung beitreten, so ist das Vaterland frei und unsre Stadt die erste in Hellas. Trittst du aber auf die Seite derer, die gegen die Schlacht stimmen, so wird von alle dem Guten, das ich dir hergezählt habe, das Gegentheil geschehn."

Durch diese Vorstellung brachte Miltiades den Kallimachos auf seine Seite, und nachdem somit auch der Polemarch für die Schlacht stimmte, beschloß man zu schlagen. Nach dem Beispiele des edlen Aristeides leistete jetzt Jeder der Obersten Verzicht auf den Heerbefehl, um ihn dem Miltiades zu übertragen. Gleichwohl wartete Dieser bis auf den Tag, an welchem ihm von Rechts wegen die oberste Leitung zukam. Dies war am 29. September des Jahres 490 vor Christo. Er ordnete das Heer zur Schlacht. Den rechten Flügel führte dem Herkommen gemäß der Polemarch. Unter dessen Führung folgten nun die athenischen Stämme in ihrer Ordnung, einer nach dem andern. Im Mitteltreffen standen die bewaffneten Sclaven. Den äußersten linken Flügel bildeten die Platäer. Die ganze Schlachtordnung war mit der persischen gleich lang gemacht; die Flügel am stärksten, das Mitteltreffen aber nur wenige Reihen hoch.

Als die Opfer günstig ausfielen, wurde das Zeichen zum Angriff gegeben, und sogleich gingen die Athener im Sturmschritt auf die Barbaren los. Diese Angiffsweise, die bisher niemals üblich gewesen, geschah auf besondere Anordnung des Miltiades. Das Unvermuthete des Angriffs sollte die Feinde bestürzt und zaghaft machen, den Angreifenden aber, indem sie der Gefahr rasch und aus



freiem Willen zu Leibe gingen, die Furcht benehmen und den Muth erhöhn; und die Heftigkeit des Zusammenstoßes mußte der hellenischen Schaar an Kraft und Nachdruck ersetzen, was an Menge ihr abging.

Die Perser mochten Anfangs meinen, die Athener müßten nicht bei Sinnen sein, daß sie bei so geringer Zahl und noch dazu im vollen Laufe angriffen, als wollten sie in ihr sicheres Verderben rennen. Als aber die Hellenen an sie herangekommen waren und auf sie eindrangen, da wußten sie kaum noch, ob sie mit Männern oder mit Löwen zu thun hätten. Auf beiden Seiten focht man mit

*) Polemarchos hieß derjenige unter den neun Archonten, dem die Verwaltung des Kriegswesens oblag.

großer Tapferkeit, und nachdem der Kampf eine lange Zeit gewährt hatte, brachen die Perser im Mitteltreffen, wo die Schlachtordnung am schwächsten war, mit Uebermacht durch und jagten nach in's Land hinein. Auf beiden Flügeln aber siegten die Athener und Platäer; und wie sie hier die Oberhand gewannen, ließen sie den geschlagenen Feind fliehen, zogen beide Flügel zusammen und stritten wider die, die das Mitteltreffen durchbrochen hatten. Auch hier gewannen sie den Sieg. Da ergoß sich die Macht der Barbaren in wilder Flucht über das Blachfeld nach dem Meere zu, und die Griechen jagten ihnen nach und hieben nieder, was ihnen vor die Hände kam. In angstvoller Verwirrung stürzte sich die fliehende Menge in die Schiffe, denn auf dem Lande war nirgends Sicherheit oder Rettung. Aber die Griechen waren dicht hinterdrein, und als sie an den Strand kamen, verlangten sie Feuer und steckten noch sieben Schiffe, ehe sie vom Lande stoßen konnten, in Brand. In diesem Gedränge wurde der Kriegsherr Kallimachos erschlagen. Auch Kynegeiros, der ältere Bruder des nachmals berühmt gewordenen Trauerspieldichters Aeschylos, (welcher gleichfalls unter den Kämpfenden sich befand), wurde dort ein Opfer seines überkühnen Muthes. Er sprang in die Brandung des Meeres den Fliehenden nach und faßte ein Schiff bei der Krümmung des Spiegels, worauf ihm die Hand mit einem Beile abgehauen wurde und er selber den Tod fand.

Erst auf der sichern See erholten sich die Perser, so viel ihrer aus der Schlacht entronnen waren, von ihrem Schrecken; und weil sie nun nicht mit gleicher Schmach beladen und völlig unverrichteter Dinge wie vordem Mardonios nach Asien heimkehren wollten, faßten sie den Plan, das von Streitern ganz entblößte Athen unvermuthet zu überfallen und segelten zu diesem Zwecke südwärts um das Vorgebirge Sunion herum. Aber auch diesen Fall hatte Miltiades vorausbedacht und eilte mit einem Theile des Heeres in vollem Laufe nach der Stadt zurück. Als nun die Barbaren vor dem Hafen Phaleros erschienen, fanden sie ihn durch ein schlagfertiges Heer wohlbeschützt und segelten verdrossenen Sinnes heim gen Asien.

Das ganze Lager der Perser mit all' seinen Kostbarkeiten, deren dieses prunksüchtige Volk eine große Menge mit sich in das Feld zu führen pflegte, mitsammt den für die Griechen bestimmten Fesseln und dem Marmorblocke kam in die Hände der Sieger. Von den Barbaren waren in dieser Schlacht gefallen sechstausend und vierhundert Mann, unter ihnen auch Hippias, der an seinem Vaterlande erst zum Tyrannen dann zum Verräther geworden war. Die Athener dagegen zählten nur hundert und zweiundzwanzig Gefallene. Außer diesen starb noch ein Anderer eines rühmlichen und rührenden Todes. Als nemlich der Sieg der Athener entschieden war, machte sich ein Bürger, um daheim der erste Siegesbote zu sein, sofort auf den Weg, gelangte in fliegender Eile, mit Blut und Staub bedeckt, nach Athen, und nachdem er mit stockendem Odem in die Straßen hineingerufen: „Freuet euch, ihr Bürger! wir haben gesiegt!" fiel er entseelt zur Erde.

In dem frohlockenden Siegeszuge, der von Marathon heimkehrte, führte man auch einen blinden Mann mit Namen Epizelos. Derselbe war gesund und mit hellen Augen in die Schlacht gezogen; dort aber, als er im Handgemenge wacker mitfocht, verlor er mit Einem Male das Gesicht, ohne daß er an irgend einem Theile des Leibes geschlagen oder getroffen wurde, und blieb sein ganzes Leben lang blind von dieser Zeit an. Niemand begriff das Wunder; er selbst aber erzählte, ein Gott sei ihm in der Schlacht vorübergegangen, vor dessen Anblick sei er erblindet.

Lange noch ging im Volke die Sage, daß man in der Ebene von Marathon bei nächtlicher Weile das Waffengetümmel der Männer und das Wiehern der Rosse vernehme, als setzten die Gefallenen in den Lüften den unversöhnlichen Kampf fort.*) Und in der That war dieser Sieg nur das würdige Vorspiel langer und blutiger Kämpfe, der Herold eines neuen Heldenzeitalters, in welchem Griechenland die schönsten Kränze kriegerischen Ruhmes und sittlicher Größe gewann.

Nach dem Vollmonde traf auch das Heer der Lakedämonier in Athen ein, nachdem es mit einem Gewaltmarsche in drei Tagen von Sparta nach Attika geeilt war, um noch zu rechter Zeit zu kommen. Da sie nun aber die Schlacht schon vollbracht fanden, verlangten sie doch sehr, die Perser wenigstens zu sehen. Sie gingen daher nach Marathon und besahen sie, und nachdem sie die Athener und ihre That gelobt, gingen sie wieder nach Hause. So wurde den Athenern der Ruhm zu Theil, die Ersten von allen Hellenen zu sein, welche nicht nur den Anblick medischer**) Kleidung und der damit bekleideten Männer ausgehalten — denn vorher war schon der bloße Name der Meder den Hellenen ein Schrecken — sondern auch ein zehnfach überlegenes Heer dieser Gefürchteten schmachbedeckt aus dem Lande hinausgeschlagen hatten.

Halb von öden Gebirgen umgrenzt, streckt Marathons heil'ge
  Thalflur gegen des Meers schimmernde Bucht sich hinab.
Feierlich schweigt es umher, stumm kreisen die Adler, und einsam
  Ueber dem weiten Gefild schwebt der Gefallenen Ruhm.***)

4. Welchen Lohn Miltiades für seine That gefunden.

Miltiades, der schon früher unter den Athenern viel gegolten hatte, stand seit diesem glorreichen Siege im höchsten Ansehn. Dies wurde die Veranlassung zu seinem nachmaligen Unglücke. Von Thatenlust getrieben bat er die Athener um siebenzig Schiffe nebst der zugehörigen Mannschaft und den nöthigen Geldern; sagte ihnen aber nicht, gegen wen der Feldzug, den er vorhabe, gerichtet sein solle, sondern nur, daß er sie in ein Land zu führen gedenke, von wo sie Geld in Menge nach Hause bringen würden. Die Athener ließen sich an seiner Versicherung genügen und gaben, was er verlangte.

Darauf fuhr Miltiades mit dem Schiffsheere nach Paros, umlagerte die Stadt und ließ den Einwohnern

*) Eine Sage, die uns fast in allen Zeitaltern blutiger Völkerkämpfe begegnet. Sie kam z. B. auch nach der mörderischen Schlacht zwischen den Römern und Hunnen in den catalaunischen Gefilden wieder auf und hat als solche in dem berühmten Wandgemälde W. Kaulbachs im neuen Museum zu Berlin die ergreifendste Darstellung gefunden.

**) Medisch bei den Griechen meist gleichbedeutend mit Persisch.

***) Emanuel Geibel.

durch einen Herold ansagen, daß sie ihm hundert Talente*) zahlen müßten, widrigenfalls er nicht eher abziehen würde, als bis er ihre Stadt eingenommen hätte. Grund oder Vorwand zu diesem gewaltthätigen Verfahren lieh ihm der Umstand, daß diese Insel ein Schiff zu der persischen Flotte hatte stoßen lassen. Die Parier zogen es vor, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, rüsteten sich zu mannhafter Vertheidigung und erhöhten den Theil der Mauer, der am leichtesten anzugreifen war, in einer Nacht um das Doppelte.

Während nun Miltiades mit sich zu Rathe ging, was weiter zu thun sei, kam ein gefangenes Weib aus Paros, Namens Timo, eine Dienerin der unterirdischen Götter, zu ihm und erbot sich ihm zu sagen, was er thun müsse, um sich der Stadt zu bemächtigen. Und als er ihr Gehör gegeben, sagt man, sei er nach dem Hügel vor der Stadt gegangen, wo der Tempel der Demeter stand; und da er die Thür nicht habe öffnen können, sei er über die Verzäunung gesprungen und nach dem Saale gegangen, der von keinem Manne durfte betreten werden. Und wie er an der Schwelle gestanden, sei ihm plötzlich ein Schaudern angekommen, worauf er wieder umgekehrt sei, ohne daselbst zu thun, was ihm geheißen war, aber beim Herabspringen von der Mauer habe er sich die Hüfte verrenkt.

Krank und unverrichteter Dinge kam Miltiades wieder nach Hause, nachdem er Paros sechs und dreißig Tage lang belagert und die Insel verwüstet hatte. Darüber fiel er bei dem athenischen Volke in Ungnade. Vor allen war ihm Xanthippos feindlich gesinnt und klagte ihn auf den Tod an, weil er die Athener mit eitlen Versprechungen hintergangen habe. Miltiades lag noch krank zu Bett und konnte nicht persönlich zu seiner Vertheidigung vor Gericht erscheinen. Seine Freunde aber erreichten durch ihre Vorstellungen und Bitten beim Volke nichts weiter, als daß man ihm die Todesstrafe erließ und ihn dafür zum Ersatz der Kriegskosten verurtheilte. Sie betrugen nicht weniger als funfzig Talente, und da Miltiades eine so hohe Summe nicht erlegen konnte, brachte man ihn in's Gefängniß. Dort lag der edle Held vom Undanke seiner Mitbürger vergessen und verwahrlost, bis der Brand seine Wunde ergriff und seinem Leben ein Ende machte. Kimon, sein Sohn, wanderte statt des Todten, den man hinaustrug, in's Gefängniß; bis Elpinike, seine Tochter, durch ihre Vermählung mit dem reichen Kallias im Stande war, die Schuld des Vaters zu entrichten. Aber viel später erst besann sich Athen auf das, was man dem Freiheitsretter schuldete, und ließ die sogenannte Poikile oder Bilderhalle durch den Maler Panänos, des berühmten Pheidias Bruder, mit einem Gemälde der marathonischen Schlacht ausschmücken, in dessen Vordergrunde man den Miltiades sah, wie er die Streiter zum Kampfe anfeuerte und zum Siege führte.

*) s. S. 41.

Leonidas.

1. Xerxes Heerfahrt nach Europa.

Als die Nachricht von der Niederlage bei Marathon an den König Dareios kam, da entbrannte sein Zorn noch heftiger gegen die Athener und er rüstete sich zu einem neuen Feldzuge gegen Hellas vier ganze Jahre lang. Aber er starb, ehe er ausführen konnte, was er im Sinne hatte, und sein Sohn Xerxes übernahm mit dem Throne zugleich den Racheplan des Vaters. Hierin bestärkte ihn sowohl Mardonios, welcher unter allen Persern am meisten in Ansehn stand, als auch ein Traumgesicht. Es däuchte ihm nemlich, er wäre mit einem Oelsprößlinge bekränzt, und die Zweige desselben reichten über die ganze Erde, und nach diesem verschwände der Kranz, der ihm auf dem Haupte gelegen. Das legten ihm die Magier*) so aus: Dieser weitreichende Kranz bedeute, daß er durch den Feldzug, den er vorhabe, die Herrschaft gewinnen werde über die ganze Erde (denn Xerxes hatte allerdings im Sinne, nach Unterwerfung Griechenlands ganz Europa sich eigen zu machen, bis daß der Himmel selbst die alleinige Grenze des Perserreichs wäre); hätten Jene aber darauf achten gewollt, daß der Kranz nachher vom Haupte des Königs entschwunden war, so hätten sie dem Traume wohl eine richtigere Deutung gegeben.

Xerxes indeß glaubte den Worten seines Rathgebers und seiner Traumdeuter, und nachdem er noch vier Jahre lang die Kriegsrüstung fortgesetzt hatte, zog er im Frühlinge des Jahres 480 v. Chr. mit einer fast zahllosen Menge Volkes wider die Griechen zu Felde. Das Vorgebirge Athos, wo die Perser vormals Schiffbruch gelitten, ließ er mit ungeheurer Arbeit vom Festlande durch einen breiten und tiefen Graben trennen, in welchem nun die persische Flotte ungefährdet hindurchfuhr. Doch geschah dies, wie Herodot meint, mehr aus Prahlerei, um seine Macht zu zeigen und sich ein Denkmal zu stiften, als aus Nothwendigkeit. Um das Landheer von Asien nach Europa hinüberzubringen, ließ Xerxes über den Hellespontos Brücken schlagen. Aber ein Sturm zertrümmerte sie, und als das der König erfuhr, ergrimmte er überaus, ließ den Baumeistern die Köpfe abschneiden und das Meer für seine Widerspenstigkeit züchtigen. Man versenkte nemlich schwere Ketten in die See, gleich als wollte man sie binden, und gab ihr dreihundert Geißelhiebe, wobei diejenigen, die diesen unsinnigen Befehl vollzogen, sprechen mußten: „O du bitteres Wasser! der Herr legt dir diese Strafe auf, weil du ihn beleidigt hast, da er doch dir nichts zu Leide gethan. Und der König Xerxes wird doch über dich hingehn, du magst nun wollen oder nicht. Von Rechts wegen aber opfert dir kein Mensch, weil du ein trüglicher und salziger Strom bist."

Als man hierauf zwei andere Brücken, stärker als die ersten, hergestellt hatte, bereitete sich das ganze Heer zum feierlichen Uebergange. Der Weg war mit Myrthenzweigen bestreut, und auf den Brücken dampfte der Weihrauch; und wie jetzt im Osten die still und andächtig erwartete Sonne über den Völkern herrlich emporstieg, da goß Xerxes aus einer goldenen Schale ein Trankopfer in das Meer und betete zur Sonne, daß sie ihm eine sieghafte Bahn beleuchten möge bis an das Ende Europas. Darnach warf er die Schale sammt einem goldnen Becher und persischen Krummschwerte in die See; und als er das gethan, machte sich das Heer auf und ging hinüber von Asien nach Europa. Dieser Zug über die Brücke währete ununterbrochen sieben Tage und sieben Nächte, und die das mit ansahen, achteten den König an Macht gleich einem Gotte.

Als sie nun in Thrakien in die Ebene von Doriskos kamen, hielt Xerxes Heerschau und veranstaltete eine Zählung seines Kriegsvolkes in folgender Art. Man stellte zehntausend Mann auf einen Ort dicht zusammen und zog alsdann einen Zaun um sie; darnach ließ man sie herausgehn und trieb Andere hinein, bis die Umzäunung abermals gefüllt war. Solchergestalt wurde das persische Heer gezählt oder vielmehr wie Getraide gemessen, und wurde die Gesammtmenge streitbarer Männer bei drittehalb Millionen befunden; der Troß der Diener, Köche, Weiber u. dergl. betrug mindestens ebenso viel; so daß dieser ungeheure Zug von mehr als fünf Millionen Menschen eher einer Völkerwanderung als einer Heerfahrt glich. Da war kein Volk zwischen dem indischen und dem Mittelmeer, das nicht zu diesem Heere seine Schaar gestellt hätte, ein buntes Gewimmel der verschiedenartigsten Gestalten, Trachten und Waffenarten! Den Kern dieser Kriegsmacht bildeten die Perser. Kleidung und Rüstung derselben war von den Medern entlehnt: sogenannte Tiaren oder ungefilzte Hüte, bunte Aermelröcke mit eisernen Schuppen belegt, Hosen um die Beine, statt des Schildes ein Geflecht, kurze Speere, große Bogen, im Köcher Pfeile von Rohr und einen Dolch im Gürtel. Die Assyrier hatten eherne geflochtene Helme auf und linnene Panzer an; ihre Hauptwaffe war eine mit Eisen beschlagene Keule. Die Saken, ein skythisches Volk, gingen mit hohen Turbanen einher, welche oben spitz zuliefen, und führten im Kampfe eine Streitaxt. Die

*) Die Priester und Weisen der Perser.

Indier trugen Kleider von Baumwolle, die Kaspier von Pelz, die Sarangen prunkten mit gefärbten Mänteln und ihre Schuhe reichten bis an die Kniee hinan. Die Araber waren mit weiten Oberkleidern umgürtet und führten lange Bogen, die man nach Belieben auf beiden Seiten spannen konnte. Die afrikanischen Aethiopier hatten Panther- und Löwenfelle um, ihre Bogen waren aus dem Blüthenstiele eines Palmbaums gefertigt, ihre Pfeile waren von Rohr, und vorn war ein spitziger Stein von besonderer Härte befestigt; die Spitze ihres Speeres aber bildete ein Antilopenhorn; und wenn sie in die Schlacht zogen, hatten sie ihren Leib gar seltsam halb mit Kreide halb mit Mennig angemalt. Die Libyer gingen mit lederner Kleidung, die Thrakier hatten einen Fuchsbalg auf dem Kopfe, einen bunten Pelz über dem Rocke und um die Beine Stiefeln von Hirschleder. Die Chalyber schmückten sich den Helm mit ehernen Hörnern und mit Büschen, die asiatischen Aethiopier dagegen hatten sich das Haupt mit abgezogenen Pferdestirnhäuten bedeckt, an denen noch die Ohren gerade in die Höhe standen und die Mähne hinten wallend hinabhing. An Glanz zeichneten sich vor allen die Perser aus, welche auch die tapfersten waren. Ihre Rüstungen strahlten von der Menge des Goldes. Auch führten sie eine zahlreiche und schön geschmückte Dienerschaft auf Wagen mit sich. Unter der Reiterei that sich das persische Hirtenvolk der Sagartier hervor. Diese hatten achttausend Reiter gestellt und führten keine andre Waffe als einen Dolch und eine aus Riemen geflochtene Schlinge, womit sie im Gefechte den Gegner fingen und hinter sich fortschleifend tödteten. Die Indier kamen theils zu Fuß theils zu Roß theils in Wagen, die mit wilden Eseln bespannt waren; die arabische Reiterei ritt auf raschen Kameelen und mußte unter allen Reitergeschwadern zu hinterst stehen, da die Pferde beim Anblicke jener Thiere scheu werden.

Mehr denn funfzig Völkerschaften aus drei Welttheilen waren auf das Geheiß eines einzigen Gewaltherren unter die Waffen getreten. Nachdem das Heer gezählt und geordnet war, bestieg Xerxes einen Wagen und fuhr von einem Volke zum andern. Er fragte jedwedes nach seinem Namen, Zahl, Führer und was sonst ihm wissenswerth erschien, und die Schreiber schrieben es auf. Nach der Musterung des Landheeres besichtigte der König auch die Flotte. Die Schiffe lagen unweit vom Ufer in einer Linie mit den Schnäbeln dem Lande zugekehrt vor Anker und die Besatzung derselben hatte sich gewaffnet wie zur Schlacht. Der König bestieg ein sidonisches Schiff und saß auf dem Verdeck unter einem goldnen Zelte; dann fuhr er an den Schiffen entlang, befragte sie alle und ließ es gleichfalls aufschreiben. Es waren außer den dreitausend Lastschiffen zwölfhundert Kriegsschiffe, wovon dreihundert von den Phöniciern, zweihundert von den Aegyptern, hundert und funfzig von den Cypriern, hundert von den Kilikiern, ebenso viel von den Joniern und funfzig von den Lykiern gestellt waren. Die besten Segler gehörten den ältesten Seefahrern, den Phöniciern an. Nächst diesen zeichneten sich vor allen die fünf karischen Galeeren aus, welche die Königin Artemisia führte, die tapferste unter den Heerführern und die weiseste unter den Rathgebern des Königs.

So groß war die Heeresmacht, die gegen das kleine Griechenland auszog.

2. Xerxes Gespräch mit Demaratos.

Nach der Heerschau beschied Xerxes den Demaratos zu sich. Dieser war vormals König in Sparta gewesen und durch die Ränke seines Mitkönigs Kleomenes der königlichen Würde für verlustig erklärt worden, worauf er außer Land gegangen war und am persischen Hofe gute Aufnahme gefunden hatte. Um sich seines Rathes und seiner Kenntniß des Landes zu bedienen, hatte der König ihn mit sich genommen, als er gegen Hellas in den Krieg zog, und jetzt legte er ihm die Frage vor: ob die Hellenen im Angesichte einer solchen Heeresmacht wohl das Herz haben würden, eine Hand wider ihn aufzuheben? Demaratos antwortete: „Herr, soll ich nach der Wahrheit, oder dir nach dem Munde reden?“ Der König erwiederte: er solle ungescheut die Wahrheit sagen, er werde ihm deshalb seine Gnade nicht entziehen. Darauf hob Demaratos also an:

„Herr, da du durchaus die Wahrheit von mir hören willst, so kannst du dich fest und sicher auf das verlassen, was ich sage. In Hellas ist die Armuth von jeher einheimisch, die Tugend aber ein fremder Gast, der erst durch Weisheit und Gesetz daselbst eingeführt worden ist; und durch seine Pflege schützt sich Hellas gegen Armuth und Knechtschaft. Ich muß nun zwar alle Hellenen loben, die in jenen dorischen Landschaften wohnen, doch gilt folgendes nicht von allen, sondern von den Lakedämoniern allein: Erstlich werden sie nimmermehr deine Vorschläge annehmen, sofern sie auf die Knechtschaft der Hellenen zielen; zum andern werden sie dir entgegen kommen zum Streit, und wenn auch die Hellenen alle auf deine Seite träten. Was aber die Zahl anbetrifft, so frage nicht, wie stark sie sind, um das thun zu können; denn wenn auch nur gerade tausend Mann oder etwas mehr oder weniger in's Feld rückten, so werden diese den Kampf mit dir aufnehmen.“

Xerxes lachte über diese Rede, so widersinnig erschien sie ihm: „Demaratos!“ rief er, „was ist das für ein Wort, daß tausend Mann es aufnehmen sollten mit einem so großen Heer! Das müßten ja Riesen an Kraft und Größe sein. Sind sie aber von derselben Art wie du und diejenigen Hellenen, die ich bisher zu Gesicht bekommen habe, so ist deine Rede wohl nur eitel Prahlerei gewesen. Wie könnten tausend oder zehntausend ja funfzigtausend Mann, die alle gleich frei sind und nicht einen einigen Herrn über sich haben, einem so großen Heere widerstehn, da doch mehr als tausend auf einen Mann kommen, selbst wenn ihrer fünftausend wären? Ja, wenn sie nach unserer Art einen einigen Herrn hätten, so könnten sie wohl aus Furcht vor Diesem über die Natur sich anstrengen und durch die Geißel gezwungen den überlegenen Feind angreifen; so aber, da es in ihrem freien Willen steht, thun sie gewiß nichts von dem.“

Demaratos erwiederte: „O König! die Freiheit wird die Spartiaten gewiß nicht davon abhalten; denn wisse: sie sind zwar frei, aber nicht in allen Dingen frei; denn sie haben über sich einen Herren: das Gesetz, den fürchten sie noch vielmehr als die Deinen dich. Sie thun stets, was ihnen das Gesetz gebietet; es

gebietet ihnen aber stets, vor keiner Heeresmacht aus der Schlacht zu fliehn, sondern in ihrer Ordnung zu bleiben und zu siegen oder zu sterben."

Xerxes lachte abermals, denn der Grieche redete von Dingen, von denen der morgenländische Despot keine Ahnung hatte. Doch war er keineswegs zornig über den Freimuth seines Schützlings, sondern entließ ihn gnädig. Nichts konnte ihn in seinem Machtgefühle und seiner Siegesgewißheit irre machen. Aber schon kurze Zeit darnach, als er zum ersten Male einem spartischen Heere gegenüber stand, sollte er inne werden, wie richtig Demaratos seine Landsleute beurtheilt hatte.

3. Der Bundesrath zu Korinth.

Zu Korinth waren die Abgeordneten der meisten peloponnesischen Staaten so wie etlicher vom hellenischen Festlande zu einem Bundesrathe zusammengetreten, um der gemeinsamen Gefahr durch gemeinsame Maaßregeln zu begegnen. Frühzeitig von den feindseligen Absichten des Königs unterrichtet, sandte man drei Späher in das persische Lager, welches damals noch bei Sardes errichtet war, um über die Stärke des feindlichen Heeres Kundschaft einzuziehn. Sie wurden ertappt und hinausgeführt, um mit dem Tode bestraft zu werden. Als aber Xerxes davon hörte, befahl er ihnen kein Leid zu thun; man solle sie vielmehr überall im Lager umherführen und, nachdem man ihnen seine ganze Kriegsmacht gezeigt, ungekränkt nach Hause entlassen; denn es schien ihm weit vortheilhafter, wenn sie durch die Nachricht von seiner Uebermacht die Herzen der Griechen im voraus zaghaft und zur Unterwerfung geneigt machten, als wenn er dem Feinde drei Leute tödte, die dieser leicht entbehren könne.

Je weniger nun die Griechen an der Ueberlegenheit des wider sie anrückenden Heeres zweifeln konnten, um so mehr lag alles daran, daß sie durch Eintracht ihre ganze Stärke zusammenhielten. Der Bundesrath beschloß daher: alle und jede Feindschaft und Fehde zwischen hellenischen Staaten solle aufgehoben sein. Ferner: diejenigen Hellenen, welche sich ohne Noth in gutem Wehrstande an den Perser ergäben, sollten dem Gotte zu Delphoi gezehntet werden. In Folge des ersteren Beschlusses gaben die Athener und Aegineten die zwischen ihnen bestehende Feindschaft auf, die nunmehr, nachdem sie abgethan war, für den gegenwärtigen Krieg den Vortheil brachte, daß sie den Athenern Veranlassung gegeben hatte, ihre Seemacht bedeutend zu verstärken. Dagegen trat Argos in unversöhnlichem Hasse und Mißgunst gegen Sparta dem Bunde nicht bei, sondern erklärte, nachdem es vergebens einen Antheil an dem Oberbefehl über das Bundesheer beansprucht hatte: es wolle lieber den Persern unterthan werden als dem Hochmuthe Lakedämons huldigen. Auch sonst fehlte es nicht an Abtrünnigen oder Verzagten unter den griechischen Völkerschaften. Die Thessalier, deren von Gebirgen umschlossenes Land und ausgezeichnete Reiterei dem andringenden Feinde zumeist und zunächst einen wirksamen Widerstand hätten leisten können — ferner die Lokrer und die Boiotier mit Ausnahme der Thespier und Platäer hatten den Boten des Xerxes Wasser und Erde gegeben. Dagegen kamen die Gesandten, durch welche der Bundesrath die Kreter und den mächtigen Tyrannen Gelon von Syrakus zur Bundesgenossenschaft einluden, unverrichteter Dinge zurück. Nur die Kerkyräer,*) deren Seemacht bei diesem Kampfe besonders wünschenswerth erschien, sagten Beistand zu; ohne aber nachher ihren schönen Worten durch die That zu entsprechen.

In dieser Lage waren die meisten der hellenischen Eidgenossen der Meinung, daß man dem Feinde auf der See nicht die Spitze bieten könne und auch zu Lande den Vertheidigungskrieg auf den möglichst engen Raum, nemlich auf den Peloponnesos beschränken müsse. Man schlug daher vor, das ganze nördlich vom Isthmos gelegene Griechenland den Feinden preis zu geben, diesen aber durch eine von dem einen Meere bis zum andern gezogene Mauer zu sperren.

Wäre diese Meinung durchgegangen, so wäre es um die Freiheit der Hellenen geschehn gewesen. Denn wenn die Peloponnesier auch noch so viele Brustwehren über den Isthmos gezogen und damit dem Landheere den Zugang verwehrt hätten, so wären darum doch noch alle Küstenstriche der Halbinsel der feindlichen Flotte blosgegeben geblieben. Diese hätte dann eine Stadt nach der andern genommen und dadurch die Bundesgenossen Lakedämons zum Abfall genöthigt; und wenn erst dies geschehen, so blieb den Spartiaten nichts übrig, als mit den Persern zu vertragen oder mit Ehren zu fallen. In beiden Fällen also wäre Griechenland medisch geworden.

Athen war es, welches damals durch seine Gesinnungstreue, seinen kühnen Muth und seine aufopfernde Ausbauer im Dienste der Freiheit ein Recht auf den schönen Namen „des eigentlichen Retters von Griechenland," welchen Herodot ihm beilegt, sich erwarb. Durch seinen Abgeordneten beim Bundesrathe, den klug vorschauenden Themistokles, trat es jenem verderblichen Kriegsplane auf das entschiedenste entgegen und nöthigte zu dem Entschlusse, der persischen Gesammtmacht zu Land und zu Wasser schon an der Grenze von Hellas mannhaft zu begegnen und nichts aufzugeben, was noch nicht verloren sei.

Demnach beschloß man den Paß der Thermopylen zu besetzen, um den Persern den Zugang aus Thessalien nach Hellas zu verwehren. Zu gleicher Zeit sollte die vereinte Flotte der Griechen in der Nähe dieses Platzes, in der Meerenge bei Artemision, sich aufstellen, damit Land- und Seeheer in Gemeinschaft handeln könnten. Beide Stellungen boten zugleich den Vortheil dar, daß sie durch die Enge jener Oertlichkeiten den Feind verhinderten, beim Angriffe auf die Griechen seine ganze Uebermacht zu entfalten. An die Spitze der Flotte wurde der Lakedämonier Eurybiades gestellt, nicht ohne Widerstreben der Athener, welche bei weitem die Mehrzahl der Schiffe, nemlich hundert und achtzig, zur Flotte hergegeben und daher auf den Oberbefehl über dieselbe Anspruch machten. Einstimmig aber von allen Bundesgenossen wurde zum Führer des Landheeres der König der Spartiaten, Leonidas, erwählt, und niemals hat eine Wahl sich glänzender gerechtfertiget als diese.

*) Die Bewohner vom heutigen Corfu.

4. Die Besetzung der Thermopylen.

Das Heer, welches unter Leonidas im Passe der Thermopylen den ersten und blutigsten Kampf mit den Medern bestehen sollte, betrug nur wenige tausend Mann. Denn die Lakedämonier, welche nicht leicht um einer anderen Angelegenheit willen den Dienst der Götter versäumten, wollten erst ein neuntägiges Fest des Apollon begehn und die Hellenen überhaupt die olympischen Spiele, welche in dieselbe Zeit fielen, beenden, ehe man jenen Vorkämpfern mit der Hauptmacht nachzöge. Leonidas verstand den ganzen Ernst der ihm gestellten Aufgabe. Zu seinen Kampfgenossen hatte er daher dreihundert Spartiaten sich erlesen, lauter gereifte, kraftvolle Männer, welche schon Kinder hatten und sich bewußt waren, auch ferne von den Grenzen der Heimath für Haus und Heerd zu kämpfen. Und um so zuversichtlicher zogen diese Tapferen aus, da sie wußten, daß der Zorn der Götter, welcher eben in jener verhängnißvollen Zeit auf Sparta gelegen hatte, seit kurzem durch den Heldenmuth zweier ihrer Mitbürger versöhnt war. Es verhielt sich nemlich damit also:

Während der Zeit, daß Xerxes in Asien noch rüstete, erfüllte die Lakedämonier ein seltsamer Umstand mit Furcht und Besorgniß. Man konnte in Sparta kein günstiges Opfer erhalten und schrieb dies — das böse Gewissen war der Zeichendeuter — dem Zorne des Talthybios zu, der als Herold des Königs Agamemnon bei den Spartiaten göttliche Verehrung genoß. Diesen nemlich glaubte man erzürnt darüber, daß die Lakedämonier die Unverletzlichkeit der Herolde gemißachtet und des Dareios Boten getödtet hatten (S. 43). Als sie nun hierüber sehr bekümmert und traurig waren und wiederholt in der Gemeindeversammlung sich berathen hatten, ließen sie durch einen Herold ausrufen: ob ein Lakedämonier zur Sühnung des Vaterlandes den Tod erleiden wolle? Da erboten sich freiwillig Sperthias und Bulis, zwei Männer aus Sparta, von vornehmer Geburt und großem Vermögen; die wollten dem Xerxes zur Buße stehn für die in Sparta ermordeten Herolde des Dareios, und verließen Weib und Kind und Vaterland und gingen nach Persien wie in den gewissen Tod.

Auf ihrer Reise trafen sie mit Hydarnes zusammen, einem Obersten der persischen Kriegsmacht. Dieser nahm die heldenmüthigen Männer freundlich auf und bewirthete sie. Beim Mahle aber redete er sie also an: „Ihr Männer von Lakedämon, warum sträubt ihr euch doch so, Freunde des Königs zu werden? Ihr seht es ja an mir und meiner Macht, wie der König wackere Leute zu ehren weiß. So würde er auch Jedem von euch, die ihr im Rufe wackerer Männer steht, gewiß eine Statthalterschaft in Hellas geben, wenn ihr euch ihm ergäbet.“ Darauf gaben sie zur Antwort: „Hydarnes, dein Rath paßt nicht ganz auf uns; denn das Eine hast du wohl versucht, aber das Andere ist dir unbekannt. Nemlich die Dienstbarkeit kennst du wohl, aber die Freiheit hast du noch nicht gekostet, ob sie süß ist oder nicht. Denn hättest du sie gekostet, so würdest du uns rathen, Gut und Blut dafür einzusetzen.“

Als sie nun nach Susa hinaufkamen und vor des Königs Angesicht erschienen, wollten die Lanzenträger sie nöthigen nach der Weise der Morgenländer vor ihm niederzufallen und anzubeten. Aber sie sagten, das würden sie nimmer thun und wenn man sie auch mit dem Kopfe auf die Erde stieße, denn bei ihnen sei es nicht Sitte einen Menschen anzubeten, auch seien sie nicht zu solchem Zwecke gekommen. Stehend also brachten sie dem Könige ihren Auftrag: „König der Meder! Die Lakedämonier haben uns hergeschickt, daß wir mit unserm Leben Sühne geben für die Herolde, welche in Sparta umgebracht worden.“ Der König aber, in dessen Leben es auch sonst nicht an Zügen von Großmuth und Edelsinn fehlt, erwiederte ihnen: er wolle es nicht den Lakedämoniern gleichthun. Diese hätten durch die Tödtung seiner Gesandten alles Völkerrecht unter die Füße getreten; er wolle sich nicht desselben Frevels schuldig machen, den er an ihnen tadle, sondern die Lakedämonier von ihrer Schuld lösen ohne die blutige Sühne, die sie ihm anböten. — Damit entließ er die beiden Männer, und wohlbehalten kamen sie mit des Königs Antwort nach Sparta zurück.

Diese also hatten durch ihren guten Willen Lakedämon von seiner Schuld gelöst und zugleich dem Könige gezeigt, daß es für Spartiaten kein schwerer Entschluß sei, zum Heil des Vaterlandes zu sterben. Statt jener zwei zogen jetzt dreihundert aus, um dasselbe Zeugniß zu bekräftigen durch die That. Zu dieser kleinen Schaar stießen noch zweitausend und achthundert Mann aus dem übrigen Peloponnes, und als sie nach Hellas kamen, forderten sie auch die dortigen Völkerschaften zur Theilnahme am Kampfe wider die Meder auf, indem sie ihnen sagen ließen, sie kämen nur als Vorläufer, in kurzem würden die übrigen Bundesgenossen ihnen nachfolgen; zur See wären sie durch die Athener und Aegineten und die übrigen gedeckt, die zur Seemacht befehligt wären; und sie hätten gar nichts zu fürchten, denn nicht ein Gott griffe Hellas an, sondern ein Mensch; es gäbe aber keinen Sterblichen, dem niemals in seinem Leben ein Unglück widerfahren wäre, sondern vielmehr den größten träfe das größte, und so müßte also auch dem angreifenden Feinde, weil er sterblich wäre, sein Vorhaben zu Schanden werden.

Durch solche Vorstellungen ermuntert, schickten die Thespier zum Bundesheere siebenhundert Mann und die Phokier tausend, die opuntischen Lokrer aber kamen mit ihrer ganzen Macht zum Kampfplatze. Auch die Thebäer, welche man mit Recht im Verdacht hatte, daß sie medisch gesinnt wären, hatte Leonidas zum Kriege aufgeboten, weil er sie bei dieser Gelegenheit nöthigen wollte sich endlich offen zu erklären. Aber sie wagten nicht sich ganz offenbar vom hellenischen Bunde loszusagen und schickten dem Leonidas vierhundert Mann.

Mit diesem Heere also besetzte Leonidas die Thermopylen. Dieser Engpaß ist gegen Osten vom Meere begrenzt und von den Morästen, die sich längs desselben hinziehn. Auf der andern Seite des Weges ragt ein hoher und steiler Berg, der sich landeinwärts bis zum Oetagebirge fortsetzt. Die Breite des Passes beträgt nicht mehr als funfzig Schritte; an zwei Stellen aber, nemlich vor und hinter Thermopylä wird er dermaaßen eingeengt, daß dort kein Wagen dem andern ausweichen kann. Zudem zog sich eine mit Thoren versehene Mauer quer über den Engpaß hin, welche vor Zeiten von den Phokiern zum Schutze gegen die Einfälle der Thessalier errichtet worden, nun

aber zum größten Theil vor Alter verfallen war. Diese wurde jetzt von den Hellenen wieder hergestellt und bot an dem schon von Natur befestigten Platze ein treffliches Bollwerk dar.

Trotz der Wohlgelegenheit dieses Ortes schien seine Vertheidigung gegen eine so ungeheure Streitmacht wie die, welche die Hellenen hier sich gegenüber sahn, ein ganz vergebliches Bemühn. Die Peloponnesier wollten wieder heimwärts ziehn und lieber den Isthmos besetzen; die Phokier und Lokrer aber, deren Land dadurch dem Feinde preisgegeben worden wäre, widerstritten heftig diesem Vorschlage und drangen darauf, daß man bleibe. Leonidas entschied für das Letztere, denn dazu sei man hierhergekommen, um dem Perser Stand zu halten. Doch gewährte er auch den zaghaften Gemüthern dadurch eine Ermuthigung, daß er Boten in die griechischen Städte abschickte und sie schleunigst um Verstärkung bitten ließ. Vor allen waren die Spartiaten gutes Muthes und freudig zum Kampfe bereit. Als ein Mann aus Trachis — der nächsten thessalischen Stadt, die bereits von den Persern besetzt war — die Nachricht brachte, die Menge der Feinde wäre so groß, daß ihre Geschosse im Fluge die Sonne verdunkeln würden, sprach der Lakedämonier Einer: „Das ist ja recht schön! so werden wir im Schatten fechten.*) Vom Leonidas aber wird erzählt, er habe dem Könige, der ihm und seiner Schaar durch einen Herold die Waffen abfordern ließ, eine Antwort gegeben, die kurz und schneidig wie sein Schwert war: „Komm und hole sie!“

Begierig, etwas näheres über das kleine Heer zu erfahren, welches in den Thermopylen sein Lager aufgeschlagen, schickte Xerxes einen Reiter ab, um zu erspähen, wie stark sie wären und was sie machten. Als nun der Späher nahe heranritt, konnte er zwar nicht das ganze Lager übersehn, da es jenseit der wiederaufgerichteten Mauer stand, dagegen bot sich ihm außen vor dem Eingange ein Anblick, der ihm seltsam genug vorkam. Es hatten nemlich gerade zu dieser Zeit die Lakedämonier draußen die Wache und er sah, wie einige sich mit Leibesübungen belustigten, andere aber ihr langes Haar kämmten und schmückten.*) Darüber verwunderte er sich, und nachdem er alles genau angesehn und sich gemerkt hatte, ritt er ganz ruhig und unangefochten wieder zurück, denn Niemand bekümmerte sich um ihn.

Als Xerxes den Bericht des Kundschafters anhörte, begriff er nicht die Bedeutung dessen, was Jener gesehen hatte; und ließ den Spartiaten Demaratos rufen, daß er ihm Auskunft gebe, denn das Thun der Feinde kam ihm gar zu lächerlich vor. Demaratos aber sprach: „Diese Männer sind gekommen, um uns den Paß streitig zu machen, und dazu bereiten sie sich. Denn dies ist bei ihnen Sitte und Gebrauch: wenn sie ihr Leben auf's Spiel setzen wollen und gedenken in den Tod zu gehn, dann schmücken sie sich das Haupt. Wisse aber, o König, wenn du Diese und was in Sparta zurückgeblieben, bezwingest, so ist kein Volk auf der Welt mehr, das es wagt, wider dich, Herr, den Arm aufzuheben. Denn jetzo hast du es mit dem schönsten Königreiche und mit den tapfersten Männern zu thun.“

5. Der Kampf bei Thermopylä.

Dem Könige däuchte es ganz unglaublich, daß ein solches Häuflein den Kampf mit seinem ungeheuren Heere aufnehmen wolle. Er ließ vier Tage vorbeigehn, indem er immer hoffte, sie würden davonlaufen. Als er sie aber am fünften Tage noch immer zur selbigen Stelle sah, wurde er überaus zornig und schickte die Meder und Kissier gegen sie mit dem Befehle, sie lebendig zu fahen und vor sein Angesicht zu führen. Diese beiden Völker rückten also gegen den Engpaß heran, und in kurzem fiel ihrer eine große Zahl. Immer ungestümer drang die nachfolgende Menge über die Leichen der Vordermänner, und konnte doch die enggeschlossenen Reihen der Griechen nicht zum Weichen bringen; so dauerte das Treffen den ganzen Tag. Als nun Jene endlich übel zugerichtet in das Lager zurückkehrten; rückten an ihrer Stelle diejenigen Perser vor, welche der König die Unsterblichen nannte. Dies war nemlich eine Schaar von zehntausend Mann der auserlesensten Männer, deren Zahl, so viel ihrer auch immer im Gefechte fielen, immer von neuem ergänzt wurde, so daß diese Schaar zu jeder Zeit zehntausend Mann stark war, und darum hieß sie die unsterbliche. Diese, meinte der König, würde bald mit den Griechen fertig werden. Als sie nun aber mit ihnen handgemein wurde, richtete sie nicht mehr aus als die Meder und Kissier. Denn die Lakedämonier fochten wacker und brav und zeigten, daß sie den Krieg wohl verstanden, der Feind aber nicht. Besonders brachte eine bei den Spartiaten übliche Kriegslist ihnen großen Vortheil. Sie wandten nemlich dem Feinde zuweilen den Rücken und flohen dann alle mit einmal; die Feinde aber, die sie fliehen sahn, jagten ihnen unbesonnen nach mit Lärm und Geschrei; plötzlich aber wandten sich die Spartiaten, wenn Jene nahe herangekommen waren, wieder um und erlegten auf diese Art eine unzählige Menge der Perser. Dreimal sprang Xerxes, der dem Handgemenge zusah, erschrocken von seinem Stuhle empor, aus Besorgniß für sein Heer; er mußte die Besten seines Volkes fallen sehn, und als der Abend kam, hatten die Tausende, die dort erschlagen lagen, noch keinen Fuß breit Landes gewonnen.

Am andern Tage fochten sie nicht glücklicher, obwohl sie in der Hoffnung angriffen, weil der Griechen nur so wenige wären, so würden sie alle verwundet oder zum Tod ermüdet und nicht mehr im Stande sein, einen Arm zu rühren. Aber die Griechen standen noch fest und rüstig in ihren Gliedern nach den Völkerschaften und fochten ein Jeglicher an seinem Theil, wie sich's gebührt. Als es nun die Perser um nichts anders fanden, als am vorigen Tage, zogen sie sich abermals zurück, und der König war völlig rathlos, was er nun thun sollte.

*) „Diese und dergleichen Reden mehr soll der Lakedämonier Dienekes geführt haben zu seinem Gedächtniß,“ sagt Herodot, und giebt mit diesen Worten einen Beleg dafür, daß man bei den Griechen nicht nur die wackere That, sondern auch das treffende Wort der Ehre der Unvergeßlichkeit werth hielt.

*) Wie das Opfer schwer von Golde und bekränzt tritt zum Altar,
Schmücken sie, zu sterben sicher, sorgsam sich das braune Haar.
Wie zu heil'gen Göttertänzen auf der Heimath grünem Plan,
Führt die Charis noch zum Sterben die geweihten Schaaren an.
G. Pfizer.

Da trat ein aus jener Gegend gebürtiger Grieche, mit Namen Epialtes, zu ihm und verrieth ihm einen Fußpfad, welcher über das Gebirge nach Thermopylä führte, und brachte die Tapferen, welche dort standen, in's Verderben. Dies that er, weil er von dem Könige eine große Belohnung hoffte. In der Folge aber irrete er flüchtig umher, denn der Rath der Amphiktyonen setzte einen Preis auf seinen Kopf, bis ihn ein trachinischer Mann erschlug, und so nahm er den Lohn für seine Verrätherei dahin. Xerxes aber war damals höchlich erfreut über das, was Epialtes auszurichten versprach, und gab ihm eine Schaar Perser, die er führen sollte. Um die Zeit, da man die Leuchten anzündet, brachen sie aus dem Lager auf und stiegen die ganze Nacht auf dem geheimen Pfade an dem Gebirg empor, und wie die Morgenröthe hervorkam, waren sie auf der Höhe des Berges. Hier standen tausend Mann schwergerüstete Phokier, welche sich wegen der Nähe ihres am diesseitigen Fuße des Gebirgs anstoßenden Landes zur Bewachung dieses Fußpfades gegen den Leonidas erboten hatten. Die Perser waren, weil ein Eichwald den Rücken des Bergs bedeckt, unbemerkt herangekommen. Es war aber ganz stilles Wetter, und als nun jetzt ein großes Geräusch entstand, wie natürlich, weil das Laub unter ihren Füßen rauschte, sprangen die Phokier auf und legten ihre Rüstung an. Von einem dichten Pfeilregen der Perser getroffen, entwichen sie auf die Kuppe des Berges und bereiteten sich zum Tode, denn sie meinten, daß es von den Feinden auf sie abgesehen sei. Diese aber ließen sie unbekümmert stehn und gingen, eingedenk ihres Auftrags, den in den Thermopylen aufgestellten Griechen in den Rücken zu fallen, eilends auf der andern Seite des Bergs hinab.

Den Griechen hatte nun bereits der Wahrsager Megistias aus der Betrachtung der Opferthiere geweissagt, daß sie an diesem Morgen ihren Tod finden würden. Und



ob ihm dies gleich recht wohl bewußt war, so gedachte er doch nicht diese dem Tod verfallenen Helden zu verlassen, um sich selber zu retten, sondern er blieb und theilte mit ihnen ein so ruhmvolles Ende;*) weshalb ihn auch sein Freund, der Dichter Simonides, mit einer dies besagenden Grabschrift auf jener Stätte geehrt hat.

Bei Tagesanbruch kamen die Späher von den Höhen heruntergelaufen und meldeten, daß die Perser über den Berg gingen. Da hielten die Griechen Rath, was sie thun sollten, und ihre Meinungen waren getheilt, indem ein Theil dafürhielt, man müsse ihn behaupten. Zu den Letzteren stand Leonidas, weil es sich ihm und seinen Spartiaten nicht gezieme, den Platz zu verlassen, dessen Vertheidigung ihm vom Vaterlande angewiesen wäre. Als er aber sah, daß seine Bundesgenossen nicht von ganzem Herzen dabei waren und nicht freiwillig mit in den Tod gehen wollten, entließ er sie in ihre Heimath. Nur die Thespier und die Thebäer blieben bei den Lakedämoniern, und zwar Jene freiwillig und mit freudigem Herzen, Diese dagegen wider ihren Willen und ungern, denn Leonidas hielt sie fest und betrachtete sie aus dem schon früher angegebenen Grunde als Geiseln.

Xerxes aber, nachdem er der aufgehenden Sonne ein Trankopfer gespendet hatte, wartete noch eine Zeit lang, und ungefähr um die Stunde, da der Markt sich mit Leuten füllt, rückte er heran; denn um diese Zeit — so hatte der Verräther ihm gesagt — würden die, welche er über

*) Nicht die Blicke darf ich wenden;
Wissend, schauend, unverwandt
Muß ich mein Geschick vollenden,
Fallen in dem fremden Land.

Schiller's Cassandra.

das Gebirge führe, das jenseitige Thal erreicht haben und den Griechen in den Rücken fallen. An diesem Tage nun wurde das Gefecht viel blutiger, als zuvor. Denn die Hellenen gingen diesmal, weil sie nun in den Tod hinauszogen, viel weiter vor in die Breite der Schlucht dem Feinde entgegen; Dieser dagegen, weil er seiner Sache heute viel gewisser war, als an den vorigen Tagen, griff viel herzhafter an; da fiel denn eine Menge der Perser. Zudem war Keinem erlaubt, zaghaft stehen zu bleiben oder zurückzuweichen, denn hinter den Reihen standen die Hauptleute mit Geißeln, schlugen wacker auf sie los und trieben sie immer vorwärts. Viele nun stürzten in's Meer und ertranken, weit mehr aber wurden von den Andern lebendig zertreten; es mochte sterben, was starb. Auch die Hellenen, weil ihnen der Tod nun einmal gewiß war, schoneten weder sich noch die Feinde und gingen, als ihre Lanzen zerbrochen waren, den Persern mit dem Schwerte zu Leibe. Da fiel Leonidas in diesem Handgemenge, nachdem er heldenmäßig gekämpft, und mit ihm viele namhafte Spartiaten, und über seinem Leichname entstand ein großes Gedränge der Perser und Lakedämonier, bis daß die Griechen ihn durch ihre Tapferkeit fortbrachten und den Feind viermal in die Flucht schlugen. In diesem Streite fanden auch zwei Brüder des Xerxes ihren Tod.



Als nun aber diejenigen Perser, welche über das Gebirge geführt worden, von hinten her herzukamen, da gewann der Kampf eine andere Gestalt. Von beiden Seiten angegriffen, zogen sich die Hellenen in die Enge des Weges hinter die Schutzmauer zurück und stellten sich auf einen Hügel in einen einzigen Haufen zusammen, mit Ausnahme der Thebäer; und hier an dieser Stelle wehrten sie sich mit dem Schwerte, oder, wenn es zersprungen, mit Hand und Mund, bis daß sie, nachdem die Feinde die Schutzmauer niedergerissen, unter den Streichen der von allen Seiten auf sie Eindringenden erlagen.

Nur die Thebäer hatten sich in dieser letzten Todesnoth von ihren Kampfgenossen getrennt und waren, als sie sahen, daß die Perser die Oberhand gewannen, mit ausgestreckten Händen den Barbaren entgegengegangen, indem sie ihnen entgegenriefen: sie wären persisch gesinnt und hätten gleich im Anfange den Boten des Königs Erde und Wasser übergeben; nur nothgedrungen wären sie nach Thermopylä gekommen und völlig unschuldig an dem Verluste, welchen der König erlitten hätte. Dadurch retteten sie zwar ihr Leben, denn sie hatten auch die Thessalier zu Zeugen ihrer Rede; aber Xerxes ließ sie doch brandmarken mit dem königlichen Male, von ihrem Obersten Leontiades an bis auf den Letzten. Solch' ein Lohn wurde denen, welche die Sache des hellenischen Vaterlandes verlassen hatten.

Von jenen dreihundert Spartiaten aber, die mit Leonidas in die Thermopylen gesendet waren, starben alle den Tod des Gehorsams gegen das heimische Gesetz bis auf Einen, Namens **Aristodemos**. Dieser nemlich war mit einem Anderen, **Eurytos**, wegen sehr schlimmer Augenkrankheit von Leonidas aus dem Lager fortgeschickt worden und lag in dem benachbarten Alpenos in Verpflegung. Als sie nun hörten, daß die Perser über den Berg gegangen wären, forderte Eurytos seine Rüstung, legte sie an und befahl seinem Heilotenknechte, ihn zu den Kämpfenden zu führen, und wie dies geschehen war, lief der Führer davon, Eurytos aber stürzte sich in den feindlichen Haufen und ward erschlagen. Aristodemos dagegen rettete sein Leben durch die Flucht. Als er nun aber nach Sparta zurückkam, fiel er in Schimpf und Unehrlichkeit. Die Unehrlichkeit nemlich bestand bei den Lakedämoniern darin: kein Mensch in Sparta zündete ihm Feuer an, Keiner sprach mit ihm, denn Niemand wollte mit einem Solchen zu thun haben; der Schimpf aber darin, daß man ihn „den Ausreißer Aristodemos“ hieß. Und dieses schmachvolle Leben mußte

er ertragen, bis er in der Schlacht bei Platää alle seine Schuld wieder austilgte.

Solchergestalt war der Kampf der Griechen bei Thermopylä im Juli 480 vor Chr. Nach der Schlacht besichtigte Xerxes die Leichname, und als man den Leichnam des Leonidas gefunden, ließ er demselben den Kopf abschneiden und ihn zum Schmach an's Kreuz schlagen wider Sitte und Recht. Die Amphiktyonen aber ließen nachmals an der Stelle, wo Leonidas mit den Seinen gefallen und begraben war einen steinernen Löwen und eine Denksäule errichten mit einer Inschrift, welche schön und treffend die Gesinnung der gefallenen Helden ausspricht:

Fremdling, melde dem Volk Lakedämons, daß wir allhier ruhn,
Weil in Gehorsam wir seine Gebote befolgt.

6. Uebersicht der ferneren Kämpfe der Griechen mit den Persern.

Die Griechen waren in diesem ersten Kampfe gegen Xerxes der Uebermacht erlegen. Hellas lag offen und schutzlos vor ihm da. Mit erhöhter Wuth und Erbitterung überfluthete der asiatische Heeresstrom unter Mord und Brand eine Landschaft nach der andern. Phokis büßte schwer für seine treue Anhänglichkeit an die Sache der Freiheit. Thespiä, Platää und Athen wurden in Aschenhaufen verwandelt; Delphoi mit seinem Heiligthum und seinen Schätzen nur durch ein schreckliches Unwetter und Bergstürze wie durch ein Wunder gerettet.

Gleichwohl war Leonidas mit seinen Tapfern nicht umsonst gefallen. Ihre ehrenvolle Niederlage stellte sich nicht nur ihrem sittlichen Werthe, sondern auch ihren Folgen nach dem glänzendsten Siege gleich. Dieses Beispiel der hochherzigsten Selbstaufopferung für das Vaterland mußte in gleichem Maaße die Siegeszuversicht des Gegners tief herabstimmen, als es erhebend und begeisternd auf die Gemüther aller wahrhaftigen Hellenen wirkte. Und in der That ist von nun an die Geschichte der griechischen Freiheitsschlachten die Geschichte von eben so viel Siegen. Noch in demselben Jahre (am 23. September 480 vor Chr.) überwand Themistokles bei Salamis die persische Flotte; Xerxes floh nach Asien zurück, nachdem er dem Mardonios mit einem Heere von dreihunderttausend Mann die Unterwerfung des hellenischen Festlandes übertragen. Aber schon im folgenden Jahre (479 v. Chr.) schlugen Pausanias und Aristeides diese Landmacht bei Platää auf's Haupt, und an demselben Tage wurde nach dem Treffen bei Mykale die persische Flotte vernichtet. Des Feindes nunmehr im eignen Lande erledigt, gingen die durch Selbstvertrauen und innigere Verbindung stark gewordenen Hellenen von der Vertheidigung des heimathlichen Bodens zum Angriff auf das persische Reich über, um ihren Volksgenossen in Kleinasien die Freiheit vom Joche der Barbaren zu sichern. In diesen Kämpfen glänzte vor allen Kimon, des Miltiades Sohn. Durch die Doppelschlacht am Eurymedon zu Wasser und zu Lande vereinte er (469 v. Chr.) den Lorbeer der Siege bei Salamis und Platää auf Einem Haupte und nöthigte endlich das stolze Weltreich zu einer thatsächlichen Anerkenntniß seiner Ohnmacht, in welcher die Kriege zwischen Persien und Griechenland bis auf weiteres ihr natürliches Ende fanden. Genauere Darstellungen dieser Kämpfe findet der Leser in den folgenden Lebensbeschreibungen der genannten Helden.

Themistokles.

1. Anfänge der staatsmännischen Laufbahn des Themistokles.

Themistokles war von geringer Herkunft, aber schon als Knabe lebhaft und feurig, mit natürlicher Klugheit begabt und beseelt vom Drange nach großen Thaten im Dienste des Vaterlandes. In den Erholungsstunden ging er nicht wie die andern Knaben dem Spiele nach, noch gab er sich unnützem Getändel hin, sondern man sah ihn auf Reden sinnen und sie im Kopfe ordnen, wozu er den Stoff aus seinem täglichen Leben nahm, indem er bald die Anklage, bald die Vertheidigung eines seiner Mitschüler sich zum Gegenstande wählte. „Aus dir wird nichts Gewöhnliches," pflegte sein Lehrer zu sagen, „sondern entweder etwas recht Gutes oder Schlimmes!" Nicht allen Unterrichtsgegenständen wendete er denselben Fleiß und Eifer zu: was gesellige Bildung, feinen Anstand und ein gefälliges Wesen bezweckte, das betrieb er nur mit Unlust und Lässigkeit; allem aber, was den Verstand schärfen und zur Geschäftsführung tüchtig machen konnte, gab er sich mit einem Ernst und Ausdauer hin, wie sie diesem Alter sonst nicht eigen sind. Darum traf ihn späterhin in den sogenannten feinen Zirkeln manche Spötterei, die er aber voll stolzem Selbstgefühls mit den Worten zurückwies: „Auf's Lautenstimmen und Harfenklimpern versteh' ich mich nicht, aber gebt mir eine Stadt klein und unberühmt, so will ich sie berühmt und groß machen." Ein Staatsmann zu werden, war schon von Jugend auf sein Wunsch und Ziel. Sein Vater Neokles suchte ihn davon abzubringen. Einst führte er ihn an das Meer hinaus und zeigte ihm die alten Galeeren*) am Strande: „Siehe," sprach er, „wie sie nun daliegen; kein Mensch sieht sie mehr an: gerade so macht es das Volk mit seinen Führern, wenn man sie nicht mehr braucht." Aber rasch und mächtig zog ihn das öffentliche Leben in seine Kreise, und die Ruhmbegierde riß ihn mit sich fort. Hatte er in den ersten Jünglingsjahren seine leidenschaftliche Natur ohne Zucht und Regel gewähren lassen, so sah man ihn seit der Schlacht bei Marathon, als die schöne Waffenthat des Miltiades auf allen Lippen war, immer in Gedanken versunken und mit sich beschäftigt. Nachts fand er keinen Schlaf, von den gewohnten Trinkgelagen wollte er von nun an nichts mehr wissen, und wenn man verwundert über diese plötzliche Verwandlung ihn befragte, gab er zur Antwort: „Das Siegeszeichen des Miltiades läßt mich nicht schlafen." Denn während die Andern jene Niederlage der Barbaren bei Marathon für das Ende des Krieges hielten, sahe Themistokles darin nur den Anfang größerer Kämpfe, auf die er sich selber wie ein Ringer allezeit vorbereitete und den Staat rüstete, schon aus der Ferne gewahrend das Künftige.

Das Erste nun, was diesem Zwecke diente, war der Antrag, den er in Betreff der Bergwerke von Laurion an das Volk zu stellen wagte. Der Ertrag dieser sehr ergiebigen Silbergruben war bis jetzt jährlich unter die Bürger vertheilt worden. Themistokles trug darauf an: man solle auf diese Spende verzichten und von dem Gelde Schiffe bauen zum Kriege gegen die Aegineten. Denn dieser war damals gerade in Griechenland der heftigste, und die Aegineten hielten durch die Menge ihrer Schiffe das Meer inne. Jener Vorschlag wurde angenommen; man erbaute von den erwähnten Geldern hundert Galeeren, welche nachmals, wie der kluge Staatsmann vorausgesehn, nicht gegen die Aegineten, sondern gegen Xerxes gute Dienste leisteten. Seitdem lenkte er unvermerkt immer mehr das Augenmerk und die Bestrebungen seiner Mitbürger dem Meere zu, indem er wohl erkannte, daß sie zu Lande nicht einmal mit ihren Nachbarn sich messen könnten, im Besitze einer Seemacht aber sowohl den Barbaren die Spitze zu bieten, als auch über Griechenland zu herrschen im Stande sein würden. Wie richtig dies berechnet war, beweist der ganze Verlauf der folgenden Zeiten.

Themistokles stieg schnell in der Gunst des Volkes; dazu verhalf ihm unter anderem auch sein glückliches Gedächtniß, welches ihm möglich machte, jeden Bürger im Augenblicke mit Namen anzureden; besonders aber der Umstand, daß er bei Streitigkeiten über das Mein und Dein als unpartheiischer Richter sich auswies. Nur Einer stand ihm noch im Wege, um der Erste in Athen zu sein: Aristeides, des Lysimachos Sohn. Schon die Natur hatte diese Männer, die das Schicksal einander so nahe gestellt hatte, zu Gegnern bestimmt. Von sanftem Charakter, in Sitten und Wandel ganz wie es einem Ehrenmanne geziemt, nicht nach Volksgunst und Ruhm strebend, sondern in jeder Beziehung zuverlässig und gerecht, sah sich Aristeides oftmals genöthigt, dem Themistokles entgegenzutreten, und seinem steigenden Ansehn Einhalt zu thun, wenn derselbe, nicht eben gewissenhaft in der Wahl der Mittel, das Volk bald zu dem bald zu jenem leidenschaftlich aufregte, weitgreifende Neuerungen auf die Bahn brachte und in allem,

*) Leichte Kriegsschiffe mit drei Reihen über einander gestellter Ruderbänke an jeder Seite, wovon sie den Namen Dreiruderer führten.

was er vornahm, nicht minder auf den eignen Ruhm als auf die Größe des Vaterlandes bedacht war. Eines so entschiedenen und durch sein Ansehn mächtigen Gegners mußte sich Themistokles entledigen, um zur Ausführung seiner Pläne freie Hand zu gewinnen, und so ruhte er denn nicht, bis er es dahin gebracht hatte, daß Aristeides, als dem Gemeinwohl gefährlich, durch das Scherbengericht aus der Stadt verbannt wurde.

2. Athens Gefahr und heldenmüthige Entschließung.

Als nun Xerxes mit seiner ungeheuern Kriegsmacht gegen Griechenland heranzog, und man zu Athen sich über die Wahl eines Feldherrn berieth, traten, wie man sagt, alle Anderen, bestürzt von der Größe und Nähe der Gefahr, freiwillig zurück. Nur Epikydes, ein gewaltiger Wortführer, aber von Gesinnung feig und bestechlich, meldete sich, und es stand zu erwarten, daß die meisten Stimmen ihm zufallen würden — eine Wahl, durch welche alles im voraus wäre verloren gewesen, hätte nicht Themistokles durch eine Geldsumme diesen Habsüchtigen bewogen, von seinem ehrgeizigen Verlangen abzustehn.

Nachdem er den Oberbefehl übernommen, suchte er die Bürger zu bewegen, daß man die Stadt hinter sich lasse, zu Schiffe gehe und von Griechenland so entfernt als möglich dem Feinde zur See die Spitze biete. Anfangs fand dieser Vorschlag lebhaften Widerspruch. Als aber Thessalien, welches man anfangs noch zu decken gehofft hatte, überging, und bis Boiotien herab alles zum Feinde hielt, nahm man jenen Plan wieder auf und schickte den Themistokles mit der Flotte nach Artemision, um den feindlichen Schiffen die Meerenge zwischen der Insel Euboia und dem griechischen Festlande zu versperren. Die Leitung dieses Unternehmens hätte billig den Athenern gehört, da sie zur vereinigten griechischen Flotte mehr Schiffe gestellt hatten, als die Andern alle zusammen; da aber die übrigen Hellenen insgesammt den Eurybiades und die Spartiaten an ihrer Spitze wissen wollten, so überließ Themistokles im Hinblick auf die drohende Gefahr den Oberbefehl der Flotte an Diese und wußte die Athener mit dem Versprechen zu beruhigen, daß, wenn sie sich im Kriege nur tapfer hielten, so wolle er es dahinbringen, daß ihnen die Griechen künftig ohne Widerrede gehorsam wären. Mit Recht schreibt man darum die Rettung Griechenlands seinem Verdienste zu, und insbesondere danket Athen ihm den Ruhm eines doppelten Sieges, denn es siegte durch Tapferkeit über die Feinde und durch Edelmuth über die Bundesgenossen.

Nur mit Mühe ließ sich Eurybiades durch die Vorstellungen des Themistokles und der Euboier bewegen, bei Artemision zu schlagen. Dieses Gefecht blieb ohne Entscheidung. Nachdem man beiderseits in seine frühere Stellung zurückgekehrt war, fanden die Hellenen sich zwar im Besitze der Leichname und der Schiffstrümmer, aber die Schiffe waren großentheils dermaßen beschädiget, daß man den Rückzug tiefer nach Hellas hinein gerathen fand, zumal da man so eben von den benachbarten Thermopylen her die Nachricht erhielt, daß Leonidas und sein Heer daselbst gefallen sei und dem Xerxes nunmehr der Weg in das innere Griechenland offen stehe. So fuhr die Flotte der Griechen von Artemision wieder hinweg und ging in der Nähe Attikas bei der Insel Salamis vor Anker, die Athener aber landeten an der Küste ihres Landes, um mit den Ihrigen zu rathschlagen, was nun zu thun sei.

Daheim fanden sie nichts als Mißmuth und Niedergeschlagenheit vor. Xerxes war sengend und brennend über Doris herab in Phokis eingedrungen, aber von der Heeresmacht der Peloponnesier, welche sich dem Feinde in Boiotien entgegenwerfen sollten, war nichts zu sehn; statt dessen lief die Nachricht ein, daß Jene den Isthmos verschanzt hätten und einzig auf die Vertheidigung des Peloponnesos bedacht wären, alles Uebrige wollten sie den Persern überlassen. Auch die Götter schienen sich zürnend von den Athenern abzuwenden. Auf eine Anfrage bei dem delphischen Orakel hatte man einen Spruch erhalten, der nichts als Unheil verkündete; weshalb man zum zweiten Male Boten dahin gesendet hatte, die mit Oelzweigen in den Händen als Schutzflehende vor dem Gotte erschienen mit der Bitte: „Herr, gieb uns einen günstigeren Spruch über unser Vaterland, oder wir gehen nicht aus dem Heiligthume, sondern bleiben allhier, bis daß wir sterben!“ Darauf hatte man folgenden Spruch erhalten.

Wenn das Uebrige alles erliegt dem feindlichen Andrang,
Bleibt die hölzerne Mauer allein der Pallas Athene
Unbezwungen, die dich sammt deinen Kindern errettet.
Aber erwarte du nimmer in Ruhe die Schaaren des Fußvolks
Und der Reisigen Heer auf dem Festland, sondern entweiche,
Wende den Rücken ihm zu; einst wirst du die Stirn ihm bieten.
Salamis, göttliches Land, die Söhne der Weiber vertilgst du,
Wann der Demeter Frucht zerstreut liegt oder gesammelt.

Dieser Orakelspruch war allerdings milder als der erste, erweckte aber durch seine Dunkelheit viel Zweifel und Unruhe. Themistokles wußte ihn für seine Pläne auf das trefflichste zu benutzen. „Die hölzerne Mauer, die uns retten soll“ — so sagte er — „deutet auf die Schiffe. Wir sollen zur See fechten und zwar bei Salamis, so will es die Gottheit. Und Niemand“ — fügte er hinzu — „möge sich durch die Schlußworte des Götterspruches irren und schrecken lassen. Denn wäre uns dort nicht zu siegen bestimmt, so würde Salamis in jenem Verse nicht „göttlich“, sondern „unselig und fluchbeladen“ genannt sein.“ Zu gleicher Zeit schien ein anderes Ereigniß seinen Vorschlag zu begünstigen. In dem Tempel der Athene hielt sich eine große Schlange auf, die man für den Wächter der Burg ansah. Sie nährte sich von dem Honigkuchen, den man ihr alle Monate vorsetzte. Jetzt blieb er, da man doch sonst jedesmal ihn verzehrt fand, unangerührt; und der Schluß lag nahe, daß die Göttin bereits die Burg verlassen habe und den Athenern auf das Meer vorausgegangen sei. So trug nun Themistokles in der Volksgemeinde darauf an, die Stadt dem Schutze der Athene zu befehlen; dann sollten alle Waffenfähigen an Bord gehn, die Kinder, Frauen und Knechte aber sollte Jeder, so gut er könnte, in Sicherheit bringen. Dieser Antrag ging durch. Alles bereitete sich, die Stadt zu verlassen.

Der Tag der Einschiffung stellte ein herzergreifendes Schauspiel aber auch ein Wunder von Kühnheit vor Augen,

als die Bürger all' die lieben Ihrigen von sich hinwegschickten und standhaft gegen das Weinen und Jammern der Frauen und die sich anklammernden Kinder nach der Insel hinüberfuhren. Doch hatte man auch viele zu beklagen, die wegen Schwachheit des Alters zurückblieben. Selbst die Hausthiere, welche winselnd und trauernd nebenherliefen und ihren Kostherrn bis an's Schiff begleiteten, erschwerten manchem den Abschied. Namentlich erzählt man von einem Hunde, der sich von seinem Herrn, dem Xantippos, des Perikles Vater, nicht trennen wollte, bei der Abfahrt ins Meer sprang und neben der Galeere herschwimmend, auf Salamis anlangte, wo er vor Erschöpfung auf der Stelle todt blieb. Noch 500 Jahre nachher zeigte man dort das sogenannte Hundsmal, worunter er begraben lag.

Eltern, Weiber und Kinder der Athener wurden größtentheils nach Troizen gebracht, wo sie eine sehr freundliche Aufnahme fanden. Kraft eines Volksbeschlusses wurden die Flüchtlinge dort auf Kosten der Stadt unterhalten und jedem täglich zwei Obolen*) gegeben. Kinder durften Obst und Weintrauben pflücken, wo sie wollten. Auch wurden für sie Lehrer besoldet und so jedem Bedürfnisse der Flüchtlinge ein Genüge gethan.



Mittlerweile rückte der Feind von Boiotien her mit Feuer und Schwert alles verwüstend in das attische Gebiet ein und näherte sich der Hauptstadt. Zu seinem Erstaunen fand er sie leer und nahm sie in Besitz. Die kleine Zahl der Zurückgebliebenen hatte sich in die Burg zurückgezogen, das Thor verrammelt und den Zugang durch Verhacke unmöglich gemacht. Die Perser wickelten Werg um die Pfeile, zündeten es an und schossen es auf die Verrammelung, die in kurzem niederbrannte und die Belagerten, die auf diese „hölzerne Mauer“ ihr Vertrauen gesetzt hatten, ohne Schutz ließ. Gleichwohl wiesen sie auch jetzt noch den Vorschlag zum friedlichen Vergleiche von sich; rollten, so oft die Feinde gegen das Thor andrangen, ungeheure Steine auf dem Felsenstege hinunter und setzten Xerxes durch so hartnäckigen Widerstand in große Verlegenheit. Endlich erklimmte eine Anzahl der Perser an einer scheinbar völlig unzugänglichen Seite, die deßhalb ohne Wache geblieben war, die Burg; und als das die Athener gewahrten, stürzten sich einige freiwillig von der Mauer herab, andere flüchteten sich in den Tempelsaal. Die Perser aber mordeten alles Lebendige, plünderten den Tempel und steckten die Burg in Brand.

3. Themistokles im Kriegsrathe.

Als nun den bei Salamis versammelten Griechen das Schicksal Athens berichtet ward, ergriff sie dermaaßen Furcht und Bestürzung, daß Etliche der Obersten auf der Stelle nach ihren Schiffen eilten und die Segel aufziehen ließen, um davonzufahren. Die zurückbleibenden aber beschlossen, vor dem Isthmos zu schlagen. Zum Heile des gesammten Griechenlands arbeitete Themistokles diesem Beschlusse aus allen Kräften entgegen. Noch am Abende desselben Tages brachte er durch vieles Bitten den Eurybiades dahin, daß er an's Land ging und die Befehlshaber zu einer nochmaligen Berathung zusammenrief. Im Eifer für den Plan, den er für den einzig heilsamen erkannt hatte, wendete er sich an die Versammlung mit einer langen Rede, ehe noch der Oberfeldherr über den Zweck und Gegen-

*) s. S. 41.

stand der Berathung sich ausgesprochen hatte; und als der Korinthier Adeimantos ihm deshalb mit der bittern Bemerkung in die Rede fiel: „Themistokles, bei den Kampfspielen werden die mit Ruthen gestrichen, die sich zu früh erheben;“ wies er ihn mit der treffenden Antwort zurück: „Aber die dahinten bleiben, werden nicht gekrönt.“ Sein Antrag fand den heftigsten Widerspruch, und Eurybiades, dessen Einwürfen Themistokles immer mit siegenden Gründen begegnete, vergaß sich soweit, daß er gegen ihn den Stock zum Schlagen aufhob. Themistokles aber, dem in diesem entscheidenden Augenblicke das Wohl des Vaterlandes höher stand als die eigne Ehre, erwiederte mit edlem Gleichmuth: „Schlage mich, aber höre auch.“ Diese Fassung machte auf Eurybiades so viel Eindruck, daß er ihn reden ließ. „In deiner Hand“ — fuhr er fort — „liegt jetzt die Rettung von Hellas, wenn du nach meinem Rathe hier bleibst und hier die Schlacht lieferst, nicht aber, wie Jene dir rathen, die Schiffe von dannen führst nach dem Isthmos. Höre und halte beides gegen einander. Wenn du am Ihstmos die Schlacht lieferst, so mußt du in einem offneren Meere schlagen, was bei der geringeren Zahl unserer Schiffe nicht zuträglich ist; und sodann giebst du damit Salamis, Megara und Aegina dem Feinde preis, wenn wir auch das Uebrige retten. Denn der Seemacht der Perser wird die Landmacht auf dem Fuße folgen; und so wirst du selber sie nach dem Peloponnesos führen und ganz Hellas in Gefahr bringen. Thust du aber, wie ich dir sage, so wirst du folgenden Vortheil dabei finden: erstlich, kämpfen wir in der Meerenge mit wenigen Schiffen gegen viele, so werden wir, wenn sonst nichts Unberechenbares dazwischen kommt, einen vollständigen Sieg erfechten; sodann retten wir damit auch Salamis, wohin wir zum Theil unsere Weiber und Kinder in Sicherheit gebracht haben; und endlich erreicht ihr dadurch zugleich auch den Vortheil, der euch zumeist am Herzen liegt: denn du vertheidigst hier den Peloponnesos eben so gut als am Isthmos. Denn siegen wir hier zur See, so wird auch das Landheer nicht über Attika weiter vorgehn, sondern den Rückzug nehmen. Hier hat uns auch ein Göttersprυch den Sieg verheißen. Wenn man einen verständigen Rathschluß faßt, so geht es fast immer gut; faßt man aber einen unverständigen Rathschluß, so entzieht uns auch die Gottheit ihren Beistand.“

Darnach erhob sich der Korinthier Adeimantos abermals und sagte: Themistokles habe gar kein Vaterland mehr; ein Heimathloser solle doch nicht den Seßhaften zumuthen ihre Städte zu verlassen und preiszugeben; worauf ihm Themistokles entgegnete: „Elender! allerdings haben wir die Häuser und Mauern dahingegeben, weil wir nicht dem Leblosen zu Liebe mochten Knechte werden; aber siehe hin auf die zweihundert Galeeren, welche Athen zur Flotte gestellt hat, und sage, ob wir daran nicht die größte Stadt unter den Griechen besitzen. Jetzt steht sie euch noch hülfreich zu Gebote, wenn ihr euch damit wollet retten lassen. Geht ihr aber und laßt uns noch einmal im Stiche, so nehmen wir, wie wir hier sind, unsre Hausgenossen an Bord und fahren von dannen nach Siris in Italien. Dort wollen wir uns ansiedeln, und bald wird man in Griechenland von den Athenern hören, daß sie wieder eine freie Stadt haben und kein schlechteres Land, als das sie verloren. Ihr aber, von unserm Beistande verlassen, werdet an mein Wort gedenken.“

Diese Rede machte den Eurybiades nachdenklich, und als nun noch ein Eretrier etwas gegen Themistokles vorbringen wollte, brachte ihn Dieser mit den Worten zum Schweigen: „Wie? wollt auch ihr vom Kriege reden, die ihr wie der Dintenfisch wohl einen Degen habt, aber kein Herz?“ *)

Jetzt beschloß man zu bleiben und zu schlagen. Als aber die Flotte des Feindes sich Attika näherte, auch der König selber mit dem ganzen Landheere unten am Meere erschien, und die Griechen nun die ganze Macht der Perser beisammen sahn, da war ihnen alles, was Themistokles gesagt hatte, entfallen. Die Peloponnesier beschlossen in der Nacht abzuziehn, die Athener, die Aegineten und Megarer wurden überstimmt, und die Steuerleute hatten schon den Befehl zur Abfahrt. Da ersann Themistokles einen schlauen Plan, wie er sie wider ihren Willen an dieser Stelle zur Schlacht nöthige. Er ging heimlich aus der Versammlung und sendete einen seiner Sklaven Namens Sikinnos, einen kriegsgefangenen Perser, der aber dem Themistokles sehr ergeben und der Erzieher seiner Kinder war, zum König Xerxes mit dem Auftrage: „Themistokles, Feldherr der Athener, tritt auf die Seite des Königs über und läßt ihm sagen, daß die Griechen voller Furcht sind und sich über die Flucht berathen. Er giebt ihm daher den Rath, sie nicht entwischen zu lassen, sondern unverweilt, während sie noch beisammen und von dem Landheere getrennt sind, über sie herzufallen und ihre Flotte zu vernichten.“

Der König nahm diesen, wie er meinte, wohlwollenden Rath mit Freuden an und ließ sofort an die Schiffsleute den Befehl ergehn, alle Galeeren zu bemannen, mit zweihunderten aber auf der Stelle in die See zu stechen, die Meerenge in der Runde ganz zu umstellen und den Raum zwischen den Inseln zu sperren, auf daß auch nicht ein Mann vom Feinde entrinnen könne.

Dies geschah. Aristeides, der auf der Insel Aegina sich aufhielt, war der Erste, der es bemerkte und den Griechen ansagte. Noch wollten die Obersten es nicht glauben, bis ein tenisches Kriegsschiff, welches von den Persern zu ihnen überging, die Nachricht bestätigte. Jetzt war keine andere Wahl als ehrlos zu erliegen oder mannhaft zu fechten; und die Hellenen rüsteten sich zur Schlacht.

4. Schlacht bei Salamis.

Bei Tagesanbruch erstieg Xerxes eine Anhöhe, von wo er die Flotte und ihre Schlachtlinien überschauen konnte, und setzte sich auf einen goldnen Stuhl; neben ihm standen viele Schreiber, deren Amt war, aufzuzeichnen, was in der Schlacht geschehe.

Die Griechen aber riefen die Besatzung zusammen, und Themistokles hielt vor ihnen allen, um sie zum Kampfe zu begeistern, eine schöne Rede, worin er Tapferkeit und

*) Der Degen des Dintenfisches ist die länglich-runde Kalkplatte, welche unter dem sogenannten Mantel den Rücken dieses Weichthiers deckt.

Feigheit einander gegenüber stellte. In allem, wo es des Menschen Natur und Lage verstatte, ermahnte er das Ruhmwürdigere zu wählen; und wie er seine Rede geendigt hatte, befahl er an Bord zu gehn. Die Zahl der Schiffe betrug dreihundert und achtzig, wovon hundert und achtzig den Athenern gehörten und jedes dieser letzteren hatte auf dem Verdeck achtzehn Streiter, nemlich vierzehn Schwerbewaffnete und vier Schützen. Der persischen Schiffe aber waren nach dem Zeugnisse des Aeschylos*) über tausend und zweihundert.

Kaum waren die Griechen an Bord und hatten die Anker gelichtet, als die Barbaren auf sie losstürzten. Die griechischen Schiffe ruderten, um dem ersten Anprall auszuweichen, ohne sich zu wenden, langsam rückwärts. Der Athener Ameinias aber ging zu weit vor und wurde mit einem Schiffe handgemein. Da eilten die Andern dem Ameinias zu Hülfe und das Treffen begann. Gegen die Athener standen die Phönicier, gegen die Lakedämonier die Jonier. Auf beiden Seiten focht man mit großer Tapferkeit, doch zeigte sich bald, wie trefflich Themistokles sowohl den Ort als auch die Zeit zur Schlacht ersehen hatte. Denn jener machte den Feinden die große Zahl ihrer Schiffe ganz unnütz, da wegen der Enge des Sundes nur wenige gegen wenige auf einmal fechten konnten, und ebenso war die erwählte Zeit den Persern zum Nachtheil, indem Themistokles bis zu der Stunde gewartet hatte, wo der Wind jedesmal frisch von der See her weht und die Wellen im Sunde hochgehn; was den flachen und niedrigen Fahrzeugen der Griechen nichts schadete, wohl aber den persischen Schiffen mit ihrem ragenden Hintertheile, dem hochgewölbten Verdeck und der schwer zu lenkenden Masse verderblich wurde, da die anstürzende Fluth sie herumdrehte und dadurch ihre Seiten dem Angriffe der Griechen darbot.

Auch die Götter schienen ihre hülfreiche Gegenwart zu bezeugen. Schon vorher, als Themistokles im Kriegsrathe seine Rede hielt, hatte man eine Eule**) rechtsher über die Schiffe hinfliegen und auf dem Tauwerke sich niederlassen sehn. Am Tage darauf war von Eleusis her durch die menschenleeren thriasischen Gefilde eine mächtige Staubwolke wie von dreißigtausend Mann bis nach Salamis hinübergezogen, wobei man den Jubelruf „Jakchos! Jakchos!“ vernahm, wie es bei dem Festzuge der Athener nach Eleusis zu geschehen pflegte. Auch hatten etliche, wie sie behaupteten, geisterhafte, gespenstische Mannesgestalten gesehen, welche von Aegina her ihre Hände vor Griechenlands Flotte breiteten; man glaubte, dies seien die Aeakiden*), deren Hülfe man mit Gebeten vor der Schlacht angerufen hatte.

Die Griechen fochten in guter Ordnung und geschlossenen Reihen. Die persischen Schiffe dagegen hatten sich zum Theil noch gar nicht aufgestellt, und die hochgehende See, das Getümmel des Kampfes trieb sie gegen einander. Vielen wurden durch den Anprall die Ruder zerbrochen, worauf sie, jeder Bewegung beraubt, den Hellenen zur Beute wurden; andere wurden durch die mit Erz beschlagenen Schnäbel der griechischen Schiffe geentert oder umgestürzt und in den Grund gebohrt. Ein wildes Geschrei der Kampfswuth oder der Bedrängniß erfüllte die Lüfte; Meer und Gestade bedeckten sich mit Schiffstrümmern und Leichen. Auch der Befehlshaber der ionischen und karischen Flotte Ariabignes, ein Bruder des Xerxes, fand hier den Tod sammt vielen andern namhaften Persern, von den Hellenen aber nur wenige. Denn da Diese sich zumeist auf das Schwimmen verstanden, so bot ihnen, wenn ihr Schiff verloren ging, das nahe Salamis Rettung.

Als nun der Kampf bis zum Abend gewährt hatte, wendeten sich die vorderen Schiffe der Perser zur Flucht und beschädigten damit zugleich die hinter ihnen stehenden Fahrzeuge, welche zum Streite vorwärts zu bringen suchten, dergestalt, daß sie theils zerstört, theils kampfunfähig wurden. Die Athener drangen hitzig nach und vernichteten noch eine Menge, während die im Sunde auf die Lauer gestellten Aegineten eines großen Theils der Flüchtigen, welche nach dem attischen Hafen Phaleron zu entkommen suchten, sich bemächtigten. Zu gleicher Zeit hatte Aristeides mit einem Haufen schwergerüsteter Athener die kleine Insel Psyttaleia erstürmt und sämmtliche Perser, die dort aufgestellt waren, erschlagen. So ward am 23. September des Jahres 480 vor Chr. dieser schöne und weltberühmte Sieg erkämpft, den keine andre von Griechen oder Barbaren vollbrachte Seethat überstrahlt, und an welchem der Muth und die Tapferkeit aller hellenischen Kämpfer wie der Scharfsinn und die Meisterschaft des Themistokles gleichen Antheil hatten.

5. Nächste Folgen des Sieges bei Salamis.

Dem Perserkönige war über dieser Niederlage aller Muth entfallen; er gedachte an nichts als vor allem seine Person in Sicherheit zu bringen und schickte deshalb auf das schleunigste den Rest seiner Flotte nach dem Hellespontos ab, um die dortige Brücke zu schützen, im Fall es den Griechen beikäme, dieselbe zu zerstören und dem Landheere dadurch den Rückzug abzuschneiden. Eben dies hatte Themistokles im Sinne und brachte es vor den versammelten Kriegsobersten in Vorschlag. Da es aber dem Eurybiades und nicht minder dem Aristeides bedenklich erschien, eine so gewaltige Kriegsmacht, wie die persische auch jetzt noch war, dadurch, daß man sie aller Mittel zur Flucht beraubte, zur verzweifeltsten Gegenwehr zu nöthigen; besann sich Themistokles eines Anderen: „Gut!“ sagte er, „ist dies unser bestes Ermessen, so müssen wir jetzt auf Mittel und Wege denken, wie man den Perser auf kürzestem

*) Aeschylos focht wie bei Marathon, wo der ältere seiner Brüder einen ehrenvollen Tod fand, so auch bei Salamis mit und feierte diesen Sieg nachmals auf die würdigste Weise in einem uns erhaltenen Trauerspiele, genannt »die Perser«, in welchem auch eine höchst anschauliche Schilderung der Seeschlacht niedergelegt ist. Man hat auf die bedeutsame Fügung aufmerksam gemacht, daß an jenem ruhmvollsten Tage Athens seine drei großen Tragödiendichter je nach der Abstufung ihres Alters Antheil hatten. Aeschylos, der Mann, half den Sieg erfechten, Sophokles, als der schönste unter den athenischen Jünglingen, führte den Siegesreigen an, Euripides aber wurde an demselben Tage geboren.

**) Der Lieblingsvogel der Athene, der Schutzgöttin Athens.

*) Die Nachkommen des uralten Königs Aeakos von Aegina, welche sammt diesem selbst als Heroen verehrt wurden. Zu ihnen gehörten Peleus und dessen Sohn Achilleus, Telamon und dessen Sohn Ajas.

Wege aus Griechenland los werde." Auch dazu hatte der Schlaue bald Rath gefunden. Er schickte Einen der Hofkämmerlinge mit Namen Arnakes *), den er unter den Gefangenen ausfindig gemacht hatte, zum Könige und ließ ihm ansagen: die Griechen hätten beschlossen, mit ihrer siegreichen Flotte in den Hellespont hinaufzufahren und die Brücke zu zerstören; daher rathe Themistokles, wohlmeinend, der König möge sich beeilen, nach Asien hinüberzukommen, während Themistokles, um ihm einen Dienst zu erweisen, die Verbündeten aufhalten wolle, daß sie ihn nicht mehr einholen.

Diese falsche Botschaft setzte den Barbarenkönig so in Schrecken, daß er mit einem Theile seines Landheeres schleunigst den Rückzug antrat und nur den Mardonios mit dreimalhunderttausend Mann in Thessalien zurück ließ. Wie klug aber jene Maaßregel gewesen, durch welche Griechenland einer solchen Feindesmacht wenigstens theilweise erledigt wurde, wies sich nachmals in dem letzten Entscheidungskampfe bei Platäa aus, denn dort stand für die Griechen noch einmal alles auf dem Spiele, wiewohl es nur noch ein verhältnißmäßig geringer Theil der persischen Gesammtmacht war, mit welchem man es in jenem Treffen zu thun hatte.

Nachdem die Griechen die Verfolgung der persischen Flotte aufgegeben, kehrten sie nach Salamis zurück, theilten die Beute und sonderten den Göttern die Erstlinge aus. Darnach fuhren sie nach dem Isthmos, um demjenigen, der sich am würdigsten während dieses Krieges gezeigt habe, den Preis der Tapferkeit zu ertheilen. Unter den Städten wurde er von Allen den Aegineten zuerkannt. Unter den einzelnen Kämpfern aber fiel der erste Preis — Keinem, der zweite aber einstimmig dem Themistokles zu. Als nemlich die Anführer dort am Altare des Poseidon zur Abstimmung schritten, ertheilte zwar jeder sich selbst das erste Lob der Tapferkeit, das zweite aber dem Themistokles.

Aber größere Ehre, als ihm der Neid der Obersten nothgedrungen zuerkannte, ließ ihm die Dankbarkeit des griechischen Volkes zu Theil werden.

Die Lakedämonier führten ihn nach Sparta und gaben dem Eurybiades den Preis der Tapferkeit, dem Themistokles aber den der Klugheit, nemlich einen Olivenkranz; überdies machten sie ihm den schönsten Wagen, der in der Stadt zu finden war, zum Geschenk und ließen ihm durch ein Ehrengefolg von dreihundert Jünglingen bis an die Grenze das Geleite geben. Bei der nächsten Feier der olympischen Spiele kümmerte sich von dem Augenblicke an, da Themistokles in der Rennbahn erschien, kein Mensch mehr um die Wettkämpfer, sondern den ganzen Tag waren die Augen nur auf ihn gerichtet. Unter Jauchzen und Händeklatschen zeigte man ihn den Fremden, und mit Entzücken bekannte Themistokles vor seinen Freunden: jetzt nehme er den Lohn aller seiner Anstrengungen für die Sache Griechenlands.

Wie hoch übrigens Themistokles von sich selber dachte, davon können folgende Aussprüche zum Belege dienen. Als er nach der Seeschlacht am Gestade die vom Meere ausgeworfenen Leichen besah, ging er beim Anblicke der goldenen Spangen und Halsketten, die noch an ihnen hingen, gleichgültig vorüber, und sagte zu dem ihn begleitenden Freunde, indem er darauf hinwies: „Heb' es für dich auf, denn du bist nicht Themistokles."

Als ein Mann von der kleinen und unbedeutenden Insel Seriphos ihm vorwarf: nicht sich selber, sondern der Größe und Berühmtheit seiner Vaterstadt habe er seinen Ruhm zu danken; entgegnete er: „Du hast ganz Recht, ich wäre als Seriphier nicht berühmt geworden, du aber auch als Athener nicht."

Als einmal ein anderer Befehlshaber, der sich um das Vaterland sehr verdient gemacht zu haben meinte, großprahlerisch seine Thaten mit denen des Themistokles zusammenstellte, erzählte ihm Dieser ein Gleichniß: „Mit dem Festtage fing einst der Nachtag einen Streit an und warf ihm vor: er sei doch immer nur voller Unruh und Beschwerlichkeit, aber an ihm könne erst Jeder die zubereiteten Speisen in Ruhe und Gemächlichkeit genießen. Darauf erwiederte ihm der Festtag: Wohl wahr! aber wenn ich nicht gewesen wäre, so wärest du auch nicht. Und wenn ich" — fügte Themistokles hinzu — „damals nicht gewesen wäre, wo bliebet ihr jetzt?"

Von seinem Sohne, der bei der Mutter und durch sie auch wiederum bei ihm seinen Willen durchzusetzen pflegte, sagte er scherzweis: Dieser habe die höchste Gewalt in Griechenland; denn über die Griechen hätten die Athener die Herrschaft, er selber über die Athener, über ihn seine Frau, und über Diese sein Sohn.

Wie er in allen Dingen etwas Besonderes haben wollte, so ließ er, als er einst durch den Ausrufer ein Landgut zum Kauf ausbot, unter andern Vorzügen anführen: es habe auch einen guten Nachbar.

Unter den beiden Männern, die sich um seine Tochter bewarben, zog er den Rechtschaffnen dem Reichen vor, indem er sagte: er suche mehr einen Mann, der Geld, als Geld, das einen Mann brauche. Solcher Art also waren seine sinnreichen Sprüche.

*) Nach Herodot war es derselbe Sikinnos, dessen sich Themistokles schon früher bedient hatte.

6. Was Themistokles für die Größe seiner Vaterstadt gethan, und wie er von derselben verbannt worden.

Sofort nach glücklicher Beendigung des Perserkrieges schritt Themistokles zum Wiederaufbau des vom Feinde in einen Trümmerhaufen verwandelten Athens. Um es gegen ähnliche Gefahren künftig sicher zu stellen, rieth er, die schöner als vorher wiederhergestellte Stadt mit einer hohen und starken Mauer zu umgeben. Die Lakedämonier thaten Einspruch. Denn — sagten sie — der Peloponnesos sei Schutzwehr genug für alle Griechen; befestige man Athen, so werde der Feind im Falle einer abermaligen Besetzung einen um so festeren Waffenplatz mitten im Lande haben. So sagten sie aber nur aus Neid, weil die lykurgischen Gesetze ihnen verboten, die eigne Stadt mit Mauern zu umgeben. Aber der schlauere Themistokles wußte die Schlauen zu überlisten. Angeblich als Gesandter erschien er in Sparta, verschob aber unter dem Vorwande, erst seine Mitgesandten

erwarten zu müssen, seinen Vortrag von einem Tage zum andern; und endlich, als die Spartiaten ihm vorhielten, daß man die Stadt befestige, leugnete er die Sache ganz ab und verlangte, sie sollten einige Männer nach Athen schicken, um sich an Ort und Stelle vom Ungrunde dieser Vermuthung zu überzeugen. Ueber alle dem verstrich viel Zeit, welche die Athener wohl zu benutzen wußten, indem selbst Greise, Weiber und Kinder am Bau der Mauer rastlos mithalfen; und als die lakedämonischen Gesandten dort eintrafen, nahm man sie in guten Gewahrsam. Jetzt trat Themistokles frei vor die Spartiaten mit der Erklärung: die Mauer sei vollendet; die Athener hätten gethan, was sie sowohl für sich selbst als für das gesammte Hellas als heilsam und nützlich erkannt hätten; darum habe Niemand darein zu reden. Darüber geriethen die Lakedämonier so in Zorn, daß sie sich fast an ihm vergriffen hätten, allein die Besorgniß für die eignen Gesandten, welche man in Athen als Geiseln zurückhielt, nöthigte sie, ihn mit verhaltenem Groll ohne alle Beleidigung zu entlassen.

Sogleich gab er nun der Stadt auch einen neuen Seehafen, den Peiräos, dessen vortreffliche und bequeme Lage er bemerkt hatte, und gab dem Staate die entschiedenste Richtung auf das Seewesen, wodurch er die Staatsgrundsätze der alten attischen Könige gewissermaaßen umkehrte. Denn diese hatten alles gethan, um die Bürger vom Meere abzuziehn und mehr zum Landbau als zur Schiffahrt zu gewöhnen; Themistokles dagegen knüpfte die Stadt an den Hafen und das Land an das Meer, wodurch er dem Volke das Uebergewicht über dem Adel gab und es mit Trotz und Uebermuth erfüllte, indem von jetzt an die ganze Gewalt an Bootsknechte, Rudermeister und Steuerleute kam. Denn *Seeherrschaft ist die Wurzel der Volksgewalt*, wogegen die *Landbauer weit eher mit einer aristokratischen Verfassung sich befreunden*.

Doch trug sich Themistokles mit einem noch größeren Plane, der die Athener mit Einem Male zur Alleinherrschaft auf dem Meere verholfen hätte. Als die griechische Flotte nach der Vertreibung des Xerxes im Hafen von Pagasä an der thessalischen Küste überwinterte, theilte Themistokles der Volksversammlung mit, er habe eine Unternehmung im Sinne, die für sie nützlich und heilsam sei, doch lasse sich nicht vor der ganzen Menge davon reden. Die Athener befahlen, er solle es dem Aristeides allein mittheilen und, wenn Dieser es billige, es ausführen. Hierauf entdeckte Themistokles dem Aristeides, er wolle die ganze griechische Flotte in Brand stecken, wodurch dann Athen im alleinigen Besitz einer Seemacht bliebe; und Dieser erklärte nun vor dem versammelten Volke: Nichts sei vortheilhafter, aber auch Nichts ungerechter, als der Anschlag des Themistokles. Darum geboten die Athener dem Themistokles von seinem Vorhaben abzustehn.

Die Lakedämonier hatten im Rathe der Amphiktyonen den Antrag gestellt, daß alle diejenigen Städte, welche gegen die Perser nicht mitgestritten, von der Bundesversammlung ausgeschlossen sein sollten. Themistokles aber fürchtete dadurch ein zu mächtiges Uebergewicht Sparta's, da durch ein solches Verfahren Thessalien, Argos und Theben vom Bundestage verdrängt würden, indem überhaupt nur einunddreißig mehrentheils unbedeutende Städte sich an diesem Kampfe betheiligt hatten. Darum widerrieth er auf das entschiedenste und brachte auch wirklich die beschließenden Abgeordneten oder Pylagoren auf andre Meinung. Dadurch machte er sich die Lakedämonier völlig zu Feinden, welche nun den Kimon durch Gunst- und Ehrenbezeigungen zu heben suchten, um damit dem Themistokles einen Gegner in der Staatsverwaltung entgegen zu stellen.

Auch bei den Bundesgenossen machte er sich verhaßt, weil er von Insel zu Insel fuhr und Geld erpreßte. So kam er nach Andros und forderte eine Summe Geldes mit der Erklärung: „Ich komme im Geleit zweier mächtigen Gottheiten, der Ueberredung und der Gewalt.“ Jene aber gaben zur Antwort: „Hier sind auch zwei mächtige Gottheiten, Armuth und Mangel, und diese verbieten uns, dir Geld zu geben.“

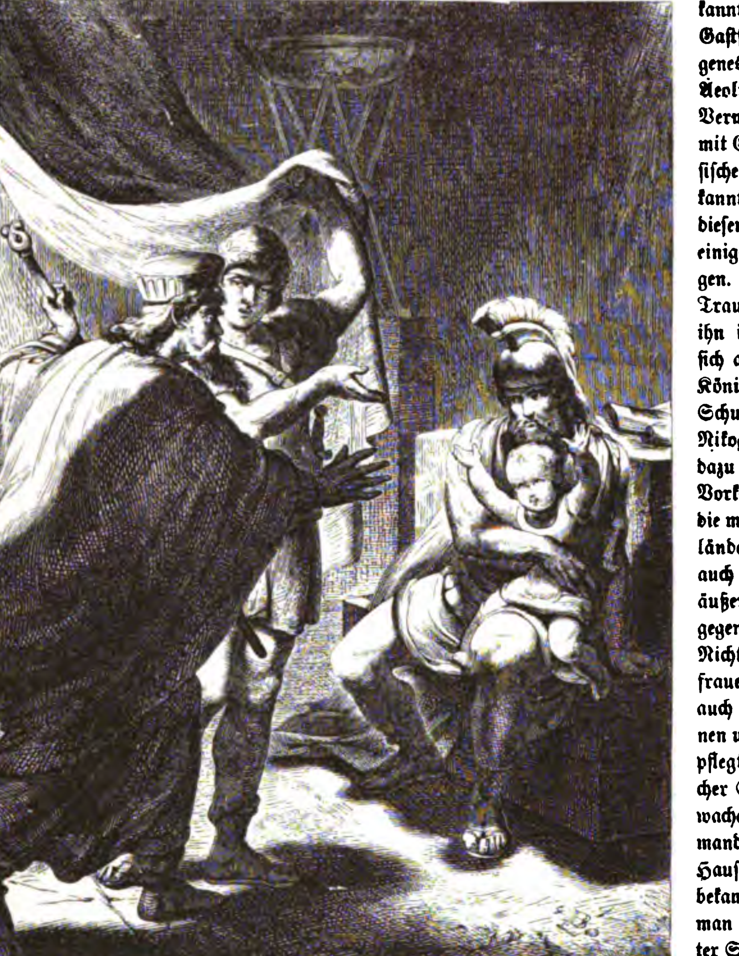
Endlich konnte er selbst bei seinen eigenen Mitbürgern sich nicht in Gunst erhalten. Viele beneideten seine Größe und gaben den Verleumdungen gern Gehör. Dadurch sah er sich genöthigt, dem Volke seine Verdienste oft in Erinnerung zu bringen, und da man dies übel aufnahm, sprach er einst mit Unmuth: „Seid ihr's denn satt, immer von Einunddemselben Gutes zu genießen?“ Wohl mag er da öfter an jene Galeeren am Strande gedacht haben, auf welche sein Vater einstmals hingewiesen! Auch legte es ihm die Menge übel aus, daß er der Artemis Aristobule (d. i. der besten Rathgeberin) einen Tempel erbaute, als habe Er der Stadt und den Griechen den besten Rath gegeben. Und so wandte man denn das Scherbengericht gegen ihn an, um seinem allzugroßen Einflusse ein Ende zu machen, wie man mit allen that, deren Macht lästig zu werden und im Mißverhältniß mit der demokratischen Gleichheit zu stehen schien.

7. Themistokles auf der Flucht.

Des Landes verwiesen ging Themistokles nach Argos. Seine Feinde ließen ihn auch hier nicht lange in Frieden. Aus Briefen und Papieren des Pausanias glaubte man den Themistokles der Theilnahme an den hochverrätherischen Schritten desselben bezüchtigen zu können. Die Lakedämonier machten darüber vielen Lärm, die Neider unter seinen Mitbürgern brachten es förmlich zur Klage, und wiewohl sich Themistokles schriftlich dagegen vertheidigte, ließ sich das Volk doch von seinen Anklägern bestimmen, Männer auszusenden, die ihn greifen und nach Athen bringen sollten, um ihn vor ein Gericht der Griechen zu stellen.

Zur rechten Zeit noch hiervon benachrichtiget, entwich er nach Kerkyra, von da nach Epeiros; und auch hier noch von den Athenern und Lakedämoniern verfolgt, warf er sich, da er keinen andern Ausweg wußte, einer höchst zweifelhaften Hoffnung in die Arme, indem er zu Admetos, dem König der Molosser, seine Zuflucht nahm. Diesen hatte Themistokles in den Tagen seiner Macht mit einem Gesuche an die Athener schimpflich zurückgewiesen, und der König hatte diese Beleidigung noch nicht vergessen, sondern deutlich kund gegeben, daß er bei nächster Gelegenheit sich an ihm rächen werde. Themistokles aber fürchtete sich in seiner jetzigen Lage mehr vor dem frischen

Hasse seiner Landesgenossen, als vor dem alten Groll eines Königes. Klug wußte er die Landessitte für seinen Zweck zu benutzen. Mit dem Söhnchen des Königs auf dem Arme, ließ er sich am Heerde nieder — eine Art zu bitten, welche bei den Molossern für die höchste und die einzige galt, gegen die fast gar kein Widerspruch erhoben werden dürfe. Das Wagestück gelang. Admetos verzieh und gewährte ihm Aufnahme, so daß Themistokles hieher auch seine Frau und Kinder mit Hülfe eines Freundes in Athen heimlich nachkommen ließ. Späterhin begab er sich nach Pydna in Makedonien und bestieg daselbst ein Schiff, das nach Asien hinüberwollte, ohne daß Jemand von den Schiffern wußte, wer er wäre. Zum Unglück trieb ein ungünstiger Wind das Fahrzeug gegen Naxos, welches die Athener gerade belagerten. In dieser Verlegenheit gab sich Themistokles dem Schiffsherrn und dem Steuermanne zu erkennen, und bewog sie theils durch Bitten, theils durch die Drohung, er werde vor den Athenern wider sie zeugen und angeben, daß sie ihn nicht aus Unwissenheit, sondern um des versprochenen Lohnes willen an Bord genommen, Naxos vorüberzufahren und auf Asien zu steuern. Ein großer Theil seines Vermögens war von seinen Freunden in Sicherheit gebracht worden und wurde ihm jetzt heimlich nach Asien nachgesendet. Was aber entdeckt und für den Staat eingezogen worden war, belief sich auf achtig bis hundert Talente; so stark hatte er, der kaum mit drei Talenten angefangen, während seiner Staatsverwaltung sein Vermögen zu mehren gewußt.



Als er bei Kyme in Mysien landete, erfuhr er, daß auch an dieser Küste viele, denen jeder Gewinn recht war, ihm nachstelleten, denn der Perserkönig hatte einen Preis von zweihundert Talenten auf seinen Kopf gesetzt. Deshalb begab er sich nach Aegä, einem äolischen Städtchen, wo ihn Niemand kannte als sein Gastfreund Nikogenes, der unter den Aeoliern das meiste Vermögen hatte und mit Großen des persischen Reiches bekannt war. Bei diesem hielt er sich einige Tage verborgen. Ein seltsames Traumbild bestärkte ihn in dem Plane, sich an den Hof des Königs und in dessen Schutz zu begeben. Nikogenes aber traf dazu die geeignetsten Vorkehrungen. Wie die meisten Morgenländer, so waren auch die Perser äußerst eifersüchtig gegen ihre Frauen. Nicht blos die Ehefrauen, sondern auch die Sclavinnen und Kebsweiber pflegten sie mit solcher Strenge zu bewachen, daß sie Niemand außerhalb des Hauses zu Gesicht bekam; daheim hielt man sie immer hinter Schloß und Riegel, auf Reisen aber ließ man sie in einem zeltartig ringsum behangenen Wagen fahren. In einem solchen Wagen, welchen man für ihn hatte anfertigen lassen, versteckt, machte Themistokles die Reise, wobei seine Begleiter denen, die unterwegs darnach frugen, zur Antwort gaben, es sei ein griechisches Frauenzimmer, welches man von Jonien hinauf an den Hof des Königs führe.

8. Themistokles vor dem Perserkönige.

Jetzt stand Themistokles vor der letzten Entscheidung seines Schicksals. Er begab sich zunächst zum Obersten Artaban, meldete ihm, er sei ein Grieche und wünsche den König über hochwichtige Angelegenheiten, welche Diesen gerade zumeist beschäftigten, zu sprechen. „Fremdling!“ gab ihm der Perser zur Antwort, „die Sitten der Menschen sind verschieden; den einen gilt dies, den andern jenes für schön, allen aber, die heimischen Sitten in Ehren zu halten. Von euch Griechen nun geht die Sage, daß ihr Freiheit und Gleichheit am höchsten stellet; bei uns dagegen ist unter einer Menge trefflicher Gesetze dieses das trefflichste, den König zu ehren und ihn als ein Ab-

bild der erhaltenden Gottheit anzubeten. Willst du also dieser Sitte deinen Beifall geben und vor dem Könige deine Kniee beugen, so steht es dir frei, den König zu sehn und zu sprechen. Bist du aber hierin anderer Meinung, so kannst du nicht persönlich, sondern nur durch Andere mit ihm verhandeln. Denn nach vaterländischem Gebrauche darf der König Keinem, der nicht vor ihm niederfällt, Gehör geben." Auf diese Mittheilung erwiederte Themistokles: „Artabanos, ich bin ja in keiner andern Absicht gekommen, als um des Königs Ruhm und Macht zu mehren; also werde ich mich auch in eure Sitten schicken, dieweil es Gott, der Persien groß gemacht, nun einmal so gefällt; und es werden durch mich dereinst noch Mehrere als jetzt, vor dem Könige ihre Kniee beugen. Und so soll denn dieser Umstand den Mittheilungen, die ich dem Könige zu machen gedenke, kein Hinderniß sein." „Aber wen von den Hellenen soll ich dem Könige melden?" fragte Artaban, „denn deine Aeußerungen verrathen keinen gewöhnlichen Mann;" worauf Themistokles: „Das, o Artaban, erfahre Niemand früher als der König selbst."

Als er nun bei dem Könige*) eingeführt worden und den Fußfall gethan, stand er schweigend, bis Jener dem Dollmetscher befohlen zu fragen, wer er wäre? Darauf sprach er: „Ich bin, o König, der Athener Themistokles, und stehe vor dir als ein von den Griechen verfolgter Flüchtling, dem die Perser zwar viel Böses, aber mehr noch Gutes verdanken. Denn ich war es, der die Griechen von der Verfolgung abhielt, nachdem Griechenland gerettet war und die Sicherheit des eignen Heimwesens verstattete, auch euch einen Dienst zu erweisen. Ich meinestheils bin zu allem bereit, was meine gegenwärtige Lage verlangt, sowohl deine Gnade hinzunehmen, wenn du mir bereits Verzeihung angedeihen ließest, als auch, wofern du des erlittenen Bösen noch eingedenk bist, durch Bitten deinen Groll zu besänftigen. Du aber nimm meine Feinde zu Zeugen, wie viel ich den Persern Gutes gethan; und sieh' mein Schicksal mehr als eine Gelegenheit an, um deine Großmuth zu zeigen, als um deinen Zorn zu befriedigen. In jenem Falle erhältst du dir einen Schutzflehenden, in diesem aber tödtest du den Griechen einen Feind." Auf diese Rede antwortete der Perser für diesmal nichts; wiewohl er Geist und Muth des Fremdlings bewunderte; vor seinen Vertrauten aber erklärte er, daß ihm kein größeres Glück hätte wiederfahren können, und wünschte, Ahriman**) möchte nur immer seinen Feinden solche Verkehrtheit eingeben, daß sie ihre besten Männer von sich stießen. Auch sagt man, er habe deshalb den Göttern ein Dankopfer gebracht und sofort ein Trinkgelag angestellt und des Nachts mitten im Schlafe vor Freuden dreimal ausgerufen: „Ich habe den Athener Themistokles!"

Mit Tagesanbruch ließ der König seine Vertrauten zusammenkommen und den Themistokles hereinführen. Dieser versah sich nichts Gutes, da er merkte, wie die Höflinge, sobald sie seinen Namen hörten, übel gestimmt wurden und ihre Ungunst selbst in Worten äußerten. Unterstand sich doch der Oberste Roxanes, als Themistokles an ihm vorüber dem Throne zuging, während ringsum das tiefste Schweigen herrschte, mit einem unterdrückten Seufzer zu sagen: „Arglistige Schlange von einem Griechen, des Königs Schutzgeist hat dich in seine Hand gegeben!" Als er nun aber vor des Königs Angesicht erschien und sich abermals vor ihm niederwarf, begrüßte ihn der König und redete ihn huldreich an: „Ich bin dir schon zweihundert Talente schuldig," sprach er, „denn da du selber dich mir überbringst, so ist es billig, daß du empfängst, was ich dem Ueberlieferer deiner Person verheißen habe." Auch versprach er ihm noch viel mehr als das, hieß ihm gutes Muthes sein und über die Angelegenheiten Griechenlands frei und ohne Scheu sich auszusprechen. In Bezug auf das Letztere entschuldigte sich Themistokles mit seiner Unkenntniß der persischen Sprache. „Die Rede des Menschen," sagt' er, „gleicht einem bunten Teppiche. Ist er ausgebreitet, so stellt er die eingewebten Bilder deutlich dar, zusammengerollt aber versteckt und entstellt er sie. So kann auch der, welcher einer Sprache noch nicht mächtig ist und sich des Dollmetschers bedienen muß, seine Gedanken nur undeutlich und unvollständig vortragen. Darum bitte ich, daß man mir Zeit gebe." Dem Könige gefiel diese Vergleichung sehr, (wie denn die Morgenländer an sinnreichen Gleichnissen ein besondres Gefallen haben), und befahl, er möchte selber die Frist bestimmen. Themistokles erbat sich ein Jahr und erlernte in dieser Zeit das Persische hinreichend, um sich von da an unmittelbar mit dem Könige zu unterreden. Er genoß größere Ehre und Vertrauen, als jemals ein anderer Fremdling; selbst an den königlichen Jagden und Hoffesten nahm er Theil, so daß er endlich auch vor der Königin-Mutter erscheinen durfte und freien Zutritt bei ihr erhielt. Auf des Königs Befehl wurde er in den Geheimlehren der Magier unterrichtet. Drei Städte in Kleinasien mußten für seinen Unterhalt sorgen: Magnesia für Brod, Lampsakos für Wein, Myus für Zukost. Alle diese Gunstbezeugungen waren so außerordentlicher Art, daß die späteren Könige, so oft sie in Staatsangelegenheiten der Dienste eines Hellenen benöthiget waren, diesem in ihrem Schreiben die Versicherung gaben, daß er bei ihnen noch höher stehen sollte als Themistokles. Was aber Themistokles selber bei all' diesem äußeren Glück in seinem Herzen empfunden habe, lassen uns jene Worte ahnen, die er einst, als er schon in hohem Ansehn stand, bei einer prächtigen Tafel zu seinen Kindern gesagt haben soll: „Kinder, wir wären verloren, wenn wir nicht schon verloren wären!"

9. Freiwilliger Tod.

Zwar eine geraume Zeit noch verlebte Themistokles zu Magnesia ruhige Tage, so lange der König, im Innern des Landes beschäftigt, um die griechischen Angelegenheiten sich wenig bekümmern konnte. Als aber Aegypten unter athenischem Beistande sich empörte, hellenische Kriegsschiffe bis nach Kypros und Kilikien segelten, und Kimons Herrschaft zur See den König daran erinnerte, den Umgriffen der Griechen wirksam entgegen zu treten, setzten sich endlich die Heeresmassen in Bewegung, Feldherrn gingen

*) Es ist zweifelhaft, ob dies noch Xerxes selbst oder sein Sohn und Nachfolger Artaxerxes gewesen. Thukydides ist der letzteren Meinung.

**) Die Perser glaubten an ein gutes und ein böses Grundwesen und nannten das erstere Ormuzd, das andere Ahriman.

nach verschiedenen Seiten aus, und auch in Magnesia trafen Boten ein, welche dem Themistokles den Befehl des Königs brachten, nun auch wider die Griechen sich thätig zu erweisen und seine Versprechungen zu erfüllen. Allein Themistokles fühlte jetzt keine Erbitterung mehr gegen seine Mitbürger, noch vermocht' ihn soviel Macht und Ehre zur Feindseligkeit wider das Vaterland zu reizen.

Vielleicht mocht' er auch an der Möglichkeit des Gelingens zweifeln, zumal da es den Griechen damals nicht an großen Feldherren fehlte, und Kimon in seinen Unternehmungen außerordentlich vom Glücke begünstigt wurde. Vor allem aber war es die Achtung vor dem Ruhme seiner früheren Thaten, die ihn zu dem Entschlusse bewog, sein Leben nicht mit Verrath am Vaterlande zu beschließen. Er brachte den Göttern ein Opfer dar, nahm von den Freunden, die er dazu geladen, Abschied und trank dann — dies ist die gewöhnliche Angabe — einen Becher warmes Ochsenblut, welches, indem es schnell gerinnt und verhärtet, einen baldigen Tod bewirken soll. So starb Themistokles zu Magnesia in einem Alter von fünf und sechzig Jahren, von denen er die meisten als Staatsmann und Feldherr verlebt hatte. Als der König den Beweggrund und die Art seines Todes erfuhr, soll er den Mann nur um so mehr bewundert und den Freunden und Angehörigen desselben fortwährend huldreich sich erwiesen haben. Auf dem Markte zu Magnesia ward ihm ein prachtvolles Grabmal erbaut, und seine Nachkommen genossen daselbst noch in späten Jahrhunderten gewisser Vorrechte. Nach einer schon zu Thukydides Zeiten gangbaren Sage sind seine Gebeine von Verwandten heimlich nach Attika gebracht und daselbst begraben worden. Der Erdbeschreiber Diodoros sagt: vor dem Hafen Peiräeus, dem verdienstvollen Werke des Themistokles, biege sich an dem Vorgebirge des Alkimos eine Landzunge vor; fahre man um diese herum in die meeresstille Bucht hinein, so sei da eine geräumige Platform, und auf dieser erhebe sich in Gestalt eines Altars das Grab des Siegers bei Salamis. Darauf beziehe sich auch die Stelle des Lustspieldichters Platon:

Dein Grabeshügel, schön an heit'rem Ort erhöht,
Wird einstens weitum von der Schiffer Ruf begrüßt;
Wird, was hinaus- und was hereinfährt, überschau'n
Und auf der Flotten Wettkampf mit Gefallen seh'n.

Noch heutiges Tages zeigt man dort eine Stelle unter dem Namen: das Grab des Themistokles, die ein deutscher Dichter der Gegenwart,*) der sie besuchte, in folgenden Versen feiert:

Wo am zackigen Fels das Gewog' sich brandend emporbäumt,
Senkten die Freunde bei Nacht heimlich Themistokles Leib
In heimathlichen Grund. Festgaben und Todtengeschenke
Brachten sie dar, und es floß reichlich die Spende des Weins.
Aber den Zorn des verblendeten Volks kleinmüthig befürchtend,
Stahlen sie leise sich heim, ehe die Dämm'rung erschien.
Denksteinlos nun schlummert der Held, doch drüben im Spätroth
Ragt ihm ein ewiges Mal, Salamis Felsengestad'.

*) Emanuel Geibel.

Aristeides und Pausanias.

1. Aristeides Charakter, frühere Verdienste und Verbannung.

Aristeides, des Lysimachos Sohn, war aus dem attischen Stamme Antiochis, der Gemeinde Alopeke. Mit Kleisthenes, welcher nach dem Sturze der Tyrannenherrschaft die athenischen Staatsverhältnisse ordnete, war er befreundet, am meisten jedoch strebte er dem Lakedämonier Lykurgos nach, dem er vor allen übrigen Staatsmännern seine Bewunderung zollte, und hing an der aristokratischen Regierungsform, wobei ihm Themistokles, welcher die Demokratie vertrat, als Gegner gegenüberstand. Schon in ihrer Kindheit, da sie mit einander erzogen wurden, sollen sie sich in Scherz und Ernst durch Wort und That als Widersacher gezeigt haben und in ihren knabenhaften Zwistigkeiten die scharfen Gegensätze ihres Charakters zum Vorschein gekommen sein: der Eine sei flatterhaft, verwegen und schlau gewesen und habe alles leicht und mit Schnelligkeit ergriffen; der Andere habe sich durch Festigkeit der Gesinnung ausgezeichnet, streng auf Recht gehalten, Lügen, Possen und Betrug in keiner Weise, selbst nicht im Scherze sich erlaubt.

Themistokles verschaffte sich, nachdem er die politische Laufbahn betreten hatte, bald einen großen Anhang, vermittelst dessen er einen nicht unbedeutenden Einfluß erlangte. Aristeides dagegen ging seinen Weg für sich allein, um nicht durch Verbindlichkeiten gegen Andere oder durch übermüthiges Vertrauen auf Freunde zu Ungerechtigkeiten verleitet zu werden, denn es war sein Grundsatz, daß ein guter Bürger sich auf nichts Anderes als auf die Güte und Gerechtigkeit seiner Handlungen und Reden verlassen müsse. Allein da Themistokles mit großer Verwegenheit allen seinen Bestrebungen sich in den Weg stellte, so sah sich Aristeides, um die steigende Macht des Gegners zu beschränken, genöthigt, grundsätzlich allen Plänen des Themistokles entgegenzuarbeiten, selbst auf die Gefahr hin, etwas Gemeinnütziges blos aus dem Grunde, weil Dieser es in Vorschlag gebracht hatte, zu hintertreiben. Deshalb äußerte er selbst einmal: für Athen gebe es kein Heil, wenn man nicht den Themistokles sowohl als ihn in die Grube*) stürze.

Bewunderungswerth erschien seine ruhige Fassung bei allem Wechsel seiner öffentlichen Verhältnisse. Ehre machte ihn nicht stolz, Kränkung nicht ungehalten, Unglück nicht haltungslos, und mit immer gleichem Eifer, ohne auf Gewinn oder Ruhm zu zielen, arbeitete er für das Beste des Vaterlandes. Daher geschah es, daß, als im Theater das Trauerspiel des Aeschylos: „Die Sieben gegen Theben" aufgeführt wurde, bei jener Stelle, die sich auf Amphiaraos bezieht:

> Denn nicht gerecht nur scheinen will er, sondern sein,
> Aus tiefen Furchen erntend seiner treuen Brust,
> Draus ihm hervorsprießt vielbewährten Rathes Frucht —

die Blicke aller Zuschauer sich unwillkürlich auf Aristeides lenkten, weil anerkanntermaaßen ihm vor allen das Lob dieser Tugend zukam. Und nicht nur Gunst und Wohlwollen sondern auch Zorn und Feindschaft vermochte er, wo es das Recht galt, vollkommen zu bemeistern. So erzählt man, daß, als er einst Einen seiner Feinde gerichtlich belangte, und die Richter gleich nach der Anklagerede ohne Anhörung des Verklagten zum Abstimmen schreiten wollten, er aufgesprungen sei und zugleich mit seinem Gegner inständigst gebeten habe, auch Diesem Gehör zu schenken und sein Recht widerfahren zu lassen. Ein andermal hatte er zwischen zwei gemeinen Bürgern einen Rechtsstreit zu entscheiden, und der Eine derselben zählte her, wie viel sein Gegner dem Aristeides zu Leide gethan habe: „Sage mir lieber, mein Guter, was er dir zu Leide gethan," unterbrach ihn Aristeides, „denn in deiner nicht in meiner Sache bin ich Richter."

An dem Siege bei Marathon hatte Aristeides in mehr als einer Beziehung wesentlichen Antheil. Unter den zehn Obersten der Athener gehörte er zu denjenigen, welche mit Miltiades für die Schlacht stimmten. Ferner war er der Erste, welcher dem Miltiades den Oberbefehl an dem ihm zugehörigen Tage freiwillig überließ und durch dieses edle Beispiel seinen Mitfeldherren die Lehre gab: es sei keineswegs schimpflich, sondern vielmehr achtungswerth und heilsam, der höheren Einsicht sich zu unterwerfen und zu gehorchen. Während der Schlacht selber aber, wo der antiochische und leontische Stamm im Mitteltreffen einen besonders schweren Stand hatten, focht Aristeides, welcher dem ersteren, neben Themistokles, welcher dem letzteren angehörte, mit glänzender Tapferkeit.

Als Miltiades gleich nach der Schlacht mit neun Stämmen nach Athen zurückeilte, um die von Vertheidigern ganz entblößte Stadt vor einem feindlichen Ueberfalle von der Seeseite her zu schützen, wurde Aristeides mit seinem Stamme bei Marathon zurückgelassen, um die Gefangenen sammt der Beute zu bewachen; und er rechtfertigte dieses Vertrauen seiner Mitbürger. Denn bei aller

---

*) Hinter der Burg zu Athen befand sich ein jäher Felsenschlund (Barathron), in welchen zum Tode verurtheilte Verbrecher hinabgestürzt wurden.

Menge des Silbers und Goldes, bei allem Reichthume der Schiffe und Zelte an allerlei Gewändern und einer unsäglichen Fülle von Gütern aller Art gelüstete doch weder ihn selbst etwas davon anzurühren, noch gestattete er es Anderen.

Gleich darnach übertrug man ihm die Würde des ersten Archon, nach welchem man das Jahr zu benennen pflegte, und gab ihm den wahrhaft königlichen, ja vielmehr göttlichen Beinamen des Gerechten. Dieser Name machte ihn anfangs zwar beliebt, späterhin aber zu einem Gegenstande des Neides; zumal da es Themistokles nicht fehlen ließ, unter dem Volke die Rede in Umlauf zu bringen: Aristeides habe dadurch, daß er überall den Richter und Schiedsmann mache, die Gerichtshöfe aufgehoben und sich ganz unvermerkt in den Besitz einer Alleinherrschaft gesetzt, welcher weiter nichts als die Leibwache fehle.

Dies war hinreichend zu seinem Sturze, da dem athenischen Volke, seit dem Siege bei Marathon voller Selbstgefühl und hoher Ansprüche, Jedweder zuwider war, der durch Namen und Ruhm über die Menge hinausragte. So strömt man denn von allen Seiten in der Stadt zusammen und unterwirft den hochverdienten Mann einem Scherbengerichte — angeblich, weil man eine Gewaltherrschaft fürchte, in der That aber nur aus Neid auf seinen Namen. Der Scherbenbann (Ostrakismos) hatte nichts Entehrendes für den, den er traf; denn man strafte damit nicht Verbrechen, sondern gebrauchte ihn nur als Mittel, um Männer, welche durch wachsendes Ansehn der Volksfreiheit gefährlich zu werden schienen, aus dem Vaterlande zu entfernen. Das Verfahren dabei war folgendes. Jeder nahm eine Scherbe, schrieb darauf den Namen des Mannes, welchen er verbannt wissen wollte, und trug sie nach einem rings mit Schranken umschlossnen Platze auf dem Markte. Die Archonten zählten nun zuerst die Summe der herzugebrachten Scherben. Betrug sie weniger als sechstausend, so unterblieb die Verbannung; war sie aber vollzählig, so legten die Archonten jeden der Namen besonders und sprachen gegen den, der von den Meisten



aufgezeichnet war, zehnjährige Verbannung aus, jedoch so, daß er im Besitz und Genusse seines Eigenthums blieb. — Bei der damaligen Abstimmung, erzählt man, habe ein ganz unwissender Landmann dem Aristeides, den er für einen gewöhnlichen Bürger hielt, seine Scherbe dargereicht mit der Bitte: „Aristeides“ darauf zu schreiben. Verwundert fragte ihn Dieser: ob ihm denn Aristeides etwas zu Leide gethan? „Nichts!“ erwiederte ihm Jener, „ich kenne den Mann nicht einmal; aber es verdrießt mich, daß ich ihn allerwegs den Gerechten nennen höre.“ Wie Aristeides dies hört, schreibt er, ohne ein Wort zu entgegnen, seinen Namen auf die Scherbe und giebt sie dem Manne zurück.

Als er die Stadt verließ, hob er seine Hände gen Himmel und betete, edelmüthiger als Achill*): „Möchte die Athener kein Unglück treffen, das sie nöthiget, des Aristeides zu gedenken!“

*) Achilleus, vom Könige Agamemnon, dem Heerführer der Griechen vor Troja, schwer beleidigt, bat seine Mutter, ihm Genugthuung zu verschaffen und den Göttervater Zeus anzuflehen:

„Ob er dem troischen Volke doch Beistand wolle gewähren,
Aber zum Meer und den Schiffen die Danaer drängen und engen,
Niedergemacht, bis alle genug an dem Könige haben,
Auch er selbst, Agamemnon, den Fluch des Frevels erfahre,
Daß er so gar nichts ehrte den Tüchtigsten aller Achäer.

Ilias I. 408—412. übers. von Monjé.

2. Aristeides Antheil am Kampfe bei Salamis. Mardonios Friedensantrag.

Ein solches Ereigniß trat bald genug ein. Schon im dritten Jahre darnach, als Xerxes durch Thessalien und Boiotien gegen Attika heranzog, fanden sich die Athener veranlaßt, die Rückkehr der Verbannten zu beschließen, aus Besorgniß, Aristeides möchte zum Feinde übergehn und durch sein Beispiel viele Bürger nach sich ziehen. Wie wenig hatten ihn Jene erkannt, die dergleichen von einem Aristeides fürchteten! Hatte er doch, noch ehe dieser Beschluß gefaßt war, mit unermüdlichem Eifer die Griechen zum Kampfe für die Freiheit ermuntert und war auch jetzt überall, wo es das Heil des Vaterlandes galt, mit Rath und That zur Hand.

Als nun die vereinigte Flotte der Griechen bei Salamis der persischen gegenüberstand und Themistokles zum Treffen rieth, Eurybiades dagegen damit umging, einem solchen auszuweichen, hatten die Schiffe der Barbaren bei nächtlicher Weile auslaufend die Meerenge besetzt, die Inseln rings umstellt, und die griechische Flotte von allen Seiten eingeschlossen. Da fuhr Aristeides mit kühnem Muthe von Aegina mitten zwischen den feindlichen Schiffen hindurch und kam noch in der Nacht vor das Zelt des Themistokles, rief ihn heraus und sprach: „Wenn wir vernünftig sind, Themistokles, so lassen wir jetzt den eiteln Knabenzwist bei Seite und beginnen einen heilsamen und edlen Wettstreit darüber, wer von uns beiden dem Vaterlande am meisten Gutes thut, du als Führer und Feldherr, ich als Gehülfe und Rathgeber. Jetzt, wie ich höre, hast du im Kriegsrathe ganz allein auf das angetragen, was das Beste ist, nemlich auf der Stelle in der Meerenge eine Schlacht zu liefern. Stimmen dir auch die Bundesgenossen nicht bei, so arbeitet doch offenbar der Feind dir in die Hände: schon ist die See ringsum mit feindlichen Schiffen bedeckt, so daß, auch wer nicht will, sich wacker halten und kämpfen muß, denn zur Flucht stehet kein Weg offen.“ Hierauf sagte Themistokles: „Aristeides, ich wollte, du hättest diesen Sieg nicht über mich gewonnen, aber ich werde versuchen, einen so schönen Anfang durch Wetteifer in Thaten zu übertreffen.“ Er vertraute ihm nun, durch welche List er selber es dahin gebracht habe (s. S. 59), und bat ihn, dem Eurybiades zu melden, wie es stehe, um denselben zu der Ueberzeugung zu bringen, daß ohne Seeschlacht keine Rettung möglich sei. Hierzu ließ sich Aristeides gern bereit finden, und indem er im Kriegsrathe entschieden dem Antrage des Themistokles beitrat, half er um des Vaterlandes willen seinem entschiedensten Widersacher an diesem Tage zu dem glänzendsten Ruhme.

Auch während der Schlacht war er nicht unthätig. Er bemerkte, daß die kleine Insel Psyttaleia, welche vor Salamis mitten in der Meerenge liegt, vom Feinde stark besetzt sei. Sogleich ließ er die Entschlossensten und Streitbarsten unter den Schwerbewaffneten in Beischiffe*) steigen, landete auf Psyttaleia und hieb sämmtliche Perser nieder bis auf Einige der Vornehmsten (worunter die Schwestersöhne des Königs), die er gefangen nahm und dem Themistokles überlieferte. Hierauf besetzte Aristeides die Insel ringsum mit seinen Kriegsleuten und hieß sie auf Jedweden Acht haben, der dorthin verschlagen würde, damit kein Freund in den Wellen hülflos umkäme, und kein Feind sich dorthin retten könnte.

*) Kleinere zum Dienste der größeren bestimmte Schiffe.

Nach der Schlacht schlug Themistokles vor: man solle die Brücke, auf welcher Xerxes über den Hellespont gesetzt war, abbrechen, um dem Perserheere den Rückzug abzuschneiden und so gleichsam Asien in Europa zu fangen. Aristeides*) dagegen rieth das Entgegengesetzte: man solle vielmehr auf Mittel und Wege bedacht sein, den Perser so schnell als möglich aus Hellas los zu werden, damit man nicht ein so mächtiges Heer, eingeschlossen und ohne Ausweg, zu verzweifelter Nothwehr zwinge. Dieser Meinung trat gleich den übrigen Führern endlich auch Themistokles bei und wußte nun durch falsche Nachrichten die Flucht des Xerxes zu beschleunigen.

Aber noch stand Mardonios mit dem Kern des Perserheeres, an 300,000 Mann, auf griechischem Boden, und schrecklich lauteten seine Drohungen, als er in stolzer Zuversicht auf dieses Landheer den Hellenen schrieb: „Ihr habt mit euern Meerhölzern Leute überwunden, die in Binnenländern wohnen und kein Ruder zu führen wissen; aber jetzt gilt es einen anderen Kampf: weit genug ist das Thessalierland und trefflich die boiotische Ebene zum Kampfplatze für wackere Reiter und Fußvolk.“

An die Athener aber schickte er den König Alexandros von Makedonien mit folgendem Antrag: „Ihr Männer von Athen! ich habe Botschaft vom Könige bekommen, die lautet also: „„Den Athenern vergebe ich alle ihre Sünden, die sie an mir gethan haben; und wenn sie mit mir vertragen wollen, so richte ihnen, Mardonios, alle Tempel wieder auf, die ich verbrannt habe, und gieb ihnen ihr Land zurück; auch mögen sie sich ein anderes dazu wählen, welches sie wollen, und sollen ihre eignen Herren sein.““ Da ich nun vom Könige diese Weisung bekommen, so muß ich darnach thun, wenn ihr nicht durchaus dagegen seid. Trachtet also nicht darnach, euch mit dem Könige zu messen, was am Ende nur zu euerm Verderben ausschlägt, sondern versöhnet euch mit ihm. Ihr habt jetzt die schönste Gelegenheit dazu. Seid frei und machet mit uns einen Bund sonder Lug und Trug.“

Als die Lakedämonier dies erfuhren, schickten sie auf's eiligste Gesandte nach Athen, um wo möglich zu verhindern, daß es zum Vergleiche käme. Dies hatten die Athener erwartet und daher die Ertheilung einer Antwort auf des Mardonios Antrag bis zur Ankunft der lakedämonischen Gesandtschaft aufgeschoben, um derselben ihre Gesinnung an den Tag zu legen. Die Gesandten trafen ein und brachten die Bitte vor: die Athener möchten sich nicht auf die Vorschläge des Feindes einlassen und nichts wider das Wohl von Hellas unternehmen. Sie möchten bedenken, daß sie vor Zeiten ihren Ruhm darin gefunden hätten, den Völkern zur Freiheit zu verhelfen; und daß es ihnen um so weniger geziemen würde, die Knechtschaft Griechenlands zu verschulden. Sparta sei bereit, in Betracht, daß die Athener bereits zwei Ernten eingebüßt hätten und so lange Zeit ohne Dach und Fach lebten, ihre Weiber, Kinder und Greise aufzunehmen und zu ernähren, so lange der Krieg währe. — Hierauf wurde ihnen in einem von Aristeides abgefaßten Volksbeschlusse die bewunderungswürdige Antwort ertheilt: „Den Feinden verzeihen wir, wenn sie alles für

*) Nach Herodot war es Eurybiades, der hierzu rieth.

Geld und Reichthum käuflich halten, da sie nichts Besseres kennen. Den Lakedämoniern aber zürnen wir, daß sie nur auf die gegenwärtige Armuth und Noth der Athener sehn und unsre Tugend und Ehrliebe ganz vergessen, indem sie uns zumuthen, um Brot für Griechenland zu streiten."

Nach Abfassung dieses Beschlusses führte Aristeides die Gesandten in die Versammlung und befahl den Ihrigen daheim zu melden: es gebe keine so große Menge Goldes weder über noch unter der Erde, für welche die Athener die Freiheit der Hellenen verkaufen würden. Dem Gesandten des Mardonios aber zeigte er die Sonne und sprach: „So lange Diese ihre jetzige Bahn wandelt, werden wir mit Xerxes nicht vertragen, sondern ihm muthig entgegen gehn im Vertrauen auf den Beistand der Götter und Heroen, deren Wohnungen und Bilder er frevelhaft verbrannt hat." Hierzu kam noch die Verordnung, daß die Priester Jeden mit dem Fluche belegen sollten, der mit den Persern in Unterhandlung trete oder den Bund der Hellenen verlasse.

Zum zweiten Male fiel jetzt Mardonios in Attika ein, während dessen die Athener wiederum nach Salamis übersetzten. Aristeides aber begab sich als Gesandter nach Sparta, um sie ernsthaft daran zu erinnern, daß sie mit der versprochenen Hülfe nicht länger zögern dürften. Die Lakedämonier feierten zu der Zeit gerade das Fest der Hyakinthien, und, wie gewöhnlich in solchen Fällen, lag ihnen vor allem am Herzen ihren Gottesdienst zu verrichten. Zudem hatten sie jetzt die Mauer am Isthmos so weit vollendet, daß man bereits die Zinnen daraufsetzte; und weil sie sich nunmehr wohl verschanzt und vor dem Einfalle der Perser in das peloponnesische Gebiet gesichert meinten, glaubten sie des Bündnisses mit den Athenern nicht mehr benöthiget zu sein. Sie hielten also die athenische Gesandtschaft von einem Tage zum andern hin und vertrösteten sie immer weiter hinaus auf Antwort. So machten sie es zehn Tage, bis der Tegeat Chileos, der unter allen Fremden zu Sparta das meiste Ansehn genoß, die Ephoren insgeheim darauf merksam machte, wie unklug es gehandelt wäre, wenn sie die Athener durch ihre Gleichgültigkeit nöthigten, Bundesgenossen der Meder zu werden.

Da diese Rede den Ephoren zu Herzen ging, so schämten sie sich ihrer bisherigen Lässigkeit und ließen noch in derselben Nacht ganz in der Stille fünftausend Spartiaten, deren Jedem sie sieben Heilotenknechte zuordneten, den Marsch nach dem Isthmos antreten. Als nun am andern Morgen die Gesandten wieder vor die Ephoren traten und erklärten, daß sie Willens seien heimzukehren und den Athenern, nachdem man sie zu Sparta so rücksichtslos behandelt habe, rathen würden mit den Persern zu vertragen: — riefen die Ephoren mit Lachen: sie sprächen wie im Traume; das Heer sei ja schon bei Orestion*) auf dem Marsche wider die Fremden — so nannten sie die Perser. „Ihr scherzet sehr zur Unzeit," antwortete Aristeides, „wenn ihr statt der Feinde die Freunde täuschet;" und als Jene ihre Aussage betheuerten, machten die Gesandten sich eiligst auf, um dem Heere nachzueilen.

Auf dem Isthmos vereinigte sich mit den Lakedämoniern das Heer der übrigen Peloponnesier, und späterhin kamen bei Eleusis noch achttausend Schwerbewaffnete der Athener hinzu, welche von Salamis herüberkamen. Mardonios aber hatte sich, nachdem ihm die Argeier Nachricht von dem Auszuge der Spartiaten gegeben hatten, aus Attika nach Theben zurückgezogen, um zu schlagen in der Nähe einer befreundeten Stadt und in einer Landschaft, welche für den wirksamen Gebrauch seiner zahlreichen Reiterei geeigneter war.

3. Pausanias und Aristeides siegen bei Platäa.

Oberbefehlshaber der Lakedämonier und des gesammten Bundesheeres der Griechen war **Pausanias**, welchem jetzt im Verein mit Aristeides, dem Feldherrn der Athener, eine That für die Befreiung Griechenlands gelingen sollte, die seinen Namen denen des Miltiades und Themistokles zur Seite stellte. Pausanias stammte aus dem spartischen Königsgeschlechte der Agiaden; er war ein Enkel des Königs Anaxandrides, der Sohn des Kleombrotos, welcher der jüngste Bruder des Leonidas war. Dieser Kleombrotos war vor kurzem gestorben, und an seiner Statt hatte sein Sohn Pausanias die Vormundschaft über den minderjährigen König Pleistarchos, den Sohn des Leonidas, übernommen. In Vertretung dieses seines jungen Vetters also verrichtete Pausanias bis an seinen Tod alle Geschäfte eines Königs zu Sparta und überkam daher auch den Oberbefehl über das Heer. Zum Genossen in diesem Amte wählte er den Euryanax, den Sohn seines verstorbenen Oheims Dorieus.

Als nun das hellenische Bundesheer zu Erythrä in Boiotien ankam und erfuhr, daß der Feind am Flusse Asopos sich gelagert habe, stellte es sich ihm gegenüber am Fuße des Kithärongebirges auf. Das Lager der Barbaren erstreckte sich längs dem Flusse in so unabsehbarer Ausdehnung, daß man es mit keiner Verschanzung einschließen konnte, sondern sich begnügen mußte, um das Gepäck eine viereckige Mauer zu ziehen, die auf jeder Seite eine Viertelmeile einnahm.

Der Seher Tisamenos verhieß den Griechen den Sieg, wenn sie nicht angreifen, sondern auf Gegenwehr sich beschränken würden.

Nun entstand zwischen den Athenern und Tegeaten ein Streit über ihre Stelle in der Schlachtordnung; indem die Letzteren auf den Ruhm ihrer Vorfahren und das altväterliche Herkommen sich beriefen, demzufolge sie stets den linken Flügel eingenommen hätten, wenn die Lakedämonier den rechten bildeten. Da nun die Athener diesen Anspruch übel aufnahmen, trat Aristeides hervor und sprach: „Mit den Tegeaten über Adel und Waffenruhm zu streiten, erlaubt der gegenwärtige Augenblick nicht, euch aber, ihr Spartiaten und ihr übrigen Hellenen, erklären wir, daß der Ort die Tapferkeit weder nimmt noch giebt. Weiset uns also einen Platz an, welchen ihr wollt, wir werden uns bestreben ihm Ehre zu machen, ihn zu behaupten und den Ruhm unserer früheren Kämpfe nicht zu schänden. Denn wir sind hierher gekommen nicht mit den Freunden zu hadern, sondern mit den Feinden zu kämpfen, nicht die Väter zu loben, sondern uns selber als tüchtige Männer für die Sache Griechenlands zu er-

*) Stadt in Arkadien, acht Meilen von Sparta.

weisen. Wird doch dieser Kampf bestimmen, wie viel jede Stadt, jeder Führer und Gemeine den Griechen gelten müsse.“ Diese Rede bewog die Führer und Beisitzer im Kriegsrathe, sich zu Gunsten der Athener zu entscheiden und ihnen den linken Flügel einzuräumen.

Dem Treffen gingen mehrere Tage lang eine Reihe einzelner Gefechte voraus. Zunächst machte Mardonios einen Versuch mit demjenigen Theile seines Heeres, durch welchen er am meisten den Griechen überlegen schien, und ließ seine ganze Reiterei wider sie anrücken. Diese aber hatten auf dem felsigen Landstriche am Fuß des Kithäron eine feste Stellung mit Ausnahme der Megareer, welche, 3000 an der Zahl, mehr in der Ebene lagerten und darum auch, von allen Seiten den Angriffen bloßgestellt, durch die feindliche Reiterei starken Verlust erlitten. Sie schickten also in der Eile einen Boten an Pausanias mit der Bitte um Hülfe, denn es sei ihnen für sich allein unmöglich, der Menge der Barbaren Stand zu halten. Während Pausanias diese Nachricht empfing, sah er auch schon das Lager der Megareer von einer Wolke von Wurfspießen und Pfeilen eingehüllt und die Mannschaft auf einen engen Raum zusammengedrängt. Da er selbst aber mit seinem schwerbewaffneten spartischen Fußvolke gegen Reiterei keinen Beistand gewähren konnte, suchte er unter den übrigen Heerführern und Hauptleuten der Griechen einen Wetteifer der Tapferkeit und Ehrliebe zu erwecken durch die Frage: wer als Freiwilliger sich erbiete, den Vorkampf zu übernehmen, und den Megareern zu Hülfe eilen wolle? Während nun die Andern zögerten, übernahm Aristeides im Namen der Athener das Wagniß und schickte den entschlossensten der Hauptleute, Olympiodoros, mit seinen dreihundert Auserlesenen, denen er eine Anzahl Bogenschützen beigab, nach der Stelle ab. Diese waren schnell gerüstet und eilten im Sturmschritt heran. Sobald der Befehlshaber der persischen Reiterei, Masistios, ein Mann von wunderbarer Kraft, von ausgezeichneter Größe und Schönheit, sie gewahrte, wandte er sein Pferd und sprengte auf sie ein. Diese aber hielten dem Angriffe wacker Stand, und es entspann sich ein so hitziges Gefecht, als mache man hier die Probe auf das Ganze. Endlich wurde das Pferd des Masistios von einem Pfeile verwundet und warf seinen Reiter ab. Dieser war nicht im Stande, unter der Last seiner Waffen sich vom Boden zu erheben, aber eben so wenig wollte es den Athenern, welche herbeieilten und auf ihn einhieben, glücken, ihm eine Wunde beizubringen, da ihm nicht bloß Brust und Haupt, sondern auch die Glieder mit Gold, Erz und Eisen bedeckt waren; bis zuletzt Einer das Ende eines Lanzenschaftes durch die Augenöffnung seines Helmes stieß und ihm damit den Garaus machte. Davon wußten die übrigen Reiter noch nichts, denn sie hatten ihren Führer weder vom Pferde fallen noch sterben sehn. Als sie es aber inne wurden, drangen sie alsbald allesammt herzu, um wenigstens seinen Leichnam zu retten. Man kämpfte von beiden Seiten mit so viel Eifer und Hartnäckigkeit, wie damals, als Griechen und Troer vor Ilions Thoren um die Leiche des herrlichen Patroklos stritten. Doch erreichten die Perser ihren Zweck nicht und mußten, nachdem sie noch manchen andern braven Reiter verloren hatten; endlich das Feld räumen.

Diese erste glückliche Waffenthat erhob den Muth der Hellenen bedeutend, nicht nur weil sie den Angriff jener gefürchteten Reiterei ausgehalten und zurückgeworfen, sondern auch, weil sie bald merkten, wie viel der Mann, der hier unter ihren Händen erlegen war, den Feinden gegolten hatte. Denn beide, das ganze Perserheer und auch Mardonios, trugen Leid um den Gefallenen auf das heftigste, schoren sich selber, ja auch den Pferden und Maulthieren das Haar ab und erfüllten die Ebene mit Geheul und Wehklagen über den Verlust eines Mannes, der an Tapferkeit und Ansehn nächst Mardonios bei weitem der Erste gewesen. Die Griechen aber legten den Leichnam auf einen Wagen und fuhren ihn durch die Heerreihen. Da trat Einer nach dem Andern aus dem Gliede, ging hin, um den Masistios anzuschaun, und bewunderte die Größe und Schönheit dieses Todten.

Nach jenem Gefechte verging eine geraume Zeit, ohne daß etwas von Bedeutung geschehen wäre. Von beiden Seiten enthielt man sich des Angriffs, weil die Opfer nur im Falle der Gegenwehr den Sieg verhießen. Endlich aber wurde Mardonios ungeduldig und beschloß dem Stillstande ein Ende zu machen. Es war um Mitternacht, als ein Mann zu Roß sich vorsichtig dem griechischen Lager nahete und die Schildwachen bat, Aristeides, den Athener, zu rufen; und als Dieser im Geleite von etlichen Anderen an der Vorwacht erschien, sprach der Fremdling: „Ihr Männer von Athen! ich vertraue euch diese Worte als ein Pfand an und verlange, daß ihr zu keinem Anderen davon sprechet, als zum Pausanias, damit ihr mich nicht in's Verderben bringt. Denn nimmermehr hätt' ich mich in diese Gefahr begeben; trüg' ich nicht herzliche Sorge für das gesammte Hellas darum, weil ich selber ursprünglich von Geschlecht ein Hellene bin. Ich sage euch also: morgen wird Mardonios mit euch schlagen; nicht, daß er gute Hoffnungen und Selbstvertrauen hätte, sondern aus Verlegenheit. Denn die Wahrsager mahnen mit schlimmen Opfern und Orakelsprüchen ab vom Kampfe; auch ist das Heer voll Muthlosigkeit und Bestürzung; aber er hat keine Wahl, als zu wagen und sein Glück zu versuchen, oder, wenn er hier stehen bleibt, den äußersten Mangel zu leiden; denn sie haben nur noch auf wenige Tage zu leben. Haltet euch also fertig. Und wenn dieser Kampf für euch nach Wunsch endet, dann möge man auch meiner freundlich gedenken, der ich aus Eifer für die Griechen solch ein Wagniß übernommen habe, damit euch nicht unvermuthet die Feinde überfielen. Ich bin König Alexandros von Makedonien.“

Nach dieser Mittheilung ritt er in das persische Lager zurück, während Aristeides sich in Pausanias' Zelt begab und ihm die Nachricht überbrachte. Sofort riefen sie die übrigen Feldherren herbei und gaben Befehl, das Heer schlagfertig zu halten.

Pausanias machte jetzt den Vorschlag, die Athener sollten sich lieber auf den rechten Flügel stellen, um den Persern gegenüberzustehen, mit denen sie sich schon in den früheren Schlachten versucht hätten, und den Lakedämoniern sollten sie dagegen den linken Flügel überlassen, wo sie es mit den abtrünnigen Griechen zu thun haben würden. Also wechselte man die bisherige Stellung. Sobald dies aber Mardonios erfahren, führte er — sei es nun aus Furcht vor den Athenern, sei es, weil er eine Ehre darein setzte, mit den Lakedämoniern zu schlagen — die Perser auf den linken Flügel hinüber und ließ seine griechischen

Verbündeten ſich gegen die Athener ſtellen. Als man dieſe Aenderung griechiſcherſeits bemerkte, nahm man die frühere Stellung wieder ein; daſſelbe that auch Mardonios, und ſo ging der Tag ungenützt vorüber.

Die Griechen hielten nun Rath und beſchloſſen, ihr Lager zu verlegen und eine waſſerreiche Gegend zu beſetzen, da der Feind die Quelle Gargaſia verſtopft hatte und aus dem nahen Aſopos zu ſchöpfen durch die Geſchoſſe ſeiner Reiterei verhinderte. Als aber der Tag zu Ende gegangen und die Stunde kam, die zum Abzuge beſtimmt worden, zogen die Meiſten nicht nach dem bezeichneten Lagerplatze, ſondern flohen der Stadt Platäa zu und lagerten ſich dort ohne Ordnung bei dem Heiligthume der Hera. Als nun Pauſanias, der davon nichts wußte, ſich anſchickte, ſein Heer an den verabredeten Ort zu führen, fand er ein unvermuthetes Hinderniß. Amompharetos nemlich, ein kühner Feuergeiſt, längſt voll ungeduldiger Kampfbegier und des ſteten Zögerns und Hinhaltens müde, weigerte ſich, mit ſeiner Schaar zu folgen, indem er den beabſichtigten Umzug geradehin eine feigherzige Flucht nannte. Als nun Pauſanias zu ihm ging und verſicherte, dieſer Ortswechſel ſei von ſämmtlichen Griechen beſchloſſen und angeordnet worden; da hob Amompharetos mit beiden Händen einen gewaltigen Stein empor, und warf ihn vor die Füße des Pauſanias mit den Worten: „So ſtimme ich mit dieſem Kügelchen dafür, daß man nicht fliehe, ſondern ſchlage.“

Ueber dieſem Streite ging die Nacht vorbei. Jetzt ließ Pauſanias ſich nicht länger halten, zumal da die Athener ſchon im Wegmarſche begriffen waren, und zog dem übrigen Heere nach, um ſo den Aufbruch des Amompharetos zu erzwingen. Mardonios aber, dem es nun nicht verborgen bleiben konnte, daß die Griechen ihr Lager verließen, führte ſein Heer in vollem Laufe über den Aſopos den Lakedämoniern nach, als fürchte er, ſie möchten ihm davon laufen. Pauſanias machte, ſo wie er die Bewegung der Feinde wahrnahm, Halt und befahl die Schlachtordnung zu bilden. An die Athener, welche jenſeits der Hügel durch das Blachfeld zogen, ſchickte er einen Reiter, der ſie um Beiſtand anriefe. Da er inzwiſchen keine günſtigen Opferzeichen erhielt, ſo gebot er den Lakedämoniern, die Schilde vor die Füße hingeſtellt, ſich ruhig zu verhalten und, ohne gegen den Feind ſich zu wehren, des weiteren Befehls zu gewarten; worauf er zum zweiten Opfer ſchritt. Jetzt ſprengten die feindlichen Reiter an; ſchon erreichten auch die Pfeile einige Sparter; unter Andern auch den Kallikrates, den ſchönſten unter den Hellenen, dem an hohem Wuchſe im ganzen Heere kein Anderer gleichkam. Durch einen Pfeilſchuß zu Boden geſtreckt ſprach er verſcheidend: „Ich klage nicht über den Tod; hab' ich doch darum die Heimath verlaſſen, um für Hellas zu ſterben; aber das beklag' ich, daß ich ſterben muß, ehe ich den Arm gebraucht und eine That verrichtet habe, die meiner würdig wäre.“

Die Lakedämonier hatten einen harten Stand; um ſo bewunderungswerther zeigte ſich ihre Selbſtbeherrſchung. Bloßgeſtellt dem feindlichen Angriffe, verblieben ſie in ruhiger Haltung, weder weichend noch zur Abwehr vorrückend, auf ihrem Poſten und harreten in Geduld des Augenblickes, welchen die Gottheit und der Führer erwählen würden. Da nun der Opferſchauer ein Thier nach



dem andern ſchlachtete und noch immer kein günſtiges Zeichen fand, während eine Menge Sparter von den Geſchoſſen der Perſer fielen und noch viel mehr verwundet wurden — da wandte Pauſanias in Bekümmerniß die thränenden Augen zum Tempel der Hera bei Platäa, hob flehend ſeine Hände zur Göttin empor und betete: „Laß

unsre Hoffnung nicht zu Schanden werden, und wenn uns nicht zu siegen bestimmt ist, so laß uns doch, ehe wir fallen, etwas Rühmliches vollbringen und dem Feinde durch die That beweisen, daß er gegen wackere und kampfgeübte Männer zu Felde zog."

So betete Pausanias und zugleich mit dem Gebete erschienen die gewünschten Opferzeichen und verkündete der Seher den Sieg. Sofort erging der Befehl zum Angriff. Da bot die Schlachtreihe plötzlich den Anblick eines einzigen, ergrimmten Thieres dar, welches mit sträubendem Haar sich zum Angriff wendet; und die Barbaren merkten, daß sie es mit Männern zu thun hätten, die auf Leben und Tod kämpfen würden. Darum machten sie aus einer Menge von Schilden eine Brustwehr, hinter welcher hervor sie ihre Pfeile auf die Lakedämonier abschossen. Dagegen rückten Diese mit dicht zusammengeschlossenen Schilden heran, stießen in stürmendem Anlaufe die feindliche Brustwehr aus einander und streckten mit Lanzenstößen nach Gesicht und Brust viele Perser zu Boden. Doch nicht ohne tapfern Widerstand, denn es fehlte den Barbaren keineswegs an Muth und Stärke. Mit bloßen Händen faßten sie die feindlichen Lanzen, griffen und zerbrachen die meisten derselben, zogen dann rasch Säbel und Dolch, hieben wacker ein, rissen die Schilde der Gegner weg, faßten diese selbst um den Leib und hielten dergestalt geraume Zeit Stand. Aber an Klugheit wie auch in Hinsicht der Bewaffnung standen sie hinter den Hellenen weit zurück. In blinder Hitze stürzten sie, einer oder zehn oder mehrere in Einem Haufen auf die Sparter los und wurden so niedergemacht; den größten Schaden aber erlitten sie durch den Umstand, daß sie ohne Rüstung gegen gerüstete Männer kämpften. Am meisten machten sie ihren Gegnern dort zu schaffen, wo Mardonios selber stand, der allen erkennbar ein weißes Schlachtroß ritt und die Auslese der tausend tapfersten Perser um sich versammelt hatte. Nachdem Dieser aber durch den Spartiaten Arimnestos mit einem Steinwurfe getödtet worden, und die nächste Schaar um ihn her, die wackerste im ganzen Heere, gefallen war; da wandten sich die übrigen, flohen ohne Ordnung ihrem Lager zu und suchten hinter der hölzernen Mauer desselben Schutz.

Nun ist es an der Zeit, auch von dem Antheile des Aristeides und der Athener an dem gewaltigen Waffenwerke dieses Tages zu berichten. Als die Athener auf dem Marsche nach dem neuen Lagerplatze bemerkten, daß Pausanias mit den Seinen wegen der oben erwähnten Ursache zurückblieb, machten sie Halt, um ihn zu erwarten. Jetzt drang ein gellendes Schlachtgeschrei zu ihren Ohren, und bald darnach brachte ihnen der Bote des Pausanias Gewißheit über den Angriff der Perser auf das Heer der Lakedämonier und Tegeaten. Sofort eilten Jene durch das Blachfeld der Gegend zu, woher das Geschrei scholl, als sich ihnen die griechischen Bundesgenossen der Perser in den Weg warfen. Aristeides sprengte weit voraus ihnen entgegen und beschwor sie bei den Göttern Griechenlands, sich der Feindseligkeiten zu enthalten, den Athenern den Weg frei zu lassen und sie nicht zu hindern, den Vorkämpfern für die Sache Griechenlands Hülfe zu leisten. Da er aber merkte, daß sie um seine Worte sich wenig kümmerten und schon zum Kampfe sich anschickten, stand er ab von seinem Vorhaben, den Lakedämoniern zu helfen, und wandte sich gegen die Griechen, deren Zahl sich etwa auf 50,000 Mann belief. Doch zog sich der größte Theil derselben bei der Wahrnehmung, daß auch die Barbaren mittlerweile das Feld geräumt hatten, ohne Widerstand zurück. Nur die Thebäer, deren angesehenste Männer der persischen Sache mit großem Eifer anhingen, stritten wider die Athener eine lange Zeit, so daß dreihundert ihrer Ersten und Tapfersten daselbst den Tod fanden.

Unterdessen hatten sich die Perser, von Pausanias aus dem Felde geschlagen, hinter die hölzerne Mauer ihres Lagers zurückgezogen und vertheidigten sich von dort aus mit gutem Erfolge gegen die Belagerer, da die Lakedämonier sich auf den Angriff befestigter Plätze nicht verstanden. Darum ließ Aristeides, sobald er die Thebäer in die Flucht geschlagen, von der Verfolgung der Griechen ab, um Jenen beim Belagerungskampfe beizustehn. Nach einem hitzigen und langwierigen Mauerkampfe erstiegen die Athener durch ihre Tapferkeit und Ausdauer die Verschanzung, brachen die Mauer und ließen die übrigen Griechen in's Lager bringen. Wie die Mauer gefallen war, entsank den Persern aller Muth. Keiner dachte mehr an Vertheidigung. Zu vielen Tausenden auf einen so engen Raum zusammengescheucht, ließen sie sich unter Angst und Schrecken von den Hellenen hinwürgen. Von 300,000 Mann blieben mit Ausnahme von 40,000, welche unter Artabazos schon vor Beginn des Mauerkampfes entronnen waren, kaum 3000 Mann übrig. Die Griechen zählten 1360 Todte, worunter einundneunzig Lakedämonier, zweiundfunfzig Athener, sechzehn Tegeaten. Unter den Persern war Mardonios der Tapferste gewesen, unter den Griechen aber der Lakedämonier Aristodemos, derselbe, der von den dreihundert Kämpfern bei Thermopylä allein davon gekommen und deshalb in Schimpf und Schande verfallen war. Nach ihm hatte sich Amompharetos, dessen schon oben Erwähnung geschah, am meisten ausgezeichnet.

Nach der Schlacht trat Lampon, einer der vornehmsten Männer in Aegina, zu Pausanias mit dem frevelhaftesten Vorschlage. „Sohn des Kleombrotos!" sprach er, „du hast eine übernatürliche That gethan, so groß und schön ist sie; dir hat Gott gegeben, Hellas zu erretten und den größten Ruhm zu erwerben von allen Hellenen unsres Wissens. Thue nun auch noch das Uebrige, auf daß dein Ruhm sich mehre und ein Fremdling in Zukunft sich hüte, Frevelthaten an Hellenen sich zu erlauben. Als nemlich Leonidas bei Thermopylä gefallen war, haben ihm Mardonios und Xerxes den Kopf abgeschnitten und seinen Leichnam an das Kreuz geschlagen. So vergelte denn Gleiches mit Gleichem: kreuzige den Mardonios, so rächest du deinen Ohm Leonidas und wirst Lob erlangen bei allen Hellenen." So sprach er und meinte sich rechten Dank zu verdienen. Pausanias aber gab zur Antwort: „Freund von Aegina, ich schätze dein Wohlwollen und deine Klugheit; aber gleichwohl bist du hier auf falschem Wege. Denn nachdem du mich und meine Thaten hoch erhoben, erniedrigest du mich wieder in den Staub, indem du mir räthst, mich an einem Leichname zu vergreifen, und sagst, dadurch würde ich meinen Ruhm vermehren. Solches ziemt sich wohl für Barbaren, aber nicht für Hellenen, und selbst an Jenen tadeln wir's. Um diesen Preis möcht' ich den Beifall der Aeginer nicht, noch aller, welche ebenso denken wie sie; mir genügt es, den Beifall Spartas zu erwerben

durch Redlichkeit in Wort und That. Leonidas aber, den ich rächen soll, der hat schon seine volle Rache: durch die unzähligen Seelen dieser Erschlagenen hier ist er geehret sammt Allen, die bei Thermopylä gestorben. Du aber komme nicht wieder zu mir mit solchem Vorschlag und Rathe und sei froh, daß du diesmal so ungestraft davon kommst."

Jetzt, nachdem die Griechen den schönsten Sieg über den gemeinsamen Feind gewonnen hatten, fehlte wenig, daß sie nicht sogleich die Waffen gegen einander selber kehrten, da die Athener den Spartiaten nicht den Preis zugestehen wollten und ihnen die Errichtung eines Siegeszeichens verwehrten. Durch viele Bitten und Vorstellungen gelang es endlich dem Aristeides, seine Amtsgenossen zu besänftigen und dahin zu vermögen, daß sie die Entscheidung des Streites den Griechen überließen. Als die Griechen sich nun hierüber mit einander beriethen, erklärte Theogiton von Megara: man müsse den Preis einer andern Stadt ertheilen, worauf Kleokritos von Korinth die Stadt Platäa vorschlug, welche die nächste Zeugin dieses Sieges gewesen. Diesem Vorschlage stimmte zuerst Aristeides im Namen der Athener, dann Pausanias für die Spartiaten bei. Nachdem man also hierüber eins geworden, war es nicht schwer, sich über die Vertheilung der Beute zu verständigen.

Auf Pausanias' Befehl durfte Niemand die Beute anrühren, sondern die Heilotenknechte sollten alle Schätze sammeln und auf einen Haufen zusammenbringen. Diese zerstreuten sich nun durch das Lager und fanden Zelte, von Gold und Silber gewirkt, vergoldete und versilberte Betten, goldne Becher und Schalen und anderes Trinkgeschirr; den Todten nahmen sie die Armbänder, Halsketten und Säbel ab, welche von Gold waren; um die bunten Kleider bekümmerte sich kein Mensch. Nachdem man die ganze Beute zusammengeführt, nahm man davon den Zehnten für den delphischen Apollon, desgleichen für den Zeus in Olympia und den Poseidon auf dem Isthmos. Auch Pausanias bekam von Allem den Zehenten, von den gefangenen Weibern, den Pferden, den Kameelen, dem Gelde u. s. w. Achtzig Talente, als den bestimmten Siegespreis, theilte man den Platäern zu, welche von diesem Gelde den Tempel der Athene erbauten, ihre Bildsäule aufstellten und das Heiligthum mit Gemälden ausschmückten. Das Uebrige vertheilten die Griechen unter sich, und Jeglicher bekam, was er verdiente.

Aus jenen Tagen erzählt man noch folgende Geschichte, die für die damals noch unverderbte, echt spartanische Gesinnung des Pausanias Zeugniß giebt. Xerxes hatte bei seiner Flucht aus Hellas dem Mardonios all' sein Feldgeräthe zurückgelassen, welches nun sammt dem Uebrigen in die Hände des Siegers fiel. Da befahl Pausanias den Bäckern und Köchen, ihm ein Mahl anzurichten, gerade so wie dem Mardonios. Als dies geschehn und er nun die prachtvollen Polster und bunten Teppiche, die goldnen und silbernen Tische und die kostbare Zubereitung des Mahles wahrnahm, war er erstaunt über diese Herrlichkeit und gebot zum Scherz seinen Dienern, nun auch ein lakonisches Mahl zuzurichten. Da mußte Pausanias herzlich lachen über den gewaltigen Unterschied, ließ die Obersten der Hellenen herbeirufen und sprach, indem er auf Beides hinwies: „Ihr hellenischen Männer, seht euch die Thorheit des Mannes an, der einen so herrlichen Tisch führt und zu uns kam, um unsern erbärmlichen uns zu nehmen."

Ein Siegeszeichen errichteten Beide, die Lakedämonier sowohl als die Athener. Auf Anfrage wegen des Opfers verordnete das delphische Orakel: man solle „Zeus dem Befreier" einen Altar errichten, aber nicht eher opfern, als bis man das Feuer im Lande ausgelöscht, welches durch die Barbaren entweiht sei und dagegen eine reine Flamme von dem gemeinschaftlichen Herde zu Delphoi angezündet hätte. Alsbald gingen die Oberen der Hellenen und nöthigten Alle, welche Feuer unterhielten, dasselbe zu löschen. Ein Platäer aber, mit Namen Euchidas, versprach in kürzester Frist das Feuer vom Altare des Gottes zu holen und eilte nach Delphoi. Nachdem er sich dort gereiniget und mit Weihwasser besprengt, bekränzt' er sich mit Lorbeer, nahm vom Altare das Feuer und traf noch vor Sonnenuntergang wieder in Platäa ein, nachdem er in einem Tage einen Weg von 1000 Stadien*) oder 25 deutschen Meilen zurückgelegt hatte. So wie er aber seine Mitbürger begrüßt und das Feuer übergeben hatte, stürzte er zu Boden und gab nach wenigen Augenblicken den Geist auf. Man begrub ihn im Tempel der „ruhmvollen Artemis" zu Platäa und ehrte sein Gedächtniß durch eine Grabschrift.

In gemeinsamer Versammlung der Griechen machte jetzt Aristeides folgenden Vorschlag: alljährlich sollten die Stellvertreter und Festgesandten Griechenlands in Platäa zusammenkommen und alle fünf Jahre daselbst unter dem Namen der Eleutherien oder Freiheitsfeste feierliche Kampfspiele veranstalten. Ingleichen sollte ein Bundesheer, sammt zehntausend Schilden, tausend Pferden, hundert Schiffen zum Kriege gegen die Barbaren unterhalten werden; die Platäer aber unverletzlich und heilig sein, um dem Zeus dem Befreier für ganz Hellas Opfer darzubringen. Dieser Antrag wurde zum Beschluß erhoben und die Platäer übernahmen es, alle Jahre zu Ehren der in ihrem Lande gefallenen und beerdigten Griechen eine Todtenfeier zu begehn. Noch in späten Zeiten wurde dieses Fest in folgender sinnvoll-würdigen Weise begangen. Am sechzehnten Tage des Monats Mämakterion hielten sie einen festlichen Zug, welchen früh Morgens ein Trompeter mit dem Schlachtsignal eröffnete; es folgten Wagen voll von Myrthenzweigen und Kränzen und ein schwarzer Stier; dann Opfergaben an Wein und Milch in Krügen, Schalen mit Oel und Salben, getragen von freien Jünglingen; denn keinerlei Geschäft bei diesem frommen Dienste durfte von Sclaven verrichtet werden, dieweil er Männern galt, die für die Freiheit gestorben waren. Zuletzt erschien der Archon der Platäer, welcher zu jeder andern Zeit weder Eisen berühren noch ein Kleid von andrer als weißer Farbe tragen durfte, an diesem Tage aber in einen Purpurmantel gehüllt, einen Wasserkrug in der Hand, ein Schwert an der Seite. So schritt er mitten durch die Stadt zu den Gräbern der gefallenen Helden, schöpfte Wasser aus dem Quell, wusch mit eigner Hand die Grabsäulen, salbte sie mit Oel, schlachtete dann den Stier über dem Scheiterhaufen, der in einer Grube aufgeschichtet war, unter Gebeten zu den unterirdischen Göttern, dem Todten-

*) 45 Stadien machen eine deutsche Meile aus.

beherrscher Hades und dem Todtenführer Hermes, und lud endlich die wackeren Männer, die für Hellas gestorben, zum Mahl und zum Bluttrunke. Dann füllte er einen Becher mit Wein und sprach, während er ihn als Trankopfer ausgoß: „Den Männern trinke ich zu, die für die Freiheit der Hellenen starben.“

4. Die Schlacht bei Mykale.

An demselben Tage, da die Schlacht bei Platäa geschah, traf es sich, daß auch ein siegreiches Treffen bei Mykale an der Küste Kleinasiens vorfiel. Die Veranlassung dazu war folgende. Die hellenische Flotte lag bei Delos vor Anker. Den Oberbefehl über dieselbe führte noch Leotychides von Lakedämon; an die Stelle des Themistokles aber hatten die Athener damals den Xanthippos gewählt, weil sie Jenem darüber zürnten, daß er von den Spartiaten eine Belohnung für den Sieg bei Salamis angenommen hatte (s. S. 61). Die persische Seemacht hatte sich bei Samos gesammelt, um jeden Versuch eines Aufstandes der Jonier, welchen Xerxes seit seiner Niederlage in Griechenland zu befürchten hatte, durch ihre Nähe darniederzuhalten. Um diese Zeit schickten die Samier heimlich eine Gesandtschaft zu Leotychides mit der dringenden Aufforderung, nach Jonien zu kommen und die asiatischen Griechen aus der Knechtschaft der Perser zu befreien; alles werde von selber ihm zufallen, sobald er sich nur zeige, und die Macht der Barbaren nur schwachen Widerstand leisten.

Leotychides war noch zweifelhaft, ob er ein solches Unternehmen wagen solle, und sei es mit Absicht, sei es aus Zufall durch Gottes Leitung, mitten in der Rede des Führers der Gesandtschaft, welcher mit Bitten und Beschwörungen in ihn drang, unterbrach er ihn mit der Frage: „Mein Freund von Samos, wie ist dein Name?“ „Hegesistratos,“ antwortete Jener, d. i. Führer des Heeres. In diesem Namen sah der Spartiat einen glückverheißenden Wink der Götter und sprach: „Ich nehme das Wahrzeichen an. Segelt eilend nach Hause! zuvor aber sollt ihr uns mit einem Eide beschwören, daß die Samier unsere eifrigen Bundesgenossen sein werden.“

Diesen Eid leisteten die Samier auf der Stelle, und darnach machten sich die Hellenen auf und fuhren gen Samos. Als aber die Perser ihre Annäherung erfuhren, segelten sie von dort ab, denn sie glaubten sich nicht stark genug zur Seeschlacht, gingen bei dem Vorgebirge Mykale an's Land und zogen die Schiffe an das Gestade; darnach machten sie eine Verzäunung darum zum Schutze für die Schiffe und zum Zufluchtsort für sich selber. Als die Griechen erfuhren, daß die Perser ihnen ausgewichen waren, ging es ihnen nahe, daß sie ihnen sollten entwischt sein, und beschlossen nach kurzer Berathung ihnen zu folgen. Also machten sie die Landungsbrücken und was sonst noch zur Seeschlacht gehört, bereit, und segelten nach Mykale. Auch dort kam ihnen keine Flotte entgegen, aber eine große Landmacht stand an der Küste in Schlachtordnung. Leotychides segelte mit seinem Schiffe so nahe als möglich an die Küste heran, und ließ durch einen Herold den Joniern folgendes zurufen: „Ihr Jonier, wer von euch mich verstehen kann, der höre, was ich jetzt sage, denn die Perser werden kein Wort verstehen von dem, was ich euch rathe. Wenn die Schlacht beginnt, so gedenke Jedweder zuerst der Freiheit, sodann des Feldschreies, das ist Hebe! Und wer von euch das nicht gehört hat, dem sage es der, welcher es gehört hat.“

Diese List hatte früher schon Themistokles angewendet. Als Dieser nemlich mit der griechischen Flotte von Artemision sich zurückzog, um bei Salamis zu schlagen, ließ er an der Stätte, wo die Schiffer sich mit Trinkwasser zu versorgen pflegten, einen Aufruf an die Jonier zum Abfall von den Persern in die Steine graben. Die Absicht war hier wie dort dieselbe: nemlich entweder die Jonier dadurch wirklich zum Uebertritte zu bewegen, oder sie den Persern verdächtig zu machen. Hier geschah beides. Sobald den Persern jener Aufruf mitgetheilt worden war, entwaffneten sie die Samier, gegen welche sie den Verdacht heimlichen Einverständnisses mit den Hellenen hegten. Sodann übertrugen sie den Milesiern, um sie nicht innerhalb des Lagers zu haben, die Besetzung der Wege, welche auf den Gipfel von Mykale führten, weil Jenen doch die Gegend am besten bekannt sei.

Unterdessen stiegen die Hellenen an das Land, stellten sich in Schlachtordnung und rückten gegen den Feind an. Da flog plötzlich ein Gerücht durch das ganze Heer, daß die Hellenen das Heer des Mardonios im Lande der Boiotier geschlagen hätten. Zwischen diesem Siege und dem Beginn des gegenwärtigen Treffens lagen nur wenige Stunden, zwischen beiden Schlachtfeldern ein weites Meer — wer hatte die Kunde wie auf Sturmesflügeln von Europa nach Asien herübergetragen? „Die göttliche Schickung“, antwortet Herodot, „offenbaret sich durch viele Zeichen.“ — Die Ahnung jenes glücklichen Ereignisses hatte an dem neuen Siege den entschiedensten Antheil. Denn vorher waren die Kriegsleute des Leotychides in großen Sorgen nicht sowohl um sich selber als um die Hellenen daheim, die sie von Mardonios bedroht wußten; nun aber rückten sie um so rascher und entschlossener auf den Feind los. Es galt einen schönen Kampfpreis: „die Inseln und den Hellespontos!“

Die Perser hatten mit ihren Schildern eine Brustwehr gebildet und erwarteten den Angriff. Ungefähr die Hälfte des Heeres, welche an der Küste entlang und über ebenen Boden hinschritt, während die andere über Geklüft und Gebirg hinwegmußte, kam zuerst in's Gefecht. Es waren Athener, Korinthier, Sikyonier und Troizenier. Die Feinde hielten sich tapfer und wichen kein Haarbreit. Als aber Jene über diesen Widerstand erzürnt, einander ermahnten, die Sache selber auszumachen und nicht den Lakedämoniern zu überlassen, drangen sie herzhafter ein, durchbrachen die Schildmauer und stürzten in gedrängten Haufen auf die Perser los. Diesem stürmischen Andrange war auf die Dauer nicht zu widerstehn; der Feind wich in seine Verschanzungen zurück, die Griechen folgten auf dem Fuße nach. Als nun auch die Verschanzung genommen war, begaben sich die Barbaren auf die Flucht. Nur die Perser selber, wiewohl gering an Zahl, hielten hartnäckig Stand und stritten gegen die Hellenen, welche in

immer stärkerer Menge in die Verschanzung hereinströmten; bis endlich auch die Lakedämonier, die durch jenen beschwerlichen Marsch aufgehalten worden waren, zur Stelle kamen und die Schlacht zu Ende brachten.

Die Samier, die sich entwaffnet im Lager befanden, leisteten nach Kräften den Hellenen Beistand, und als das die übrigen Jonier gewahrten, gingen auch sie zu den Griechen über und griffen die Barbaren an. Die Milesier aber, welche bestimmt waren, den Rückzug der Perser zu decken, damit Diese im Fall eines unglücklichen Treffens sich auf den Gipfel von Mykale retten könnten, thaten gerade das Gegentheil von dem, wozu sie befehligt waren. Sie führten nemlich die Fliehenden auf Wege, auf denen sie unter die Feinde geriethen, und fielen endlich selbst mit der feindseligsten Wuth über sie her. So fiel Jonien zum zweiten Male von den Persern ab.

In dieser Schlacht thaten sich unter den Hellenen am meisten die Athener hervor und unter Diesen Hermolykos, ein wohlgeübter Ringer. Der Kampf in der persischen Verschanzung kostete den Griechen die meisten Leute, vorzüglich den Sikyoniern, deren Oberster Perilaos auch daselbst den Tod fand.

Nachdem die Hellenen den größten Theil der Feinde theils im Gefechte theils bei der Verfolgung getödtet hatten, brachten sie die Beute heraus an das Ufer, und darnach verbrannten sie die Schiffe und das ganze Lager. Alsdann segelten sie nach Samos zurück und hielten hier Rath, wie man es in Hinsicht der Jonier weiter halten solle. Die Peloponnesier waren der Meinung: es sei unmöglich, Jonien gegen die erneuerten Angriffe der Perser zu vertheidigen; man solle daher es ihnen lieber preisgeben und die Jonier aus ihrem Lande wegführen; diejenigen hellenischen Völker aber, welche es mit den Medern gehalten hätten, solle man aus ihren Seeplätzen vertreiben und dieselben den Joniern zur Wohnung einräumen. Diesem Vorschlage widersetzten sich aber die Athener ganz entschieden. Als ein handeltreibendes Volk hielten sie die Besetzung der asiatischen Küstenlande durch hellenische Stammesgenossen von der größten Wichtigkeit; auch wollten sie nicht leiden, daß die Peloponnesier über ihre Pflanzstädte (denn dafür sahen sie die ionischen Colonien an) Rath hielten und Beschlüsse faßten. Demzufolge nahm man die Samier, Chier und Lesbier und alles Volk von den übrigen Inseln, die den Hellenen Beistand geleistet hatten, in den Bund der Griechen auf und ließ sie einen heiligen Eid darauf schwören, daß sie dabei beharren und niemals abtrünnig werden wollten.

So hatte denn der vierte Boëdromion*) (im Jahre 479 vor Chr.) das europäische Heimathland der Griechen von der letzten Heeresmacht der Perser befreit und zugleich ihren Volksgenossen in Asien Erlösung von der persischen Knechtschaft gebracht. Zwischen Einem Auf- und Niedergange der Sonne lag der entscheidendste Schritt für die fernere Geschichte Griechenlands; es hatte den Vertheidigungskampf siegreich beendet und den Angriffskrieg gegen das Perserreich nicht minder ruhmvoll eröffnet.

5. Beispiele von des Pausanias strenger Gerechtigkeit und des Aristeides weiser Nachsicht.

Nachdem die Hellenen bei Platäa ihre Todten begraben hatten, beschlossen sie im Bundesrathe wider die Thebäer zu ziehn und die Auslieferung der Medischgesinnten zu verlangen. Am eilften Tage nach der Schlacht kamen sie vor Theben an, und als man die Ueberantwortung jener Männer verweigerte, belagerten sie die Stadt und verwüsteten die Umgegend. Am zwanzigsten Tage der Belagerung waren die Thebäer gewillt zu thun, wie die Hellenen von ihnen verlangten, und überlieferten die Schuldigen. Attaginos, welcher mit Timegenidas der Urheber des thebäischen Bundes mit den Persern gewesen, war entwichen. Statt seiner lieferte man dem Pausanias die Söhne desselben aus. Dieser aber wollte nicht die Kinder für die Schuld des Vaters büßen lassen und ließ sie los. Die Uebrigen dagegen befahl er nach Korinth abzuführen; und weil er merkte, daß sie die Hoffnung hegten, durch Bestechungen sich loszumachen, so ließ er sämmtliche Bundesgenossen nach Hause gehn und Jene darauf hinrichten.

Wie nun Pausanias jene Tage seines Waffenglückes durch solche Beispiele eines unbestechlichen Gerechtigkeitssinnes noch mehr verherrlichte; erwarb sich Aristeides eben damals das nicht minder anerkennungswerthe Verdienst, aus Liebe zum Vaterlande von der sonstigen Strenge seiner Rechtsgrundsätze abzusehn. Es verhielt sich damit also.

Kurz vor der Schlacht bei Platäa, als das Schicksal Griechenlands auf der Wage stand und besonders Athen in der bedenklichsten Lage war, waren einige athenische Männer von vornehmer Herkunft, welche, durch den Krieg verarmt, mit dem Reichthume zugleich ihren Einfluß und Geltung im Staate verloren hatten und Andere im Besitz der Ehre und Gewalt sahen — heimlich in einem Hause zu Platäa zusammengetreten und hatten sich verschworen, die Volksherrschaft wieder zu stürzen oder, wenn dies mißlänge, den Staat an die Perser zu verrathen. Durch die Umtriebe dieser Männer im Kriegslager war schon eine ansehnliche Zahl verführt, als Aristeides Kunde davon erhielt. Allein der mißlichen Zeitumstände wegen und weil er fürchtete, daß die Untersuchung eine bedenkliche Menge von Mitschuldigen blosstellen werde, hielt er es für gerathen, das strenge Recht durch die Rücksicht auf das Gemeinwohl zu beschränken. Er ließ daher von den Vielen, die ihm als schuldig bekannt waren, nicht mehr als acht verhaften. Zwei derselben, welche zuerst vor Gericht gezogen worden, fanden Gelegenheit zu entweichen, die Uebrigen setzte Aristeides selber wieder auf freien Fuß, damit diejenigen, die sich noch unentdeckt glaubten, sich beruhigen und zur Reue wenden könnten; und zugleich erklärte er öffentlich: der Krieg solle der große Gerichtshof sein, wo sie sich von der Anklage reinigen könnten, wenn sie es treu und redlich mit dem Vaterlande meinten.

Als er nun von diesem so glücklichen als ruhmvollen Feldzuge nach Athen zurückgekehrt war, fand er unter

*) Ein attischer Monat, der die letzten Tage unsres Augusts und den größten Theil des Septembers umfaßte.

dem Volke ein lebhaftes Verlangen nach demokratischer Verfassung vor. Die Bürger waren in diesen Zeiten der Noth und Drangsale ihrer Kraft wie ihres Werthes sich bewußt geworden und verlangten nach erweiterten Rechten und größerem Antheil an der Staatsverwaltung. Aristeides, obwohl von Natur aristokratisch gesinnt, suchte gleichwohl diesen Wünschen zu entsprechen, sowohl, weil er das Volk der erwiesenen Ausdauer und Tapferkeit wegen jeder Berücksichtigung werth erachtete, als auch, weil er es nicht mehr für leicht hielt, eine so waffenmächtige und siegesstolze Menge mit Gewalt darniederzuhalten. Er machte daher den Gesetzvorschlag: die staatsbürgerlichen Rechte sollten fortan allen gemein sein und jeder Athener zum Archontenamte, welches bis dahin nur den Fünfhundertscheffler zugänglich gewesen (vergl. S. 27), wählbar sein. Diese Selbstverleugnung in Hinsicht seiner politischen Ueberzeugung gegenüber dem Willen eines selbstbewußt gewordenen Volkes, ehret den Aristeides nicht minder als die unbeugsame Festigkeit, mit welcher er seinen sittlichen Grundsätzen treu blieb.*)

6. Des Pausanias Hochverrath und Ende.

Im Jahre 477 vor Christi beschlossen die verbündeten Griechen, Europa und die Inseln von den Persern vollends zu säubern und ließen zu diesem Zwecke eine Flotte auslaufen, welche unter dem Oberbefehle des Pausanias stand. Zu Führern der dreißig athenischen Schiffe, die zu jenem Geschwader stießen, waren Aristeides und Kimon erwählt. Zuerst schiffte Pausanias nach Cypern, welches er großentheils unterwarf, dann nach Byzanz. Er eroberte auch diese wichtige Stadt, versah sie mit besseren Befestigungen und gab ihr spartanische Verfassung. Von der Zeit an ging in diesem gefeierten Manne eine Sinnesänderung vor sich, die ihn um all' seinen früheren Ruhm und endlich in's Verderben brachte.

Uebermüthig durch sein Glück und den Umfang seiner Macht wurde er den Griechen um seiner Härte und seines herrischen Benehmens willen täglich verhaßter. Sprach er doch jetzt mit den Anführern der Verbündeten nie mehr anders als in zornigem und barschem Tone, während er die gemeinen Soldaten auch für geringe Vergehen mit Schlägen abstrafte, oder mit einem eisernen Anker auf den Schultern einen ganzen Tag lang dastehen ließ. Stroh zur Lagerstätte, Futter für das Vieh holen oder Wasser aus der Quelle schöpfen durfte Niemand eher als bis sich die Spartiaten mit allem versorgt hatten; und Knechte mit Peitschen mußten Jeden, der früher hinzutrat, davontreiben. Als Aristeides gegen solche unwürdige Behandlung freier Männer Vorstellungen machen wollte, zog Pausanias die Stirn in Falten und hatte keine Zeit ihn anzuhören.

Um so milder und gütiger erwies sich Aristeides und sein menschenfreundlicher Amtsgenosse, Kimon, gegen die Verbündeten; und so half das Eine wie das Andre in gleicher Weise dazu, daß die Führer der Griechen endlich insgeheim an Aristeides den Antrag stellten, er möge den Oberbefehl übernehmen und den Wünschen der Bundesgenossen, welche schon längst die Spartiaten gern los und zu den Athenern übergetreten wären, entgegenkommen. Aristeides gab zur Antwort: er erkenne wohl die Berechtigung und die Nothwendigkeit ihres Antrags, aber um auch ihrer Treue versichert zu sein, müsse etwas geschehn, was einen Rücktritt des großen Haufens unmöglich mache. Da verschworen sich Uliades aus Samos und Antagoras aus Chios, dem gefürchteten Gewaltherrn öffentlich eine Schmach anzuthun, und den Bruch unvermeidlich zu machen. Bei Byzanz liefen sie auf die aussegelnde Galeere des Pausanias von beiden Seiten her mit den Schiffsschnäbeln an; und als Pausanias voller Zorn aufsprang und die Drohung ausstieß: er wolle bald zeigen, daß sie nicht seinem Schiffe sondern ihren eignen Städten diesen Stoß versetzt hätten; gaben sie kühn und frei die Antwort: er solle seines Weges gehn und das Glück segnen, das ihm bei Platää beigestanden, denn blos die Achtung vor Jenem halte die Griechen noch zurück, die verdiente Rache an ihm zu nehmen.**)

Hiermit war der lange schon empfundene Zwiespalt zwischen dem Heere und seinem Führer einmal öffentlich kund gegeben, und endlich sagten sich die Bundesgenossen förmlich von Sparta los und übertrugen den Athenern die fernere Leitung des Krieges. So hatte Aristeides unvermerkt den Oberbefehl über die Griechen den Händen der Lakedämonier entwunden und an seine Vaterstadt gebracht, nicht durch offne Gewalt, durch Waffen und Schiffe, sondern durch die stille Macht der Milde und der Klugheit, wodurch er sich und seinem gleichgesinnten Mitfeldherrn die Herzen der Verbündeten gewonnen hatte. Doch zeigte sich bei dieser Gelegenheit auch Sparta's Hochsinn in ehrenwerther Weise. Denn nicht nur riefen sie den Pausanias von seinem Posten zurück, sondern, da sie an

---

*) »Der Grundsatz: daß Männer, denen die Leitung der Angelegenheiten des Staats übertragen werden soll, nicht nur die Fähigkeit besitzen, sondern auch bei der Erhaltung der bestehenden Ordnung interessirt sein müssen, ist so einleuchtend, daß die Maxime, die niedere Volksklasse von der Theilnahme an Magistraten auszuschließen, den Gesetzgebern kaum anders als zweckmäßig und selbst nothwendig erscheinen konnte. Aber, wo sie auch angenommen war, konnte sie sich selten behaupten. Wo eine Stadt aufblühte und mächtig wurde, fühlte auch das Volk sich selber mehr; und es war wohl nicht immer Schmeichelei des großen Haufens, sondern das Gefühl, es sei unmöglich es zu verhindern, welches in solchen Zeiten die Führer desselben bewog, beschränkende Gesetze aufheben zu lassen. Allerdings kann im einzelnen Falle eine solche unbeschränkte Wahlfähigkeit sehr nachtheilig werden; aber im Ganzen ist sie es vielleicht weniger als man glaubt; und auch die Beschränkungen können leicht schädlich werden. Ist es die Geburt, welche die Schranken bestimmt, muß man aus gewissen Familien sein, um zu Stellen zu gelangen, so wird dadurch dem Talent so oft der Zutritt geradezu unmöglich gemacht; und nicht selten waren gewaltsame Staatsumwälzungen die Folgen davon. Ist es das Vermögen, welches die Theilnahme gewährt, so bestimmt dieses doch an und für sich nicht die Würdigkeit. Ist es das Alter, so ist mit der reiferen Erfahrung auch nur zu oft der Mangel an Kraft verbunden.« H. L. Heeren: Ideen über die Politik, den Verkehr und den Handel der vornehmsten Völker der alten Welt. Göttingen 1826. 3. Thl. 1. Abthl. S. 216 f.

**) Doch der Mann will immer den Vorrang haben vor Allen,
Will hier Allen gebieten, von Allen als Meister erkannt sein,
Allen Befehl' austheilen, die Niemand, dünkt mich, beachtet.
Wenn der Unsterblichen Gunst zum tüchtigen Krieger ihn machte:
Stellen sie auch deswegen ihm frei, Schmähreden zu führen?

Homer's Ilias I. 287 ff. übers. von Monjé.

ihm die Erfahrung gemacht, daß die Machtfülle einen nachtheiligen Einfluß auf Sitten und Gesinnung ihrer Feldherrn übe, entsagten sie freiwillig dem Oberbefehle über die Griechen und schickten keinen Anderen an des Pausanias Stelle.

Mit dem Letzteren aber nahm es nicht lange darnach ein höchst trauriges Ende. Da man ihn nicht von Staatswegen mit einer neuen Sendung beauftragte, so nahm er auf eigene Kosten eine Galeere und begab sich ohne Genehmigung der Lakedämonier in den Hellespont unter dem Vorwande, an dem hellenischen Kriege Theil zu nehmen, in der That aber, um für die Sache des Perserkönigs zu arbeiten, wie er schon früher, als er nach der Oberherrschaft über Griechenland trachtete, versucht hatte. Denn schon damals hatte er, wie sich späterhin auswies, kriegsgefangene Anverwandte des Xerxes heimlich freigelassen und ihnen einen Brief an den König mitgegeben, worin er sich anheischig machte, ganz Griechenland unter persische Botmäßigkeit zu bringen, wogegen ihm der König seine Tochter zur Gemahlin geben solle; und der Eifer, womit Xerxes diesen Anträgen entgegengekommen war, hatte seinen Uebermuth dergestalt gesteigert, daß er die vaterländische Sitte aufgab, persische Kleidung anlegte, sich auf Reisen von persischen und ägyptischen Trabanten begleiten ließ und seine Tafel auf persische Weise einrichtete. Als er nun jetzt nach Byzanz zurückkehrte, um die durch seine Abberufung unterbrochenen Pläne wieder aufzunehmen, nöthigten ihn die Athener mit Gewalt, die Stadt zu verlassen. Gleichwohl ging er nicht nach Sparta zurück, sondern ließ sich im trojischen Gebiete nieder. Dadurch vermehrte er nur den Verdacht, welcher schon längst gegen ihn rege war. Griechische Abgeordnete brachten in Sparta die Klage an: Pausanias unterhandle mit den Persern und verweile in schlimmer Absicht auf feindlichem Gebiete; worauf die Ephoren nicht länger Anstand nahmen und ihn zum zweiten Male heimberiefen.

Er folgte dem Befehle; denn er hoffte noch durch Geld die Anklage niederschlagen zu können. Bei seiner Ankunft in Verhaft genommen, brachte er es auch wirklich bald dahin, daß er wieder loskam, indem er sich bereit erklärte, denen, die ihn vor Gericht eines Vergehens überweisen wollten, sich zu stellen. Aber man hatte noch keinen entscheidenden Beweis, worauf man eine Strafe gegen einen Mann von königlichem Geschlecht und so hohem Range rechtskräftig hätte begründen können. Selbst als etliche Heiloten auftraten mit der Angabe, Pausanias habe ihnen Freiheit und Bürgerrechte versprochen, wenn sie an dem Aufstande, den er beabsichtige, Theil nähmen und ihm eine allgemeine Umwälzung bewirken hälfen; wollte man ihnen nicht glauben und meinte noch nicht Grund zu haben, um ein außerordentliches Verfahren gegen ihn eintreten zu lassen. Denn es galt in Sparta der Grundsatz, gegen einen Spartiaten ohne unzweifelhafte Beweise nie zu rasch etwas zu verfügen, das nicht wieder gut gemacht werden könnte.

Endlich brachte ein Mann, der vormals ein Liebling und Vertrauter des Pausanias gewesen und erst jüngsthin mit Ueberbringung eines Briefes an den Perserkönig von ihm betraut worden war, den Hochverrath seines Gönners zur zweifellosen Gewißheit. Es hatte ihm nemlich die Bemerkung, daß noch keiner der früheren Boten je zurückgekehrt war, Besorgnisse erweckt. Er öffnete also den Brief, worin er einen Nebenauftrag dieser Art vermuthete, und fand wirklich darin geschrieben, daß man den Ueberbringer tödten solle. Dies bewog ihn, das Schreiben des Pausanias an die Ephoren auszuliefern, worauf man Vorkehrungen zu seiner Verhaftung traf. Als sie ihn aber auf offner Straße ergreifen wollten, merkte er ihr Vorhaben und lief eilends nach dem Tempel der „Athene vom ehernen Hause“, der in der Nähe stand, und erreichte auch glücklich die heilige Zufluchtsstätte — zu seinem Verderben. Denn so wie er das Innere des Gebäudes betreten, ließen die Ephoren die Pforten vermauern und den Tempel Tag und Nacht umlagern. Seine hochbetagte Mutter soll unter den Ersten gewesen sein, welche zu diesem grausenvollen Zwecke Steine herzutrugen. Und als nun Jener vor Hunger dem Verscheiden nahe war, führten sie ihn, um den heiligen Ort nicht mit Morde zu beflecken, noch lebend heraus, worauf er sogleich seinen Geist aufgab. Anfangs hatte man in Absicht, seinen Leichnam in die Schlucht Käadas zu werfen, wohin man die Verbrecher zu stürzen pflegte; endlich verscharrte man ihn irgendwo in der Nähe, und daselbst blieb er, bis das delphische Orakel gebot, sein Grab an den Ort in der Nähe des Tempelhofes zu versetzen, wo er gestorben war.

7. Von Aristeides ehrenvoller Armuth und gesegnetem Andenken im Tode.

Während die hoffärtige Größe des Pausanias so jähe ein schmachvolles Ende erreichte, rief das öffentliche Vertrauen den schlichten Aristeides an die Spitze des vereinten Griechenlands. Schon unter Sparta's Oberbefehl hatten die Griechen zur Fortsetzung des Krieges wider die Perser gewisse Abgaben entrichtet. Nachdem Athen die Leitung übernommen hatte, wünschte man, daß diese Verhältnisse in eine bestimmtere Ordnung gebracht und die Kriegssteuer für jeden Staat nach Recht und Billigkeit festgestellt werde. Man bat sich zu diesem Zwecke von den Athenern den Aristeides aus und gab ihm den Auftrag, Land und Einkünfte überall abzuschätzen und darnach eines Jeden Beitrag zu bestimmen. Diese Vollmacht, die ihn fast zum Alleinherrscher von ganz Griechenland erhob, übte Aristeides mit größester Gerechtigkeit und unpartheiischem Sinne. Zum Versammlungsorte der Bundesgenossen bestimmte er nicht Athen, sondern das von allen heilig gehaltene Delos. In dem berühmten Apollontempel dieser Insel als an unverletzlicher Stelle wurde die Bundeskasse niedergelegt, deren jährlicher Betrag seiner Schatzung zufolge vierhundert und sechzig Talente betrug. Sämmtliche Anordnungen des Aristeides und die eigenthümliche Milde seines Verfahrens fanden allgemeine Anerkennung; und der Ruhm seiner Verwaltung steigerte sich in dem Maaße, wie man unter seinen Nachfolgern die schwere Hand Athens immer schmerzlicher empfinden lernte. Denn späterhin wurde jene Steuer nicht nur verdoppelt und endlich gar verdreifacht, sondern auch mit unnachsichtlicher Härte eingetrieben, so daß die geknechteten Bundesgenossen an die milden Zeiten des Aristeides wie an ein goldnes Zeitalter zurückdachten.

Nach diesem Allen blieb Aristeides, der seine Vaterstadt zur Herrscherin über so viele Städte und Inseln gemacht hatte, für sich selber arm und schätzte den Ruhm seiner Armuth nicht geringer als den seiner Siegeszeichen. Dies wurde seinen Mitbürgern besonders bei folgender Gelegenheit offenbar. Kallias, ein Blutsverwandter des Aristeides, war nach der Schlacht bei Marathon durch ruchlosen Mord eines persischen Großen, welcher sich ihm mit der Bitte um sein Leben zum Gefangenen dargeboten hatte, zu großem Reichthume gekommen. Diesen Kallias klagten seine Feinde auf den Tod an, und nachdem sie die Klagpunkte gehörig entwickelt hatten, wendeten sie sich noch mit folgenden Worten an die Richter: „Ihr wisset, daß Aristeides, des Lysimachos Sohn, ein Gegenstand der Bewunderung für ganz Griechenland ist. Wie glaubt ihr wohl, daß es bei Diesem zu Hause stehe, da ihr ihn öffentlich in einem so abgeschabten Mantel einhergehen sehet? Ist es nicht wahrscheinlich, daß ein Mann, der auf der Straße friert, auch zu Hause hungere und des Uebrigen, was zum Lebensunterhalte gehört, entbehre? Und den läßt Kallias, sein Vetter, der reichste Mann in Athen, mit Weib und Kindern Mangel leiden, während er sich seiner doch so oft schon bedient und von seinem Ansehen bei euch Vortheil gezogen hat." Als nun Kallias die Richter durch diesen Vorwurf am meisten wider sich empört sah, rief er den Aristeides herbei und bat ihn, die Wahrheit dessen, was er in Hinsicht dieser Beschuldigung erwiedere, zu bezeugen. Oft genug, sagte er, und auf die dringendste Weise habe er sich gegen Aristeides erboten, seiner Dürftigkeit abzuhelfen; aber niemals habe Dieser etwas nehmen wollen, sondern entgegnet: er dürfe sich auf seine Armuth mehr zu gute thun, als Kallias auf seinen Reichthum. Denn mit dem Reichthume glaube Jeder umgehen zu können, aber Wenige gebe es, welche die Armuth mit Anstand zu ertragen wissen. Nur wer ungern arm sei, habe sich der Armuth zu schämen. Dies wurde ihm von Aristeides als der Wahrheit gemäß bezeugt, und jeder Anwesende ging mit der Empfindung hinweg, er möchte lieber arm sein wie Aristeides, als reich wie Kallias.

Diese hohe Sittlichkeit des Aristeides ist es, um derentwillen ihn Platon mit dem Ausspruche geehrt hat: unter allen für groß geltenden Athenern sei Aristeides allein achtungswerth, weil dieser die Tugend zum Ziel seines öffentlichen Lebens gemacht habe.

Als er starb, hinterließ er nicht einmal die Kosten zu seiner Bestattung. Seine dankbare Vaterstadt gab Jeder seiner beiden Töchter dreitausend Drachmen zur Mitgift; ebenso verlieh man seinem Sohne Lysimachos eine hinreichende Summe und das nöthige Ackerland zum Lebensunterhalt. Das alles geschah auf Vorschlag des Alkibiades; ja selbst einer Enkelin des Aristeides, Polykrite, wurde durch Volksbeschluß die öffentliche Speisung im Prytaneion*) gleich den olympischen Siegern und andern um den Staat verdienten Männern zuerkannt. Dies ist ein Beispiel jener Menschenfreundlichkeit und Güte, welche als ein Grundzug im Charakter der Athener um so beachtenswerther erscheint, je häufiger dieses Volk durch seinen Wankelmuth und republikanische Eifersucht gegen seine großen Männer den Vorwurf der Undankbarkeit sich zugezogen hat.**)

---

*) Das Prytaneion (Stadt- oder Rathhaus) war ein öffentliches heiliges Gebäude in allen selbstständigen Städten Griechenlands, in welchem eine gewisse Anzahl von Beamten, auswärtige Gesandte und um den Staat besonders wohlverdiente Männer ehrenhalber auf öffentliche Kosten gespeist wurden. Zu jenen zählte man auch diejenigen, welche in einem der olympischen Kämpfe den Sieg davon getragen hatten; denn für ein Verdienst um den Staat galt es, der Vaterstadt Ehre zu machen.

**) Von der natürlichen Gutmüthigkeit und Erkenntlichkeit des athenischen Volkes erzählen die Alten auch folgende ansprechende Geschichte, welcher hier wohl eine Stelle zu gönnen ist. Während des Baues am Parthenon belohnten die Athener diejenigen Maulthiere, welche dabei am fleißigsten gewesen, damit, daß man sie insgesammt in Freiheit setzte und ledig auf die Weide laufen ließ. Aber eins derselben kehrte freiwillig zur Arbeit zurück und lief unermüdlich neben den Zugthieren her, welche die Lasten den Berg hinauf zum Tempelplatze zogen, oder eilte ihnen voraus, als wollte es dieselben aufmuntern und antreiben. Dieser Anblick rührte die Athener dermaaßen, daß sie in der Volksversammlung den Beschluß faßten, das berufstreue Thier auf öffentliche Kosten bis an sein Ende zu ernähren.

Kimon.

1. Kimons Jugend und Anfänge seiner Heldenlaufbahn.

Kimon war der Sohn des marathonischen Siegers Miltiades und der Hegesipyle, der Tochter des thrakischen Königs Oloros. Miltiades wurde, wie bereits früher erzählt worden (S. 47), wegen seines verunglückten Feldzuges gegen Paros zu einer Geldstrafe verurtheilt, und als er dieselbe nicht bezahlen konnte, in das Gefängniß gelegt, worin er starb. Hierauf stellte sich, wie Etliche erzählen, der junge Kimon, damit sein Vater begraben werden könnte, freiwillig in das Gefängniß; bis Kallias, einer der reichsten Bürger in Athen, sich erbot, die dem Miltiades zuerkannte Strafe in die öffentliche Schatzkammer zu bezahlen, wofern ihm Kimon seine Schwester Elpinike zur Gemahlin gebe. Auf diese Weise gelangte Kimon wieder zur Freiheit.

Trotz dieses schönen Zuges von Kindesliebe stand Kimon in den ersten Zeiten keineswegs in gutem Rufe, sondern war als ein leichtfertiger, dem Trunk ergebener Mensch verrufen; auch fehlte ihm die den Athenern eigene Redseligkeit und Gewandtheit; im Uebrigen aber zeigte er ein edles und offnes, schlichtes und ungeschmücktes Wesen, so daß er eher für einen Peloponnesier, als für einen Athener hätte gelten können. Von Gestalt war er untadelhaft; schön von Wuchs, und seinen Kopf bedeckte ein starkes und krauses Haar. Er stand weder seinem Vater an Kühnheit noch dem Themistokles an Scharfsinn nach, war aber gerechter als beide. Sein richtiger Blick in Angelegenheiten des Krieges, noch ehe er denselben selber erprobt hatte, so wie seine Entschlossenheit zeigte sich sogleich bei dem Andringen des medischen Heeres unter Xerxes. Als damals Themistokles dem Volke vorschlug, Stadt und Land dem Feinde preiszugeben und vor Salamis eine Seeschlacht zu wagen, und alle über ein so verwegenes Unternehmen bestürzt waren, sah man den Kimon zuerst voll gutes Muthes in Begleitung seiner Freunde über den Töpfermarkt nach der Burg gehen mit einem Zügel in der Hand, um ihn der Athene zu weihen. Damit wollte er nemlich zu verstehen geben, daß unter den gegenwärtigen Umständen das Vaterland zu seiner Rettung nicht der Stärke der Rosse, sondern tapferer Seeleute bedürfe. Und nachdem er den Zügel der Göttin dargebracht, nahm er eins der im Tempel aufgehängten Schilde und stieg unter brünstigen Gebeten und Anrufung der Göttin an das Meer herab. Hierdurch flößte er nicht wenigen, die dies mit ansahen, getrosten Muth ein und wirkte seinerseits zum Gelingen dessen, was Themistokles zum Heile des Vaterlandes ersonnen hatte.

In der Schlacht selber zeichnete er sich durch Tapferkeit aus und gelangte nun in kurzem bei seinen Mitbürgern zu Gunst und Ansehn, indem viele sich ihm anschlossen und ihn ermunterten, immer so zu denken und zu handeln, wie es des marathonischen Sieges würdig sei. Und so wirkte fortan beides, der Ruhm des Vaters und das erste Gelingen der eigenen That, zu einem rühmlichen Bestreben und zur Verherrlichung seines nachfolgenden Lebens. Wie er jetzt nun auch anfing, sich der Staatsverwaltung zu widmen, empfing ihn das Volk mit offenen Armen und erhob ihn, des Themistokles bereits überdrüssig, zu den höchsten Aemtern und Ehrenstellen, indem er wegen seiner Leutseligkeit und Geradheit bei der Menge überaus beliebt war. Am meisten aber half ihm Aristeides empor, der seine herrlichen Anlagen bald wahrnahm und ihn den Ränken und der Verwegenheit des Themistokles gleichsam zum Gegner aufstellte.

2. Erste Feldherrnthaten.

Als nach der Schlacht bei Platäa die Perser Griechenland geräumt hatten, wurde Kimon als Befehlshaber der Flotte von den Athenern abgeschickt. Sie besaßen damals noch nicht die Herrschaft zur See, sondern waren noch vom Pausanias und den Lakedämoniern abhängig; aber durch Ordnung und Mannszucht, durch Muth und Eifer erregten die athenischen Bürger unter Kimons Leitung allgemeine Bewunderung. Als Pausanias späterhin sich in verrätherische Unterhandlungen mit den Barbaren einließ, den Bundesgenossen dagegen mit unerträglichem Hochmuthe begegnete und die ihm übertragene Gewalt auf das unbesonnenste und frevelhafteste mißbrauchte, wandten sich aller Herzen dem Kimon zu, und indem Dieser die Beleidigten gütig aufnahm und mit den Mißvergnügten freundschaftlich verkehrte, entzog er den Lakedämoniern unmerklich, nicht durch Waffengewalt, sondern allein durch sein leutseliges Benehmen den Oberbefehl über die verbündeten Griechen. Nachdem nun Pausanias endlich vor dem Zorne der Bundesgenossen aus Byzantion hatte entweichen müssen, segelte Kimon mit denen, die sich an ihn angeschlossen hatten, als Oberfeldherr der hellenischen Flotte nach Thrakien, wo, wie er hörte, die Perser die Stadt Eïon besetzt

hatten. Er schlug sie in einem Treffen und brachte darauf die Belagerten in solche Noth, daß sich der feindliche Feldherr aus Verzweiflung mitsammt seinen Freunden und Schätzen verbrannte. Nach Einnahme jener Stadt wies er den ganzen Landstrich, der sich durch Schönheit und Fruchtbarkeit auszeichnete, den Athenern zur Bewohnung an. Zur Belohnung für diese erfolgreiche Waffenthat erlaubten ihm seine Mitbürger zu seinem Ehrengedächtnisse drei Hermen*) auf dem Markte von Athen aufzurichten. Und dies wurde in den damaligen Zeiten für eine außerordentliche Ehre gehalten, dergleichen weder dem Miltiades, noch dem Themistokles zu Theil geworden war; und zwar rechneten die Athener deswegen diese That dem Kimon so hoch an, weil sie unter jenen Feldherren bloß zu ihrer eignen Rettung und Vertheidigung gestritten, unter diesem aber den Feinden selbst Abbruch thun konnten, deren Gebiet angriffen und Länder eroberten, worin sie sich ansiedeln konnten.

Hierauf bemächtigte sich Kimon der Insel Skyros, deren Bewohner bis dahin die griechischen Gewässer durch Seeräuberei unsicher gemacht hatten, und brachte von dort die Gebeine des alten athenischen Königs Theseus, der vor beinahe achthundert Jahren auf dieser Insel erschlagen worden, in einer prächtig ausgeschmückten Galeere nach Athen zurück. Hierdurch setzte er sich bei dem Volke in noch viel höhere Gunst und genügte zugleich dem Willen des Orakels, welches den Athenern befohlen, die Ueberreste des Theseus in die heimische Stadt zurückzuführen und ihn wie einen Halbgott zu verehren. Zur Feier dieses frohen Ereignisses stellten die Athener einen Wettkampf der tragischen Dichter an, bei welchem zum ersten Male ein Trauerspiel des damals acht und zwanzigjährigen Sophokles zur Aufführung gelangte und nach dem Urtheil Kimons und seiner Mitfeldherrn über das Stück des Aeschylos den Preis gewann.

Ein andrer junger Dichter, Namens Jon, war einst mit Kimon bei einem reichen Bürger zu Tisch und macht uns von diesem Zusammentreffen mit dem Helden des Tages folgende anziehende Mittheilung. Nach dem Trankopfer habe Kimon auf Bitten seiner Freunde nicht übel gesungen, worüber ihn alle Anwesenden gelobt hätten und gesagt, daß er weit gesitteter und gebildeter wäre als Themistokles, der sich weder auf Gesang noch Cytherspiel verstünde. Beim Zechen fiel dann, wie sich leicht denken läßt, das Gespräch auf Kimons Thaten und da man darüber verschiedener Meinung war, welche man für die vorzüglichste erklären sollte, erzählte er selbst einen seiner Streiche, den er für den gescheidesten hielt. Und das war folgender:*)

Die Bundesgenossen, welche in Byzantion und Sestos viele Barbaren zu Gefangenen gemacht hatten, trugen dem Kimon auf, die Beute zu theilen; und Dieser stellte nun die Gefangenen auf die eine und die denselben abgenommenen Kostbarkeiten auf die andere Seite. Als nun die Bundesgenossen sich beschwerten, daß eine solche Theilung sehr ungleich sei, schlug er ihnen vor, sie sollten sich den einen von beiden Theilen wählen, die Athener würden sich an dem anderen, den sie nicht wollten, genügen lassen. Jene nun nahmen für sich den Schmuck und ließen den Athenern die Gefangenen. Für jetzt freilich mußte sich Kimon wegen dieser seltsamen Theilung auslachen lassen, da die Bundesgenossen goldene Armbänder, Spangen, Ketten, Purpurmäntel und andere prächtige Kleider davontrugen, den Athenern hingegen nur nackte Sklaven zu Theil wurden, die zur Arbeit wenig taugten. Aber es dauerte nicht lange, so fanden sich die Freunde und Verwandten der Gefangenen ein und lösten alle mit großen Summen Geldes aus, so daß Kimon von dem Lösegelde seine Flotte vier Monate lang unterhalten konnte und noch dazu für Athen eine ansehnliche Menge Goldes übrig behielt.

3. Von Kimons Freigebigkeit und Unbestechlichkeit.

Kimon war in diesen Feldzügen zu großem Vermögen gelangt; aber diese Güter, welche er im Kriege den Feinden auf eine rühmliche Weise abgewonnen, verwendete er auf eine noch rühmlichere zum Besten seiner Mitbürger. Von seinen Landgütern und Gärten ließ er alle Zäune wegnehmen, damit Alle, die es bedürften, ungehindert Früchte daraus holen könnten. In seinem Hause wurde täglich eine zwar schlichte, aber doch für Viele hinreichende Mahlzeit bereitet, zu welcher jeder Arme Zutritt hatte. Ueberall begleiteten ihn zwei oder drei wohlgekleibete Jünglinge; wenn nun Kimon alte Bürger in dürftiger Kleidung antraf, so mußten Jene ihre Mäntel an dieselben vertauschen. Auch führten sie Beutel voll Geld bei sich, traten auf dem Markte zu armen Bürgern von gutem Ansehn und drückten ihnen stillschweigend einige Stücke Geld in die Hand. So durchdrungen war Kimon vom Geist der Gastfreundschaft und Menschenliebe der alten Athener, und indem er sein Haus zu einem allgemeinen Speisesaale für seine Mitbürger machte und selbst den Fremdlingen auf seinen Gütern alles, was die Jahreszeiten Gutes und Schönes hervorbringen, zum freien Gebrauche vergönnte, führte er gleichsam die in der Sage vom goldenen Zeitalter so hochgepriesene Gemeinschaft der Lebensgüter in die Wirklichkeit zurück.

Und dies waren keineswegs nur Schmeicheleien und Kunstgriffe, durch welche etwa der Pöbel gewonnen werden sollte, denn dieser Mann war übrigens durchaus aristokratisch gesinnt und der lakedämonischen Verfassung geneigt; wie er denn auch stets in Gemeinschaft mit Aristeides dem Themistokles, welcher die Volksgewalt über die Gebühr zu erweitern beflissen war, eifrigst entgegenwirkte.

Bei seiner Amtsführung hielt er sich von aller Veruntreuung rein und erwies sich bis an sein Ende in allem, was er that, durchaus uneigennützig, wovon man unter anderen auch folgendes Beispiel anführt. Ein Perser, mit Namen Rhesakes, der von seinem Könige abgefallen war, kam mit vielen Reichthümern nach Athen. Hier von falschen Angebern bedrängt, nahm er seine Zuflucht zu

*) Dies waren steinerne, nach unten spitz zulaufende Pfeiler, welche oben den Kopf des Hermes oder einer andern Gottheit, späterhin zuweilen auch die Büste einer lebenden Person trugen und, als Nachbildungen der ältesten Darstellungsweise der Götter, besonders auf den Straßen und öffentlichen Plätzen Athens zahlreich aufgestellt waren.

*) Wer erinnert sich hierbei nicht der ähnlichen, höchst ergötzlichen Situation aus der Odyssee (Ges. 14, v. 462—506.), wo Odysseus unter fremdem Namen dem Eumäos mit sichtbarem Wohlgefallen einen seiner listigen Streiche vor Troja erzählt?

Kimon und setzte, um seiner Huld sich zu versichern, vor dessen Thür zwei Schalen nieder, wovon die eine mit silbernen, die andre mit goldnen Münzen gefüllt war. Kimon lächelte, wie er dies sah, und fragte den Mann: „Willst du lieber einen Miethling oder einen Freund haben?“ und als derselbe antwortete: „Lieber einen Freund“ — entgegnete Kimon: „So nimm denn alles das wieder mit dir fort! Da ich dein Freund geworden bin, so werde ich davon Gebrauch machen, sobald ich dessen benöthigt bin.“

4. Die Doppelschlacht am Eurymedon.

Während die Athener den Kampf gegen die Perser mit großem Eifer fortzusetzen gedachten, waren die Bundesgenossen eines Krieges überdrüssig geworden, den sie, seitdem die Barbaren sie nicht weiter beunruhigten, für unnöthig hielten. Sie wünschten endlich in Ruhe zu leben und ihr Feld zu bauen, und zahlten daher zwar die ihnen zur Bestreitung der Kriegsbedürfnisse auferlegten Geldbeiträge immer noch richtig fort, wollten aber weder Schiffe mehr ausrüsten noch Mannschaften stellen. Die Gewaltmaaßregeln, welche die athenischen Feldherren gegen die Saumseligen anwendeten, machten die Herrschaft der Athener lästig und verhaßt. Kimon dagegen schlug, seitdem er zum Oberbefehl der Hellenen gelangt war, einen anderen Weg ein. Er begnügte sich, von denen, welche nicht selber Kriegsdienste thun wollten, Geld und leere Schiffe zu nehmen, und befestigte durch dieses gelinde Verfahren die Herrschaft der Athener über die übrigen Griechen nur noch mehr. Denn während nun die Bundesgenossen in Ruhe und Frieden ihren häuslichen Geschäften oblagen und in thörichter Bequemlichkeit aus tapfern Kriegern feige Ackersleute und Krämer wurden, erhielt Kimon die Athener durch beständigen Waffen- und Seedienst rüstig und stark und machte sie zu erfahrenen Kriegsleuten. So lernten die Bundesgenossen nach und nach sie fürchten und ihnen schmeicheln und wurden, ehe sie sich's versahen, aus Bundesgenossen zinsbare Unterthanen.

Auch den Großkönig hat Keiner unter allen Griechen so tief gedemüthigt und seinen Stolz erniedriget als Kimon, indem er ihn in seinem eigenen Reiche angriff und Asien von Jonien an bis nach Pamphylien herab von der persischen Streitmacht gänzlich säuberte. Als er nun vernahm, daß die Feldherren des Königs sich wiederum mit einem starken Heere und einer zahlreichen Flotte in Pamphylien festsetzten, entschloß er sich sofort, die griechischen Gewässer vor dieser neuen Macht sicher zu stellen, und ging mit zweihundert Galeeren in die See. Diese Galeeren waren schon vom Themistokles auf das beste eingerichtet worden, um sich schnell bewegen und wenden zu lassen. Kimon aber brachte noch eine höchst vortheilhafte Verbesserung an, indem er die Verdecke des Vorder- und Hintertheils durch eine Art von Brücke mit einander verbinden ließ, wodurch es möglich wurde, nicht bloß jene beiden Stellen, sondern den ganzen Bord des Schiffes mit Kriegsleuten zu besetzen und während des Treffens dem Feinde eine größere Menge von Streitern entgegenzustellen. Nachdem er alles zu einer Seeschlacht vorbereitet hatte, suchte er die feindliche Flotte an der Mündung des Eurymedon auf; überwand sie nach kurzer Gegenwehr, setzte sein siegesfrohes Heer an das Land und schlug auch trotz der Ermüdung und des bei weitem zahlreicheren Feindes nach einem hartnäckigen Gefecht das in der Nähe lagernde Landheer in die Flucht. Zweihundert Schiffe, eine große Menge Gefangener und ein mit Reichthümern aller Art angefülltes Lager belohnten die ungeheure Anstrengung dieser Doppelschlacht, durch welche Kimon an Einem Tage die Lorbeeren der Siege bei Salamis und bei Platäa auf seinem Haupte vereinte (469 vor Chr.).

Ein ansehnlicher Theil der Beute wurde von den Athenern zur stärkeren Befestigung ihrer Stadt und Häfen verwendet; ein anderer nicht geringerer fiel nach Sitte und Recht dem Feldherrn zu. Kimon nahm ihn als ein Zeugniß der öffentlichen Achtung an und verwandte seinen Reichthum auch jetzt, wie er gewohnt war, zum öffentlichen Nutzen. Er war der erste, der die Stadt mit anmuthigen Lustplätzen, woran man bald nachher so viel Geschmack fand, verschönerte; indem er den Markt mit Platanen bepflanzte und die Akademie, einen dürren und wüsten Platz, in einen reichlich bewässerten, mit schattigen Spaziergängen und mit Uebungsplätzen geschmückten Lusthain verwandelte.

5. Wie Kimon als Lakedämonierfreund aus Athen verbannt wird.

Trotz aller dieser Verdienste konnte doch auch Kimon dem Schicksale seines Vaters wie so manches anderen großen Atheners nicht entgehen. Während seiner Abwesenheit von der Heimath bekamen Ephialtes und Perikles, welcher jetzt schon zu großer Macht gelangte, freie Hand. Sie stießen die bisherige Verfassung um und richteten eine unumschränkte Volksherrschaft auf. Kimon gab bei seiner Rückkehr seinen Unwillen über diese Aenderungen unverhohlen zu erkennen und seine Gegner ließen nichts unbenutzt, um den Unwillen des Volkes gegen ihn rege zu machen. Vor allem rechneten ihm die Athener seine Neigung zu den Lakedämoniern zum Verbrechen an. Jedenfalls hatten sie derselben viel zu verdanken. Denn nur aus Achtung und Liebe zu Kimon, der wegen seines leutseligen und gefälligen Wesens in den Unterhandlungen mit den Griechen gebraucht wurde, hatten die Lakedämonier das Wachsthum Athens und seine Einmischung in die Angelegenheiten der Bundesgenossen ohne Eifersucht angesehn und ertragen. Jetzt aber, nachdem die Athener mächtiger geworden, konnten dieselben nie ohne Verdruß mehr anhören, wie Kimon bei jeder Gelegenheit Sparta über Athen erhob und besonders, wenn er seine Mitbürger tadeln oder anspornen wollte, ihnen zurief: „So handeln wenigstens die Lakedämonier nicht.“ Diejenige Beschuldigung aber, welche zu seinem Falle das meiste beitrug, hatte folgende Veranlassung.

Im Jahre 467 v. Chr. wurde das Land der Lakedämonier durch ein furchtbares Erdbeben, dergleichen sich Niemand zu erinnern wußte, heimgesucht. An vielen Stellen thaten sich tiefe Schlünde auf, etliche Gipfel des

Taygetos-Gebirges rissen sich durch die gewaltsame Erschütterung los und rollten weitum das Land verwüstend zuthal; Sparta selber stürzte gänzlich zusammen, so daß von allen Häusern nicht mehr als fünf stehen blieben; und zwanzigtausend Lakedämonier fanden unter den Trümmern ihrer Wohnungen und der stürzenden Berge den Tod.

Dieses furchtbare Geschick galt für ein Strafgericht „des Erderschütterers" Poseidon, weil man vor kurzem etliche Verurtheilte, welche sich in den Poseidontempel zu Tänaron geflüchtet, auf Befehl der Ephoren von dem Altare hinweggerissen und getödtet hatte.

Um das Unglück voll, ja unübersehbar zu machen griffen jetzt die Heiloten und Messenier mit wilder Schadenfreude über die allgemeine Verwirrung zu den Waffen, durchzogen plündernd und mordend das Land und setzten sich endlich, nachdem die klugen Maaßregeln des Königs Archidamos die Empörung an allen übrigen Punkten gedämpft hatten, in der messenischen Bergfeste Ithome fest, von wo sie in ununterbrochenen Raubzügen ihre vormaligen Herren hart bedrängten. In dieser üblen Lage sprachen die Lakedämonier die Athener um Beistand an. Ephialtes erklärte sich in der Volksversammlung auf das eifrigste dagegen: man solle einer gegen Athen feindselig gesinnten Stadt nicht unkluger Weise wieder aufhelfen, sondern das stolze Sparta in seinen Trümmern zu Jedermanns Verachtung liegen lassen. Nur Kimon widersprach einem so unedlen Ansinnen und ermahnte in einer eindringlichen Rede: „es ja nicht geschehen zu lassen, daß Griechenland lahm und Athen seines Nebengespanns beraubt werde."

Diese Rede machte auf seine Mitbürger einen solchen Eindruck, daß sie den Lakedämoniern ein Heer unter Kimons Leitung zu Hülfe schickten. Der kühne, unternehmende Muth der athenischen Krieger erweckte aber bei den Lakedämoniern bald die Besorgniß, diese unruhigen Köpfe möchten gefährliche Neuerungen vornehmen und schickten sie daher wieder zurück. Ueber diesen Schimpf wurden die Athener so erbittert, daß sie an allen, die es mit den Lakedämoniern hielten, ihren Unwillen öffentlich ausließen und Kimon selbst bald darnach durch das Scherbengericht auf zehn Jahre aus der Stadt verbannten.

Die Lakedämonier aber, welche von jeher sich auf die Belagerungskunst nicht wohl verstanden, vermochten seit dem Abzuge der Athener die Feste Ithome nicht zu gewinnen und mußten endlich im zehnten Jahre dieses sogenannten dritten messenischen Krieges den Belagerten mit Weib und Kind freien Abzug gewähren. Die Athener nahmen sich den Lakedämoniern zum Trotz dieser Vertriebenen hülfreich an und räumten ihnen die Stadt Naupaktos am korinthischen Busen ein, welche sie den ozolischen Lokrern abgenommen hatten. Diese Wohlthat wurde ihnen nachmals während ihres Krieges mit den Peloponnesiern durch die treue Anhänglichkeit der Messenier reichlich vergolten.

Als nun späterhin die Spartiaten auf dem Heimwege von einem Feldzuge gegen die Phokier sich bei Tanagra lagerten, gingen die Athener denselben entgegen, um ihnen ein Treffen zu liefern. Da fand sich auch der verbannte Kimon in voller Rüstung bei dem Heere ein, um mit seinen Mitbürgern gegen die Spartiaten zu fechten. Aber seine Gegner erhoben gegen ihn ein arges Geschrei, als habe er nur in Absicht, das Heer an die Lakedämonier zu verrathen, so daß der Rath der Fünfhundert an die Feldherren den Befehl erließ, diesen Mann durchaus nicht bei dem Heere zu dulden. Kimon entfernte sich also, bat aber zuvor seine Freunde, welche am meisten der Hinneigung zu den Lakedämoniern beschuldigt wurden, sich in der Schlacht tapfer zu halten und durch ihre Thaten von jedem Verdachte zu reinigen. Und diese Männer thaten also. Sie ließen sich seine Rüstung geben, stellten sie, als ob er selber unter ihnen gegenwärtig wäre, mitten in ihre Schaar und fielen alle zusammen, hundert an der Zahl, nach dem muthigsten Kampfe. So rechtfertigten sie sich und ihren Freund in den Augen ihrer Mitbürger und hinterließen ihnen inniges Bedauern und tiefe Reue.

Eben darum beharreten auch die Athener nicht lange bei ihrem ungerechten Zorne gegen Kimon, zumal da sie bei Tanagra (457) eine schwere Niederlage erlitten hatten und im nächsten Sommer eines Einfalles der Peloponnesier in Attika gewärtig sein mußten. Sie riefen ihn also, eingedenk all' des Guten, welches sie von ihm genossen hatten, durch einen vom Perikles abgefaßten Volksbeschluß zurück. So glimpflich verfuhr man damals noch bei öffentlichen Zwistigkeiten, so gemäßigt war man im Groll und so bereitwillig, ihn aufzugeben und einen thörichten Ehrgeiz zum Schweigen zu bringen, wenn es das Wohl des Vaterlandes erheischte.

6. Kimons letzte Heerfahrt und Tod.

Gleich nach seiner Zurückkunft machte Kimon dem Kriege ein Ende, indem er beide Staaten mit einander wieder versöhnte. Um aber dem unruhigen Ehrgeiz und der kriegerischen Thatenlust seiner Mitbürger eine andere Richtung zu geben, ließ er eine Flotte von zweihundert Galeeren ausrüsten um Cypern und Aegypten der Gewaltherrschaft der Perser zu entreißen. Wie nun schon alles in Bereitschaft war und das Heer im Begriffe stand sich einzuschiffen, kündete ein Traumgesicht dem Kimon seinen baldigen Tod an. Allein er konnte nicht mehr mit Ehren von diesem Feldzuge sich losmachen, und so ging er denn mit der Flotte unter Segel. Er überwand die aus phönicischen und kilikischen Schiffen bestehende Flotte des Perserkönigs, und unterwarf sich die meisten Städte von Cypern. Zu gleicher Zeit richtete er jetzt sein Augenmerk auf Aegypten und ging mit nichts Geringerem um, als die Herrschaft des Königs gänzlich zu vernichten, dem Themistokles zum Trotz, der sich verpflichtet hatte, bei einem neuen Kriege gegen die Hellenen als Feldherr zu dienen; und, wie man sagt, machte Themistokles eben darum seinem Leben ein Ende, weil er gegen Kimons Glück und Tapferkeit sich nichts auszurichten getraute.

Unter diesen weit ausgreifenden Kriegsplänen schickte Kimon einige Vertraute zu dem Orakel des Zeus Ammon in der libyschen Wüste; man hat nie erfahren können, über welcherlei Angelegenheiten er den Gott befragte. Auch ertheilte der Gott keine Antwort, sondern befahl den Abgesandten, sobald sie erschienen, wieder umzukehren, da sich Kimon nun selber schon bei ihm befinde. Jene gingen dann eiligst an das Meer zurück, und als sie in das

Lager der Griechen kamen, welches damals in Aegypten stand, erfuhren sie, daß Kimon todt sei.

Kimon starb während der Belagerung der cyprischen Stadt Kition 449 vor Chr. Als er merkte, daß es mit ihm zu Ende gehe, befahl er denen, die um ihn waren, unverzüglich abzusegeln und seinen Tod geheim zu halten. Dies gelang auch so gut, daß weder die Feinde noch die Bundesgenossen davon erfuhren, und so gelangten die Athener gleichsam unter Schutz und Führung ihres bereits seit dreißig Tagen verstorbenen Feldherrn glücklich heim.

Was aber mehr ist als dies: die Macht des Perserkönigs war durch die siegreichen Waffen Kimons dergestalt gedemüthiget und gebrochen, daß die Hellenen dreißig Jahre lang vor ihm in Frieden und Sicherheit lebten. Keine persische Flotte wagte sich in die griechischen Gewässer; Kleinasien stand drei Tagereisen weit landeinwärts mehr unter dem Schutze der Hellenen als unter der Botmäßigkeit der Perser, und in seinen Häfen hatte die athenische Seemacht freien Verkehr und Herrschaft. So nöthigte die Furcht den Feind, stillschweigend einen Vertrag zu halten, welchen der Stolz des Großkönigs den Anträgen Kimons verweigert hatte: und dies ist, was man den berühmten kimonischen Frieden nennt.

Drittes Buch.

---

1. Perikles.
2. Züge aus dem ersten Jahrzehend des peloponnesischen Krieges.
3. Alkibiades.
4. Lysandros.
5. Sokrates.

Bei euch, ihr hohen Säulen, laßt mich weilen,
Ihr stummen Zeugen wechselvoller Tage,
Und laßt sich mein Gemüth ergehn in Klage,
Daß nichts entrinnen mag des Schicksals Pfeilen.

Die Zeit des Glanzes saht ihr schnell enteilen,
Und was ihr dann geschaut war eitel Plage,
Kaum les' ich noch die tausendjähr'ge Sage
Des Ruhms auf euern unterbrochnen Zeilen.

Emanuel Geibel
auf der Akropolis zu Athen

Perikles.

1. Abkunft, Bildung und staatsmännischer Charakter.

Perikles stammte von väterlicher wie von mütterlicher Seite aus einem hochansehnlichen Geschlechte. Denn sein Vater war Xanthippos, der ruhmvolle Sieger bei Mykale, seine Mutter Agariste aber die Nichte jenes Kleisthenes, der die Peisistratiden vertrieben, die Gewaltherrschaft gestürzt und den Athenern eine Verfassung gegeben hatte, welche durch glückliche Vermittelung der Gegensätze Eintracht und Wohlfahrt im Staate wiederherstellte. Agariste hatte geträumt, sie habe einen Löwen zur Welt gebracht, und wenige Tage darauf gebar sie den Perikles.

In der Musik unterrichtete ihn Damon, der zugleich als ein ausgezeichneter Kenner der Beredtsamkeit und der Staatskunst auf seine Bildung großen Einfluß übte. Am meisten aber verdankte er dem Umgange mit dem berühmten Weltweisen Anaxagoras von Klazomenä, den seine Zeitgenossen „die Vernunft" nannten, entweder aus Bewunderung seines scharfsinnigen Einblicks in die Tiefen der Natur, oder weil er der Erste war, der als den Urgrund des Weltalls weder den Zufall noch die blinde Nothwendigkeit, sondern die lautere, reine, alles durchdringende und ordnende Vernunft annahm. Die Lehren dieses von ihm tiefverehrten Mannes von den überirdischen Dingen gaben seinem Geiste gleich von Anfang eine erhabene Richtung und hauchten seinem ganzen Wesen jene Würde ein, welche, mächtiger als alle Volksrednerkünste, in ihm sogleich den Ersten der Athener kundgab. Seine Rede hielt sich rein von gemeinem Witze, der nach dem Beifall der Menge hascht, niemals verzog ein Gelächter die edlen Mienen seines Angesichts, keine leidenschaftliche Bewegung störte auf der Rednerbühne den Faltenwurf seines Gewandes, Gang und Rede waren würdevoll und ruhig, kurz alles an ihm nöthigte jedermann Bewunderung und Ehrfurcht ab und konnte einen tiefen Eindruck nie verfehlen.

Diese edle, maaßvolle Haltung war nichts äußerlich Angenommenes, sondern der natürliche Ausdruck seiner großen, allem Gemeinen unzugänglichen Sinnesart. So ertrug er es einst stillschweigend, als er von einem unverschämten, nichtswürdigen Menschen den ganzen Tag lang auf offnem Markte verhöhnt und gelästert wurde; er verrichtete, ohne sich stören zu lassen, seine Geschäfte und ging am Abend gelassen nach Hause, während jener unter fortwährenden Schimpfreden ihm nachlief. An der Thürschwelle aber befahl er, da es schon dunkel geworden war, einem Diener, ein Licht zu nehmen und den Menschen nach Hause zu begleiten.

Eine andere Frucht seines Umgangs mit Anaxagoras war die, daß er durch tiefere Einsicht in das Leben der Natur und die Wirkungen ihrer Kräfte sich über den Aberglauben hinaushob, welcher viele seiner Zeitgenossen oft im entscheidenden Augenblicke muthlos machte und mit blindem Schrecken erfüllte. Als er in den ersten Jahren des peloponnesischen Krieges mit hundert und funfzig Schiffen auslief, trat plötzlich eine Sonnenfinsterniß ein, worüber alle wie vor einem unheilverkündenden Zeichen erschraken. Da hielt Perikles dem Steuermanne, der in Angst und Verwirrung dasaß, den Mantel hoch vor's Gesicht und fragte: „Ist dir das ein Schrecken oder Schreckenszeichen?" „Nein!" antwortete jener. „Nun was ist denn," fuhr Perikles fort, „zwischen dem hier und jenem dort für ein Unterschied, als daß dort etwas Größeres als mein Mantel die Verfinsterung verursacht?"

Trotz dieser ausgezeichneten Eigenschaften, die ihn nachmals eben als Staatsmann auszeichneten, hielt ihn im Anfang eine gewisse Scheu vor dem Volke von der Beschäftigung mit Staatssachen zurück. Denn seltsamer Weise erinnerte seine äußere Erscheinung an den Tyrannen Peisistratos; hochbejahrte Leute, die sich des letzteren noch recht wohl erinnern konnten, fanden seine angenehme Stimme, seine im Gespräch geläufige Zunge zum Erstaunen ähnlich. Schon das schien hinreichend, das Volk gegen ihn mißtrauisch zu machen, zumal da Reichthum, Ansehn der Geburt, einflußreiche Freunde dem Streben nach der höchsten Macht die Hand boten. Perikles fürchtete deshalb die Verbannung durch das Scherbengericht und wählte lieber den Beruf des Kriegers, in welchem er sich als ein tapferer und gefahrliebender Mann bewährte. Als aber Aristeides gestorben, Themistokles landflüchtig und Kimon durch Kriegsunternehmungen meistentheils außerhalb Griechenlands beschäftiget war, widmete sich Perikles der Staatsverwaltung. Gegen seine natürliche Neigung trat er, weil die Aristokraten bereits an Kimon ihren Führer hatten, zur Volkspartei über.

Sofort änderte er seine ganze Lebensweise. Jetzt sah man ihn in der Stadt keinen anderen Weg gehn als auf den Markt und das Rathhaus. Jede Einladung zu einem Gastmahle lehnte er ab und entsagte allen dergleichen fröhlichen Zusammenkünften und Gesellschaften, so daß er während des ganzen Zeitraums seiner vierzigjährigen Staatsverwaltung bei keinem seiner Freunde zu Gaste war, außer bei der Hochzeit seines Vetters Euryptolemos; und auch bei dieser Gelegenheit blieb er nur bis zum Trank-

opfer (welches nach griechischer Sitte gleichsam die Grenzlinie zwischen dem Mahle und dem Zechgelage bildete), und ging dann sogleich hinweg. Denn schwer ist es bei vertraulichem Umgange Ansehn und Würde zu bewahren. Darum vermied er auch allzuhäufigen Verkehr mit dem Volke, damit es seiner nicht überdrüssig werde; mischte sich nicht in jede Verhandlung, trat nicht bei jeder Gelegenheit in der Volksgemeinde als Redner hervor, sondern gab sich nur zu den wichtigsten Staatsgeschäften her, während er das Uebrige durch seine Freunde und ihm ergebene Redner besorgen ließ. Trat er dann aber auf, so geschah es mit unwiderstehlicher Beredtsamkeit. Blitz und Donner, sagte man, trage er auf seiner Zunge; und diese gewaltige Ueberlegenheit in allem, was er vornahm, erwarb ihm den Beinamen des Olympiers. Bei alle dem aber war Perikles in seinem Vortrage durchaus besonnen und bedächtig; niemals bestieg er die Rednerbühne, ohne zuvor gebetet zu haben, daß ihm ja kein Wort, welches der vorliegenden Sache unangemessen wäre, wider Willen entschlüpfe.

2. Wie Perikles die Gunst des Volkes gewinnt und Athen verherrlicht.

Das Ziel, welches Perikles, der einmal gewählten Partei gemäß von Anfang an mit aller Entschiedenheit verfolgte, war die vollständigste Entwickelung der demokratischen Verfassung, denn nur auf diesem Wege durfte er hoffen, diejenige Stellung im Staate zu gewinnen, die seiner Herrscherseele genügte. Die Mittel freilich, welche er zu diesem Zwecke anwendete, haben ihm von vielen Seiten her manchen Tadel zugezogen. Unfähig, sich selber zu erniedrigen und des reinsten Willens sich bewußt, hat er es doch nicht vermeiden können, auch das Niedrige in der Menschennatur, die Habgier und Trägheit, die Ehr- und Genußsucht der Menge in den Dienst seiner höheren Zwecke zu rufen und auf die Leidenschaften der Menge zu wirken, um durch ihre Hülfe den politischen Kampf zu entscheiden.

Anfangs hatte er dem Ansehen Kimons, der ihm als Haupt der Aristokraten gegenüberstand, entgegenzuarbeiten. Da er aber nicht reich genug war, um es diesem an großartiger Freigebigkeit gleichzuthun, so nahm er seine Zuflucht zu Spendungen aus der Staatskasse. Auf seinen Antrag erhielten die Richter, welche ihr Amt bis dahin unentgeltlich verrichtet hatten, für jede Sitzung ihre Sporteln; jeder, der die Volksversammlung besuchte, erhielt drei Obolen; ja selbst das Eintrittsgeld in das Theater wurde denen, die es verlangten, zurückgezahlt.

Nachdem er durch solche und andere Vergünstigungen sich in der Gunst des Volkes festgesetzt hatte, durfte er es wagen, das letzte und mächtigste Bollwerk, welches der unbeschränkten Volksherrschaft noch entgegenstand, zu stürzen. Durch Ephialtes, den Gehülfen seiner Pläne, brachte er den Vorschlag in die Volksversammlung: man möge die Macht des Areiopag's, zu welchem doch nicht jeder durch das Loos kommen könne, sondern nur, wer für besser gelte als jeder andre Athener, in dem Maaße beschränken, daß die Demokratie nicht gefährdet werde. Dieser Vorschlag wurde angenommen und zum Gesetz erhoben. Der Areiopag verlor die Verwaltung der wichtigsten Angelegenheiten, wohin auch die des öffentlichen Schatzes gehörte, und wurde in seinen Befugnissen dermaaßen beschränkt, daß er fortan ohne alle politische Bedeutung war.

Nur die Abwesenheit Kimons hatte diesen Sieg der Volkspartei möglich gemacht, und da er bei seiner Rückkehr seinen Unmuth über diese Vorfälle unverhohlen aussprach und noch dazu wegen der Ehrenkränkung, welche der von ihm angerathene Hülfszug nach Ithome den Athenern zuzog (s. S. 82), in Ungunst kam, so wurde es jetzt dem Perikles nicht schwer, durch das Scherbengericht sich dieses gefährlichen Gegners zu entledigen.

Um so heldenmäßiger hielt er sich in der Schlacht bei Tanagra (s. S. 82), und that sich mit Lebensverachtung vor allen Anderen hervor, indem er wohl wußte, daß er Athen seines ersten Helden beraubt hatte; und da das Volk in der gegenwärtigen bedrängten Lage mit Reue und Sehnsucht an Kimon zurückdachte, so trug er selber auf die Zurückberufung seines Gegners an, welcher denn auch nach seiner Heimkehr den Frieden zwischen Athen und Sparta wiederherstellte.

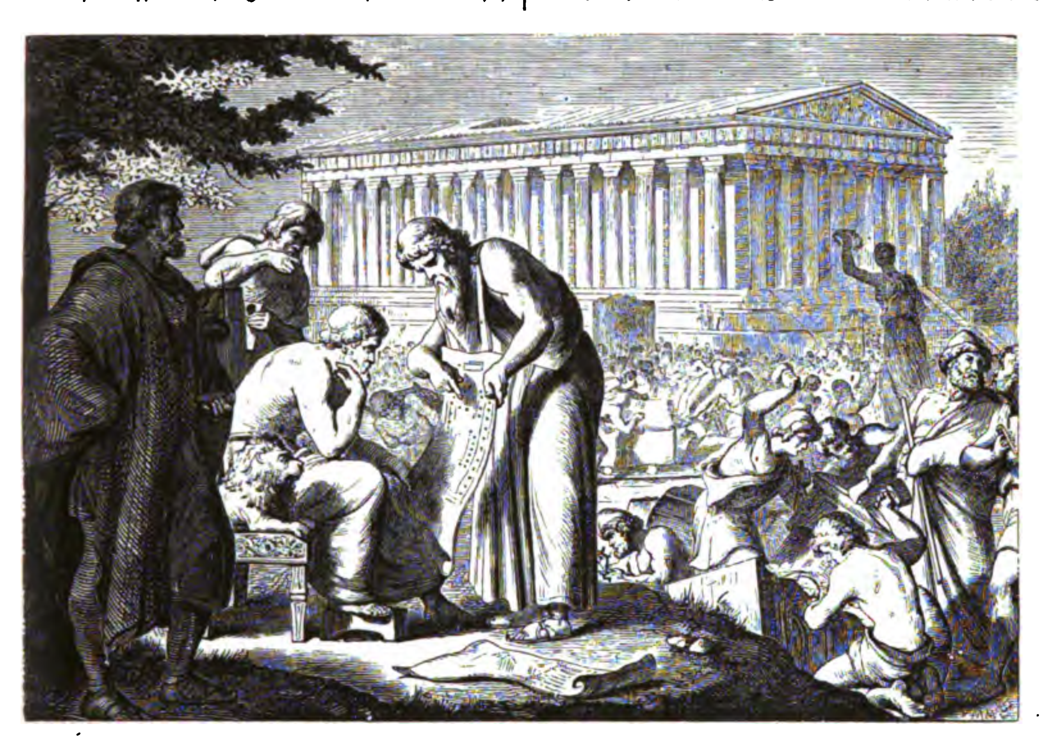
Nach Kimons Tode stand Perikles als der größte und angesehenste unter den athenischen Bürgern da, und nur um jemanden zu haben, der seiner Macht einigermaaßen eine Schranke setzte, damit sie nicht völliger Alleinherrschaft gleichkäme, stellten die aristokratisch Gesinnten ihm den Thukydides, des Milesios Sohn,*) entgegen. Zwar minder groß im Kriege als sein Vorgänger und Verwandter, war er doch ein geübterer Staats- und Geschäftsmann, der mit Geschick und Eifer den Kampf mit Perikles aufnahm und das Gleichgewicht zwischen beiden Parteien wiederherstellte. Volk und Adel standen sich jetzt schroffer und geschlossener als jemals gegenüber, und mit verdoppelten Kräften warb nun Perikles um die Gunst des Volkes. Er schenkte ihm, mit Platon zu reden, fortan den lauteren Wein der Freiheit ein, so daß es nach dem Ausdruck eines Lustspieldichters zum unbändigen Pferde wurde, das keinen Zügel mehr sich wollte gefallen lassen, Euboia biß und auf die Inseln sprang. Bald mußte ein glänzendes Schauspiel, bald ein öffentlicher Schmaus, bald ein feierlicher Aufzug, bald ein musikalischer Wettkampf das Volk ergötzen. Alle Jahre ließ Perikles sechzig Schiffe in die See gehen, auf welchen viele Bürger acht Monate lang Sold bekamen, um das Schiffswesen zu erlernen und einzuüben; und Tausende entsendete er zur Begründung neuer Niederlassungen nach Thrakien, Naxos, Andros und Italien, theils um die Stadt auf diesem Wege eines arbeitscheuen und unruhigen Haufens zu entledigen und der Nahrungslosigkeit zu steuern, theils aber auch, um auf diese Weise die athenischen Bundesgenossen durch eine Art von Besatzung unter Aufsicht zu halten.

Zu gleicher Zeit schmückte Perikles seine Vaterstadt mit einer Menge der herrlichsten Bauwerke, durch welche er Athen zu einem Wunderwerke für Mit- und Nachwelt umschuf und den spätesten Jahrhunderten ein selbstredendes Zeugniß dafür hinterließ, daß der Ruhm von Griechenlands alter Herrlichkeit keine Sage und kein Märchen

*) Der gleichnamige Geschichtschreiber war ein Sohn des Oloros.

sei. — Durch Perikles wurde Athen der Sammelplatz der ausgezeichnetsten Künstler Griechenlands. Die großartigsten Pläne, die erhabensten Aufgaben eröffneten ihren Talenten ein fast unbegrenztes Feld. Das Ganze aber leitete Pheidias, der Freund des Perikles, ein Künstler vom höchsten Range und unsterblicher Bedeutung.

Die herrlichsten Leistungen der Kunst vereinten sich in der Akropolis. Dort baute Mnesikles in fünf Jahren (437 bis 432) das Prachtthor der Propyläen auf. Eine Seitenhalle derselben schmückte der berühmte Maler Polygnotos von Thasos mit Gemälden. Im Burgraume selber wurde durch die Baumeister Iktinos und Kallikrates das Heiligthum der Schutzgöttin von Athen, das Parthenon, neu aufgebaut und nach sechzehnjähriger



Arbeit im Jahre 438 v. Chr. vollendet. Pheidias füllte die Giebelfelder dieses Wunderbaues mit den lebenvollen Werken seines Meißels. Im Innern des Tempels stand das Bild der Göttin in Gold und Elfenbein, nach dem Zeus zu Olympia das berühmteste Kunstwerk dieses Meisters. Im Burghofe hob sich ein Bild der Athene als „Vorkämpferin“ in riesenhafter Größe über alle umliegende Tempel. Auch dieses war von Pheidias und zwar aus dem Erze der marathonischen Beute gegossen. Ein anderes Denkmal der Freiheitskämpfe Griechenlands errichtete Perikles durch das Odeion, ein großes theaterähnliches Gebäude in der Nähe der Akropolis, welches für musikalische Wettspiele bestimmt war und mit seinem ringsgeneigten von Einem Giebel abhängigen Dache an das persische Königszelt erinnerte. Endlich ließ er durch Koroibos, Metagenes und Andre den prachtvollen eleusinischen Einweihungstempel aufführen, ein Bauwerk von außerordentlichem Umfange, worin sich alljährlich der von Athen nach Eleusis wallfahrende Festzug der Eingeweihten zur Feier der großen Mysterien versammelte. Was zu seiner Vollendung eine Reihe von Menschenaltern und Geschlechtsfolgen zu verlangen schien, das brachte Perikles in der Blüthezeit einer einzigen Staatsverwaltung zu Stande. Aber trotz dieser Schnelligkeit ihrer Ausführung waren alle diese Werke von so vollendeter Schönheit, daß sie auch noch der späten Nachwelt ein Gegenstand inniger Bewunderung waren und selbst noch ihre Trümmer wie von einem ewigen Frühlingshauch und nie alternder Seele durchdrungen scheinen.

Aber gerade die Aufführung dieser kostbaren Bauwerke war es, was den Perikles bei vielen seiner Zeitgenossen in Ungunst brachte und häufig Anlaß zu bitteren Klagen gab. „Die Athener,“ so rief man, „sind in Schande und üble Nachrede gerathen, seitdem man die griechische Bundeskasse unter dem Vorwande, daß man sie vor der Wegnahme durch die Barbaren sichern wolle, von Delos nach Athen gebracht. Nun aber muß Griechenland sogar das erdulden, daß die Athener mit dem, was es zur Bestreitung der Kriegskosten zusammengelegt hat, ihre Stadt vergolden und wie ein eitles Weib herausputzen; das heißt doch nichts anderes, als Griechenland auf's ärgste beschimpfen und mit offenbarer Tyrannei behandeln.“

Perikles erklärte dagegen: die Athener seien den Bundesgenossen über die Verwendung jener Gelder keine Rechenschaft schuldig, da man ihnen ja das leiste, wofür sie das Geld gezahlt hätten; Athen beschütze sie gegen die Perser und nehme den Krieg allein auf sich. Da nun die Stadt mit allen Kriegsbedürfnissen genugsam versehen sei, so verwende man billigerweise den Ueberschuß auf das, wovon man sich für die Zukunft unsterblichen Ruhm, für die Gegenwart aber allgemeinen Wohlstand versprechen könne.

So verhielt es sich in der That: die Stadt nährte sich gleichsam, indem sie sich verschönerte. Während die jüngeren Bürger im Solde des Kriegsdienstes ihren reichlichen Sold empfingen, fehlte es nun auch den Nichtkriegspflichtigen daheim weder an nützlicher Beschäftigung noch an ausreichendem Unterhalte. Alle Berufskreise, alle Gewerke und Künste hatten an jenen großartigen Bauwerken Antheil; überall regte sich eine unendliche Thätigkeit, nach allen Seiten hin vertheilte sich der Gewinn. Man brauchte Steine, Erz, Gold, Elfenbein, Eben- und Cypressenholz. Zur Verarbeitung dieser Stoffe bedurfte man: Zimmerer, Bildhauer, Steinmetzen, Schmiede, Goldarbeiter, Färber, Elfenbeinmaler, Sticker und Schnitzer; zur Herbeischaffung des Materials zu Wasser und zu Lande: Kauffahrer, Schiffer, Steuerleute, Wagner, Pferdehalter, Fuhrleute, Seiler, Weber, Sattler, Wegebahner und Bergleute. Endlich mußte auch jeder Kunst und Gewerbe noch ein besonderes Heer von Handlangern, Gesellen und Gehülfen zu Gebote stehn, und so vertheilten die mancherlei sich gegenseitig bedingenden Verrichtungen und Geschäfte Gewinn und Wohlstand, so zu sagen, an jedes Alter und an alle Stände.

Da nun gleichwohl die Gegner des Perikles ein großes Geschrei erhoben, als verschleudere er das Geld und richte den Staatsschatz zu Grunde, so stellte er in der Versammlung an das Volk die Frage: ob es denn glaube, daß wirklich viel aufgewendet worden sei? und wie man antwortete: „Ja, sehr viel!"*) erklärte er: „Nun denn, so soll der Aufwand nicht auf euch, sondern auf mich fallen; dafür aber werde ich auch meinen eignen Namen auf alle diese Werke setzen lassen." Kaum hatte er dies Wort fallen lassen, als das Volk, eifersüchtig auf seinen Ruhm, mit lautem Geschrei ihm befahl: er solle immerhin die Kosten aus dem Schatze nehmen und brauche nicht zu sparen.

Einem solchen Manne gegenüber, der alles bei dem Volke durchzusetzen im Stande war, konnte sich Thukydides nicht auf die Dauer halten. Die Spannung zwischen beiden stieg endlich auf eine solche Höhe, daß nothwendig einer von ihnen dem andern weichen mußte. Das Scherbengericht entschied. Thukydides wurde verbannt und mit ihm erlag die Partei, die er vertreten hatte.

3. Perikles auf dem Gipfel seiner Macht.

Nachdem auf solche Weise allem Zwiespalt ein Ende gemacht und der Staat wieder zur Ruhe und Eintracht gekommen war, machte Perikles sich ganz Athen und alles, was davon abhing, völlig zu eigen; die Einkünfte, die Heere, die Kriegsschiffe, die Inseln, das Meer, die große Macht über Griechen und Barbaren, die durch unterwürfige Völker gesichert, durch Bündnisse mit Königen und Fürsten befestigt war. Er war in der That Alleinherrscher, doch ließ er weislich sich nicht nach dem Namen eines solchen gelüsten. Aber von nun an war er nicht mehr derselbe Mann, fügte sich weniger den Launen des Volkes, sondern verfolgte mit fast königlicher Selbstständigkeit seine Pläne zur Wohlfahrt des Gemeinwesens. Doch leitete er das Volk meist nur in Güte durch Ueberredung und Vorstellungen, indem er mit seiner Menschenkenntniß bald die Furcht bald die Hoffnung auf die Gemüther wirken ließ, deren er sich wie zweier Steuerruder bediente, bald um dem trotzigen Uebermuthe der Menge Einhalt zu thun, bald um sie aus ihrer Niedergeschlagenheit zu erheben und zu ermuthigen. Bei ihm war die Redekunst recht, wie Platon sie nennt, eine Lenkung der Geister, welche dadurch ihr Ziel erreicht, daß sie die Neigungen und Leidenschaften, diese Saiten und Töne der Menschenseele, schicklich zu greifen und anzuschlagen versteht. Doch nicht die Stärke seiner Beredtsamkeit allein wäre vermögend gewesen, eine solche Herrschaft über die Gemüther zu üben, hätte nicht sein unbescholtener Lebenswandel, seine Reinheit von Bestechlichkeit und Habsucht ihm das allgemeine Vertrauen erworben. Denn obwohl er eine an sich schon große und reiche Stadt zur größten und reichsten machte, und selbst viele Könige und Fürsten an Macht und Ansehn weit übertraf, so hat er doch das von seinem Vater hinterlassene Vermögen nicht um eine Drachme vermehrt. Aber er verwaltete es mit Sorgfalt und Genauigkeit und traf dabei eine solche Einrichtung, die seinen übrigen Geschäften am wenigsten Zeit raubte und zugleich am sichersten schien. Er verkaufte nemlich die jährlich gewonnenen Früchte zusammen im ganzen und ließ dann alles, was der Haushalt bedurfte, auf dem Markte einzeln einkaufen. Dadurch war allem unnützen Verbrauche des Ueberflusses, wie er in reichen Häusern üblich ist, von vorn herein gewehrt; und es läßt sich begreifen, daß weder die Frauen noch die erwachsenen Söhne mit einer solchen Anordnung, bei welcher der Aufwand immer nur für einen Tag auf das gemessenste bestimmt war, sich befreunden konnten. Aber ein einziger Diener erhielt ihm diese so genau eingerichtete Haushaltung im Gange: das war Euangelos, ein Wirthschaftsgenie ohne Gleichen, oder auch — ein gelehriger Schüler des großen Perikles.

Um so freigebiger war Perikles gegen die Armen und nahm sich besonders auch seines alten Lehrers Anaxagoras an, der, über der Beschäftigung mit höheren Dingen die Bedürfnisse der niederen Natur vergessend oder verachtend, seine Ländereien unbebaut und brach hatte liegen lassen und dadurch in bittre Armuth gerathen war. Als nun aber jener einmal, von Amtsgeschäften überhäuft, des greisen Pfleglings ganz vergessen hatte, setzte sich dieser mit verhülltem Haupte in einen Winkel, um sich dem Hungertode zu überlassen. Zum Glück erfuhr es Perikles noch zur rechten Zeit, eilte voller Bestürzung zu dem Manne hin und bat ihn flehentlich sich zu erhalten, wobei er nicht sowohl ihn als sich selbst beklagte, daß er einen solchen Rathgeber bei der Verwaltung des Staats verlieren solle. Da wickelte sich der Alte aus seinem Mantel und sprach: „Ei Perikles, wer eine Lampe nöthig hat, gießt auch Oel hinein."

Als Staatsmann war Perikles größer denn als Feldherr. Doch zeichnete er sich als solcher durch Behutsamkeit aus, wiewohl es ihm auch an persönlicher Tapferkeit

*) Die Kosten der Bauwerke des Perikles mit denen des Kriegs bei Potidäa betrugen bis zum Jahre 431 vor Chr. 3700 Talente.

nicht fehlte. Nie setzte er um des eignen Ruhmes willen das Wohl des Vaterlandes auf's Spiel, und ließ sich freiwillig in keine Schlacht ein, deren Ausgang zweifelhaft war. Ginge es nach ihm — pflegte er die Bürger zu versichern — so blieben sie allezeit unsterblich. Als Tolmides, seinem Glück und Waffenruhm vertrauend, zur unschicklichsten Zeit einen Einfall in Boiotien veranstaltete und die Blüthe der waffenfähigen Jugend in sein wagehalsiges Unternehmen mit sich fortriß, suchte ihn Perikles in öffentlicher Volksversammlung davon abzuhalten und brach endlich in die denkwürdigen Worte aus: „So warte wenigstens, wenn du dem Perikles nicht glauben willst, den weisesten Rathgeber ab, die Zeit.“ Es war vergebens. Tolmides zog aus und fand wenige Tage darnach in der Schlacht bei Koroneia (445 vor Chr.) mit vielen tapfern Bürgern den Tod. Da erkannte man abermals den Perikles als einen verständigen Mann, der es mit den Bürgern gut meine, und liebte ihn um so mehr.

Unter seinen Kriegsthaten fand der Zug nach der thrakischen Halbinsel den meisten Beifall, weil er den dort wohnenden Griechen einen dauernden Schutz gegen die Anfälle der wild umherschwärmenden Thrakier gewährte. Viel Aufsehn erregte auch seine Fahrt mit hundert Kriegsschiffen um den Peloponnes herum, wobei er sich den Feinden als einen furchtbaren Gegner, den Seinen aber als einen ebenso behutsamen als unternehmenden Feldherrn bewährte.

Endlich unternahm er auch mit einer großen und glänzend ausgerüsteten Flotte einen Seezug in das schwarze Meer, wo er alle Wünsche der daselbst angesiedelten Griechen in's Werk setzte und sie mit vieler Güte behandelte, zugleich aber den umwohnenden barbarischen Völkern sammt ihren Königen und Fürsten einen ehrfurchtgebietenden Beweis gab von der Macht und Kühnheit der Athener, deren Segel sich furchtlos auf allen Meeren blicken ließen und den Ocean beherrschten.

Stolz auf solche Macht und ihr außerordentliches Glück verstieg sich jetzt das athenische Volk zu verwegenen Wünschen und abenteuerlichen Plänen. Schon dachte man auf's neue daran, Aegypten vom persischen Reiche loszureißen, ungewarnt durch den unglücklichen Ausgang einer früheren Unternehmung dieser Art. Bei vielen glimmte schon die unselige Begierde nach Sicilien, welche nachmals Alkibiades zur hellen Flamme anblies. Ja mancher ließ sich sogar von Etrurien und Carthago träumen. Perikles aber wußte diese Eroberungsgelüste zu zügeln und die unruhige Vielgeschäftigkeit seiner Mitbürger in Schranken zu halten. Dagegen verwendete er die athenische Macht am meisten auf Erhaltung und Befestigung des vorhandenen Besitzes; und wie gut er daran that, sollte sich bald zeigen.

Des Joches müde, welches Athen auf den Nacken seiner Bundesgenossen legte, und durch die oben erwähnte Niederlage des Tolmides bei Koroneia ermuthigt, versuchte zuerst Euboia den Abfall. Gleich darauf kam die Nachricht, daß auch Megara die Feindseligkeiten begonnen und der lakedämonische König Pleistonax, Pausanias Sohn, mit einem Heere an der attischen Grenze stehe. Mit funfzig Schiffen und fünftausend Mann Schwerbewaffneter brachte Perikles die Insel zur Ruhe. Der Lakedämonier aber entledigte er sich durch Bestechung des Kleandrides, welcher dem jungen Könige als Rathgeber von den Ephoren beigegeben war und denselben nun zum Rückzuge zu bereden wußte. Bei der Rechnungslegung über sein Feldherrenamt führte Perikles eine Summe von zehn Talenten unter dem Titel auf: „nothwendige Ausgaben;“ und das Volk war damit zufrieden, ohne weiter darnach zu forschen oder das Geheimniß erkunden zu wollen. Auch versichern Einige, daß Perikles Jahr für Jahr heimlich zehn Talente nach Sparta an die Häupter des Volkes geschickt habe, nicht um Frieden, sondern um Zeit zu erkaufen, damit er ungestört sich rüsten und dann den Krieg um so nachdrücklicher führen könne.

Nachdem nun zwischen Athen und Sparta ein Waffenstillstand auf dreißig Jahre geschlossen war, trug er auf einen Seezug gegen Samos an (440 vor Chr.), weil sie dem Befehle, ihre Feindseligkeiten gegen die Milesier einzustellen, keine Folge gegeben hätten. Man glaubte aber, daß er diesen Krieg vielmehr seiner Freundin Aspasia, einer gebornen Milesierin, zu Gefallen unternommen habe. Aspasia war eine schöne und geistreiche Frau, nicht blos wie andere ihres Standes, geübt in der Kunst des Gefallens, sondern eben so wissenschaftlich gebildet und staatsklug, als anmuthig und sinnig. Ihr Haus war der Sammelplatz der angesehensten und geistvollsten Männer, selbst der ernste Sokrates besuchte sie fleißig und nannte sich ihren Schüler. Mit bewunderungswürdigem Verständniß und feinem Geschmack sprach sie über Philosophie, Politik und Dichtkunst. Platon gedenkt einer sehr schönen Leichenrede, die sie zur Probe auf die bei Lechäon gefallenen Athener hielt; und manchem Staatsmanne ist ihr Umgang eine Schule der Beredtsamkeit gewesen. Perikles huldigte ihrem Geiste wie ihrer Anmuth; und nachdem er sich von seiner ersten Gemahlin, einer Verwandtin, mit welcher er nicht in gutem Einverständniß lebte, getrennt hatte, heirathete er die Aspasia und führte mit ihr die glücklichste Ehe.

Ihrem Einflusse also schrieb man, wiewohl mit Unrecht, den Krieg gegen die Samier zu. Als dieselben der Aufforderung Athens, die Milesier nicht weiter zu befehden, sondern ihre Streitsache seinem Urtheile zu unterwerfen, kein Gehör gaben, so kam Perikles mit einer Flotte vor Samos an, stürzte die dortige Oligarchie und nahm, wie viel man ihm auch Lösegeld bot, funfzig der angesehensten Männer und eben so viel Knaben als Geiseln, schickte dieselben nach Lemnos und kehrte heim.

Aber nicht lange darnach fielen die Samier, nachdem der persische Statthalter Pissuthnes ihre Geiseln heimlich in Sicherheit gebracht hatte, wieder ab und rüsteten sich zum Kriege. Perikles schlug sie in einem hartnäckigen Seetreffen, in welchem er mit vier und vierzig Schiffen siebenzig feindliche Schiffe in die Flucht schlug und belagerte nun die Stadt Samos selbst. Während er aber mit einem Theile der Schiffe der herannahenden phönicischen Flotte auf's offne Meer entgegenfuhr, machte der Philosoph Melissos einen Ausfall auf die zurückgebliebenen Belagerer und gewann einen vollkommenen Sieg. Die zahlreichen Gefangenen brandmarkte man mit einer auf die Stirn gestempelten Eule, wie sie auf den attischen Münzen zu sehen ist, zur Entgeltung dafür, daß die Athener früher ihren Gefangenen das Zeichen eines Samierschiffes *)

*) Die Eule war der Athene heilig und deshalb, so zu sagen, das Wappen der Athener. Die Samierschiffe waren an einem aufwärts gebogenen, rüsselförmigen Schnabel kenntlich.

eingebrannt hatten. So war Schimpf mit Schimpf vergolten.

Auf die Nachricht von diesem schweren Unfalle, eilte Perikles zur Hülfe herbei, überwand den Melissos und schloß die Stadt ringsherum mit einer Mauer ein, entschlossen, sie lieber durch Aufwand von Geld und Zeit als durch Wunden und Gefahren seiner Mitbürger zu erobern. Im neunten Monate mußten sich die Samier endlich ergeben. Perikles schleifte die Mauern, nahm alle Schiffe weg und legte eine schwere Geldbuße auf. Nach seiner Heimkehr veranstaltete er für die in diesem Kriege Gefallenen ein feierliches Leichenbegängniß und die Rede, welche er an ihren Gräbern hielt, fand allgemeine Bewunderung. Als er von der Rednerbühne herabstieg, empfingen ihn die Frauen und schmückten ihn wie einen Sieger im Kampfspiele mit Kränzen und Bändern. Nur Kimons Schwester Elpinike trat ihm entgegen und sprach: „Perikles, sind solche Thaten der Bewunderung und der Kränze werth? du hast so viele und wackere Bürger dem Verderben geweiht, nicht wie mein Bruder Kimon im Kriege mit Phöniciern und Medern, den Feinden Griechenlands, sondern im Vertilgungskampfe mit einer verbündeten und stammverwandten Stadt.“

Er aber war mit der Bewältigung dieser Mächtigsten unter den Joniern höchlich zufrieden. Und nicht mit Unrecht, wenn anders, wie Thukydides versichert, Athen in diesem gefahr- und entscheidungsvollen Kriege nahe daran war, seine Herrschaft zur See an die Samier zu verlieren. In sicherer Macht herrschte es jetzt über das weite Gebiet seiner Bundesgenossen von Cypern bis an das schwarze Meer, von Euboia bis nach Thrakien. Aber noch Größeres faßte der kühne Geist des Perikles in's Auge: die ganze Griechenwelt sollte sich unter dem Vorsitze Athens gleichsam zu Einem Bundesreiche vereinen. Er stellte daher den Antrag: Vertreter sämmtlicher Hellenen in Europa sowohl als in Asien und von den kleinen Städten wie von den großen zu einer Versammlung nach Athen zu berufen, um gemeinsam zu berathen über Griechenlands Tempel, welche die Barbaren zerstört, über die Opfer, die man von den Perserkriegen her den Göttern noch schuldig sei, und über das Meer, wie die allgemeine Sicherheit der Schifffahrt und der gegenseitige Friede bestehen möge. Zu diesem Zwecke wurden zwanzig Männer, die über fünfzig Jahre alt waren, ausgesendet in alle Landschaften Griechenlands. Fünf derselben beschieden die Jonier und Dorier in Asien und die Inselbewohner bis Lesbos und Rhodos; fünf bereisten die Lande am Hellespont und Thrakien bis nach Byzantion, fünf Andere wurden nach Boiotien, Phokis und den Peloponnes und von da durch Lokris in das benachbarte Epeiros bis Akarnanien und Ambrakia abgeordnet; die übrigen gingen durch Euboia zu denen am Oeta und am maleiischen Busen, zu den Phthioten, Achäern und Thessaliern, entbietend, zu kommen und theilzunehmen an den Berathungen zum Frieden und zur Vereinigung Griechenlands. Allein dieser schönste und hochsinnigste Gedanke des Perikles reifte leider nicht zur Erfüllung. Lakedämon trat seiner Ausführung entgegen, und nachdem man zuerst im Peloponnes das Anerbieten der Athener abgelehnt hatte, traten auch die übrigen Staaten nicht zusammen. Statt der Vereinigung, welche Perikles bezweckt hatte, traten die hellenischen Großmächte in immer schärferer Spannung einander gegenüber. Der große Staatsmann sprach die Weissagung: „Ich sehe den Krieg vom Peloponnes heranschreiten!“

4. Der peloponnesische Bund beschließt Krieg gegen Athen.

Athen stand auf dem Gipfel seiner Macht; aber es war schwer auf dieser schwindelnden Höhe sich zu erhalten. Die Größe Athens war allen, seinen Verbündeten nicht minder als seinen Feinden, unerträglich geworden. Der wachsende Uebermuth, der unbändige Trotz des athenischen Volkes, das Mißvergnügen seiner schwerbedrückten Bundesgenossen, der Groll Lakedämons, welches den Verlust der ersten Stimme in den Angelegenheiten Griechenlands nicht verschmerzen konnte; der immer schärfer hervortretende Zwiespalt zwischen den ionischen und dorischen Volksstämmen, zwischen den demokratischen und aristokratischen Staaten, alle diese Umstände vereinigten sich, um endlich das gesammte Griechenland in zwei feindliche Heerlager zu theilen und jenen unheilvollen Bürgerkrieg zu entzünden, welcher sieben und zwanzig Jahre lang Haß und Blutvergießen, Verwüstung und Entsittlichung über die hellenische Welt verbreitete und für den Sieger ebenso verderblich wurde als für den Besiegten.

Die Veranlassung dieses Krieges war folgende. In Epidamnos, einer illyrischen Seestadt, war ein Kampf zwischen der Volks- und Adelspartei ausgebrochen; jene gewann die Korinthier, diese die Kerkyräer zum Beistande. Die Letzteren hinwiederum, von Korinth bedrängt, schlossen mit den Athenern ein Schutzbündniß, in Folge dessen die korinthische Flotte, welche gegen Kerkyra einen Angriff machte, mit der athenischen in dem Seetreffen bei Sybota feindlich zusammentraf. Die Korinthier hatten in Makedonien auf der Landenge von Pallene eine Pflanzstadt, Potidäa, welche eine zinsbare Bundesgenossin der Athener war. Da nun diesen unter den jetzigen Verhältnissen die Treue dieser Stadt verdächtig geworden war, so verlangten sie, Potidäa solle nicht allein Geiseln liefern, sondern auch seine Mauern niederreißen und die Vorsteher fortschicken, welche sie dem Herkommen gemäß jährlich von der Mutterstadt aus erhielten. Potidäa weigerte sich diesen harten Zumuthungen zu genügen und fiel ab, indem es sich mit andern gleichgesinnten Städten verband und zugleich von Korinth und Lakedämon die Zusicherung wirksamen Beistandes erhielt. Die Athener aber schlugen das korinthische Hülfsheer und schlossen Potidäa zu Wasser und zu Lande ein. Dies geschah im Jahre 432 v. Chr.

Korinth, um seine Pflanzstadt zu retten und von Rachbegier getrieben, veranlaßte eine Bundes-Versammlung zu Sparta, zu welcher die Lakedämonier alle diejenigen einluden, welche sonst noch durch die Athener gekränkt zu sein behaupteten. Von allen Seiten her liefen Beschwerden ein. Die Megareer beklagten sich, daß die Athener sie von allen ihren Häfen und Märkten vertragswidrig ausgeschlossen hätten. Die Aegineten, welche zwar aus Furcht vor den Athenern nicht öffentlich, aber heim-

lich diese Versammlung beschickt hatten, führten bittre Klage, daß ihre Unabhängigkeit von Athen verletzt worden sei. Zuletzt traten die Korinthier auf, nachdem sie die Lakedämonier erst durch Andere zur Erbitterung hatten aufreizen lassen, und schürten das glimmende Feuer zur Flamme. Sie machten den Lakedämoniern ihre Biederherzigkeit zum Vorwurf, die ihnen nicht erlaube, die Unredlichkeit anderer früher zu argwöhnen, als bis sie in unzweideutigen Thaten sich ausspreche. Durch ihre Gleichgültigkeit sei Athen allen hellenischen Staaten über den Kopf gewachsen; und ihre Saumseligkeit gestatte jenen die frechsten Uebergriffe. „Man rühmt zwar — fuhren sie nicht ohne Bitterkeit fort — eure sichere Haltung: aber der Ruf hat die That überflügelt. Könnt ihr euch wohl mit den Athenern vergleichen? habt ihr noch nie erwogen, wie weit sie euch in allem überlegen sind? Sie sind unternehmend, rasch im Entschluß wie in der Ausführung. Ihr aber sucht nur das Bestehende zu erhalten und könnt euch auch zu dem Unvermeidlichen nur schwer entschließen. Jene sind über ihre Kräfte thatlustig und wagen selbst da, wo nichts zu hoffen steht: ihr dagegen bleibt in euern Leistungen oft hinter dem zurück, was ihr vermöchtet, und mißtrauet den sichersten Aussichten. Jene sind rastlos thätig, ihr aber langsam; jene streben mit Ungeduld in die Ferne: ihr seid die größten Heimathsfreunde. Gewinnen sie einen Vortheil, so verfolgen sie ihn so weit als möglich; erleiden sie Verlust, so wird ihr Muth darum nicht geringer. Mißlingt ein Plan, gleich werfen sie sich auf einen andern, und was sie bereits errungen haben, gilt ihnen für unbedeutend gegen das, was ihrem Unternehmen die Zukunft verspricht. Unthätigkeit dünkt ihnen nicht weniger ein Uebel als mühselige Geschäftslast. Sie sind mit einem Worte ganz dazu gemacht, weder selbst Ruhe zu haben, noch andren Menschen Ruhe zu lassen."

„Solchen Gegnern gegenüber, ihr Lakedämonier, werdet ihr bei eurem bisherigen Verfahren immer den Kürzern ziehn. Ihr liebt den ruhigen Bestand der Dinge; so überzeuget euch, daß man nur denjenigen in Ruhe läßt, von dem man weiß, daß man nicht ungestraft ihn beleidigen könne. Eure Grundsätze taugen nicht mehr für unsre Zeit; sie sind veraltet und das Neuere gewinnt immer die Oberhand. Darum sind die Athener gegen euch im Vortheil, da sie ihr Verfahren immer den veränderten Umständen anzupassen wissen. So setzet denn eurer Langsamkeit endlich eine Grenze; fasset einen angemessenen Entschluß, damit ihr uns nicht nöthiget, eine andere Bundesgenossenschaft zu suchen. Gebt eure Stammverwandten nicht ihren größten Feinden preis und haltet es eurer Anstrengungen für werth, den Peloponnes unter eurer Leitung bei derjenigen Macht zu erhalten, in welcher eure Väter ihn euch hinterlassen haben."

Dies war der Vortrag der Korinthier. Es waren aber eben damals Gesandte der Athener anderer Angelegenheiten halber in Sparta gegenwärtig, und als sie von diesen Vorträgen hörten, wandten sie sich zu den Lakedämoniern mit der Bitte, daß auch sie vor dem Volke reden dürften. Als man ihnen dies erlaubt, hielten sie einen Vortrag dieses Inhalts: „Nicht um Athen gegen die Beschuldigungen der Städte zu vertheidigen — denn die Lakedämonier sind nicht Richter über uns — sondern nur um in einer so wichtigen Sache einen übereilten Beschluß zu verhindern, haben wir das Wort erbeten. Wir müssen euch abermals — wenn es auch Manchem vielleicht nicht angenehm sein sollte — die Großthaten Athens während der Perserkriege in das Gedächtniß rufen zum Zeugniß und Beweise, was für ein Staat es sei, mit welchem ihr jetzt den Kampf aufnehmen wollt. Bei Marathon waren wir die Vorkämpfer gegen die Barbaren, bei Salamis haben wir allein der Schlacht, an welcher das Schicksal Griechenlands hing, durch die größte Zahl der Schiffe, durch die einsichtsvollsten Anführer und den unverdrossensten Eifer einen glücklichen Ausgang gegeben. Kein anderer Staat hat der Freiheit Griechenlands so große Opfer freiwillig dargebracht als der unsrige. Billig sollte darum die Herrschaft, die wir jetzt besitzen, nicht so sehr ein Gegenstand des Neides für die Hellenen sein. Sie ist uns vormals übertragen worden, als die Hellenen eines Führers bedurften, die Lakedämonier haben sie damals uns eingeräumt; jetzt können wir dieselbe nicht ohne Gefahr für unsere eigene Sicherheit wieder aus den Händen geben. Niemand wird darin etwas gegen menschliche Natur und Sitte Laufendes erkennen, daß wir diese Herrschaft angenommen, festgehalten und nach Möglichkeit erweitert haben; die dringendsten Beweggründe menschlichen Handelns: Ehre, Furcht und Vortheil, waren auch die unsern. Von jeher ist es unter den Menschen herkömmlich gewesen, daß der Schwächere von dem Mächtigen beschränkt werde. Warum will man es uns zum Verbrechen anrechnen, daß wir unsern Vortheil verfolgen? Vielmehr verdienten wir Lob, da wir gegen unsere Untergebenen gerechter verfahren, als wir nach der Macht, die wir besitzen, nöthig hätten. Stündet ihr an unserer Stelle, dann würde sich am besten zeigen, ob wir mit Mäßigung handeln oder nicht!"

„Dies geben wir euch zu bedenken, Männer Lakedämons! Ladet nicht durch Nachgiebigkeit gegen fremde Meinungen und Beschwerden euch selber ein Ungemach auf, dessen Ende Niemand absehen kann. Wir fordern euch auf, jetzt, da noch eine vernünftige Berathung für beide Theile offen steht, den Vertrag nicht zu übertreten noch die Eide zu brechen, sondern die streitigen Punkte auf rechtlichem Wege vertragsmäßig zu erledigen; wo nicht, so werden wir die Götter, welche den Meineid rächen, zu Zeugen anrufen und uns gegen euch, wenn ihr den Krieg beginnt, auf die Art, wie ihr das Beispiel gebt, zu vertheidigen wissen."

Nachdem nun die Lakedämonier die Beschwerden der Bundesgenossen gegen Athen und die Rede der Athener angehört hatten, ließen sie die Uebrigen bei Seite treten und berathschlagten für sich über den vorliegenden Gegenstand. Die Meinung der Mehrzahl vereinigte sich dahin: Athen sei im Unrecht, und man müsse baldigst zum Kriege schreiten. Der König Archidamos aber, ein verständiger und gemäßigter Mann, ergriff dagegen das Wort und sprach:

„Lakedämonier! wie ich selbst schon Zeuge von so manchem Kriege gewesen bin, so fehlt es in dieser Versammlung nicht an solchen, die, mit mir von gleichem Alter, auch dieselbe Erfahrung gemacht haben. Keiner von diesen wird den Krieg überhaupt für etwas Gutes ansehen und ein solches Ereigniß herbeiwünschen. Betrachtet

man aber den Krieg, über welchen ihr jetzt euch berathschlagt, mit Vernunft und Mäßigung, so muß er jedem doppelt bedenklich erscheinen. Unsere Macht ist zwar den Peloponnesiern und den Grenznachbarn ziemlich gewachsen. Aber gegen Männer, die ein entlegenes Land bewohnen, die überdies im Seewesen geschickt und mit allem Uebrigen auf's beste ausgerüstet sind, mit Wohlhabenheit der Einzelnen und einem reichen Schatze, mit Schiffen, Pferden, Waffen und einer Bevölkerung, wie sie in keinem andern hellenischen Lande sich findet, und die zu dem allen noch viele zinsbare Bundesgenossen haben — wie sollte man gegen solche leichthin einen Krieg unternehmen? Wie wollten wir eine solche Uebereilung rechtfertigen? worauf vertrauen? Etwa auf Schiffe? aber darin sind wir die Schwächeren. Oder auf Geldmittel? wir haben solche weder im öffentlichen Schatze, noch bringen wir sie leicht aus dem Vermögen der Einzelnen zusammen. Ein Einfall in ihr Gebiet kann ihnen nur wenig schaden, da sie viele andre Länder unter ihrer Hoheit haben und ihre Bedürfnisse zur See einführen werden. Wollen wir aber ihre Bundesgenossen zum Abfall reizen, so bedarf es dazu einer Flotte, da sie meistens Inselbewohner sind. Und gebt euch doch ja nicht der kühnen Hoffnung hin, diesen Krieg in der Kürze durch die Verwüstung Attikas zu beenden; vielmehr fürchte ich, wir werden ihn auch noch unsern Kindern als das traurigste Erbstück hinterlassen. Wer die Athener kennt, der weiß auch, daß sie bei ihrem Selbstgefühle weder ihrem Lande zu Liebe sich erniedrigen, noch als Unerfahrene durch einen Krieg sich werden schrecken lassen."

„Meine Meinung ist nicht, daß wir die Kränkungen, welche unsern Bundesgenossen widerfahren sind, gleichgültig ertragen sollen; nur dazu rathe ich, daß man sich nicht übereile. Die Langsamkeit, mit der wir zu Werke gehen, kann uns nur die Leidenschaftlichkeit und der Unverstand zum Vorwurf machen. Sie führt schneller zum Ziele als Uebereilung. Ihr allein verdanken wir den ungestörten Besitz einer freien und hochberühmten Vaterstadt; und darum sollen weder Lobsprüche noch Vorwürfe uns zu verwegenen Unternehmungen reizen und von Grundsätzen uns abwendig machen, die wir von unsern Vätern empfangen und bisher stets zu unserm Vortheile behauptet haben. So berathet euch denn mit Bedachtsamkeit! Nicht die kurze Frist eines Tages entscheide unwiderruflich über das Schicksal so vieler Menschen, über so viel Städte und Schätze und über unsere Ehre. Man schicke Gesandte nach Athen und bringe die Beschwerden vor, ohne den Krieg laut anzukündigen, doch so, daß man zu erkennen gebe, man werde sich nicht alles gefallen lassen. Auf solche Weise gewinnen wir die nöthige Frist, unsere eigene Macht zu rüsten, Bundesgenossen zu suchen, die Seemacht zu verstärken und Gelder zu beschaffen. Geben die Athener unsern Vorstellungen Gehör, so ist dies das beste; wo nicht, so können wir nach zwei oder drei Jahren, wenn unterdessen auch der Ernst unserer Kriegsrüstung sie nicht nachgiebiger machen sollte, zum Kampfe schreiten. Solchergestalt werdet ihr einen Entschluß fassen, der uns selber am vortheilhaftesten, dem Gegner aber doppelt furchtbar ist."

Diese Vorstellungen des Königs hätten bei den Lakedämoniern vielleicht Eingang gefunden, hätte nicht Sthenelaïdas, einer der Ephoren, sogleich das Wort ergriffen und durch seine Rede die kaum etwas beruhigte Leidenschaft der Versammlung wieder aufgeweckt: „Die Athener", sprach er, „haben sich selber eine lange Lobrede gehalten; aber wir haben darin nicht das geringste vernommen, was zu ihrer Rechtfertigung dienen könnte. Haben sie sich vormals gegen die Perser brav gehalten und jetzt an uns schlecht gehandelt, so sind sie doppelter Streiche werth, weil sie ihre Gerechtigkeit in Schlechtigkeit verwandelt haben. Wir aber sind noch dieselben wie damals und werden nicht dulden, daß unsern Bundesgenossen Unrecht geschehe, sondern ihnen ungesäumt rächende Hülfe bringen. Wozu noch lange Rechtsverhandlungen? Mit Worten läßt sich nicht ausgleichen, wo mit der That gesündigt ward. Und Niemand wolle uns hier belehren, daß wir, die Beleidigten, uns noch lange berathschlagen sollen. Das hätte jenen geziemt, ehe sie uns beleidigten. Entscheidet euch, ihr Lakedämonier, für das, was Spartas würdig ist, für den Krieg! Setzet dem Ehrgeize der Athener eine Grenze, und mit der Götter Hülfe lasset uns ausziehn gegen die Unterdrücker!"

So sprach er und ließ sogleich, da er selbst Ephore war, die Versammlung der Lakedämonier zur Abstimmung schreiten. Der bei weitem größte Theil trat der Meinung des Sthenelaïdas bei: der Vertrag sei durch die Athener gebrochen. Zugleich wurde beschlossen, eine allgemeine Versammlung des Bundesvereins zu berufen, um die letzte Entschließung zu fassen. Auch diese erklärte nach der Mehrzahl, die Athener seien im Unrecht, der Friede sei gebrochen, und stimmte für den Krieg. Die Lakedämonier schickten nach Delphoi mit der Anfrage: ob der Vortheil auf ihrer Seite sein werde, wenn sie den Krieg begönnen? Der Gott antwortete: wenn sie mit Nachdruck kämpften, so werde der Sieg ihnen zu Theil werden; er selbst aber werde, gebeten oder ungebeten, ihnen Beistand leisten.

5. Athen nimmt die Herausforderung Spartas an.

Nun rüsteten sich die Lakedämonier mit Eifer beinahe ein Jahr lang und forderten auch jede verbündete Stadt auf, alles Erforderliche herbeizuschaffen und die nöthigen Einrichtungen zu treffen, während von Sparta aus wiederholte Gesandtschaften nach Athen gingen, um ihre Beschwerden vorzutragen, damit, wenn diese kein Gehör fänden, der Krieg um so gerechtfertigter erscheine.

Durch die erste verlangten sie, die Athener sollten den Greuel tilgen, durch welchen ihre Schutzgöttin von den Zeiten Kylons her entheiliget sei (s. S. 25). Diese Forderung stellten die Spartiaten zwar unter dem Scheine ihrer Sorge um die Ehre der Göttin, in der That aber darum, weil Perikles, wie sie wußten, von mütterlicher Seite mit den Greuelbeladenen verwandt war. Denn setzten sie die Verbannung dieses gefürchteten Gegners durch, so hofften sie mit Athen leichter fertig zu werden; jedenfalls aber bezweckten sie damit, ihn bei seinen Mitbürgern in üblen Ruf und Ungunst zu bringen, wenn sie ihn als theilweise Ursache des Krieges ansehen müßten. Aber die Athener erwiederten auf jenes Ansinnen: die Lakedämonier

sollten erst selber den Greuel am Tempel der „Athene vom ehernen Hause“ tilgen (s. S. 77), denn dieser mußte ihnen von dem Tode des Pausanias her noch frisch im Gedächtniß stehen. Spätere Gesandtschaften brachten in Athen das Begehren vor: man solle ablassen von dem Angriffe auf Potidäa, Aegina die Unabhängigkeit gewähren, vor allem aber den Beschluß aufheben, der die Megareer von den attischen Häfen und Märkten ausschloß. Die Athener verweigerten das eine wie das andere und gaben zur Rechtfertigung ihres Verfahrens gegen Megara an: die Megareer hätten das heilige Feld angepflanzt und aus Attika entlaufene Sklaven aufgenommen. Zum letzten Male kamen von Sparta drei Gesandte nach Athen mit der einfachen Erklärung: „Die Lakedämonier wünschen den Frieden, und er wird fortbestehen, wofern Athen den Hellenen Unabhängigkeit gewährt.“ Hierauf veranstalteten die Athener eine Volksversammlung, um ein- für allemal das Ganze zu berathen und eine Antwort zu ertheilen. Es traten verschiedene Redner auf und waren getheilter Meinung; einige sprachen dafür, daß man zu den Waffen greife, andere dagegen meinten, jener Volksbeschluß dürfe kein Hinderniß des Friedens werden, man müsse ihn aufheben. Da trat auch Perikles auf und brachte durch seine Rede die Sache zur Entscheidung.

„Noch immer, ihr Athener,“ so begann er, „halte ich an der Meinung fest, daß man den Peloponnesiern nicht nachgeben dürfe. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Lakedämonier schon seit lange, besonders aber jetzt feindselige Absichten gegen uns hegen. Denn wiewohl ausdrücklich festgesetzt worden ist, daß gegenseitige Zwistigkeiten auf dem Wege gerichtlicher Entscheidung ausgeglichen werden sollen und jeder Theil im Besitze dessen, was er hat, belassen werde, so haben sie doch weder eine Rechtsverhandlung beantragt noch unsern Antrag derselben angenommen. Sie wollen lieber durch Krieg als durch Verständigung die Beschwerden erledigt wissen, und treten jetzt nicht sowohl als Beschwerdeführer, sondern wie Befehlshaber auf. Halte es daher Niemand für eine Kleinigkeit, um derentwillen wir Krieg anfangen, wenn wir jenen die Aufhebung des Beschlusses über Megara verweigern. Denn diese Kleinigkeit ist die Probe eurer Grundsätze. Gestehet ihr ihnen dieses Eine zu, so wird man euch bald Größeres auferlegen, in der Meinung, daß ihr aus Furcht nachgegeben. Widersetzt ihr euch aber mit Festigkeit, so werdet ihr jenen damit die Lehre geben, daß sie euch fernerhin mehr als ihres Gleichen behandeln müssen. Demnach bedenkt euch fernerhin, ob ihr euch jenem Ansinnen fügen wollt, oder ob wir Krieg anfangen als Männer, die unter keinem Vorwande, er sei wichtig oder unwichtig, nachgeben und furchtlos, was sie errungen haben, behaupten werden. Denn die kleinste wie die größte Forderung, welche Jemandem von seines Gleichen vor rechtlicher Entscheidung auferlegt wird, hat eine gleichsehr erniedrigende Bedeutung.“

In seinem weiteren Vortrage stellte er die Macht und Kriegsmittel der Peloponnesier und der Athener mit großer Klarheit einander vergleichend gegenüber, erwog ihre gegenseitige Wirkung und legte die Grundzüge seines Kriegsplanes vor, bei dessen genauer Beachtung sich der Sieg auf die Seite der Athener stellen müsse. Darauf begründete er folgenden Antrag: „Wir wollen die Gesandten Lakedämons mit dieser Antwort entlassen: „„Wir werden den Megareern den Zutritt zu unsern Märkten und Häfen gestatten, wofern auch die Lakedämonier Niemanden weder von uns noch von unsern Bundesgenossen aus ihrem Gebiete wegweisen. Wir wollen ferner die Unabhängigkeit der Staaten unangetastet lassen, wenn wir sie bereits beim Abschlusse des Vertrags als unabhängig behandelten und wenn auch sie ihren Städten das Recht zurückgeben, sich nach Gutdünken eine Verfassung einzurichten, die ihrem eignen, nicht dem lakedämonischen Staatsvortheile entspricht. Auch wollen wir dem Vertrage gemäß durch gerichtliche Entscheidung unter der Bedingung der Rechtsgleichheit die übrigen Beschwerden erledigen. Den Krieg wollen wir nicht anfangen, aber gegen die Angreifenden uns vertheidigen.““ Eine solche Antwort ist in gleichem Maaße gerecht als der Würde unserer Stadt entsprechend. Jedoch müssen wir uns schon jetzt sagen: unvermeidlich ist der Krieg; und jemehr wir uns freiwillig dazu entschließen, um so weniger werden wir uns von den Gegnern bedrängt sehn. Je gefahrvoller der Kampf, desto größer der Ruhm für den Staat wie für den einzelnen Bürger. Haben doch unsere Väter im Kampfe gegen die Meder mit geringeren Mitteln, ja mit Preisgebung ihres Besitzthums, mit mehr Einsicht als Glück, mit größerer Kühnheit als Macht den Barbaren zurückgeschlagen und ihre Macht zu dieser Höhe gebracht. Hinter ihnen dürfen wir nicht zurückbleiben, sondern müssen die Feinde auf alle Weise abwehren und uns bemühen, daß wir jene Macht ungeschmälert auf unsere Nachkommen vererben.“

Durch diese Rede überzeugt, daß Perikles Rath der beste sei, erhoben die Athener seinen Antrag zum Beschlusse und entließen die Gesandten mit der oben angegebenen Antwort. Damit war der gesandtschaftliche Verkehr zwischen Sparta und Athen abgebrochen. Zwar erfolgte auch jetzt noch keine Kriegserklärung, doch war es keinem mehr verborgen, daß der Krieg unvermeidlich sei.

6. Eröffnung der Feindseligkeiten.

Die Eröffnung der Feindseligkeiten ging von den Thebäern aus. Als diese nemlich voraussahen, daß es zum Kriege kommen werde, wünschten sie noch vor Ausbruch desselben sich der Stadt Platäa, mit welcher sie stets in Zwist gewesen, im voraus zu bemächtigen. So geschah es, daß im Frühlingsanfange des Jahres 431 vor Chr. ein bewaffneter Haufe von dreihundert Thebäern bei Nacht zur Zeit des ersten Schlafs die Stadt besetzte, wobei ihnen insgeheim eine Partei aristokratisch gesinnter Männer behülflich gewesen. Durch einen Herold ließen sie darauf die Bürger zu freundschaftlicher Uebereinkunft einladen, wobei sie zur Bedingung stellten, daß Platäa den Bund mit den Athenern aufgebe und in den boiotischen Städtebund eintrete. Dieser Vergleich kam zu Stande. Als aber die Platäer während desselben die geringe Anzahl der Thebäer wahrnahmen, waffneten sie sich in der Stille, durchbrachen die Zwischenwände der Häuser, um unbemerkt sich zusammenzurotten, sperrten die Straßen durch unbe-

spannte Lastwagen, die ihnen zur Verschanzung dienten, und griffen noch während der Nacht, die ihnen hierbei gut zu statten kam, die Eingedrungenen hitzig an. Zu gleicher Zeit schleuderten die Weiber und das Gesinde unter Geschrei und Wuthgeheul von den Häusern Steine und Ziegel auf die Angegriffenen; die Schaar der Thebäer wurde aus einander gesprengt und zerstreute sich durch die Straßen. In der Dunkelheit (denn der Mond stand im letzten Viertel), in dem Gewirre der engen Gassen, die noch dazu durch einen starken Regenguß kothig geworden, konnten die Fliehenden weder einen rettenden Ausgang finden, noch wirksam sich vertheidigen. Wie gehetztes Wild durch die Stadt umhergetrieben, fielen sie den Bürgern theils lebendig in die Hände, theils wurden sie im Gefechte niedergemacht oder fanden im verzweifelten Sprunge von der Mauer den Tod. Nur Wenige entkamen durch ein abgelegenes Thor, das sie mit Hülfe eines Beiles gewaltsam geöffnet hatten. Die thebäische Streitmacht, welche die Eingedrungenen im Falle des Mißlingens unterstützen sollte, war auf dem Marsche durch den angeschwollenen Asopos und die verdorbenen Wege aufgehalten worden, und als sie nun bei Platäa ankam, wurde sie durch die Drohung: man werde sofort ihre Gefangenen tödten, wofern ihrerseits irgend eine Gewaltthat geschehe, zum Rückzuge genöthigt.

Durch einen Boten war den Athenern sogleich gemeldet worden, was in Platäa vorgefallen war. Augenblicklich verhaftete man alle Boiotier, die sich in Attika aufhielten und schickte einen Herold nach Platäa mit dem Auftrage, sie möchten über die gefangenen Thebäer nichts weiteres verfügen, bis sie selber einen Beschluß darüber gefaßt hätten. Der Herold aber fand jene Leute schon nicht mehr am Leben, denn die Platäer hatten sie, hundert und achtzig an der Zahl, gleich nach dem Abzuge des thebäischen Heeres und nachdem man in der Eile alles vom Lande in die Stadt geschafft hatte, hingerichtet. Die Athener ließen nun Hülfstruppen in Platäa einrücken, brachten Lebensmittel hinein und schafften diejenigen, die zum Kriege nicht tauglich waren, nebst den Weibern und Kindern aus der Stadt.

Nachdem nun durch diesen Ueberfall einer verbündeten Stadt der Friedensvertrag augenscheinlich gebrochen war, rüsteten sich die Athener zum Kampfe. Ein Gleiches thaten die Lakedämonier und ihre Bundesgenossen. Beide Theile hatten nichts Geringes im Sinne und betrieben alle Vorbereitung mit dem größten Eifer, wie dies begreiflich ist, denn im Anfange greift man immer eine Sache viel rascher an. Im Peloponnes nicht minder als in Athen brannte die Jugend, die den Krieg noch nicht aus eigner Erfahrung kannte, vor Kampflust. Das ganze übrige Griechenland war in gespannter Erwartung, da die beiden mächtigsten Staaten jetzt gegen einander in die Schranken traten. Viele Weissagungen aus früherer Zeit tauchten jetzt in der Erinnerung wieder auf und gingen von Mund zu Mund, und mancherlei verkündeten die Orakelbeuter. Delos war kurz zuvor durch ein Erdbeben erschüttert worden, was seit Menschengedenken nicht geschehen war; und wie dieses Ereigniß, so wurde alles Andere, was von der Art sich zutrug, als ein Vorzeichen des Zukünftigen angesehen. Denn unter dem Einflusse der Furcht und bangen Erwartung steigert sich der Aberglaube im Volke.

Die öffentliche Meinung neigte sich entschieden zu den Lakedämoniern hin, zumal da diese erklärten, daß es ihnen um die Befreiung der Hellenen von der athenischen Gewaltherrschaft zu thun sei. Alle, die einzelnen Bürger sowohl als die Staaten, boten ihre ganze Kraft auf, um sie in diesem Vorhaben mit Wort und That zu unterstützen; denn jeder meinte, dem Unternehmen fehlte etwas, wenn er das Seine nicht dazu thäte. So leidenschaftlich waren die Meisten gegen die Athener eingenommen, die Einen, weil sie der Oberherrschaft derselben sich entledigen wollten, die Andern, weil sie unter dieselbe zu kommen fürchteten.

Beim Beginn des Krieges standen auf beiden Seiten folgende Staaten und Völker als Bundesgenossen. Mit Sparta hielten es alle Peloponnesier mit Ausnahme der Achäer, welche erst später beitraten, und der Argeier; ferner die Megareer, Boiotier, Lokrer, Phokier, Amprakioten, Leukadier und Anaktorier. Die Athener dagegen hatten zu Verbündeten die Platäer, die Messenier in Naupaktos, die Mehrzahl der Akarnanier, die Bewohner von Chios, Lesbos, Kerkyra, Zakynthos, den Kykladen und allen zwischen dem Peloponnes und Kreta gelegenen Inseln, außerdem noch eine große Anzahl von Städten im kleinasiatischen Griechenland, am Hellespont und in Thrakien.

Auf dem Isthmos sammelte der König Archidamos ein Bundesheer von sechzigtausend Mann. Von hier aus schickte er den Melesippos nach Athen, in der Hoffnung, er werde die Athener im Angesichte einer solchen Macht zum Nachgeben geneigter finden. Diese hatten schon früher den Vorschlag des Perikles zum Beschluß erhoben: keinen Herold mehr anzunehmen, sobald die Lakedämonier ausgerückt wären. Demnach wurde der Gesandte weder in die Stadt noch vor die Volksgemeinde gelassen noch überhaupt angehört, sondern sofort zurückgeschickt mit dem Befehle, noch an demselben Tage das attische Gebiet zu verlassen. Auch gab man ihm ein Geleite mit, damit er unterwegs mit Niemandem spreche. Als er nun an die Grenze gekommen und im Begriff war, von seinen Begleitern zu scheiden, sprach er, ehe er weiter ging, die wenigen weissagenden Worte: „Dieser Tag wird für die Hellenen der Anfang großen Unheils werden!“

Als er nun in das Lager des Archidamos zurückkam, überbrachte er diesem die Erklärung der Athener, dahin lautend: daß, wenn die Lakedämonier künftig wieder unterhandeln wollten, sie sich zuvor in ihr Gebiet zurückziehen müßten — und sogleich brach Archidamos auf und rückte mit seinem Heere in Attika ein.

7. Das erste Jahr des peloponnesischen Krieges.

Für Perikles kam dies weder unvermuthet noch traf es ihn und die Athener ohne die umfassendsten Vorbereitungen. Schon in jener Rede, durch welche er seine Mitbürger zur Aufnahme des Kampfes bewog, hatte er ihnen einen vollständigen Kriegsplan vorgelegt. Wie Themistokles, so suchte auch er die Stärke Athens in seiner Seemacht

und gründete auf sie das ganze Gebäude seiner Entwürfe: „Fallen sie mit einem Landheere in unser Gebiet ein, so greifen wir das ihre mit der Flotte an, und dann wiegt der gegenseitige Verlust nicht etwa gleich viel; denn jene haben statt der Heimath, die wir ihnen verwüsten, kein andres Land zum Ersatz, wir haben außer Attika noch Land genug theils auf den Inseln theils auf dem Festlande. Denn gewaltig ist die Macht des Meeres. Wären wir Inselbewohner, wer würde unüberwindlicher sein als wir? Diesen Fehler der Natur müssen wir also so viel als möglich ausgleichen, dadurch nemlich, daß wir unser Landgebiet aufgeben und dagegen das Meer und die Stadt behaupten. Nicht falsche Liebe zu jenem Besitzthume darf uns zu einer Entscheidungsschlacht mit den Peloponnesiern hinreißen, die uns an Zahl weit überlegen sind; denn siegen wir auch, so werden wir's in kurzem mit nicht geringeren Schaaren zu thun haben; verlieren wir aber die Schlacht, so gehen uns auch die Bundesgenossen, in denen unsre vorzüglichste Stärke beruht, verloren; denn diese werden uns nicht länger gehorchen, wenn sie uns nicht mehr zu fürchten haben. Auch dürfen wir nicht um unsre Häuser und Felder, sondern nur um unsre Personen Sorge tragen, denn jene Dinge sind nicht Herren über die Menschen, sondern die Menschen über sie. Ja! könnte ich hoffen, euch zu überreden, so würde ich rathen, ihr solltet selber hinausziehen und Land und Häuser verwüsten und so den Peloponnesiern zeigen, daß ihr um solcher Dinge willen euch ihren Befehlen nicht fügen werdet."

Um ihre Hoffnung auf den Sieg zu erhöhen, gab er ihnen einen genauen Nachweis der vorhandenen Streitkräfte und Geldmittel, worauf es bei diesem sich in die Länge ziehenden Kriege besonders ankomme. Der athenische Staat beziehe, die übrigen Einkünfte ungerechnet, von den Bundesgenossen eine jährliche Steuer von sechshundert Talenten, der Staatsschatz auf der Burg betrage sechstausend Talente an gemünztem Gelde. Außerdem sei der Werth der Weihgeschenke, der heiligen Geräthschaften, der persischen Beute u. dergl. nicht unter fünfhundert Talenten anzuschlagen; und endlich, wenn ihnen alle Mittel abgeschnitten würden, so stehe ihnen das Gold, das am Bilde der Athene angebracht worden, (an Gewicht nicht weniger als vierzig Talente geläuterten Goldes) zu Gebote. Die Zahl ihrer Schwerbewaffneten, sagte er, betrage dreizehntausend Mann ohne die sechzehntausend, die als Wachposten auf den Mauerzinnen vertheilt seien, und ohne die sonstigen Besatzungen. Die Schaar der Bogenschützen gab er auf sechzehnhundert, die Reiterei auf zwölfhundert Mann, die zur See brauchbaren Galeeren auf dreihundert an. So groß und in keinem Theile geringer war der Bestand der athenischen Macht zur Zeit, als der peloponnesische Krieg ausbrach.

Die Athener thaten, wie Perikles ihnen gerathen hatte; sie schafften vom Lande ihre Weiber und Kinder sammt all' ihrem Hausgeräth und der übrigen Habe in die Stadt; ihre Schaafe und das Lastvieh schickten sie nach Euboia hinüber und auf die nahe gelegenen Inseln. Dieser Umzug fiel ihnen, da sie von Alters her der ländlichen Lebensweise gewohnt waren, sehr schwer. Von ihren Wohnungen, die sie erst seit den Perserkriegen neu eingerichtet hatten, und den Familienheiligthümern scheidend, war es ihnen gerade so schmerzlich zu Muthe, wie wenn jeder von seiner Vaterstadt sich trennen sollte. Die Hauptstadt aber bot nur wenigen ein Unterkommen bei Freunden und Verwandten, die meisten ließen sich auf den freien Plätzen, in den Tempeln und Capellen nieder; auch auf den Thürmen der Mauern richteten sich viele ein, so gut sie konnten.

Unterdessen war das peloponnesische Heer vor der attischen Grenzstadt Oinoë angelangt und berannte sie; als aber die Besatzung derselben alle Angriffe abschlug, brach das Heer wieder auf und drang in Attika ein, achtzig Tage nach dem Vorfalle bei Platäa mitten im Sommer zur Zeit, da das Getraide in Blüthe stand. Zerstörend und verwüstend rückte Archidamos bis nach Acharnä, drei Stunden von Athen, der größten aller attischen Bezirksgemeinden, und nahm daselbst eine feste Stellung in der Hoffnung, das attische Volk werde sich die Zerstörung seines Eigenthums nicht ruhig gefallen lassen und von Rache und Ehrgefühl gestachelt ihm die Schlacht anbieten. Perikles aber ließ es nicht zu, daß man die Sicherheit des Staates einer unzeitigen Kampfbegier aufopfere. Die Bäume, sagte er, die der Feind umhaue, wüchsen bald wieder nach, aber nicht so die Menschen. Um allem Verdachte eines Einverständnisses mit dem Feinde im voraus zu begegnen, hatte er schon vor dem feindlichen Einfalle in der Volksversammlung erklärt: Archidamos sei sein Gastfreund; es könne daher geschehn, daß der Feind seine Häuser und Güter auf dem Lande verschone; in diesem Falle aber wolle er sie, damit er davon keinen Vortheil habe, dem Staate als öffentliches Gut überlassen.

Trotz dieses edlen Beispiels von Uneigennützigkeit war ein Theil der Bürgerschaft voll Unwillens auf ihn und maß ihm jetzt die Schuld von allem bei, was man zu leiden hatte. Der Anblick der Verheerung ihrer Felder dünkte ihnen, wie sich wohl denken läßt, empörend, und besonders drang die junge Mannschaft mit Heftigkeit darauf, daß man ausrücke und solches nicht dulde. Viele sangen Schimpflieder und Spottgedichte voll bitteren Hohns auf diese Kriegführung als eine Feigheit und Landesverrätherei. Die ganze Stadt war in höchster Aufregung und von keinem guten Geiste beseelt. Perikles aber hielt fest an dem Verfahren, welches er einmal als das richtige und heilsame erkannt hatte. Er sorgte dafür, daß die Stadt gehörig bewacht werde, erhielt darin, so viel ihm möglich war, die Ruhe und veranstaltete weder eine Volksversammlung noch sonstige Zusammenkunft, um zu verhüten, daß man nicht bei gemeinschaftlicher Berathung, mehr durch Leidenschaft als durch Ueberlegung geleitet, einen Mißgriff thue und ihm gegen seine Ansicht etwas abdringe. Wie ein tüchtiger Steuermann, wenn sich ein Seesturm erhebt, nachdem er alles wohlbestellt und die Segel eingezogen, seine Kunst walten läßt, ohne sich an das Weinen und Jammern der seekranken und verzagten Schiffsgesellschaft zu kehren: so befolgte Perikles bei verschlossnen Thoren und nachdem er überallhin Sicherheitswachen vertheilt hatte, unbekümmert um die Schreier und Mißvergnügten, seine eigenen Pläne. Zu Lande schickte er nur kleine Reiterschaaren aus, damit die feindlichen Vortruppen der Stadt nicht allzunahe kämen; dagegen ließ er eine Flotte von hundert Schiffen auslaufen, während er selbst daheimblieb, um die Stadt zu zügeln.

Diese Flotte mit vierzehnhundert Bewaffneten, verstärkt durch funfzig Schiffe der Kerkyräer, fuhr am Peloponnes entlang, verheerte die Küstenländer, nahm einzelne Städte und Festen hier und dort sammt der Insel Kephallenia*) und schaffte den Athenern dadurch Genugthuung für den Schaden, welchen ihnen die Peloponnesier in Attika zufügten.

Als aber Archidamos aus Mangel an Lebensmitteln und aus Besorgniß für die heimathlichen Orte wieder abzog, vertrieben die Athener die Aegineten mit Weib und Kind aus ihrer Insel, weil sie ihnen zur Last legten, an diesem Kriege hauptsächlich Schuld zu sein. Auch schien es ihnen von Wichtigkeit, diese Insel wegen der Nähe des Peloponnesos in ihren Händen zu wissen, und besetzten sie deshalb nicht lange nachher mit Ansiedlern aus ihrer Mitte. Im Spätherbste endlich unternahm Perikles selber an der Spitze eines Heeres von nicht weniger als zehntausend Schwerbewaffneten einen Rachezug gegen Megara, und damit endeten die Feindseligkeiten dieses ersten Kriegsjahres.

8. Die Todtenfeier der Athener.

Im Winter desselben Jahres fand zu Athen dem Herkommen gemäß die feierliche Bestattung derer statt, welche in diesem Kriege zuerst gefallen waren. Von dieser Todtenfeier giebt Thukydides folgende Schilderung.

Drei Tage zuvor wird ein Zelt aufgeschlagen, die Gebeine der Gefallenen werden ausgestellt und jeder bringt seinem Angehörigen, wenn er will, eine Leichengabe dar. Wenn nun die Todtenbestattung selbst stattfindet, so werden Särge von Cypressenholz auf Wagen einhergeführt, einer für jeden Volksstamm. Ein Todtenlager aber bleibt unbelegt für die Vermißten, die man bei Aufhebung der Leichname nicht gefunden hat. Jeder, der da will, er sei Stadtbewohner oder Fremder, schließt sich dem Leichenzuge an. Auch die anverwandten Frauen erscheinen wehklagend bei der Todtenfeier. Darauf werden die Leichen im öffentlichen Begräbnißplatze, der in der schönsten Vorstadt sich befindet, beigesetzt. Von jeher begräbt man dort die im Kriege Gefallenen; nur denen, welche bei Marathon fielen, wurde, weil man ihre Heldentugend für unvergleichbar erklärte, dort auch ein abgesondertes Grabmal. Wenn man sie nun mit Erde bedeckt hat, so hält ihnen ein vom Staate dazu erwählter Mann, der durch Einsicht und Ansehen dazu geeignet ist, die geziemende Lobrede. Für diese ersten Gebliebenen wurde Perikles zum Redner erwählt. Nachdem die übrigen Feierlichkeiten vorausgegangen, trat er von dem Grabmale auf eine zu diesem Zwecke errichtete Rednerbühne und hielt seinen Vortrag. Er begann mit dem Lobe der Vorfahren, welche dieses Landes Besitz durch ihre Tapferkeit frei und unabhängig auf ihre Nachkommen vererbt hätten; worauf er zu einer glänzenden Darstellung der Vortrefflichkeit des athenischen Staates überging und das Lob dieser jüngst Gefallenen anschloß, indem er sprach:

„Für ein solches Vaterland also, das sie mit Recht sich nicht rauben lassen wollten, haben diese Männer im Kampfe einen edlen Tod gefunden. Darum habe ich mich bei der Schilderung unseres Staates länger verweilt: sein Ruhm ist auch der ihrige, denn ihre und ihres Gleichen Tugenden sind es, die ihn zu solcher Größe erhoben; und wohl nur bei wenigen Hellenen möchte Wort und That so schön wie bei diesen in Einklang stehn. Ihr Lebensausgang giebt uns ein Zeugniß ihrer Mannestugend. Denn keiner von ihnen, mochte er nun im Genusse des Reichthums sich eines leichten und behaglichen Daseins erfreuen, oder in Armuth lebend erst von der Zukunft die Erfüllung seiner Wünsche erwarten, hat durch die Liebe zum Leben sich verleiten lassen, Aufschub dieses gewaltsamen Endes zu suchen, sondern begehrenswerther schien ihnen die Rache an den Feinden des Vaterlandes und solches Wagniß das Schönste. Nicht im feigen Nachgeben, sondern in tapfrer Abwehr suchten sie das Heil. Der Ungewißheit des Ausgangs stellten sie kühnes Selbstvertrauen entgegen in der Erfüllung ihrer Pflicht; und so wurden sie in einem kurzen Augenblicke auf dem Gipfel des Ruhmes mehr im Gefühle der Hoffnung als der Furcht vom Leben entbunden. Solchergestalt haben sich diese Gefallenen unsres Staates würdig erwiesen. Indem sie Leib und Leben der öffentlichen Wohlfahrt geopfert, haben sie sich selbst nie alterndes Lob und das ehrenvollste Grabmal erworben, ich meine nicht dieses, in welchem sie hier ruhn, sondern jenes, in welchem ihr Ruhm bei jeder Gelegenheit zu Wort und That bewahrt wird. Denn ausgezeichneter Männer Grabmal ist die ganze Welt, und nicht blos die Inschrift auf den Denksäulen, welche die Heimath ihnen aufstellt, verkündet ihr Verdienst, sondern auch in der Ferne lebt ihr Gedächtniß ohne Schrift und Denkstein in den Gemüthern der Menschen. Diesen sollet ihr jetzt nacheifern und in der Ueberzeugung, daß die Glückseligkeit in der Freiheit und die Freiheit auf der Tapferkeit beruhe, den Gefahren des Kriegs gegenüber nicht lässig sein.“

„So habe ich denn nach Sitte und Gebrauch das, was mir bei dieser Feier dienlich schien, geredet. Mehr als durch Worte ist den Gefallenen durch die That dieser öffentlichen Bestattung ihre Ehre zu Theil geworden. Ihre Kinder wird von nun an der Staat bis zu den Jahren der Mündigkeit aufziehen und somit ihnen sowohl als ihren Hinterbliebenen für solche Kämpfe einen nützlichen Siegeskranz darreichen. Denn in einem Staate, wo der Tugend die größten Belohnungen winken, da leben auch die trefflichsten Männer. Und nun, nachdem jeder seine Todtenklage beendet, gehet nach Hause.“

9. Die Pest in Athen.

Im nächsten Jahre, 430 vor Chr., thaten die Peloponnesier und ihre Bundesgenossen ganz wie das vorige Mal mit zwei Drittheilen ihrer Kriegsmacht einen Einfall in das attische Gebiet, welchen die Athener ihrerseits mit Verwüstung peloponnesischer Küstengegenden durch die Flotte vergalten. Auf diese Weise wären jene gewiß, wie

*) Jetzt Cephalonia genannt.

Perikles wohl berechnet hatte, des Krieges bald müde geworden, hätte nicht ein höheres Walten alle menschliche Berechnung vereitelt.

Eine Pestseuche der entsetzlichsten Art brach plötzlich unter den Athenern aus und richtete die furchtbarste Verheerung an. Diese Krankheit begann, wie man behauptet, zuerst in Aethiopien, verbreitete sich über Aegypten, Libyen und Vorderasien, zeigte sich dann auf Lemnos und endlich im Peiräeus, von wo sie später auch in die weiter landeinwärts gelegene Stadt drang. Niemand kannte ihre Ursachen, weshalb die Bewohner des Peiräeus behaupteten, die Peloponnesier hätten die Cisternen vergiftet. Die Aerzte konnten anfangs aus Unkunde der Krankheit keine Hülfe leisten, sondern wurden selber um so eher hinweggerafft, je mehr sie sich mit den Kranken zu thun machten; auch half keine andre menschliche Kunst, die man versuchte. So oft man auch Bittgänge zu den Heiligthümern that oder sich an die Orakel und andere Anstalten dieser Art wendete, so war doch alles vergeblich. Zuletzt gab man jeden Versuch der Rettung auf, weil die Größe des Uebels allen Muth und Hoffnung benahm.

Die Beschaffenheit dieser Krankheit war folgende. Ohne äußre Veranlassung kündete sie sich zuerst durch heftige Hitze im Kopfe an mit Entzündung und Röthe der Augen; Kehle und Zunge waren mit Blut unterlaufen, der Athem übelriechend, die Stimme heiser. In Kurzem warf sich die Krankheit auf die Brust, dann auf den Magen unter heftigem Husten, Erbrechen und Krämpfen. Der Körper fühlte sich von außen nicht ungewöhnlich warm an, war von röthlicher oder bläulicher Farbe und zeigte einen Ausschlag von kleinen Blasen und Geschwüren. Innerlich aber war die Hitze so heftig, daß der Kranke selbst die dünnste Bekleidung nicht ertragen konnte und am liebsten sich in kaltes Wasser stürzte. Zu gleicher Zeit quälte solche Unglückliche neben Schlaflosigkeit und Mangel an Ruhe ein unlöschbarer Durst, so daß Viele, auf die man nicht Acht gab, sich in die Cisternen warfen; die Meisten starben am siebenten oder neunten Tage, ehe sie noch ganz entkräftet waren, an innerlichem Brande hin; oder es warf sich, wenn sie diesen Zeitpunkt überdauerten, die Krankheit auf den Unterleib, worauf daselbst starke Geschwüre ausbrachen und die Leidenden in Folge übermäßiger Entleerung ein Opfer der Entkräftung wurden. Viele von denen, welche noch gerettet wurden, kamen nur mit Verlust der äußersten Gliedmaaßen, der Zehen oder Fingerspitzen, oder mit Erblindung der Augen davon, oder es befiel sie, nachdem sie genesen waren, plötzlich völlige Gedächtnißschwäche, so daß sie sich selbst und ihre Angehörigen nicht mehr kannten. An den Todten aber machte man die überraschende Wahrnehmung, daß Raubvögel und vierfüßige Thiere, welche sonst menschliche Leichname angreifen, keinen der Leiber, deren viele unbegraben umherlagen, auch nur anrührten, oder wenn sie davon fraßen, starben.

So lange diese Pest herrschte, kam in Athen keine der gewöhnlichen Krankheiten vor; und wo dies geschah, gingen sie bald in jene über. Es gab kein einzelnes bestimmtes Heilmittel, von dem man sich eine entscheidende Hülfe versprechen konnte; denn was dem Einen heilsam war, das schadete dem Andern. Keinerlei Leibesbeschaffenheit vermochte der Krankheit Widerstand zu leisten; sie raffte alle, die Starken wie die Schwachen, ohne Unterschied dahin; auch bei der sorgsamsten Wartung und nach welcher Heilart auch immer man den Kranken behandelte. Hierzu kam noch, daß jeder, sobald er sich krank fühlte, von unabwendbarer Niedergeschlagenheit ergriffen, sich selbst vernachlässigte und alle Hoffnung auf Rettung aufgab; wer aber mit einem Kranken in Berührung kam, der war verloren; einer wurde durch die Pflege des andern angesteckt, so daß die Menschen wie Schaafe hinstarben. Dieser Umstand verursachte den stärksten Menschenverlust. Denn da man aus Furcht einander sich nicht nähern wollte, so starben die Kranken ohne Pflege und Beistand. Kein Freund besuchte den andern, oder er wurde ein Opfer seines Ehrgefühls und Diensteifers. Selbst die nächsten Angehörigen wurden, betäubt von dem Uebermaaße des Unglücks, zuletzt der Klage um die Sterbenden überdrüssig. Am meisten fühlten die Genesenen Mitleid mit diesen Unglücklichen, sowohl weil sie die Leiden derselben aus Erfahrung kannten, als auch weil sie ohne Gefahr den Kranken sich nähern konnten; denn niemals trat ein tödtlicher Rückfall ein.

Außer den vorhandenen Leiden bedrängte die Athener die Anhäufung der Menge der Landleute in der Stadt, und dieser Umstand steigerte die Folgen der Pest in mehr als einer Hinsicht zu einer noch furchtbareren Höhe. Denn da bei dem Mangel an Wohnungen die Hereingekommenen zur Sommerszeit in dumpfigen Hütten zusammengedrängt waren, so starb alles durch einander weg. Sterbende lagen einer auf dem andern, und so blieben auch ihre Leichname liegen. Halbtodte wälzten sich auf den Straßen und bei allen Brunnen umher, um ihren Durst zu löschen. Die Tempelhallen waren voll von Todten. Denn von der Größe ihres Unglücks überwältigt, lernten die Menschen Göttliches wie Menschliches in gleichem Maaße gering achten. Alle Gebräuche, die man sonst bei Begräbnissen zu beobachten pflegte, geriethen in Unordnung. Man begrub, so gut es eben anging, oft an fremden und verbotenen Begräbnißstätten, weil die eignen nicht mehr zureichten. Manche suchten denen, welche einen Scheiterhaufen errichtet hatten, zuvorzukommen, legten ihre Todten darauf und zündeten den Holzstoß an; Andere warfen, während eine Leiche verbrannt wurde, diejenige, welche sie trugen, dazu und eilten um das Weitere unbekümmert davon.

So gab die Seuche außer dem sonstigen Jammer und Elend auch die erste Veranlassung zu immer weiter greifender Gesetzlosigkeit und löste fast alle Bande der Zucht und Ordnung. Ungescheut ging man der Befriedigung seiner Gelüste nach und überließ sich dem zügellosesten Genusse, da Leben und Vermögen dem Menschen nur auf so kurze Frist vergönnt schien. Niemand hatte Lust für das, was gut und edel, ein Opfer zu bringen, da es ungewiß schien, ob er nicht vor Erreichung seines Zweckes hinweggerafft wäre. Was aber dem Genuß des Augenblickes diente, das galt für gut und nützlich. Keine Furcht vor den Göttern und kein menschliches Gesetz stellte der Willkür der Verzweiflung eine Schranke. Denn jene zu ehren oder nicht, schien völlig gleichgültig, da man Gute und Böse demselben Verderben anheimfallen sah; was aber die Verbrechen betraf, so dachte keiner so lange noch zu leben, bis ihn die Strafe erreichte, oder sie schien gering im Vergleich mit dem grausamen Strafgerichte, das unentrinnbar über seinem Haupte schwebte.

10. Perikles letzte Geschicke.

Als nun somit Krieg und Seuche zugleich die Athener hart bedrängte, wurden sie anderes Sinnes und gedachten mit den Lakedämoniern zu vertragen. Auch schickten sie wirklich einige Gesandte ab; da diese aber nichts ausrichteten und die Athener in ihrer Noth sich nicht mehr zu rathen wußten, wurden sie im höchsten Grade gegen Perikles erbittert, gleich einem Fieberkranken, der an Leib und Seele gequält sich an seinem Arzt und Pfleger vergreift. Ueber alles, was Perikles mit Bewilligung des Volkes vorgenommen hatte, fällte die Schmähsucht ein unglimpfliches Urtheil. Nur aus persönlicher Abneigung gegen die Megareer, die der Aspasia zwei Dienerinnen entwendet hätten, oder, wie andere behaupteten, aus Furcht vor dem ungünstigen Ausgange etlicher gegen ihn erhobener Anklagen habe er diesen unheilvollen Krieg entzündet; und auch an der Seuche sei Niemand anders Schuld als er, der die Masse des Landvolks in die Ringmauern geworfen habe und die Menschenmenge zu nichts zu gebrauchen wisse, sondern wie Stallvieh eingesperrt sich unter einander anstecken lasse, ohne irgend eine Abhülfe oder auch nur Erleichterung aufzufinden.

Als nun Perikles wahrnahm, wie unwillig seine Mitbürger mit ihrer gegenwärtigen Lage waren, veranstaltete er eine Volksversammlung in der Absicht, ihren verzagten Sinn zu ermuthigen und die erbitterten Gefühle zu beschwichtigen. Diesmal aber gelang es ihm nicht, den Sturm zu beschwören und die Blicke von der traurigen Gegenwart auf eine bessere Zukunft abzulenken. Kurz darnach wurde er durch Volksbeschluß seines Feldherrenamtes entsetzt und zu einer Geldstrafe verurtheilt.

Dieser einstweilige Ruhestand war für sein öffentliches Leben und Wirken nicht unvortheilhaft, denn wie die Biene mit dem Stiche den Stachel, so ließ das Volk sein Zürnen auf ihn. Aber seine häusliche Lage war sehr traurig. Sein ältester Sohn Xanthippos, dessen verschwenderischer Sinn an der Genauigkeit des Vaters einen unwillkommenen Zügel fand, trat zu den Feinden des Perikles über und gab ihn durch verleumderische Mittheilungen aus seinem häuslichen Leben dem öffentlichen Gelächter preis. Dieser undankbare Sohn starb an der Pest und blieb unversöhnlich gegen seinen Vater bis an's Ende. Auch verlor Perikles damals seine Schwester und die meisten seiner Anverwandten und Freunde, worunter auch diejenigen, die ihm bei seinen Staatsgeschäften die wichtigsten Dienste geleistet hatten. Aber bei all' diesem Unglücke verleugnete er nicht die edle Haltung und die Größe seiner Seele. Hatte er dem Unglimpf und der Anfeindung stillschweigend eine gelassene Stirn gezeigt, so sah man ihn jetzt selbst am Grabe seiner Angehörigen nicht trauern und weinen, bis ihm der Tod auch den Letzten seiner rechtmäßigen Söhne, Paralos, entriß. Hier aber brach seine Kraft zusammen. Zwar wollte er auch jetzt noch seinem Charakter treu bleiben und seine Seelengröße bewahren; als er aber dem Todten den Kranz aufsetzte, überwältigte ihn der Schmerzensanblick so, daß er laut aufschluchzte und in einen Strom von Thränen ausbrach, dergleichen er in seinem Leben noch nie gethan hatte.

Bald genug machten die Athener die Erfahrung, daß einer der Feldherren und Redner, die sie im Groll und Widerwillen gegen Perikles statt seiner an die Spitze der Staatsverwaltung gestellt hatten, genugsames Ansehn und Willenskraft besitze, um den Anforderungen eines so hohen Amtes in solcher Zeit zu genügen. Es währte nicht lange, so wurde von allen Seiten das lebhafte Verlangen laut, Perikles wieder auf der Rednerbühne zu sehn und die Leitung der Kriegesangelegenheiten in seiner Hand zu wissen. Von Alkibiades und den übrigen Freunden bewogen, trat er demnach um des Vaterlandes willen aus der Zurückgezogenheit, der er sich trauernd überlassen hatte, hervor und übernahm von neuem das Feldherrenamt und die Leitung aller Staatsgeschäfte. Kurz darnach aber befiel ihn die Pest, nicht mit der jähen Heftigkeit wie Andere, sondern in Gestalt einer schleichenden, langwierigen, vielfach wechselnden Krankheit, welche allmählig seine Lebenskraft verzehrte und selbst die Stärke seines Geistes wankend machte. Denn was das Letztere betrifft, so erzählt Theophrast, er habe in jenen Tagen einem ihn besuchenden Freunde ein Amulet, das ihm die Frauen umgehangen hatten, vorgezeigt, um zu beweisen, wie schlimm es um ihn stehe, da er selbst solche Thorheit dulde.

Als er nun schon im Sterben lag und die angesehensten Männer der Stadt um sein Lager versammelt waren, redeten sie unter einander von der Größe seiner Verdienste und zählten seine Thaten und die Menge der Trophäen auf, deren er in seinem Feldherrenleben nicht weniger als neun zu Ehren der Stadt errichtet hatte. Solches redeten sie zu einander in der Meinung, daß der Sterbende bereits in besinnungslosem Zustande nichts mehr davon höre. Er hatte aber alles vernommen, erhob noch einmal seine Stimme und sprach: „Mich verwundert, daß ihr nur dessen rühmend von mir gedenket, was theils auf Rechnung des Glückes kommt, theils schon vielen andern Feldherren gelungen ist. Das Schönste und Hauptsächlichste aus meinem Leben ließet ihr unerwähnt: kein athenischer Bürger hat um meinetwillen ein Trauerkleid angelegt.“

Perikles starb zwei Jahre sechs Monate nach dem Ausbruche des peloponnesischen Krieges, 429 vor Chr. Der Gang der nachfolgenden Ereignisse ließ die Athener diesen größten und uneigennützigsten ihrer Staatsmänner bald schmerzlich vermissen. Vergebens sah man sich unter den nunmehrigen Volkshäuptern nach einem Manne um, der wie Perikles mit hohem Selbstgefühle so viel Mäßigung und mit Güte des Herzens einen so großartigen Charakter vereinte. Selbst diejenigen, denen sein alles um sich her verdunkelndes Ansehn unerträglich gewesen, mußten jetzt eingestehn, daß Griechenland nie seines Gleichen gehabt; und die verhaßte Gewalt, die er besessen hatte, vormals als Alleinherrschaft und Tyrannei verschrieen, erschien jetzt als das, was sie gewesen: als rettende Schutzwehr des Staates. Sein überwiegender Einfluß und Geltung hatte in Unmacht und Dunkelheit die große Zahl der Schlechten darniedergehalten, welche sich nun der öffentlichen Angelegenheiten bemächtigten und durch ihr Uebergewicht den Staat in unheilbares Verderben rissen. Seine anerkannte Einsicht und furchtlose Freimüthigkeit hatte den großen Haufen in Schranken gehalten und mit Besonnenheit geleitet. Und wie richtig sein Blick in die Zukunft gewesen, das zeigte sich im Verlaufe des Krieges immer deutlicher.

Denn er hatte erklärt: wofern die Athener während des Krieges sich ruhig verhalten, ihre Sorgfalt auf die Seemacht richten, ihr Gebiet nicht durch Eroberungen vergrößern und die Stadt selbst nicht durch unzeitige Kampfbegier auf's Spiel setzen würden, so würden sie Sieger bleiben. Nach seinem Tode thaten sie von dem allen das Gegentheil; sie ließen sich in allerlei Staatsunternehmungen ein, die den Krieg nichts angingen, die nur den ehrgeizigen und gewinnsüchtigen Zwecken Einzelner dienten, das Wohl des Gemeinwesens aber den größten Gefahren aussetzten. Weil kein Eigennutz noch selbstsüchtiges Gelüsten die Klarheit seines Geistes trübte und an seinen Unternehmungen Antheil hatte, darum hatte Perikles allezeit das Vaterland wohl berathen.

Züge aus dem ersten Jahrzehend des peloponnesischen Krieges.

1. Nikias und Kleon.

Nach dem Tode des Perikles fand der gewöhnliche Gegensatz von Aristokratie und Demokratie, welcher in der großen, allbeherrschenden Persönlichkeit jenes Staatsmannes gleichsam seine Versöhnung gefunden hatte, wiederum seine gesonderten Vertreter in Nikias und Kleon. Letzterer erlangte sogleich nach des Perikles Hintritt durch die Gunst des Volkes die höchste Geltung; jener dagegen kam besonders durch die Unterstützung der Vornehmen und Reichen empor, denen sich je länger je mehr alle Gemäßigten und Gutgesinnten anschlossen, da man einzig in ihm den Mann erkannte, welcher den verderblichen Umtrieben und verwegenen Uebergriffen der Volksschmeichler einigermaaßen das Gegengewicht halten konnte.

Ernst und würdig in seiner Erscheinung, rechtschaffen von Gesinnung, wohlwollend, besonnen und bedachtsam, war er des Vertrauens seiner Mitbürger werth. Aristoteles giebt ihm das schöne Zeugniß, daß er wie wenige eine wahrhaft väterliche Liebe zum Volke gehabt. Doch fehlte ihm zum Parteihaupte Selbstvertrauen und Entschlossenheit. Im Kriege fast immer glücklich und daher zu schnellem Ruhme gelangt, war er doch von Natur ängstlich und schüchtern. Schwierigen und zweifelhaften Unternehmungen wich er gern aus, und wo er dies nicht konnte, verfuhr er mit der allergrößesten Vorsicht; woher es kam, daß er an allen jenen großen Unglücksfällen, welche damals den athenischen Staat trafen, nicht den geringsten Antheil hatte, hingegen fast alle seine Heerfahrten mit Ausnahme der letzten, die er jedoch widerrathen und nur nothgebrungen übernommen hatte, von glücklichem Erfolge bekrönt wurden. Nie aber schrieb er die rühmlichen Thaten, die er verrichtet hatte, seiner Geschicklichkeit oder Tapferkeit zu, sondern dem Beistande des Glückes und der Götter, so daß er dem Neide einen Theil seines Ruhms freiwillig aufopferte.

Gottesfurcht und Aberglaube hatten an ihm gleichen Antheil. Täglich opferte er den Göttern; aber es fand sich auch allezeit in seinem Hause ein Wahrsager vor, welchen er theils über öffentliche zumeist aber über seine eigenen Angelegenheiten, besonders wegen seiner Silberbergwerke, befragte. Er besaß nemlich in Laurion viele Silbergruben, von denen er beträchtliche Einkünfte bezog, deren Bearbeitung aber mit mancherlei Gefahren verknüpft war. Seine Aengstlichkeit war maaßgebend für sein öffentliches wie für sein häusliches Leben. Aus Furcht vor den Sykophanten*) ging er nie bei einem seiner Mitbürger zu Gast, nahm auch an keiner Unterhaltung oder Gesellschaft Antheil, sondern leistete auf alle dergleichen Erholungen gänzlich Verzicht. Als Feldherr blieb er bis in die Nacht hinein in der Kriegskanzlei; in der Rathsversammlung war er immer der Erste, der da war, der Letzte, der hinwegging. In seinem Hause aber war er schwer zugänglich, da er sich meist in seinen Zimmern eingeschlossen hielt. Statt seiner besorgten Freunde und Vertraute die Geschäfte mit denjenigen, welche bei ihm Zutritt begehrten, und baten um Verzeihung, daß Nikias sich ihnen nicht persönlich widmen könne, da er auch noch daheim mit dringenden Staatsgeschäften überhäuft sei.

Wenn nun gleichwohl seine Schüchternheit den Bürgern nicht verborgen blieb und sogar in den öffentlichen Lustspielen öfter scharf bespöttelt wurde, so schadete dies doch keinesweges seinem Ansehn, sondern hob ihn vielmehr in der Gunst der Menge. Seine ängstliche Furcht vor Angebern galt für etwas Populäres, indem man darin Ehrfurcht vor dem souverainen Volke zu erblicken meinte. „Denn der große Haufe," sagt Plutarch, „fürchtet die, die ihn verachten, und erhebt die, so ihn fürchten. Ihm gilt es für eine Ehre, nicht verachtet zu werden."

Die meisten Freunde erwarb sich Nikias durch seinen Reichthum, welcher nicht sowohl wie bei Perikles, Kimon und andern reichen Athenern in Landgütern und Ländereien, als in baarem Gelde und einer Menge von Sclaven bestand. Bittende und Empfangende bildeten daher häufig seine Umgebung. Denn er gab ohne Unterschied sowohl denen, die ihm schaden konnten, als denen, die eines besseren Looses werth waren. Für Schelme war seine Furchtsamkeit, für Rechtschaffene seine Menschenliebe der Schlüssel zu seinen Schätzen.

Wie er nun solchergestalt mit seinem Reichthume den Bedürfnissen der Einzelnen zu Diensten stand, so machte er auch für öffentliche Zwecke in einer Weise Gebrauch davon, welche ganz geeignet war, ihm den Beifall des kunstsinnigen Volkes von Athen zu erwerben. Dies war nemlich die verschwenderische Freigebigkeit, mit welcher er,

*) Durch ein solonisches Gesetz war in Attika wegen der Armuth des Landes die Ausfuhr von Feigen und Früchten überhaupt (mit Ausnahme des Oels) bei strenger Strafe verboten. Derjenige, welcher einen Uebertretungsfall dieser Art zur Anzeige brachte, hieß ein Sykophant (Feigenanzeiger). Nachmals bezeichnete man mit diesem Namen jeden böswilligen, gewinnsüchtigen oder verleumderischen Angeber, was wir heutigen Tages einen Denuncianten nennen. Die Zahl derselben wuchs seit der Zeit des Perikles mit der Entartung des öffentlichen und häuslichen Lebens der Athener.

so oft er von seinem Stamme zum Choregen bestellt wurde, die Chöre in Schauspielen und festlichen Aufzügen ausstattete, oder als Gymnasiarch*) die Anstellung öffentlicher Kampfspiele besorgte. Bei solchen Gelegenheiten übertraf er an glänzender und geschmackvoller Einrichtung alle seine Vorgänger sowohl als auch seine Zeitgenossen und trug jedesmal nach dem Urtheile der dazu bestellten Richter über die Andern den Sieg davon.

Kleon, das Haupt der Volkspartei und als solches der stete Gegner des Nikias, stand an Geistesgaben wie an sittlichem Werthe tief unter seinem Nebenbuhler, aber durch die leidenschaftliche Gewaltsamkeit seines Charakters war er ihm an Geltung und Einfluß meist überlegen. Die Lustspieldichter nennen ihn spottweis „den Gerber", weil er eine Lederfabrik besaß, die er durch seine Sclaven betreiben ließ. Er war ein Mensch von wilder Gemüthsart und rohen Sitten, verleumderisch, frech und unverschämt, ein Prahler sonder Gleichen trotz alles Mangels an wirklichem Muthe und staatsmännischer Befähigung, aber gleichwohl ein Liebling des großen Haufens, des athenischen Demos, von welchem seine ganze Persönlichkeit gleichsam nur ein Abbild war. Mit großer Geschicklichkeit wußte er sich in alle Launen des Volkes zu fügen, indem er zu jedem übereilten Beschlusse desselben die Hand bot, seiner Eitelkeit schmeichelte und seiner Gewinnsucht häufig Gelegenheit gab, sich einen mühelosen Vortheil zu verschaffen. Auch ihm diente sein Reichthum zur Förderung seiner politischen Zwecke; aber er war freigebig im Dienste der eigenen Habsucht. Das Volk ließ sich von ihm leiten, ohne ihn zu achten. Sein Beispiel schadete in gleichem Maaße den guten Sitten, als seine politische Thätigkeit durch rastloses Aufstacheln der Leidenschaft und des blinden Eifers das Volk zu den verderblichsten Beschlußnahmen fortriß und dem Staate eine Menge von Unglücksfällen bereitete. Dem Perikles war die Rednerbühne eine heilige Stätte gewesen, auf der kein unschickliches Wort fallen und die man nie ohne Gebet betreten müsse, Kleon verbannte auch von dort alle Anständigkeit. Er war der Erste, der bei seinen Vorträgen an das Volk aus vollem Halse schrie, den Mantel abriß, sich an die Hüften schlug und mitten in der Rede hin und wieder lief, wodurch er andere Staatsmänner zu jener Leichtfertigkeit und Vernachlässigung des Schicklichen verleitete, welche nicht lange darnach alle Staatsgeschäfte in Verwirrung brachte. Denn schon zu dieser Zeit wurde durch die Art, wie er öffentliche Angelegenheiten behandelte, der Ernst verdrängt, welcher einem über das Wohl des Staates sich berathenden Volke geziemt. Wenn der schwermüthig-ernste, ahnungsvolle Nikias gleichsam die tragische Rolle im athenischen Staatsleben darstellte, so war Kleon so zu sagen die lustige Person. Oft unterhielt er seine Hörer mit Schwänken und Neuigkeiten; man ließ sich seinen Leichtsinn und seine Tollheiten gefallen, um damit Scherz zu treiben. So hatte er einst das Volk bei einer öffentlichen Versammlung schon eine geraume Zeit auf sich warten lassen; endlich erschien er — mit einem Kranze auf dem Kopfe und bat ohne Umschweif: man möge die heutige Versammlung auf morgen verschieben. „Denn — sagte er — heute habe ich keine Zeit, da ich Gastfreunde bewirthen will und den Göttern geopfert habe." Die Athener lachten, standen auf und gingen aus der Versammlung.

Bei alle dem war Kleon im Bewußtsein seiner eigenen Nichtswürdigkeit von unduldsamer, tückischer Natur. Gefährlich war es, seine Rache gegen sich herauszufordern, und wie gefürchtet er darum unter seinen Mitbürgern war, mag man aus folgendem Beispiele entnehmen. Aristophanes, der ausgezeichnetste Lustspieldichter des Alterthums, hatte unter dem Titel: „die Ritter" eine Komödie verfaßt, in welcher er den Kleon unter der Spottgestalt eines paphlagonischen Sclaven in Diensten des als Person auftretenden athenischen Volkes dem öffentlichen Gelächter preisgab. Aber kein Maskenmacher wagte es, das Bild des rachsüchtigen Machthabers zu diesem Zwecke zu verfertigen*), kein Schauspieler wollte die allzuerkennbare Rolle übernehmen, bis sich der kecke Dichter selber entschloß, bei der Aufführung dieses Stückes ohne Maske blos mit bemaltem Gesicht sie darzustellen. In seinen staatsmännischen Maaßregeln ließ sich Kleon ebenso sehr von blinder Ueberschätzung Athens als von wüthendem Hasse gegen Sparta leiten. Daher war er der eifrigste Gegner gegenseitiger Verständigung und Versöhnung; so lange Kleon lebte, war zwischen den kriegführenden Staaten kaum eine Waffenruhe, viel weniger ein Friedensabschluß möglich. Das gewaltsamste Verfahren war ihm immer das liebste, und so oft die Athener in der Behandlung abtrünniger Bundesgenossen oder besiegter Feinde seinem Rathe folgten, entfernten sie sich immer weiter von der ihnen ursprünglich eigenen Menschlichkeit und Milde.

Dies ist der Charakter jener beiden Männer, denen auf eine geraume Zeit hin die Leitung des athenischen Staates vertraut war; aber das Schicksal ist dem Letzteren hülfreicher gewesen, sein Vaterland zu verderben, als dem Ersteren, es zu beglücken.

2. Mytilenes Abfall und Züchtigung.

Schon vor dem Ausbruche des peloponnesischen Krieges waren die Lesbier damit umgegangen, von den Athenern abzufallen und in den Bund der Peloponnesier einzutreten. Während sie aber noch die dazu nöthigen Anstalten trafen, wurde den Athenern ihr Vorhaben angezeigt, welche indeß solchen Anschuldigungen anfangs kein Gehör gaben, indem der Wunsch, daß es nicht so sein möchte, den Glauben in ihnen nährte, daß es nicht so sei. Denn die Lesbier waren

*) Beide oben erwähnte Aemter, die Choregie und Gymnasiarchie, gehörten zu den sogenannten Leiturgien oder öffentlichen Dienstleistungen, zu denen jeder Bürger, welcher drei Talente oder mehr an Steuercapital in Vermögen hatte, so oft ihn die Reihe traf, verpflichtet war, oder die er auch freiwillig übernehmen konnte. Die Choregie bestand in Besorgung, Einübung und Ausstattung des Chors für die Tragödien, Komödien, öffentlichen Festzüge und dergl.; der Gymnasiarchie lag die Gestellung, Besoldung und Beköstigung der Wettkämpfer zu einem Feste, die Ausschmückung des Kampfplatzes u. s. w. ob; beides nur auf eigene Kosten. Eine dritte Art der Leiturgien war die Trierarchie oder freiwillige Ausrüstung eines Kriegsschiffes (Triere) zum Besten des Staates.

*) Jede Rolle in den Schauspielen der Griechen wurde stets in einer Maske dargestellt, welche für dieselbe besonders angefertigt wurde und dem Charakter der handelnden Person gemäß war.

im Besitz einer ansehnlichen Flotte und einer noch ungeschwächten Macht, während die Athener durch die Pest und den Krieg bereits starke Verluste erlitten hatten, so daß sie es nur ungern zu einem Bruche mit jenen kommen ließen. Als aber die Anzeichen eines bevorstehenden Abfalls gar zu deutlich redeten, und die Aufforderung an die Lesbier, ihre Rüstungen einzustellen, ohne Erfolg waren, wurden die Athener ernstlich besorgt und beschlossen, ihnen zuvorzukommen. Eine athenische Flotte erschien plötzlich (428 vor Chr.) vor Mytilene, der Hauptstadt auf Lesbos, schloß sie von der Seeseite her ein und errichtete zwei feste Lager zu beiden Seiten der Stadt.

Unterdessen hatten die Gesandten der Mytilenäer zu Olympia die förmliche Aufnahme ihrer Stadt in den peloponnesischen Bund bewirkt und die Zusage eines kräftigen Beistandes erhalten. Dies reizte die Athener zu den außerordentlichsten Anstrengungen. Da der Staatsschatz bereits erschöpft war, so legten sie sich selbst zum ersten Male eine Steuer von zweihundert Talenten auf, und rüsteten zu den hundert Schiffen, welche Attika, Salamis und Euboia bewachten, noch andere hundert aus, welche gegen den Peloponnes ausliefen, so daß, wenn man die Schiffe ihrer vor Mytilene und Potidäa liegenden Geschwader hinzuzählt, die athenische Seemacht in jenem Sommer aus nicht weniger als zweihundert und funfzig Schiffen bestand. Im Spätherbste schickte man zur Unterstützung des Belagerungsheeres noch tausend Schwerbewaffnete unter Paches nach Mytilene ab, welche die Stadt nun auch von der Landseite her einschlossen.

Im folgenden Jahre (427 vor Chr.) machten die Peloponnesier, um die Streitkräfte der Athener zu zersplittern, einen ungewöhnlich verheerenden Einfall in Attika und schickten auch zum unmittelbaren Beistande der Mytilenäer eine Flotte von vierzig Schiffen unter Alkidas nach Lesbos ab; es war dies das erste Geschwader der Peloponnesier, welches sich in den Gewässern von Jonien sehen ließ. Ehe dieses aber bei der saumseligen und unentschlossenen Art seines Führers jenen Bestimmungsort erreichte, hatte Mytilene sich an die Athener ergeben müssen; und seltsamer Weise hatte gerade der lakedämonische Gesandte Seläthos, der die Mytilenäer zur Ausdauer ermahnen sollte, diese Uebergabe wider Willen herbeigeführt. Da nemlich die Ankunft der Flotte so lange sich verzögerte, so theilte Seläthos unter das niedere Volk, welches bis dahin nur leicht bewaffnet gewesen, schwere Rüstungen aus, in der Absicht, einen Ausfall auf die Athener zu veranstalten. Nachdem sich aber das Volk so gut bewaffnet sah, wollte es nicht mehr den Befehlen der Behörden Folge leisten, sondern rottete sich zusammen und verlangte: die Vornehmen sollten ihr Getraide zum gemeinen Besten hergeben und unter Alle vertheilen; wo nicht, so würden sie selbst mit den Athenern vertragen und die Stadt übergeben. In Folge dessen hielten es die, welche am Ruder saßen, für gerathener, im Verein mit dem Volke einen Vergleich mit den Belagerern einzugehen, damit sie nicht, wenn ein solcher ohne sie zu Stande käme, von demselben ausgeschlossen würden. Die Bedingungen der Uebergabe waren folgende: Die Athener sollten nach Gefallen über die Mytilenäer verfügen; es sollte deshalb eine Gesandtschaft nach Athen abgehn und vor deren Rückkehr Niemanden ein Leid geschehn.

Gleichwohl ließ Paches den Seläthos so wie alle diejenigen, welche er für die Urheber des Abfalls ansah, festnehmen und nach Athen bringen. Der Erstere wurde auf der Stelle hingerichtet trotz seinem Erbieten, daß er, wenn man ihn freilasse, den Abzug des Belagerungsheeres von Platäa bewirken wolle. Darauf wurde in der Volksversammlung über die Mytilenäer berathschlagt, und in der ersten Erbitterung beschloß man, nicht nur die in Athen befindlichen, sondern sämmtliche Mytilenäer umzubringen und ihre Weiber und Kinder in die Sclaverei zu versetzen. Demnach wurde sofort ein Kriegsschiff an Paches abgeschickt, um ihm diesen Befehl zur sofortigen Ausführung zu überbringen.

Am andern Tage aber kam den Athenern die Reue an, und es schien ihnen die Maaßregel, daß man statt der Schuldigen eine ganze Stadt dem Verderben weihe, doch gar zu grausam. Es wurde daher auf Bitten der mytilenischen Gesandten und durch Vermittelung der obersten Staatsbeamten, denen jene Sinnesänderung in der Mehrzahl der Bürgerschaft nicht unbekannt geblieben, die Volksversammlung noch einmal zusammenberufen, um diese Sache nochmals in Berathung zu ziehn. Kleon, welcher gestern das Todesurtheil durchgesetzt hatte, strebte auch jetzt noch aus allem Vermögen, jenen ersten Beschluß, der seiner gewaltthätigen Sinnesart am meisten zusagte, aufrecht zu erhalten. Nach ihm aber trat Diodotos auf und sprach mit eindringlichen Worten für eine Milderung des Strafurtheils. Es sei thöricht, sagte er unter anderem, zu glauben, daß die menschliche Natur, wenn sie mit Leidenschaft etwas verfolge, durch die Strenge der Gesetze oder ein anderes Schreckmittel davon abgebracht werden könne. „Wir dürfen uns daher nicht dem Glauben hingeben, als hätten wir durch Verhängung der Todesstrafe über diese Abtrünnigen eine Bürgschaft dafür erlangt, daß dergleichen nicht wieder vorkomme; vielmehr muß ein Beschluß dieser Art uns selber nachtheilig werden, indem wir durch Kundgebung solcher Grundsätze bei unsrem Verfahren den Abfallenden künftig alle Hoffnung benehmen, daß sie durch Reue und Umkehr ihr Vergehen in kürzester Frist wieder gut machen können, wodurch sie natürlich gezwungen werden, die einmal betretene Bahn bis an's Ende zu verfolgen. Wir müssen daher nicht sowohl durch ein strenges Gericht über die, welche sich vergangen haben, uns selber in Nachtheil bringen, als vielmehr darauf sehn, daß wir durch mäßige Züchtigung solcher Staaten ihren Wohlstand für die Folgezeit erhalten und benützen können. Nicht durch die Schrecken des Gesetzes, sondern durch die Sorgfalt der Verwaltung müssen wir unsre Sicherheit zu Stande bringen. Freie Völker, die man mit Gewalt unterworfen hat, muß man, ehe sie abfallen, dermaaßen im Auge behalten und an sich fesseln, daß ihnen nicht einmal der Gedanke daran beikommt. Ist es aber einmal geschehn und der Aufstand wieder unterdrückt, so muß man mit ihnen so glimpflich als möglich verfahren."

In dieser Weise redete Diodotos. Beide Anträge wurden fast mit gleicher Stärke unterstützt und so kam es zu einem heftigen Meinungskampfe. Die Abstimmung ergab fast gleiche Stimmenzahl; doch siegte der Antrag des Diodotos. Sofort wurde eine zweite Galeere auf das Eiligste jener ersten nachgeschickt, um dem Vollzuge des gestrigen

Blutbefehles zuvorzukommen. Diese aber hatte bereits einen Vorsprung von einem Tage und einer Nacht. Die mytilenischen Gesandten versahen das Schiff mit Brot und Wein und machten den Schiffern große Versprechungen, wenn sie das vorausgegangene Fahrzeug noch einholten. Sie strengten daher alle Kräfte an, um ihre Fahrt zu beschleunigen und brachten dies dadurch zu Stande, daß immer ein Theil der Mannschaft schlief, während der andere ruderte und während des Ruderns in Oel und Wein getauchtes Brot genoß. Da nun zum Glück kein Gegenwind wehete und das zuerst ausgelaufene Schiff in seinem widerwärtigen Auftrage keinen Antrieb zu besondrer Eile fand, während das andere auf die angegebene Art seine Fahrt beeilte, so kam jenes nur um so viel früher in Mytilene an, daß Paches eben erst den Volksbeschluß gelesen hatte und zur Vollziehung desselben schreiten wollte, als das zweite einlief und den Gegenbefehl brachte. So nahe hatte Mytilene der Gefahr seines Unterganges gestanden!

Die übrigen Männer aber, welche Paches als die Schuldigsten nach Athen geschickt hatte, wurden auf Kleons Vorschlag sämmtlich hingerichtet. Es waren ihrer mehr als tausend. Die Mauern von Mytilene wurden niedergerissen und die Flotte der Lesbier hinweggeführt. Die Ländereien der Insel wurden in dreitausend Loostheile zerfällt, von welchen dreihundert den Göttern geweiht und die übrigen siebenundzwanzig hundert an athenische Bürger in der Weise vergeben wurden, daß die Lesbier sie bebauen und an jene von jedem Loostheile eine jährliche Abgabe von zwanzig Minen entrichten mußten.

Dies ist der Verlauf der Begebenheiten auf Lesbos.

3. Die Belagerung von Platäa.

Im Sommer des Jahres 429 vor Chr. zogen die Peloponnesier unter Anführung des lakedämonischen Königs Archidamos gegen Platäa. Als sie sich nun anschickten das Gebiet dieser Stadt zu verheeren, ließen die Platäer sie bitten, sie möchten davon abstehen und nicht den feierlichen Zusicherungen ihrer Väter entgegenhandeln; denn diese hätten nach der großen Freiheitsschlacht, die in ihrer Nähe vorgefallen, auf Antrag des Pausanias ihre Stadt und ihr Gebiet für unabhängig und unverletzlich erklärt (s. S. 73). Auf diesen Vortrag der Gesandten antwortete Archidamos: „Eure Unabhängigkeit soll euch ungeschmälert bleiben, wie sie Pausanias euch verliehen hat; aber helfet auch die übrigen Staaten befreien, welche damals mit euch an den Gefahren und am Bundesschwure Theil hatten und jetzt von den Athenern geknechtet werden; denn zu ihrer und der Uebrigen Befreiung ist mit so großer Rüstung dieser Krieg unternommen worden. Hieran Theil zu nehmen und so euern Schwur zu erfüllen, wäre das Beste. Wollt ihr dies aber nicht, so verhaltet euch ruhig im Besitze des Eurigen und nehmet für keinen der beiden Theile Partei. Damit werden wir zufrieden sein."

Die Abgeordneten der Platäer begaben sich hierauf in die Stadt, um dem Volke die Erklärung des Archidamos mitzutheilen, und brachten die Antwort zurück: daß es ihnen unmöglich sei, ohne Vorwissen der Athener auf diesen Vorschlag einzugehen, denn bei diesen befänden sich ihre Weiber und Kinder; auch müßten sie nach dem Abzuge der Lakedämonier für ihre Stadt in Sorgen stehen, wofern die Athener ihren Schritt mißbilligten oder die Thebäer den ihnen alsdann wieder gestatteten Zutritt in die Stadt benutzten, um sich derselben abermals zu bemächtigen.

Hierauf machte ihnen Archidamos den Vorschlag: sie sollten die Stadt und ihr Gebiet für die Dauer des Krieges den Lakedämoniern übergeben; nach Beendigung desselben sollte alles genau und wohlerhalten zurückgegeben werden. Die Platäer erklärten, daß sie auch diese Aufforderung erst den Athenern mittheilen und, wenn sie deren Zustimmung erhielte, derselben nachkommen wollten. Zu diesem Zwecke wurde ein Waffenstillstand auf so viele Tage, als für Hin- und Rückweg der Gesandten erforderlich schien, von den Platäern verlangt und von Archidamos gestattet. Die Athener aber ließen den Platäern auf ihre Anfrage, was sie thun sollten, folgende Antwort bringen: „Wie wir in früheren Zeiten seit Errichtung des Bündnisses nie in irgend einer Sache einen ungerechten Angriff auf euch gelitten haben, so werden wir demselben auch jetzt nicht gleichgültig zusehn, sondern nach Kräften euch beistehn. Darum beschwören wir euch bei den Eiden, die unsre Väter geschworen haben, unsern Bund unverändert bestehen zu lassen."

Auf diese Botschaft beschlossen die Platäer, den Athenern nicht untreu zu werden, sondern den Anblick der Verwüstung ihrer Aecker, wenn es anders nicht sein könnte, sammt allen übrigen Beschwerden, welche sie treffen würden, zu ertragen. Sie ließen auch Niemanden mehr aus der Stadt hinaus, sondern gaben dem Feinde von der Mauer herab die Antwort: es sei unmöglich, dem Verlangen der Lakedämonier zu genügen.

Auf diese Antwort hob der König seine Hände auf und rief: „Ihr Götter alle und ihr Heroen, die ihr über dem platäischen Lande waltet, seid uns Zeugen, daß wir weder von Anbeginn einen ungerechten Angriff auf dieses Land gemacht haben, in welchem ihr unseren Vätern einen glücklichen Kampfsplatz verliehen habt, noch auch bei unsrem ferneren Unternehmen ein Unrecht begehen werden. Denn diese Platäer sind es, welche zuerst von dem gemeinsam Beschworenen abgewichen und unsren wiederholten und billigen Aufforderungen kein Gehör gegeben. Gestattet nun, daß diejenigen, welche das Unrecht begonnen haben, ihre Strafe finden, und der beleidigte Theil Genugthuung erlange."

Darauf begann er die Belagerung der Stadt. Zunächst ließ er die Bäume der Umgegend umhauen und daraus ein Pfahlwerk rings um Platäa errichten, so daß Niemand mehr herausgehen konnte. Sodann begann man einen Wall von Erde, Holz und Steinen gegen die Stadt aufzuwerfen; daran baueten sie siebenzig Tage und Nächte unausgesetzt fort, indem die ganze Mannschaft in Ablösungsposten getheilt war, so daß, während die Einen daran arbeiteten, die Anderen ausruheten oder Speise zu sich nahmen; und die lakedämonischen Hauptleute, welche jeder Schaar der Hülfstruppen zu Mitaufsehern gegeben waren, betrieben das Werk.

Die Zahl der Belagerten war sehr gering. Sie hatten schon früher die Weiber, Kinder und Greise so wie alle

kampfunfähigen Personen nach Athen geschafft. Die Zurückgebliebenen waren vierhundert Platäer, achtzig Athener und hundertundzehn Weiber, welche für die Kämpfer das Essen bereiteten. Aber diese Wenigen trafen mit unverdrossenem Eifer alle Vorkehrungen zur Vertheidigung der Stadt. Da, wo der feindliche Wall sie bedrohete, setzten sie ein hölzernes Stockwerk auf die Mauer und fügten Ziegelsteine aus den benachbarten Häusern ein, welche sie zu diesem Zwecke abtrugen. An der Außenseite bedeckte man diesen Bau mit ledernen Schläuchen und Fellen, damit die Arbeiter und das Holz vor den Feuergeschossen*) der Feinde sicher wären. So stieg die Mauer zu ansehnlicher Höhe; aber eben so schnell erhob sich ihr gegenüber der Wall.

Die Platäer kamen nun auf den glücklichen Einfall, da, wo der Wall die Mauer berührte, in der Mauer eine Oeffnung zu machen, durch welche sie den Schutt hereinschafften. Als dies die Peloponnesier bemerkten, stampften sie Lehm in Schilfkörbe und füllten damit die entstandene Lücke aus. Da nun diese nicht wie der lockere Schutt heruntersinken und fortgetragen werden konnten, so mußten die Platäer jenes Verfahren aufgeben und ein anderes versuchen. Sie gruben nun von der Stadt aus einen unterirdischen Gang, und als sie vermuthen konnten unter dem Walle zu sein, gruben sie aufwärts und schafften den Schutt von unten hinweg in die Stadt; und dies blieb denen, welche außerhalb waren, lange verborgen, so daß das Aufschütten wenig mehr fruchtete, da die Füllung immer wieder nachsank.

Indeß überlegten sich die Platäer, daß sie bei so weniger Mannschaft gegen eine solche Ueberzahl der Belagerer die Stadt in ihrem ganzen Umfange nicht würden halten können. Sie gaben es daher auf, ihre Mauer in der angegebenen Weise noch mehr zu erhöhen und nahmen ein anderes Werk vor. Sie fingen nemlich an, eine neue Mauer zu errichten, welche an den beiden Enden des Walles der alten Mauer sich anschloß und von da im halbmondförmigen Bogen sich in die Stadt hineinzog. Der Zweck dabei war, daß, wenn auch der Feind die große Mauer erstürmt hätte, er diese zweite vor sich fände, gegen welche er abermals einen Wall aufführen müßte, wobei er in Gefahr käme, von beiden Seiten beschossen zu werden.

Unterdessen brachten die Peloponnesier ihr Sturmzeug gegen die Stadt heran. Eine der Maschinen wurde gegen das Stockwerk auf der Mauer aufgerichtet und erschütterte es gewaltig; andere arbeiteten gegen andere Stellen der Mauer; die Platäer aber warfen Stricke um dieselben und zogen sie um. Auch hatten sie noch ein anderes Mittel, das Sturmzeug unschädlich zu machen. Sie befestigten große Balken zu beiden Seiten an langen Ketten und spannten sie quer an zwei Stangen, welche sich auf die Mauern stützten und schräg darüber hinausragten, aufwärts zurück. Wenn dann der Sturmbock in Begriff war, an die Mauer anzuprallen, so ließen sie den Balken an den sich schnell abspannenden Ketten aus den Händen los, und da er mit jäher Gewalt auffiel, schlug er dem Mauerbrecher den Kopf ab.

Da nun also die Peloponnesier hiermit nichts ausrichteten, machten sie einen Versuch, die Stadt, die nicht sehr groß war, in Brand zu stecken; denn sie sannen auf alle mögliche Mittel, sie ohne großen Aufwand und ohne förmliche Belagerung in ihre Gewalt zu bringen. Sie schafften demnach Reisbündel herbei und füllten damit zunächst den Raum zwischen den Stadtmauern und dem Walle aus, und da dies wegen der vielen arbeitenden Hände bald vollbracht war, so häuften sie das Reisig auch an den übrigen Seiten der Stadt auf, so weit dies geschehen konnte. Hierauf schleuderten sie Feuerbrände mit Schwefel und Pech in das Holz und zündeten es an; das gab eine so gewaltige Flamme, wie man bis auf jenen Tag noch keine gesehen hatte, und wenig fehlte, so wären die Platäer, welche allen bisherigen Angriffen glücklich entgangen waren, verloren gewesen. Denn innerhalb der Stadt konnte man vor Gluth auf eine weite Strecke hin sich jener Stelle nicht nähern; und hätte noch in dieser Richtung, worauf die Belagerer gerechnet hatten, der Wind sich erhoben, so wären die Platäer nicht zu retten gewesen. Zum Glücke aber trat ein Gewitter mit gewaltigem Regenguß in's Mittel und löschte die Flamme.

Seitdem gaben die Peloponnesier die Hoffnung auf, unter den vorliegenden mißlichen Umständen die Stadt einzunehmen, und beschlossen daher, sie vorläufig nur rings mit Verschanzungen einzuschließen. Dies thaten sie, indem sie die Arbeit unter die Truppen der Städte vertheilten, und um die Zeit, wo der Stern Arktur in der Frühe sichtbar wird (d. i. in der Mitte des Septembers), war alles fertig. Sie ließen für die eine Hälfte der Verschanzung eine Besatzung zurück, die Bewachung der anderen Hälfte übernahmen die Boiotier; darnach zogen sie ab, ein jeglicher in seine Heimath.

Im nächsten Winter des folgenden Jahres (428) begann der Mangel an Lebensmitteln die eingeschlossenen Platäer hart zu bedrängen, und da auf eine Entsetzung von Seiten Athens nicht zu hoffen war, noch auch eine andere Hülfe sich zeigte, so beschloß man einen allgemeinen Ausfall, um sich nach Attika durchzuschlagen. Zu diesem kühnen Unternehmen gaben Theänetos, der Wahrsager, und Eupompidas, der Feldherr, ihnen die Anleitung. Späterhin trat die Hälfte der Mannschaft, der dieses Wagestück allzubedenklich erschien, davon zurück, die andere Hälfte aber, etwa zweihundert und zwanzig Mann, beharrete bei ihrem Vorsatze.

Die Einschließungswerke der Peloponnesier bestanden aus zwei Ringmauern, die eine gegen die Ausfälle der Platäer, die andere für den Fall eines Angriffs von Athen her errichtet. Der Zwischenraum zwischen beiden betrug sechzehn Fuß und war mit Wohnungen für die Wachen so dicht besetzt, daß das Ganze gleichsam Eine Mauer mit Brustwehren auf beiden Seiten bildete. Je nach zehn Brustwehren kam ein hoher Thurm, dessen Umfang sowohl an die äußere, als an die innere Mauer stieß, so daß man innerhalb der Ringmauern nicht daneben vorbeikonnte, sondern mitten durch ihn gehen mußte. Endlich lief noch längs der äußern und innern Seite der Verschanzungen ein Graben hin, aus dessen lehmiger Erde man die Backsteine für die Ringmauern gebrannt hatte.

Diesen schwierigen Verhältnissen gemäß machten jene kühnen Männer, welche sich durchzuschlagen entschlossen waren, ihre Vorkehrungen. Zunächst verfertigten sie Leitern, mittelst deren sie die feindliche Mauer übersteigen wollten.

*) Pfeile, mit brennendem Werg umwunden, und dergl.

Die dazu erforderliche Höhe maßen sie nach den Schichten der Ziegelsteine, was durch den Umstand möglich wurde, daß die Mauer nach der Stadtseite hin nicht übertüncht war. Diese Zählung der Schichten nahmen viele zugleich vor, so daß, wenn auch etliche sich verzählten, die meisten doch die richtige Zahl treffen mußten. Auch thaten sie dies zu wiederholten Malen und in nicht allzugroßer Entfernung, wo die Mauer zu diesem Zwecke deutlich genug gesehen werden konnte. So berechneten sie also aus der Dicke der Ziegel und der Anzahl ihrer Lagen das Längenmaaß, welches sie den Leitern geben mußten.

Nachdem sie nun alle Anstalten getroffen hatten, warteten sie eine stürmische und regnerische Nacht ab, wo der Mond nicht schien und die Wachen, wie sie bei ungestümem Wetter zu thun pflegten, von den Brustwehren auf der Mauer in die Wachtthürme sich zurückgezogen hatten. Unter der Leitung der Männer, welche diesen Rettungsplan entworfen hatten, überschritten sie zuerst den Graben, welcher die Stadt einschloß und näherten sich dann der feindlichen Mauer. Wegen der Dunkelheit konnten die Wachen sie nicht bemerken und das Brausen des Sturmes übertönte das Geräusch ihrer Schritte; auch hielten sie sich in angemessener Entfernung von einander, damit nicht das Zusammenstoßen der Waffen ihre Annäherung dem Feinde verrathen möchte. Sie hatten nur leichte Rüstungen an, um mit Gewandtheit sich bewegen zu können, und nur der linke Fuß war mit einer Sandale bekleidet, damit sie nicht auf dem lehmigen Boden ausglitten. So rückten sie zwischen zwei Thürmen gegen die Mauer, wo sie die Brustwehren unbesetzt wußten, voran diejenigen, welche die Leitern trugen, und nachdem man diese angelegt hatte, stiegen zuerst zwölf Leichtbewaffnete, jeder nur mit einem Brustharnische und einem Dolche bewaffnet, hinan, geführt von Ammeas, Koroibos Sohn, welcher der erste auf der Mauer war. Diesen folgten weitere Leichtbewaffnete mit kurzen Lanzen, welchen andere, damit sie desto leichter emporklimmen könnten, die Schilde nachtrugen, um sie ihnen zu reichen, wenn sie dem Feinde nahe kämen. Als schon die meisten oben waren, bemerken es die Wachen auf den Thürmen, indem ein Ziegel, an welchem ein Platäer sich halten wollte, mit Geräusch herabfiel. Sogleich wurde Lärm gemacht, die Besatzung des Lagers eilte nach der Mauer, wiewohl bei der Finsterniß der Nacht und dem Toben des Sturmes Niemand gewahren konnte, wo eigentlich die Gefahr drohete.

Zu gleicher Zeit aber machten die in der Stadt zurückgebliebenen Platäer einen Ausfall und berannten die Verschanzungen der Peloponnesier an einer anderen Stelle, als wo ihre Leute dieselben überstiegen hatten, um die Aufmerksamkeit der Feinde so viel als möglich von ihnen abzulenken. Diese Maaßregel versetzte die Peloponnesier in lärmende Unruhe, so daß Niemand wagte, seinen Wachtposten zu verlassen; denn sie schwebten in peinlicher Ungewißheit, was sie von dem Vorfalle denken sollten. Eine Schaar aber von dreihundert Mann, welche für einen solchen Fall dazu befehligt war, zog aus der Verschanzung nach der Richtung hin, woher der Lärm kam. Auch gab man durch Feuerzeichen denen in Theben kund, daß der Feind da sei. Aber auch die Platäer zündeten auf ihren Mauern Lärmfackeln an, die sie zu diesem Zwecke schon vorher bereitgehalten hatten, damit die Feinde, durch diese Zeichen irre gemacht, nicht ausrücken möchten.

Mittlerweile hatten jene, welche die erste Ringmauer des Lagers bereits erstiegen hatten, die Wachen der beiden nächsten Thürme niedergemacht und die Durchgänge derselben von innen besetzt. Darauf legten sie von der Mauer aus Leitern an die Thürme und halfen den übrigen herauf. Während nun die in den Thürmen von oben und unten die heranstürmenden Feinde mit Geschossen abwehrten, überstiegen die Andern in größerer Anzahl den Zwischenraum zwischen den Thürmen. So wie einer so weit vorgedrungen war, machte er am Rande des Grabens Halt und beschoß mit Pfeilen und Wurfspießen diejenigen, welche etwa längs der Mauer anrücken und das Uebersetzen verhindern wollten. Als diese alle hinüber waren, stiegen auch jene auf den Thürmen herunter, wobei die letzten einen schweren Stand hatten, und rückten gegen den Graben vor. Dort nun stürmten die dreihundert, welche ausgerückt waren, ihnen entgegen. Da sie aber Fackeln mit sich führten, die Platäer dagegen im Dunkeln am Rande des Grabens standen, so konnten diese ihre Gegner deutlicher sehn und mit Pfeilen und Wurfspießen nach den unbedeckten Theilen ihres Körpers zielen, während die Wirkung der feindlichen Geschosse weit ungewisser und erfolgloser war. So entkamen auch die letzten der Platäer glücklich über den Graben, wiewohl mit Mühe und großer Anstrengung. Denn er war zwar zugefroren, aber das Eis nicht stark genug, um darauf gehen zu können; denn der Ost- und Nordwind hatte es mürbe gemacht, und vom Schneefall war der Graben voll Wasser, so daß sie sich kaum über demselben halten und hinüberkommen konnten.

Nachdem sie dieses letzte Hinderniß überwunden hatten, rückten sie in geschlossenem Zuge auf der Straße nach Theben vorwärts. Diesen Weg nemlich erwählten sie, weil sie voraussetzten, daß die Peloponnesier bei der Verfolgung sie schwerlich auf derjenigen Straße suchen würden, welche die Platäer in feindliches Gebiet führte; und wirklich sahen sie auch, wie ihre Verfolger mit Fackeln die Straße nach Athen gegen den Kithäron und Dryoskephalä einschlugen. Sechs oder sieben Stadien weit gingen die Platäer auf der thebäischen Straße fort, alsdann wendeten sie sich und nahmen den Weg gegen Erythrä und Hysiä auf das Gebirge zu, erreichten dasselbe und kamen nach Athen. Es waren an der Zahl zweihundert und zwanzig, denn etliche waren schon, ehe sie die Verschanzungen überstiegen hatten, entmuthigt in die Stadt zurückgekehrt, und ein Bogenschütz war außerhalb des Grabens gefangen worden. Die Feinde hatten die Verfolgung aufgegeben; die in der Stadt zurückgebliebenen Platäer sahen das ganze Unternehmen für verunglückt an, da diejenigen, welche umgekehrt waren, ihnen gesagt hatten, daß Niemand mit dem Leben davongekommen sei. Sie sandten daher mit Tagesanbruch einen Herold in's feindliche Lager, durch welchen sie um Waffenruhe zur Bestattung ihrer Todten bitten ließen und erfuhren nun die Wahrheit, daß kein Todter vorhanden und das Wagestück jener Männer vollkommen gelungen sei.

In dem darauf folgenden Sommer (427) nöthigte endlich der Hunger die zurückgebliebenen Platäer, sich auf Vertrag an die Peloponnesier zu ergeben. Diese nemlich hatten bei einem Sturme, welchen sie gegen die Stadt unternahmen, bemerkt, daß sich die Belagerten vor Entkräftung nicht mehr wehren konnten. Der lakedämonische Befehlshaber ließ ihnen daher sagen: wenn sie sich frei-

willig den Lakedämoniern ergeben und diese als Richter anerkennen wollten, so würde er nur die Schuldigen und keinen ohne Urtheil und Recht bestrafen. Auf diesen Vertrag übergaben sie die Stadt. Die Peloponnesier reichten ihnen einige Tage lang Nahrungsmittel, wodurch sie wieder zu Kräften kamen, und während der Zeit trafen die fünf zu Richtern bestellten Männer aus Sparta ein. Darauf wurden die Gefangenen vorgefordert und, ohne daß man ihnen bestimmte Klagepunkte vorlegte, nur gefragt: ob sie den Lakedämoniern und deren Verbündeten in dem gegenwärtigen Kriege irgend einen Dienst erwiesen hätten? Sie baten hierauf um die Erlaubniß, sich weitläufiger aussprechen zu dürfen, und wählten aus ihrer Mitte den Astymachos und Lakon, der ein Staatsgastfreund der Lakedämonier war, zu ihren Wortführern. Diese wendeten sich an die Richter mit folgendem Vortrage:

„Wir haben euch, Lakedämonier, unsere Stadt in dem Vertrauen übergeben, daß unsre Sache vor Gericht nicht auf diese Art, sondern in gesetzmäßiger Form werde geführt werden, und zählten dabei auf eure Unparteilichkeit. Jetzt aber fürchten wir, in beidem uns getäuscht zu haben. Denn statt uns, wie zu erwarten, vorläufige bestimmte Beschwerden vorzulegen, habt ihr uns nur eine kurze Frage gestellt, deren Beantwortung, wenn sie der Wahrheit gemäß geschieht, für uns nachtheilig ausfallen muß, im andern Falle aber ihre Widerlegung in sich selber trüge. Was sollen wir also darauf antworten? Fraget ihr uns als Feinde, so müssen wir sagen, es sei euch kein Unrecht geschehen, wenn ihr von uns keine Gefälligkeiten empfangen habt; sehet ihr uns aber als Freunde an, so ist die Schuld weit mehr auf eurer Seite, die ihr gegen uns zu Felde zoget. Denn wir können uns das Zeugniß geben, im Frieden wie im Kriege mit den Persern uns als wackere Männer bewährt zu haben: jenen haben wir nicht zuerst gebrochen und in diesem waren wir unter allen Boiotiern die Einzigen, welche nicht durch Sonderverträge mit dem Feinde das Ihre zu sichern suchten, sondern über ihr Vermögen alle Gefahren und Leiden dieses Kampfes mitbestanden haben. Euch insbesondere, ihr Lakedämonier, haben wir uns in jenen Zeiten stets als Freunde erwiesen; so damals, als wir euch in schwerbedroheter Lage ein Drittheil unsrer Mannschaft zum Beistande gegen die Heiloten sandten;*) und unbillig wäre es, dies zu vergessen. Sind wir aber späterhin aus Freunden eure Feinde geworden, so habt ihr selber uns dazu genöthigt. Denn als wir, von den Thebäern bedrängt, euch ein Schutzbündniß antrugen, habt ihr dies abgelehnt und uns an die Athener gewiesen, weil eure Wohnsitze zu entfernt wären. Jene haben uns den Beistand gewährt, den ihr verweigertet; unrühmlich wäre es gewesen, hätten wir nachmals eurer Aufforderung Folge geleistet und diejenigen verlassen und verrathen, die unsre Wohlthäter geworden und uns in ihr Bürgerrecht aufgenommen hatten. Es sind dies dieselben Grundsätze der Rechtschaffenheit, welche uns während der Perserkriege geleitet und den Beifall der Hellenen erworben haben; nun aber müssen wir derselben Gesinnungen wegen unseren Untergang fürchten, weil wir uns lieber nach Rücksichten des Rechtes an die Athener als zu unserm Vortheile an euch gehalten haben. Aber man sollte im Urtheile über dasselbe Betragen auch stets dieselben Grundsätze festhalten und rechtschaffene Bundesgenossen zu ehren wissen, auch wenn ihre Dienste einem Andern zu gute kamen."

„Diese Gerechtigkeit erwarten wir jetzt von euch, ihr Lakedämonier! Ihr habt bis jetzt bei der Mehrzahl der Hellenen für Muster der Großherzigkeit gegolten. Sehet zu, ob es euch zum Lobe gereiche, wenn ihr über edle Männer, ihr, die ihr die edleren sein wollt, Ungebührliches verfügt. Mit Abscheu wird man vernehmen, daß Platäa von den Lakedämoniern zerstört worden und eine Stadt, deren Verdienste die vereinten Hellenen feierlich anerkannt haben, durch euch aus der Hellenenwelt hinweggetilgt sei. Denn auf diese Höhe des Unglücks ist es mit uns gekommen! Erst gehen wir zu Grunde durch die Feinde des gemeinsamen Vaterlandes, und nun sollen wir vor euch, einst unsern besten Freunden, durch den Einfluß der Thebäer unterliegen. Wir Platäer, die wir für das Wohl der Hellenen gekämpft und gelitten, stehen nun von allen verstoßen, einsam und hülflos da. Keiner von denen, welche damals unsere Bundesgenossen waren, stehet uns bei, und von euch, ihr Lakedämonier, unsrer letzten Hoffnung, fürchten wir, ihr möchtet nicht standhaft bleiben, sondern den Eingebungen derer folgen, welche von jeher uns übelwollend und feindselig begegnet sind."

„Gleichwohl bitten wir euch bei den Göttern, die vormals Zeugen unsres Bundes gewesen, laßt euch erweichen und ändert euern Entschluß, wofern ihr etwa schon einen solchen gefaßt habt. Nehmet nicht, um anderen ein Vergnügen zu gewähren, die Last eines Verbrechens auf euch. Denn leicht ist es, unsre Leiber zu vernichten, aber schwer, das Unrühmliche einer solchen That auszulöschen. Laßt euch an jenen Tag erinnern, wo wir mit euch die glänzendste That vollbrachten, da wir heute in Gefahr stehen, das Schrecklichste zu erdulden. Sehet auf die Gräber eurer Väter, die, von der Perser Hand gefallen, in unsrem Lande bestattet wurden und noch alljährlich nach herkömmlichen Gebräuchen mit Erstlingen und Opfern geehret werden wie Waffenbrüder und Männer aus befreundetem Lande, — vergeltet uns nicht mit Undank, was wir ihnen an Liebe und Ehre erwiesen haben. Versetzet nicht ihre Gebeine in das Gebiet ihrer Mörder, indem ihr das platäische Land den Thebäern zu eigen gebt. Lasset die Fluren, auf welchen die Hellenen die große Freiheitsschlacht geschlagen, nicht unter das Joch der Knechtschaft kommen und die Heiligthümer der Götter, von welchen jene den Sieg erflehten, nicht öde werden."

„Wir schließen unsre Rede, weil es denn einmal sein muß, so schwer es auch Männern in unsrer Lage ankommt, denen mit dem Ende der Rede auch die Gefahr des Todes näher rückt. Eins nur erinnern wir noch: daß wir uns nemlich an euch, nicht an die Thebäer übergeben haben; denn lieber hätten wir das Entsetzlichste, den Hungertod, erduldet, als daß wir uns diesen, unsern grimmigsten Feinden, überliefert hätten. Darum beschwören wir euch, uns Platäer, die eifrigsten Freunde der Hellenen, nicht aus euern Händen zu geben, sondern unsre Retter zu werden und als die Befreier der übrigen Hellenen nicht unsern Untergang zu beschließen."

So redeten die Platäer. Darnach traten die Thebäer vor und verlangten auch für sich das Wort, weil

*) Im dritten messenischen Kriege. s. S. 82.

sie fürchteten, die Lakedämonier möchten durch jenen Vortrag zur Nachsicht gestimmt worden sein. Als Ursache ihres Zwistes mit den Platäern gaben sie dies an, daß dieselben von dem boiotischen Bunde, welcher unter der Leitung Thebens stand, sich losgesagt und lieber den Athenern angeschlossen hätten. Wegen ihres eigenen Uebertrittes zu den Persern entschuldigten sie sich damit, daß sie damals keine freie Verfassung gehabt, sondern unter der Leitung einiger Weniger gestanden, welche ihren Willen gegen den der Gesammtheit durchgesetzt hätten. Die Platäer dagegen hätten am Kampfe gegen die Perser nur darum theilgenommen, weil sie überall gemeinsame Sache mit den Athenern gehabt, denen sie deshalb auch dann noch allen Beistand geleistet, als es jenen nicht mehr um Befreiung, sondern um Knechtung aller Hellenen zu thun gewesen. Zuletzt suchten sie sich auch darüber zu rechtfertigen, daß sie am Neumondsfeste Platäa unvermuthet besetzt hätten; es sei dies auf den Wunsch und Antrag der angesehensten Bürger dieser Stadt geschehn; dagegen gaben sie den Platäern die frevelhafteste Verletzung des Völkerrechtes Schuld, indem sie diejenigen, welche sich ihnen damals als Gefangene ergeben, ihrem ausdrücklich geleisteten Versprechen zuwider hingerichtet hätten.

Mit solchen Gründen drangen die Thebäer auf strenge Bestrafung ihrer Gegner. Die lakedämonischen Richter, denen darum zu thun war, jenen sich gefällig zu beweisen, um sich ihren Beistand im gegenwärtigen Kriege zu sichern, ließen noch einmal jeden Einzelnen vorführen und legten ihm ohne weiteres dieselbe Frage vor: ob er den Lakedämoniern während des Krieges irgend einen Dienst geleistet? und so wie dies einer verneinte, ließen sie ihn zum Tode abführen. So tödteten sie nicht weniger als zweihundert Platäer und fünfundzwanzig Athener, welche in der belagerten Stadt mit eingeschlossen gewesen. Die Weiber versetzte man in Sclaverei. Die Stadt wurde von den Thebäern bis auf den Grund geschleift; neben dem Tempel der Hera erbaueten sie eine große Herberge, wozu sie sich der Dächer und Thürpfosten der platäischen Häuser bedienten. Von dem vorgefundenen Erz und Eisen verfertigten sie Weihgeschenke für jene Göttin und errichteten ihr einen steinernen Tempel von hundert Fuß Länge. Die Ländereien erklärten sie für Gemeingut der Thebäer und verpachteten sie auf zehn Jahre.

Dies war das Ende Platäas, 427 v. Chr., nachdem es drei und neunzig Jahre lang im Bunde mit den Athenern gestanden hatte.

4. Die Greuel auf Kerkyra.

In demselben Jahre brach auf Kerkyra*) ein blutiger Bürgerkrieg aus. Die Veranlassung dazu war folgende. Von den Seeschlachten bei Epidamnos her (s. S. 92) war noch eine Anzahl von Kerkyräern kriegsgefangen in den Händen der Korinthier und wurde jetzt von denselben in die Heimath entlassen, nachdem sie insgeheim sich verpflichtet hatten, dahin zu wirken, daß Kerkyra das Bündniß mit den Athenern aufgebe und auf die Seite der Peloponnesier trete. Als jene nun daheim in diesem Sinne thätig waren, so gewannen sie zwar die Reicheren und aristokratisch Gesinnten für ihr Vorhaben, aber die Volkspartei unter der Führung des Peithias strebte mit Heftigkeit dagegen. In Folge dessen wurde Peithias mit sechzig andern Rathsmitgliedern und Bürgern seines Anhanges in der Rathsversammlung erdolcht und die Volkspartei durch den Beistand auswärtiger Hülfsmannschaft überwunden. Sie flüchteten sich hierauf in die Burg und in die höher gelegenen Stadttheile, während die andern den Marktplatz, wo die meisten von ihnen wohnten, und die Umgebung desselben besetzt hielten. Beide Theile riefen die Sclaven unter dem Versprechen ihrer Freilassung zum Beistand auf; die Mehrzahl derselben trat auf die Seite der Volkspartei, welche denn auch, als man den Kampf erneuerte, durch den Vortheil der stärkeren Stellung und der Mehrzahl die Oberhand gewann, wobei auch die Weiber sie eifrig unterstützten, indem sie von den Häusern Ziegel auf die Gegner warfen und bei diesem Getümmel so viel Muth und Ausdauer bewiesen, als ihr Geschlecht kaum erwarten ließ. Um sich gegen einen nächtlichen Ueberfall zu schützen, zündeten die zum Weichen gebrachten Aristokraten ihre eigenen Häuser rings um den Markt an, wobei eine Menge Kaufmannsgüter vernichtet wurden und die Stadt selber der Gefahr einer völligen Einäscherung kaum entging.

Endlich brachte der athenische Feldherr Nikostratos, welcher in jenen Tagen mit zwölf Schiffen in Kerkyra ankam, zwischen beiden Parteien einen Vergleich zu Stande: nur die zehn Schuldigsten unter denen, welche für den Abfall von den Athenern thätig gewesen, sollten zur Strafe gezogen werden, die übrigen aber ungefährdet in ihrem Besitzthum sein; die Bürger von Kerkyra sollten gegenseitig sich vertragen und ihr Staat mit den Athenern dieselben Freunde und Feinde haben. Aber die Volkspartei, welche das jetzt durch die Gegenwart des athenischen Geschwaders erlangte Uebergewicht zu benutzen gedachte und zu der Aufrichtigkeit der friedlichen Gesinnung ihrer Gegner noch kein Vertrauen hatte, schritt bald darauf zu neuen Gewaltthätigkeiten, nahm den Aristokraten die Waffen aus den Häusern weg und würde die, welche man antraf, getödtet haben, wenn nicht Nikostratos es verhindert hätte. Vierhundert der am Leben Bedroheten flüchteten sich als Schutzflehende in den Tempel der Hera.

Kurz darnach schien die Herankunft einer peloponnesischen Flotte von drei und funfzig Schiffen den Bedrängten die ersehnte Hülfe zu bieten. In großer Verwirrung und Besorgniß wegen des inneren Zerwürfnisses und des heransegelnden Feindes rüsteten die Kerkyräer sofort sechzig Schiffe aus und ließen sie, so wie sie bemannt waren, gegen die Peloponnesier auslaufen. Weil aber der Angriff immer nur in kleinen Abtheilungen und in schlechter Haltung geschah, so fiel das Gefecht ganz zu ihrem Nachtheile aus und würde mit ihrer völligen Niederlage geendet haben, wenn nicht das athenische Geschwader statt ihrer den Kampf aufgenommen und den Rückzug der kerkyräischen Schiffe gedeckt hätte. Da nun die Kerkyräer befürchteten, die feindliche Flotte werde ihren Sieg benutzend zu einem An-

*) Bei den Römern Corcyra, jetzt Corfu genannt, im heroischen Zeitalter die glückliche Insel der Phäaken.

griffe auf die Stadt selber fortschreiten, und das gegenwärtige Zerwürfniß unter der Bürgerschaft unter solchen Umständen um so bedenklicher erschien; so knüpfte man mit den in das Heiligthum Geflüchteten und ihren Gesinnungsgenossen Unterhandlungen an, wie die Stadt könne gerettet werden. Ein Theil derselben verließ darauf den Tempel und ließ sich zum Beweis seiner aufrichtigen Gesinnung in die Schiffsmannschaft einreihen, um gegen die Peloponnesier zu kämpfen. Diese aber segelten in der nächsten Nacht, ohne daß sie einen Angriff auf die Stadt gewagt hätten, wieder nach Hause, weil sie durch Feuerzeichen von der Ankunft einer überlegenen Flotte der Athener benachrichtiget worden. Sobald sich aber die demokratische Partei zu Kerkyra durch diesen unvermutheten Glücksfall außer Gefahr sah, wurden jene, die auf ihr Zureden die Schiffe bestiegen hatten, an's Land gesetzt und ohne Erbarmen niedergemacht. Darauf zog man vor den Heratempel und suchte die Schutzflehenden zu bewegen, diese Freistätte zu verlassen und dem richterlichen Spruche sich zu unterwerfen. Funfzig derselben folgten dieser Aufforderung und wurden sämmtlich zum Tode verurtheilt; die übrigen aber, welche in dem Tempel zurückgeblieben waren, gaben sich selber den Tod, so gut sie konnten. Während der sieben Tage, welche die athenische Flotte unter Eurymedon im dortigen Hafen verweilte, tödtete man eine Menge derer, welche feindseliger Absichten gegen die Volksherrschaft beschuldigt wurden, unter dem Scheine gerichtlichen Verfahrens, wobei aber manche wegen persönlichen Hasses, andere des Geldes wegen, das sie ausgeliehen hatten, von ihren Schuldnern zum Tode gebracht wurden. Alle Todesarten kamen in diesen Schreckenstagen vor und alles, was unter solchen Umständen zu geschehen pflegt, ereignete sich hier und noch mehr als das. Der Vater tödtete den Sohn, man riß die Leute von den Altären weg oder brachte sie an denselben um; und doch war mit diesen bis dahin unerhörten Unmenschlichkeiten der Parteikampf nicht beschwichtigt.

Fünfhundert von der aristokratischen Partei hatten sich aus jenem Blutbade gerettet und verschanzten sich auf dem Berge Istone. Sie bemächtigten sich von dort aus des platten Landes und thaten durch kühne Raubzüge denen in der Stadt vielen Schaden. Erst im zweiten Jahre nach jenen Vorfällen gelang es mit Hülfe der Athener ihre Verschanzungen zu erobern. Sie übergaben sich hierauf dem Eurymedon gegen die Zusicherung, daß nur das athenische Volk über ihr Schicksal entscheiden solle, wogegen sie die Bedingung sich mußten gefallen lassen: wofern man einen treffe, der den Versuch zu entrinnen mache, so solle für alle der Vertrag nicht mehr gelten. Da nun die Vorsteher der demokratischen Partei zu Kerkyra befürchteten, die Athener möchten jenen das Leben schenken, so ersannen sie, um dies zu vereiteln, folgende List. Sie beredeten heimlich einige wenige unter den Gefangenen, bei der Ungewißheit ihres Schicksals ihr Heil in der Flucht zu versuchen, wozu sie ihnen selbst ein Schiff bereit halten wollten. Kaum aber waren sie ausgelaufen, als man sie auffing, und da somit der Vertrag gebrochen war, so wurden sämmtliche Gefangene den Kerkyräern ausgeliefert. Dies geschah aber darum, weil die athenischen Befehlshaber auf einer Kriegsfahrt nach Sicilien begriffen waren, und, während sie selbst dadurch sich verhindert sahen, diese Männer nach Athen zu überbringen, doch auch keinem anderen diesen Ruhm vergönnten.

Die Kerkyräer nahmen nun ihre gefangenen Mitbürger in Empfang, schlossen sie in ein großes Gebäude ein und führten sie darauf je zwanzig zum Tode. Geharnischte Krieger, zu beiden Seiten aufgestellt, bildeten eine Gasse, durch welche man die unglücklichen Schlachtopfer, an einander gebunden, hindurchführte. Nebenhergehende Männer trieben die Zögernden mit Geißelschlägen vorwärts, und jeder, der in der Reihe stand, ließ mit Hieben und Stichen seine Rachelust an denen aus, in denen er seine Feinde erkannte. Auf solche Art hatte man schon sechzig Gefangene herausgeführt und hingerichtet, während jene, die noch im Gebäude zurückgeblieben, der Meinung waren, man wolle ihnen nur einen andern Wohnort anweisen und bringe sie dorthin. Als sie aber durch Jemand erfuhren, welches Schicksal ihnen bevorstehe, weigerten sie sich das Gebäude zu verlassen und bedroheten jeden, der es wage, zu ihnen hereinzukommen. Die Kerkyräer aber hatten auch gar nicht im Sinne, mit Gewalt durch die Thüren einzudringen, sondern erstiegen das Dach des Gebäudes, nahmen die Wölbung desselben ab und warfen von oben Ziegel und Geschosse auf die Eingeschlossenen. Diese deckten sich dagegen, so gut sie konnten, die Meisten aber gaben zu gleicher Zeit sich selbst den Tod; sie stießen sich die Pfeile, welche jene herabgeschossen hatten, in den Hals oder hingen sich mit Stricken und mit Binden, die sie aus ihren Kleidern machten, an den Bettstellen auf, welche sich dort für sie vorfanden. Dieser entsetzliche Hergang setzte sich auch in einen großen Theil der Nacht hinein fort, bis alle, theils durch eigne Hand, theils durch die Geschosse von oben um's Leben gekommen. Als es Tag geworden war, lud man die Leichen der Gemordeten schichtenweise auf Wagen und schaffte sie aus der Stadt. Die Frauen aber, so viel sie deren in der Verschanzung gefangen genommen, versetzten sie in Sclaverei. Auf diese Weise wurden jene Kerkyräer, die sich auf dem Berge festgesetzt hatten, von der Volkspartei aus dem Wege geräumt.

Damit endigte dieser bis zu einem so furchtbaren Grad von Erbitterung gestiegene Parteikampf, nachdem auf Seiten der Unterlegenen nichts von Bedeutung mehr übrig war. Ein Schrei des Entsetzens ging mit der Nachricht von den Greueln auf Kerkyra durch ganz Griechenland; ihr Eindruck war um so ergreifender, weil es einer der ersten Fälle dieser Art war.

Späterhin wurde die ganze Hellenenwelt von derartigen Erschütterungen ergriffen, von welchen uns Thukydides in seinem unübertrefflichen Geschichtswerke über die ersten ein und zwanzig Jahre des peloponnesischen Krieges folgende ergreifende und warnungsvolle Schilderung giebt. „Ueberall — sagt er — fanden getheilte Interessen statt; indem die Führer der Volkspartei die Athener, die Oligarchen die Lakedämonier für sich zu gewinnen suchten. Im Frieden hätten weder die Einen noch die Andern Vorwand oder Lust gehabt, auswärtige Mächte zur Theilnahme an ihren inneren Angelegenheiten herbeizurufen; der Kriegsstand dagegen gab den Neuerungssüchtigen leicht die Mittel an die Hand, die Einmischung jener zu veranlassen, sowohl um ihre Gegner nieder zu halten, als auch um die eigne Parteisache zu fördern. Bei solchen

inneren Zerwürfnissen kamen über die Staaten viele Drangsale, wie sie von jeher eingetreten und auch in der Folgezeit eintreten werden, so lange die menschliche Natur dieselbe bleibt, nur bald mehr bald minder heftig je nach dem Wechsel der Umstände. Denn im Frieden und Wohlstande haben die Staaten und die einzelnen Bürger mildere Gesinnungen, weil sie da nicht in unfreiwillige Noth gerathen. Der Krieg dagegen, der den Bedürfnissen des täglichen Lebens Abbruch thut, ist ein gewaltsamer Lehrer und gestaltet die Leidenschaften der Menge nach den Verhältnissen des Augenblickes. So brach der Parteikampf in den Städten aus, und wo dies erst später geschah, steigerte der Rückblick auf das anderwärts Vorgefallene das Neuerungsfieber bis in's Maaßlose, sowohl in Hinsicht der Ränke und der Hinterlist, die man anwendete, als der grausamen Rache, die man an seinen Gegnern ausübte. Ja selbst die gewöhnliche Bedeutung der Worte änderte man in dieser Zeit nach Gutdünken. Unvernünftige Verwegenheit hieß man gesinnungstreue Mannhaftigkeit, bedachtsames Abwarten nannte man dagegen einen Deckmantel der Feigheit. Tollkühne Leidenschaftlichkeit zählte man zu den nothwendigen Eigenschaften eines Mannes; wer dagegen in allen Dingen besonnen handelte, den nannte man schwerfällig und untauglich. Heimtückische Nachstellung belegte man mit dem schönen Namen der Vorsicht behufs der eigenen Sicherheit. Nur den Mißvergnügten hielt man für zuverlässig; wer ihm widersprach, war verdächtig. Parteigenossen hielt man werther als Blutsverwandte. Denn solche Verbindungen schloß man, nicht um auf dem Wege der bestehenden Gesetze einen rechtlichen Vortheil zu gewinnen, sondern um durch den Umsturz des Bestehenden seine selbstsüchtigen Zwecke zu erreichen. Die Sicherheit der gegenseitigen Treue beruhete nicht sowohl auf dem göttlichen Gesetze als auf gemeinschaftlicher Theilnahme am Verbrechen. Gütliche Anträge von feindlicher Seite her nahm man an, wenn der Gegner im Vortheile war, nicht aus edelmüthigem Vertrauen, sondern um sich gegen seine weiteren Unternehmungen zu decken. Eidschwüre der Versöhnung blieben nur so lange in Kraft, als die Verlegenheit dauerte, die sie gestiftet hatte, oder bis man anderswoher Zuwachs an Macht erhalten. Ueber seinen Gegner herzufallen, wenn er in gutem Vertrauen auf den abgeschlossenen Frieden es am wenigsten vermuthete, gereichte zu größerer Befriedigung als ein Sieg im offnen Kampfe, weil man dabei den Vortheil größerer Sicherheit hatte und zugleich den Preis überlegener Klugheit davontrug. Denn die meisten Menschen wollen lieber durch Schlechtigkeit den Namen kluger Leute gewinnen, als für rechtschaffen und einfältig gelten; sie schämen sich des Letzteren und rechnen sich jenes zur Ehre."

„Die Ursache aller dieser Erscheinungen lag in der Herrschaft, zu welcher die Habsucht und der Ehrgeiz gelangten; aber diese niederen Beweggründe verbarg man hinter dem glänzenden Aushängeschilde patriotischer Bestrebungen: die Einen, indem sie die politische Gleichheit aller, die Andern, indem sie eine gemäßigte Adelsherrschaft für das Ziel ihrer Bestrebungen ausgaben. Jeder Parteiführer gab vor, dem gemeinen Besten zu huldigen, scheute aber vor keinem noch so verworfenen Mittel zurück, um über seinen Widerwart obzusiegen."

„So nahm unter der gegenseitigen Befehdung der Parteien die tiefste Entsittlichung unter den Hellenen überhand. Gottesfurcht und Frömmigkeit hatten keinen Werth mehr. Schlichte Geradheit, die mit edler Gesinnung nahe verwandt ist, wurde verlacht und war bald verschwunden. Unredlichkeit und Arglist erzeugte ein unbegrenztes Mißtrauen, und zu dessen Beseitigung erschien keine Zusage bündig genug, keine Eidesformel furchtbar genug. Nachdem man aber einmal dahin gekommen war, keinen Glauben an die Dauer irgend eines Verhältnisses zu hegen, war man nur noch darauf bedacht, wie man durch seine Klugheit und argwöhnische Vorsicht sich glücklich durchbringe."

„Unter solchen Umständen gewannen Leute von geringerer Einsicht gewöhnlich die Oberhand. Denn weil diese ihrer eignen Einsicht in gleichem Maaße mißtraueten, als sie die geistige Ueberlegenheit ihrer Gegner fürchteten, wenn es zur Verhandlung durch Reden käme: so gaben sie der Sache statt durch Anhörung und Erwägung vernünftiger Gründe lieber mit der Faust durch gewaltsame Thätlichkeiten den Ausschlag. Die Wohlgesinnten aber, in dem Wahne, daß sie die Gefahr schon zeitig genug merken würden, und in thörichter Verachtung ihrer Gegner, hielten nicht für nöthig, mit Gewalt sich zu nehmen, was ihnen aus guten Gründen gebührte, und gingen dann in Folge ihrer Wehrlosigkeit zu Grunde."

5. Der Kampf bei Pylos.

Auf einer Fahrt nach Kerkyra begriffen, wurde die athenische Flotte durch einen Seesturm genöthigt, in die Bucht von Pylos an der messenischen Küste einzulaufen. Einer der Feldherren, Namens Demosthenes, der sich schon auf früheren Feldzügen in diesem Kriege ausgezeichnet hatte, schlug vor, diesen Ort zu befestigen und so im Feindesgebiete selber festen Fuß zu fassen. Er machte darauf aufmerksam, daß man hier einen großen Vorrath von Bauholz und Steinen finde, daß der Ort schon von Natur fest und sammt einer weiten Strecke umher völlig unbewohnt sei. Seine Entfernung von Sparta betrage nur vierhundert Stadien.*) Die Messenier in Naupaktos (s. S. 82), mit denen er von jeher in freundschaftlichen Verhältnissen gestanden, würden mit Freuden die Besetzung dieses ihrem alten Vaterlande zugehörigen Platzes übernehmen und von einem solchen Waffenplatze aus den Lakedämoniern vielen Schaden thun.

Die beiden Mitfeldherren des Demosthenes, Eurymedon und Sophokles, bezeigten wenig Lust zur Ausführung dieses Planes. Es gebe noch viele unbewohnte Vorgebirge im Peloponnes, sagten sie, wenn er Lust habe, auf Kosten des Staates solche zu besetzen. Da aber das Kriegsvolk, als die See noch längere Zeit hin unfahrbar blieb, Langeweile hatte, ging es von freien Stücken daran, den Vorschlag des Demosthenes auszuführen. Da sie keine eisernen Werkzeuge hatten, um die Steine zu behauen, so suchten sie solche zusammen, die sich durch ihre natürliche Form zum Bauen schickten, den Lehm trugen sie aus

*) Zehn deutsche Meilen.

Mangel an Geschirren auf dem Rücken herbei; und weil der Ort an den meisten Stellen schon für sich haltbar war und daselbst keiner Befestigung bedurfte, so rückte das Werk rasch vorwärts, zumal da man sich beeilte, die angreifbarsten Stellen zu rechter Zeit auszubauen, ehe die Lakedämonier wider sie heranrückten.

Diese feierten aber damals gerade ein Fest, als die Nachricht davon einlief, und achteten wenig darauf; auch stand ihr Heer noch in Attika und auch dies verursachte einigen Aufenthalt. In sechs Tagen hatten die Athener die nöthigsten Befestigungen vollendet, und ließen, als sie ihre Fahrt nach Kerkyra fortsetzten, fünf Schiffe unter dem Befehle des Demosthenes zur Deckung des Platzes zurück.

Als die Peloponnesier, welche in Attika standen, die Besetzung von Pylos erfuhren, kehrten sie eiligst in die Heimath zurück; denn König Agis, des Archidamos Sohn, und die Lakedämonier sahen diesen Vorfall für keine unbedeutende Sache an. Gleich nach ihrer Heimkunft rückten die Spartiaten gegen Pylos aus, in kurzem folgten die übrigen Lakedämonier, auch die Hülfsvölker der Peloponnesier wurden auf's schleunigste dorthin entboten und die bei Kerkyra befindliche Flotte herbeigerufen. Denn sowohl von der Land- als von der Seeseite her gedachte man die Verschanzung der Athener anzugreifen und hegte keinen Zweifel, daß man dieser in der Eile errichteten und mit geringer Mannschaft besetzten Werke sich mit Leichtigkeit bemächtigen werde. Um aber die Dazwischenkunft der attischen Flotte, welche damals bei Zakynthos (Zante) lag, zu verhindern, wollte man die Eingänge des Hafens besetzen, was nach der Beschaffenheit dieser Gegend nicht schwer schien.

Dicht vor dem pylischen Hafen nemlich liegt eine langgestreckte Insel, Namens Sphakteria, und verengt die beiden Einfahrten in den Hafen dergestalt, daß durch die eine nur zwei, durch die andere nur acht oder neun Schiffe neben einander durchfahren können. Uebrigens war sie unbewohnt und daher noch mit Wald bedeckt, gebirgig und etwa funfzehn Stadien oder vierzig Minuten lang. Jene Einfahrten gedachte man durch dichtgestellte mit den Vordertheilen gegen einander gekehrte Schiffe zu sperren, und die Insel selber besetzte man mit vierhundert und zwanzig Schwerbewaffneten, ohne die Heiloten, welche das Gefolge derselben ausmachten.

Noch zur rechten Zeit, während die Peloponnesier gegen Pylos heranzogen, hatte Demosthenes heimlich zwei seiner Schiffe nach Zakynthos geschickt, um daselbst zu melden, daß der Platz in Gefahr sei; und traf jetzt seine Anstalten zur Vertheidigung. Er ließ die Kriegsschiffe, die noch bei ihm waren, unter die Verschanzungen heranziehen und mit Pfahlwerk umgeben. Das Schiffsvolk bewaffnete er mit schlechten, meist aus Weiden geflochtenen Schilden, denn in dieser menschenleeren Gegend waren keine Waffen zu haben; und so war es noch ein besonderer Glücksumstand, daß eben damals ein messenisches Raubschiff ankam, welches mit jenen ihm aushalf und gegen vierzig Schwerbewaffnete zu seinem Beistande an's Land setzte. Die Mehrzahl seiner Mannschaft, bewaffnete sowohl als unbewaffnete, stellte Demosthenes an die verschanzten Stellen nach dem Festlande hin, um die Angriffe der Landmacht abzuwehren. Er selber erlas sich alle vierzig Schwerbewaffnete und etliche Bogenschützen aus, zog aus der Verschanzung heraus an's Meer und stellte sich dort an denjenigen Stellen der Küste auf, wo, wie er glaubte, der Feind die Landung versuchen würde.

Unterdessen setzten sich die Lakedämonier in Bewegung, um die Festung zu gleicher Zeit mit dem Landheere wie mit der Flotte anzugreifen. Die letztere bestand aus dreiundvierzig Schiffen. Sie hatte sich in kleine Geschwader getheilt, da es nicht möglich war, mit mehreren zugleich einzulaufen. So ruheten sie wechselsweise aus, um einander im Kampfe abzulösen; die Kämpfenden aber sparten weder Mühe noch Eifer, um die Feinde aus ihrer Stellung zu verdrängen. Vor allen zeichnete sich Brasidas aus, der eine Galeere befehligte. Als er wahrnahm, daß die Schiffsführer und Steuerleute wegen der Schwierigkeiten des Uferplatzes die Landung zu lässig betrieben, aus Furcht, daß ihre Schiffe scheitern möchten, rief er ihnen zu: es sei unvernünftig, den Feind im eignen Lande zu dulden, um nur ein paar Stücke Holz zu schonen; es gelte um jeden Preis die Landung zu erzwingen, auch wenn dabei die Schiffe zerschellten. Indem er so die Anderen antrieb, nöthigte er den Steuermann seines eignen Schiffes, das Fahrzeug dicht an den Strand zu lenken, und betrat selber allen voran das Landungsbrett. Indem er aber auszusteigen versuchte, hieben die Athener auf ihn ein und brachten ihm viele Wunden bei, so daß er ohnmächtig in's Vordertheil des Schiffes zurücksank. Sein Schild fiel in's Meer, und da ihn die Athener späterhin auffingen, brachten sie ihn an dem Siegeszeichen an, welches sie wegen dieses Kampfes errichteten.

Trotz solcher Anstrengungen konnten die Lakedämonier doch auf keinem Punkte ihre Landung durchsetzen, da das felsige Gestade schwer zugänglich war und die Athener, von Demosthenes ermuntert, sich weder vom Brausen der Brandung noch vom schreckhaften Heranbringen der Schiffe bestürzen zu lassen, überall wacker Stand hielten und um keinen Schritt zurückwichen.

Nachdem man nun den ganzen Tag hindurch und einen Theil des folgenden gekämpft hatte, hielten die Lakedämonier eine Zeit lang sich ruhig, während einige Schiffe abgingen, um Holz zum Sturmzeug herbeizuholen, welches man, wenn nur erst die Landung bewerkstelligt wäre, mit raschem Erfolge gegen die Mauer der Feste auf dieser Seite anzuwenden hoffte.

Unterdessen kamen die vierzig von Zakynthos herbeigerufenen Schiffe der Athener an, und boten der lakedämonischen Flotte im offenen Meere ein Seetreffen an. Da aber diese nicht gegen sie auslief, so drangen jene durch beide Einfahrten in den geräumigen Hafen ein, denn aus Zufall war die beschlossene Sperrung unterblieben. Sie trafen die meisten der feindlichen Schiffe in der Mitte des Hafens schlagfertig aufgestellt, liefen gegen sie an und schlugen sie in die Flucht. Bei der Verfolgung nahmen sie fünf derselben gefangen, und viele wurden bei der Enge des Raumes stark beschädigt. Etliche wurden, während man sie noch bemannte und noch ehe sie auslaufen konnten, angebohrt, andere, von der fliehenden Mannschaft verlassen, am Schlepptau fortgeführt. Bei diesem Anblicke wurden die Lakedämonier von Schaam und Unwillen ergriffen, rückten vereint an den Strand des Meeres, faßten die Schiffe an und suchten sie festzuhalten. Glühender Eifer beseelte alle Kämpfer, und jeder meinte, die

Sache müsse da einen übeln Ausgang nehmen, wo er selber nicht thätig dabeiwäre. Ein gewaltiges Getümmel erhob sich bei den Schiffen und beide Theile schienen dabei ihre Kampfesweise gewechselt zu haben, denn die Lakedämonier lieferten vom Lande aus gleichsam ein Seetreffen, während die Athener von den Schiffen aus wie in einer Landschlacht fochten. Nachdem sie sich gegenseitig viel zu schaffen gemacht und Wunden ausgetauscht hatten, ließen sie ermüdet von einander ab. Die Lakedämonier brachten die geretteten Schiffe in Sicherheit; und die athenischen Schiffe zogen sich, nachdem sie sich der Schiffstrümmer bemächtiget, ein Siegeszeichen errichtet und die Todten ausgeliefert hatten, auf ihren früheren Standort zurück. Auf dem Festlande behaupteten die Peloponnesier ihre Stellung; aber die Mannschaft der Spartiaten auf der Insel Sphakteria war in Folge jenes unglücklichen Treffens vom übrigen Heere abgeschnitten. Die athenischen Schiffe kreuzten um sie und bewachten sie wie eine sichere Beute. Diese folgenreiche Seeschlacht geschah im Jahre 425 vor Chr. in demselben Hafen, in welchem mehr als zweitausend Jahre später (am 20. October 1827 nach Chr.) durch den Sieg bei Navarino die Befreiung der Neugriechen vom Joche der Türken entschieden wurde.



Als die Nachricht von jenen Vorfällen in Sparta eingelaufen, begaben sich die Obrigkeiten wie bei einem großen öffentlichen Unglücke in's Lager, um an Ort und Stelle nach eigner Anschauung die nöthigen Anordnungen zu treffen. Da sie die Unmöglichkeit sahen, der eingeschlossenen Mannschaft Hülfe zu bringen, und anderseits sie nicht der Gefahr aussetzen wollten, durch Hunger aufgerieben oder durch die feindliche Uebermacht überwältigt zu werden; so schlossen sie einen Waffenstillstand mit den Athenern zu Pylos ab, während dessen man eine Gesandtschaft nach Athen abschicken und über einen Friedensvertrag unterhandeln wollte. Die Bedingungen jenes Stillstandes lauteten dahin: die Lakedämonier sollten alle ihre Kriegsschiffe, sowohl die bei Pylos als im lakonischen Gebiete überhaupt dem Demosthenes während der Dauer der Unterhandlungen übergeben und dagegen die Erlaubniß haben, denen auf Sphakteria täglich ein bestimmtes Maaß von Mehl, Wein und Fleisch zuzuführen; die Insel sollte aber von den Athenern bewacht bleiben, jedoch auf beiden Seiten jede Feindseligkeit unterbleiben. Die Athener sollten auf einem Kriegsschiffe die lakedämonischen Gesandten nach Athen und wieder zurückbringen, nach deren Rückkehr die Waffenruhe aufhören und die ausgelieferten Schiffe in eben dem Zustande, in welchem sie übergeben worden, den Lakedämoniern zurückgegeben werden sollten.

Die Friedensanträge in Athen blieben ohne Erfolg, da die Athener, durch ihr unvermuthetes Glück ermuthiget, den Lakedämoniern Bedingungen stellten, auf welche diese nicht eingehen konnten, wenn sie nicht sich in den Augen ihrer Bundesgenossen herabsetzen wollten. Nachdem die Gesandtschaft wieder zurückgekehrt und die Waffenruhe somit zu Ende war, forderten die Lakedämonier ihre Schiffe zurück; die Athener aber verweigerten sie unter dem Vorwande, daß die Lakedämonier vertragswidrig einen Versuch gemacht hätten, die Festung zu berennen. Die Lakedämonier widersprachen und beschwerten sich, daß ihnen in Betreff der Schiffe Unrecht geschehe; dann zogen sie ab und begannen die Feindseligkeiten. Auf beiden Seiten wurde mit beispielloser Anstrengung gekämpft. Die Peloponnesier hatten auf dem Festlande ein Lager aufgeschlagen und machten häufige Anfälle auf die Festung, während sie zugleich auf eine Gelegenheit lauerten, die eingeschlossene Mannschaft auf der Insel zu befreien. Die Athener dagegen schlugen alle Angriffe auf die Verschanzung ab und hielten die Insel in strenger Huth. Bei Tage nemlich mußten zwei Schiffe, die in entgegengesetzter Richtung segelten, unausgesetzt sie umschiffen; bei Nacht aber legte sich die ganze Flotte dort vor Anker, und nur, wenn die Winde zu stark weheten,

ließ man die Seeseite unbesetzt. Die Zahl der Schiffe war zu diesem Zwecke bis auf siebenzig verstärkt worden, und bei so strenger Abschließung hoffte man in kurzem auf die Uebergabe der Insel. Diese aber verzögerte sich wider Erwarten und zwar aus folgender Ursache.

Die Lakedämonier hatten hohe Geldpreise ausgesetzt für diejenigen, welche es unternähmen, den auf der Insel Eingeschlossenen Lebensmittel zuzuführen, und den Heiloten, die solches bewerkstelligen würden, war die Freilassung zugesagt. In Folge dessen wagten nicht wenige, besonders Heiloten, unter mancherlei Gefahren dieses Unternehmen, indem sie von irgend einer Stelle des Peloponnes, wo eine Gelegenheit sich darbot, ausliefen, bei Nachtzeit von der Seeseite her auf die Insel zusteuerten und landeten. Diejenigen, welche dies bei stillem Wetter vornahmen, wurden von den wachthabenden Schiffen der Athener aufgegriffen. Sie warteten daher gewöhnlich die Zeit ab, wo der Wind von der See her wehete und die feindlichen Kriegsschiffe sich von der Küste entfernter halten mußten. Dann konnten jene leichter unbemerkt entwischen und an der Insel anlegen, zumal sie ihre Fahrzeuge — deren Verlust ihnen vergütet wurde — nicht zu schonen brauchten und kühn an den Strand laufen ließen, wo die an den Landungsplätzen auf sie harrenden Wachen der Spartiaten sie in Empfang nahmen. Auch schwammen zuweilen in der Nähe des Hafens Taucher unter dem Wasser hin bis zur Insel und zogen am Taue Mohn, mit Honig vermischt, und gestoßenen Leinsaamen in Schläuchen nach sich. Beide Theile erschöpften sich in Kunstgriffen und Listen, die Einen, um die Eingeschlossenen mit Lebensmitteln zu versehen, die Andern, um solches zu verhüten.

Auf solche Weise zog sich die Sache ganz unerwartet in die Länge und versetzte die Athener, die auf eine rasche Entscheidung gehofft hatten, in eine entmuthigende Lage. Es fehlte in dieser öden Gegend nicht nur an Lebensmitteln, sondern auch an Trinkwasser. Denn es war eine einzige und zwar nicht reichhaltige Quelle vorhanden, nemlich auf der Burg von Pylos selber. Die Meisten mußten daher den Kiessand am Meere aufgraben und ein Wasser trinken, dessen Beschaffenheit man sich leicht denken kann. In ihrem Lager waren sie auf einen engen Raum eingeschränkt, und da es für die Schiffe an Ankerplätzen fehlte, so mußten sie mehrentheils auf der hohen See liegen. Zu dieser Noth der Gegenwart gesellte sich noch eine wahrhaft trostlose Aussicht auf die Zukunft, wenn der Winter sie überraschen sollte, ehe es ihnen gelungen wäre, die Insel zu nehmen; da alsdann die Zufuhr von Lebensmitteln um den Peloponnes herum ganz unmöglich werden und die stürmische Witterung sie nöthigen würde, die Einschließung lässiger zu betreiben, wodurch der Besatzung Gelegenheit geboten würde, entweder mit allem Nöthigen sich zu versehn und die Insel um so länger zu behaupten, oder während eines Sturmes auf den Fahrzeugen, die ihnen Lebensmittel zuführten, sich einzuschiffen.

Als die Nachricht von dieser Lage des pylischen Heeres nach Athen kam, war man in großer Verlegenheit, was man thun solle. Zudem erregte ihnen die meisten Besorgnisse der Gedanke, daß die Lakedämonier mit großer Zuversicht dem Ausgange dieser Sache entgegensehen müßten, weil sie keine Herolde mehr zur Anknüpfung von Unterhandlungen an sie abschickten. Sie bereueten jetzt, daß sie den Frieden, der ihnen früher von Seiten Spartas angeboten worden, nicht angenommen hatten, und wurden auf Kleon, der ihnen davon abgerathen, heftig erzürnt. Dieser, nach seiner gewöhnlichen Art, suchte die Schuld von sich auf andere zu wälzen. Die Sache sei gar nicht darnach, um deshalb den Frieden herbeizuwünschen: wenn nur die Feldherren — er zielte dabei auf Nikias — tüchtige Männer wären, so würde es ein Leichtes sein, durch einen Seezug sich der Leute auf der Insel zu bemächtigen. Hier fiel ihm das Volk in's Wort: „Ei, warum schiffst du denn nicht hin gegen die Spartiaten, wenn dich die Sache so leicht dünkt?“ Auch Nikias stand auf und erklärte: er und seine Mitfeldherren hätten nichts dagegen, wenn Kleon so viel Heeresmacht als ihm beliebe übernehme und den Versuch mache. Dieser glaubte im Anfange, es sei das nur leeres Gerede, daß Nikias ihm seine Stelle überlassen wolle, und erklärte um so dreister: ja, er sei dazu bereit. Als er aber merkte, daß jener im Ernst gesprochen, wurde ihm bange; denn er hatte nicht vermuthet, daß Nikias es wirklich über sich gewinnen würde, ihm zu weichen. Er suchte daher Ausflüchte, indem er sagte: nicht er, sondern jener sei Feldherr. Da drang Nikias abermals in ihn, sagte sich von der Befehlshaberstelle gegen Pylos förmlich los und rief dabei die Athener zu Zeugen auf. Je mehr nun Kleon auszuweichen versuchte, desto eifriger, wie es der Pöbel zu machen pflegt, blieb die Versammlung dabei, den Antrag des Nikias zu bestätigen, und schrie dem Kleon zu: er solle sich einschiffen. Da blieb ihm denn kein Mittel übrig, sich seines übereilten Erbietens zu entbinden, und seine Furcht hinter Prahlerei verbergend erklärte er: er übernehme den Seezug und fürchte die Lakedämonier nicht; er wolle hinschiffen und binnen zwanzig Tagen die Feinde entweder als Gefangene lebendig nach Athen bringen oder an Ort und Stelle niedermachen. Die Athener brachen über die Großsprecherei in ein Gelächter aus; indessen war es auch dem vernünftigen Theile der Bürgerschaft ganz erwünscht, daß es so gekommen; denn von zwei Vortheilen schien einer ihnen gewiß zu sein: entweder — so dachten sie — wenn die Sache übel ablaufe, so werde man diesen nichtswürdigen Kleon los (und dieser Fall war ihnen der wahrscheinlichere), oder, wenn diese Erwartung sich nicht erfülle, so bekomme man die Lakedämonier in seine Gewalt; und Eins wie das Andere schien gleichsehr wünschenswerth.

Nachdem ihm also die Athener die Leitung dieses Seezuges übertragen hatten, ließ Kleon sich den Demosthenes zum Gehülfen beigeben, da er von diesem erfahren, daß er, um dem Nothstande seiner Leute ein Ende zu machen, zu einem entscheidenden Wagstücke sehr geneigt sei und den Plan zu einer Landung auf Sphakteria bereits entworfen habe. Während er nun zur Abfahrt alles in Bereitschaft setzte, sandte er einen Boten nach Pylos voraus mit der Nachricht, daß er kommen und ein Hülfsheer mit sich bringen werde. Bald darnach langte er wirklich auf dem Kampfplatze an und schritt mit Demosthenes zur Ausführung seines Vorhabens.

Ein Zufall schien dasselbe zu begünstigen. Die Mannschaft eines wachehaltenden Schiffes war an einem abgelegenen Orte der Insel gelandet, um sich das Mahl zu bereiten; und bei dieser Gelegenheit geschah es, daß einer ohne Vorsatz das nächste Gebüsch in Brand steckte, in

Folge dessen der größte Theil des Waldes, der die Insel bedeckte, vom Feuer verzehrt ward. Hierdurch wurden die Feinde ihrer besten Schutzwehr beraubt und die Erstürmung der Insel, die jetzt keinen versteckten Ort zum Hinterhalte mehr darbot, um ein gutes Theil unbedenklicher. Zugleich konnte Demosthenes nun die Stärke der Besatzung schätzen, und da er sie weit zahlreicher fand, als er vermuthet hatte, schien es ihm um so mehr der Mühe werth, daß die Athener diese Sache mit allem Eifer in Angriff nähmen.

Bei Nacht wurden sämmtliche Schwerbewaffnete auf wenige Fahrzeuge eingeschifft. Diese landeten kurz vor Tagesanbruch an zwei Seiten der Insel zugleich, nemlich an der Seeseite und dem Hafen gegenüber. Sie setzten achthundert Geharnischte an's Land, welche sogleich im Sturmschritt gegen die ersten Vorposten anrückten und dieselben niederhieben. Mit Anbruch des Morgens landete auch das übrige Heer auf etwa siebenzig Schiffen, nemlich achthundert Bogenschützen, eben so viele andere leichte Truppen, die von Naupaktos zu Hülfe gekommenen Messenier so wie alle Uebrigen, die bei Pylos standen, mit Ausnahme der Wachen auf den Festungswerken. Nach der Anordnung des Demosthenes theilte sich das Heer in einzelne Schaaren von je zweihundert Mann, welche die höchsten Punkte besetzten und so den Feind auf allen Seiten bedroheten.

Die Spartiaten stellten sich in Schlachtordnung und gingen auf die Schaar der Schwerbewaffneten, welche ihnen gerade gegenüberstand, los, um mit ihr handgemein zu werden. Diese aber blieb ruhig stehn; statt ihrer warfen sich ihnen leichte Truppen entgegen und bedrängten sie mit Geschossen sowohl von vorn als von beiden Seiten. So oft die Lakedämonier einen Ausfall machten, wichen sie zurück und gewannen wegen der Leichtigkeit ihrer Rüstung ohne Mühe den Vorsprung, während jene in ihren schweren Waffen auf dem unwegsamen Boden, welcher früher noch nie angebaut und daher sehr uneben war, nur langsam folgen konnten. So kämpften sie eine Zeit lang mit Wurfgeschossen aus der Ferne gegen einander. Die Gegenwehr der Lakedämonier wurde nach und nach immer schwächer, da die wiederholten Anfälle von mehreren Seiten her sie sehr ermüdeten; und diese Wahrnehmung erhöhete den Muth des leichten Kriegsvolkes, indem es sich immer mehr an den Anblick des Feindes gewöhnte, dessen bloßer Name vorher jedem furchtbar gewesen war. Mit Verachtung eines Gegners, der sie nicht auf eine ihren Erwartungen entsprechende Art empfangen hatte, drangen jetzt diese Truppen in geschlossenen Gliedern auf ihn ein, erhoben ein gellendes Feldgeschrei und schleuderten Steine, Pfeile und Spieße, was eben jeder bei der Hand hatte. Die mit Staub vermischte Asche der jüngst verbrannten Waldung wirbelte dicht empor, Geschosse aller Art schlugen mitten unter den Staubwolken wie ein Hagel in die Schaar der Lakedämonier. Da ihnen die Aussicht von Staubwolken verdunkelt war und vor dem starken Geschrei der Feinde die Befehlsworte der Führer nicht verstanden werden konnten, so wußten sie sich zuletzt gar nicht mehr zu helfen und gaben bei der sie rings umgebenden Gefahr die Hoffnung auf, sich irgendwie durch Gegenwehr zu retten. Endlich, als schon viele verwundet waren, weil sie sich beständig auf einer Stelle herumtummeln mußten, schlossen sie ihre Schaaren eng zusammen und zogen sich in die nicht weit entfernte Verschanzung am äußersten Ende der Insel zurück. Dort nemlich, Pylos gegenüber, fällt das Gestade nach der Seeseite hin steil ab; auch von der Landseite her war dieser Punct am schwersten anzugreifen und noch dazu durch eine alte, von auserlesenen Steinen erbaute Verschanzung befestigt.

Wie nun die Lakedämonier dorthin sich zurückzogen, drang das leichte Kriegsvolk mit noch weit stärkerem Geschrei und um so kühner auf sie ein; einzelne wurden von ihrer Schaar getrennt und niedergemacht, die Meisten aber entkamen in die Verschanzung und stellten sich in Verbindung mit den daselbst befindlichen Wachtposten an allen angreifbaren Punkten schlagfertig auf. Die Athener setzten ihnen nach und bestürmten den Platz mit großer Anstrengung. Den größten Theil des Tages hindurch hielten beide Theile unter den Beschwerden des Kampfes, des Durstes und der Sonnengluth aus, indem jene den Feind aus seiner festen Stellung zu vertreiben suchten, während dieser sie als seine letzte Zuflucht zu behaupten bemüht war.

Da nun der Angriff von dieser Seite ohne allen Erfolg blieb, trat der Anführer der messenischen Hülfsschaar zu Kleon und Demosthenes und sagte ihnen: wenn sie ihm einen Theil der Bogenschützen und der Leichtbewaffneten anvertrauen wollten, so hoffe er die Erstürmung der Schanze durchsetzen zu können. Man gab ihm, was er verlangte. Unbemerkt entfernte er sich mit seiner Schaar vom Kampfplatze, stieg über die abschüssigen Klippen des Gestades hin und klimmte mit größter Mühe im Rücken der Lakedämonier an jenen Stellen empor, welche sie im Vertrauen auf die natürliche Festigkeit des Ortes unbesetzt gelassen hatten. Die plötzliche Erscheinung dieser Männer auf der Anhöhe in ihrem Rücken setzte die Lakedämonier in die größte Bestürzung und beseelte dagegen die Athener, welche ihre Erwartungen erfüllt sahen, mit desto größerem Muthe. Von beiden Seiten angegriffen und, wenn man Großes mit Kleinem vergleichen darf, in derselben bedrängten Lage wie vormals die bei Thermopylä, hielten die Lakedämonier nicht länger Stand, sondern suchten sich zurückzuziehn. Ein fernerer Widerstand schien unmöglich, da sie gegen eine überlegene Menge kämpften und aus Mangel an Lebensmitteln ganz entkräftet waren; zudem hatten sich die Athener bereits der Zugänge bemächtigt.

Als nun Kleon und Demosthenes sahen, daß die Lakedämonier, wenn sie auch nur noch einen Schritt weiter wichen, von dem nachdringenden Heere bis auf den letzten Mann niedergehauen würden, geboten sie Stillstand und thaten den Ihrigen Einhalt. Darauf ließen sie durch den Herold an jene die Frage richten: ob sie ihre Waffen und sich selber den Athenern übergeben wollten, um nach Gutdünken über sie zu verfügen? Da ließen die Meisten ihre Schilde sinken und erhoben die Hände, zum Zeichen, daß sie den Antrag des Heroldes annähmen. Der Kampf hörte auf, die Führer beider Völker traten zu einer Unterredung zusammen, Kleon und Demosthenes von der einen Seite, von der anderen Styphon — dies war bereits der dritte Anführer der Spartiaten im Kampfe dieses Tages, nachdem Epitadas und nach diesem auch der Oberste der königlichen Leibwache gefallen war. Styphon erklärte: sie wollten ihre Entschließung dem Gutachten derjenigen Lakedämonier anheimgeben, welche vor Pylos auf

dem Festlande lagerten. Demgemäß ging ein Herold dorthin ab und brachte den Bescheid zurück: sie sollten über ihr Loos selbst entscheiden, nur sollten sie nichts thun, was die Ehre verletzte. Nachdem sie sich nun unter einander berathen hatten, übergaben sie den Athenern sich und ihre Waffen. Von vierhundert und zwanzig Schwerbewaffneten, welche die Insel besetzt hatten, waren zweihundert achtundzwanzig gefallen, die übrigen wurden gefangen nach Athen gebracht; unter diesen waren hundert und zwanzig Spartiaten*), welche noch dazu den ersten Familien in Sparta angehörten und mit den vornehmsten Männern daselbst verwandt und befreundet waren. Von den Athenern waren nur wenige gefallen, da es zu keinem Handgemenge gekommen war.

Die Zeit der Einschließung jener unglücklichen Besatzung von Sphakteria hatte zwei und siebenzig Tage gewährt mit Einschluß der zwanzig Tage, wo ihnen während des Waffenstillstandes regelmäßig Lebensmittel geliefert werden durften. Die übrige Zeit hindurch waren sie nur durch heimliche Zufuhr erhalten worden; da der Anführer Epitadas aus Vorsorge jedem einen spärlicheren Antheil hatte zukommen lassen, als der Vorrath verstattet hätte, so fand man noch einen Theil desselben bei der Einnahme der Insel vor.

Die Athener und ebenso die Peloponnesier zogen sich nun von Pylos in ihre Heimath zurück; und Kleons Versprechen, so vermessen es gewesen, war somit in Erfüllung gegangen: binnen zwanzig Tagen hatte er die Besatzung von Sphakteria kriegsgefangen nach Athen gebracht.

Dieses Ereigniß machte auf alle Hellenen einen ungewöhnlichen Eindruck. Niemand hatte bis dahin geglaubt, daß irgend eine Noth die Lakedämonier bewegen dürfe, die Waffen zu übergeben statt kämpfend zu fallen; und man zweifelte, ob die Gefallenen und die Gefangenen von gleicher Art gewesen. Als aber ein athenischer Bundesgenoß einen der letzteren mit kränkendem Hohne fragte: ob die Gefallenen die Braven unter ihnen gewesen? gab ihm dieser die lakonische Antwort: „Da müßte das Rohr (er meinte den Pfeil) viel werth gewesen sein, wenn es die Tapfern hätte herausfinden können."

Die Athener beschlossen nun, die Gefangenen in Gewahrsam zu halten, bis man einen Vertrag abschlösse, im Falle aber die Peloponnesier wieder einen Einfall in Attika machten, sie sofort hinrichten zu lassen. Nach Pylos legten sie eine Besatzung. Die Messenier in Naupaktos schickten die Tüchtigsten aus ihrer Mitte dorthin als an einen Ort des heimathlichen Landes; und diese fügten den Lakedämoniern von da aus viel Schaden zu, weil sie einerlei Mundart mit ihnen redeten, nemlich die dorische. Die Lakedämonier, welche bisher dergleichen Raubzüge im eignen Lande nicht erfahren hatten und noch weitere Verwirrungen befürchteten, da viele Heiloten ihnen entliefen und zu den Messeniern übergingen, machten wiederholte Versuche, im Wege von Unterhandlungen mit den Athnern Pylos und ihre Gefangenen zurückzuerhalten. Die Athener aber machten zu hohe Ansprüche, und so oft jene auch kamen, wurden sie unverrichteter Dinge wieder heimgeschickt. Erst im Jahre 421 vor Chr. gelangten jene Unglücklichen in Folge des abschlossenen Friedensvertrags in ihre Heimath zurück. Hier aber traf sie ein fast noch härteres Loos als in den Kerkern zu Athen, indem sie wegen ihrer Uebergabe auf Sphakteria in Schimpf und Unehre fielen (s. S. 54); und erst als das Vaterland durch das Bündniß der Argeier, Mantineier und Eleier in große Gefahr kam, gab man ihnen die entzogene Bürgerehre zurück.

Dies sind die Ereignisse von Pylos.

6. Wie der Friede des Nikias zu Stande kam.

In dem nemlichen Sommer (425 v. Chr.), kurz nach jenen Vorfällen, unternahmen die Athener eine Heerfahrt zur See gegen das korinthische Gebiet unter der Leitung des Nikias. Gleich nach der Landung kam es zu einem hitzigen Treffen, in welchem die Athener die Oberhand behielten und die Korinthier viele Leute sammt ihrem Feldherrn Lykophron verloren. Als aber an die Stelle der Geschlagenen ein anderes Heer gegen die Athener anrückte, schifften sie sich wiederum ein und nahmen die Beute und ihre Todten mit. Bei dieser Gelegenheit zeigte sich die zartsinnige Gewissenhaftigkeit, welche dem Nikias in allem, was religiöse Pflichten betraf, eigenthümlich war. Als man schon auf dem Meere war, erfuhr er, daß zwei Todte, die man nicht hatte finden können, auf dem Schlachtfelde zurückgeblieben seien. Sogleich hielt er mit der Flotte an und schickte einen Herold an die Feinde, um jene Leichen zurückzuerhalten. Denn lieber wollte er dem Ruhme gesiegt zu haben entsagen**), als zwei seiner Mitbürger unbeerdiget lassen. Nachdem er hierauf noch das troizenische Gebiet und die Gegenden von Epidauros und Haliä geplündert hatte, kehrte er mit der Flotte nach Athen zurück.

Im folgenden Jahre (424 v. Chr.), eroberte er die Insel Kythera*), welche Lakonien ganz nahe gegenüber liegt, und den Lakedämoniern als Landungsplatz für Lastschiffe von Aegypten und Lybien, sowie als Vormauer gegen feindliche Angriffe ihres Gebietes von der Seeseite her sehr werth war. Der Verlust dieser Insel, so rasch nach den Unglücksfällen bei Pylos, versetzte sie daher in die größte Bestürzung und machte sie so muthlos, daß sie eine Zeit lang gar nichts von Bedeutung zu unternehmen wagten; denn bei jeder neuen Unternehmung fürchteten sie einen Fehltritt zu thun, da sie aus bisheriger Ungewohnheit widriger Erfahrungen nun bei ihren Entwürfen die innere Bürgschaft des Gelingens verloren hatten.

Die Athener aber benutzten diese neue Eroberung mit großem Eifer zum Schaden der Lakedämonier, verheerten das lakonische Küstenland bald da bald dort und nahmen endlich auch Thyrea ein. Diese Stadt lag an der Grenze zwischen Argolis und Lakonien und war von den Lakedämoniern seit dem Anfange dieses Krieges den vertriebenen Aegineten (s. S. 98) zur Wohnung angewiesen worden, theils wegen der Verdienste, welche diese zur Zeit des Erd-

*) Hier dies Wort im eigentlichen, engeren Sinne, vergl. S. 8.

**) Wer nach der Schlacht den Feind um Auslieferung seiner Todten bat, bekannte sich für besiegt und durfte kein Siegeszeichen aufrichten.

*) Das heutige Cerigo.

bebens und der Heilotenempörung sich um Sparta erworben hatten, theils wegen der Zuneigung, welche sie auch unter athenischer Botmäßigkeit den Lakedämoniern allezeit bewahrt hatten. Nachdem die Athener die Stadt ausgeplündert, steckten sie dieselbe in Brand und führten die unglücklichen Aegineten, so viel deren nicht im Handgemenge umgekommen waren, gefangen nach Athen, wo sie, ein Opfer des von jeher gegen sie gehegten Hasses, den Tod erlitten.

Doch sollte auch Athen eben von dieser Zeit an durch eine Reihe von Unglücksfällen manche herbe Demüthigung seines Uebermuthes erfahren. Seit dem Jahre 427 hatten sie, von der ionischen Stadt Leontinoi gegen das dorische Syrakus zu Hülfe gerufen, den peloponnesischen Krieg auch nach Sicilien verpflanzt, in der Hoffnung, diese große und fruchtbare Insel für sich selber zu gewinnen und zugleich den Peloponnesiern die Getraidezufuhr von dort aus abzuschneiden. Jetzt aber traten die sicilischen Städte, nachdem sie der gegenseitigen Fehden müde geworden, zu einem friedlichen Vergleiche zusammen, in Folge dessen die athenische Flotte unverrichteter Dinge nach Hause zurückkehrte. Dies verdroß die Bürger von Athen dermaaßen, daß sie die drei Feldherren mit Verbannung oder Geldbuße straften: „weil sie keine Eroberungen gemacht hätten.“ So mächtig waren damals durch den günstigen Erfolg der meisten Unternehmungen ihre Ansprüche gestiegen, daß sie glaubten, nichts dürfe ihre Pläne vereiteln und das Schwierige ebensowohl als das Ausführbare müsse ihnen bei größeren oder geringeren Mitteln in gleicher Weise gelingen.

Aber von jetzt an heimsuchte die Athener ein Mißgeschick nach dem andern. Ein Anschlag auf Megara schlug fehl, nachdem sie bereits die damit verbundene Hafenstadt Nisäa in ihrer Gewalt hatten; und ihre Hoffnung — durch heimliches Einverständniß mit der demokratischen Partei in verschiedenen Städten Boiotiens diese ganze Landschaft von sich abhängig zu machen — endete mit der Niederlage bei Delion, wo ihr Feldherr Hippokrates mit tausend Mann den Tod fand (424 v. Chr.). Zu gleicher Zeit bedrohete sie Lakedämon mit der Aussendung einer Heeresmacht an die Grenze von Thrakien, um die dortigen Pflanzstädte und Bundesgenossen der Athener zum Abfalle zu bewegen. Dieser Plan empfahl sich den Lakedämoniern besonders in zwiefacher Beziehung: einmal, indem sie hofften, die Athener dadurch zur Einstellung ihrer Streifzüge in das lakonische Gebiet zu nöthigen; sodann aber, weil es ihnen erwünscht war, einen Theil der Heiloten, der ihnen seit der Besetzung von Pylos viele Besorgniß einflößte, bei dieser Gelegenheit zu beseitigen. Sie machten daher bekannt, daß, wer von ihnen sich vor dem Feinde tapfer halten würde, die Freiheit erhalten sollte. Gegen zweitausend der kühnsten und emporstrebendsten Heiloten meldeten sich diesem Aufrufe folgend zum Kriegsdienste. Mit bekränzten Häuptern als freie Männer führte man sie in die Tempel, und bald waren alle verschwunden, ohne daß Jemand erfuhr, was aus ihnen geworden. Die Krypteia hatte sie verschlungen (s. S. 13)!

Die Leitung des nach Thrakien abgehenden Kriegsheeres wurde dem edelsten Helden Spartas übertragen, dem Brasidas, einem Manne, der in Sparta dafür galt, daß er alles zu unternehmen fähig sei; und seine bisherigen Proben von Kühnheit in Entschlüssen wie in der Ausführung rechtfertigten vollkommen diese Meinung. Am glänzendsten aber zeigte sich seine außerordentliche Wichtigkeit für die Lakedämonier auf diesem Feldzuge in Thrakien. Denn sein gerechtes und gemäßigtes Betragen brachte dort bald ganze Landschaften zum Abfalle von Athen. Ueberall trat er als Vorfechter und Befreier der Unterdrückten auf, eine Rolle, welche die Lakedämonier zwar vom Anfange dieses Krieges her zum Schein übernommen hatten, die aber in Brasidas zur Wahrheit wurde. Er war der erste Spartiat, der einen Feldzug in's Ausland machte und sich dabei den Ruf eines durchaus rechtschaffenen Mannes erwarb; und indem er dadurch die Meinung erweckte, daß auch die übrigen ihm ähnlich seien, flößte er den athenischen Bundesgenossen Zuneigung und Vertrauen zu den Lakedämoniern ein und gewann mit den Herzen der Bekriegten ihre Städte und Landschaften.

Um diesen immer weiter greifenden Fortschritten der feindlichen Macht in jenen Gegenden einen Damm zu setzen, machten jetzt die Athener ungewöhnliche Anstrengungen. Sie schickten ein Heer unter Nikias und Nikostratos dahin, welchen es in Abwesenheit des Brasidas gelang, etliche der abgefallenen Städte zu züchtigen. Doch kam es im Frühlinge des Jahres 423 zu einem Waffenstillstande zwischen Athen und Sparta, während dessen man über die Bedingungen eines Friedensvertrages weiter unterhandeln wollte. Aber Kleon rieth auch diesmal zur Wiedereröffnung der Feindseligkeiten und begab sich im Jahre 422 an der Spitze eines trefflichen Heeres nach dem Kriegsschauplatze in Thrakien. Denn seit seinem Glücke bei Pylos hielt sich dieser eitle Mann seinem Mangel an Muth und Einsicht zum Trotz für einen gewaltigen Feldherrn, dem nichts widerstehen könne. Planlos und ohne die erforderliche Verstärkung abzuwarten, zog er vor Amphipolis, trat aber sogleich wieder den Rückzug an, als er erfuhr, daß die gesammte Streitmacht des Feindes sich in diese Stadt geworfen und daß man in der Gegend der Thore viele Fußtritte von Menschen und Pferden vernehme, woraus sich auf einen nahen Ausfall schließen lasse. Kaum hatte er Kehrt gemacht, als Brasidas mit der Besatzung aus zwei Thoren zugleich hervorbrach und mit Ungestüm sich mitten auf das abziehende Kriegsvolk warf. Dieses an sich wackere Heer, welches aus lauter Bürgern von Athen und sonst erprobten Truppen bestand, aber nur mit Widerwillen einem so feigen und unwissenden Führer gefolgt war, gab unter diesen Umständen seine Sache gleich anfangs verloren. Der eiligst angetretene Rückzug hatte die Schaaren in Unordnung gebracht und nahm den Kriegern in gleichem Maaße das Selbstvertrauen, als die Kühnheit der Gegner sie in Bestürzung versetzte. So wurde das ganze athenische Heer, theilweis nach kurzer Gegenwehr, geschlagen und flüchtete mit Mühe auf verschiedenen Wegen über die Gebirge. Sechshundert Athener blieben auf dem Platze, darunter Kleon selber, welcher gleich im Anfange des Gefechts geflohen aber von einem leichten Schildträger eingeholt und getödtet worden war. Die Gegner hatten nur sieben Todte; unter diesen aber befand sich Brasidas, der, nachdem er den linken Flügel in die Flucht geschlagen, beim Angriff auf den rechten schwerverwundet vom Schlachtfelde in die Stadt gebracht worden. Dort erfuhr er noch den Sieg der Seinigen und gab wenige Augenblicke nachher den Geist auf. Sämmtliche Bundesgenossen begruben ihn unter bewaff-

netem Geleite auf dem Marktplatze, wo ihm auf öffentliche Kosten ein Grabmal errichtet wurde; die Amphipoliten ehrten ihn fortan als den rettenden Heros ihrer Stadt durch jährliche Opferfeste und Kampfspiele.

Nach der Schlacht bei Amphipolis ließen beide kriegführende Parteien gleichsam vor Entkräftung die Hände sinken. Von beiden Seiten zeigte man sich zu einem Vertrage geneigt. Das Schicksal selber hatte zwei der hauptsächlichsten Hindernisse des Friedens in Kleon und Brasidas mit Einem Schlage beseitigt. Denn diese beiden Männer waren zu aller Zeit die eifrigsten Beförderer des Krieges gewesen, freilich aus verschiedenen Beweggründen. Denn jener bedurfte ihn zum Deckmantel seiner Bosheit, dieser als Gehülfen zu ruhmvollen Thaten. Durch den Hintritt dieser Männer gewannen nun in beiden Staaten diejenigen freiere Hand, welche einen sicheren Glücksstand sowohl für sich selber als für die Gesammtheit nur durch die Versöhnung der beiden Großmächte Griechenlands zu begründen hofften. Dies war Nikias in Athen, und Pleistoanax in Sparta. Der Letztere nemlich war wegen seines vormaligen Rückzuges aus Attika (s. S. 91) der Verrätherei verdächtigt und des Landes verwiesen worden. Nach neunzehnjähriger Verbannung hatte man ihn auf den Rath des delphischen Orakels feierlich zurückgeholt und in sein Königthum wieder eingesetzt. Aber noch ruheten seine Feinde nicht und legten den Lakedämoniern jeden Unfall, der sie betraf, als eine Folge seiner gesetzwidrigen Zurückberufung aus. Darum also wünschte Pleistoanax den Krieg geendet zu sehen, weil er glaubte, daß im Frieden, wenn den Staat kein Unfall mehr betreffe, er auch für seine Person seinen Feinden unantastbar sein werde, und daß hingegen während eines Krieges die Obrigkeiten bei widrigen Ereignissen stets und immer dem Tadel der Menge ausgesetzt seien. Nikias aber wollte, so lange er noch unbetroffen von Mißgeschick bei seinen Mitbürgern in Ansehen stand, sein Glück sicher stellen und der Nachwelt den Ruhm hinterlassen, daß er, ohne dem Vaterlande einen Unfall zuzuziehen, seine Laufbahn vollendet habe. Er war aber der Meinung, daß man die Gefahren meiden und das Glück nicht auf zu harte Proben stellen müsse, um glücklich zu enden, und daß nur der Friede eine solche Gefahrlosigkeit gewähre. Daher gab er sich alle Mühe, die Freundschaft zwischen Athen und Sparta herzustellen, den übrigen Griechen von den bisherigen Drangsalen Ruhe und Erholung zu verschaffen und so für die folgende Zeit Glück und Wohlstand dauerhaft zu machen.

Diesem wohlwollenden Bestreben kam auch die öffentliche Meinung beifällig entgegen. Besonders die Begüterten, die älteren Bürger und der ganze Haufe der Landleute waren des Krieges satt; und seit man während des oben erwähnten Waffenstillstandes wieder einmal die Sicherheit, die Ruhe und den wechselseitigen Umgang mit seinen Gastfreunden und Bekannten genossen hatte, sehnten sich auch viele der Uebrigen nach einem ungetrübten, durch keine Kriegsunruhe gestörten Leben zurück. Mit Vergnügen hörte man jetzt die Chöre in den Schauspielen Stellen von der Art singen: „Ruhe mein Spieß, es mögen die Spinnen ihn umweben!“ Auch führte man das sinnige Wort Jenes, der einmal gesagt hatte: daß im Frieden der Haushahn statt der Trompete die Schlafenden wecke, gern im Munde und tadelte mit Entrüstung diejenigen, welche sich noch mit der gleich im Anfange des Krieges aufgekommenen Prophezeihung herumtrugen, daß dieser Krieg dreimal neun Jahre dauern müsse.*)

So traten denn Athen und Sparta mit einander in Unterhandlung und schlossen am Ende des zehnten Jahres nach dem Ausbruche dieses Krieges (4. April 421 v. Chr.) den Frieden ab. Dieser Vertrag sollte für die Athener und Lakedämonier und deren beiderseitige Verbündete funfzig Jahre ohne Gefährde und unverletzlich gelten zu Wasser und zu Lande. Jede der beiden Parteien sollte in ihren früheren Besitzstand zurückversetzt werden und daher zurückgeben, was sie im Kriege besetzt hätte. Ihre griechischen Bundesgenossen sollten die Athener nur als solche und nicht als Unterthanen behandeln; jede dieser Städte sollte unter Entrichtung der vormals von Aristeides festgesetzten Steuer (s. S. 77) unabhängig sein. Alle Beschwerden und Zwistigkeiten zwischen beiden Staaten und ihren Verbündeten sollten durch rechtliche Verhandlungen und nicht durch die Waffen erledigt werden.

Dieses waren die wesentlichsten Punkte jenes Friedens, welchen man schon damals seinem vorzüglichsten Beförderer zu Ehren den Frieden des Nikias nannte. Da er aber den Bundesgenossen Lakedämons, namentlich den Boiotiern, Megareern, Korinthiern und Eleiern zu vortheilhaft für die Athener schien, so verweigerten dieselben ihre Theilnahme an diesem Vertrage. Demzufolge schlossen die Athener und Lakedämonier zum gegenseitigen Schutz und Beistand auch ein Kriegsbündniß auf gleiche Zeitdauer. Gleichwohl wurden die Friedensbedingungen, besonders was die Herausgabe der besetzten Plätze betraf, weder von der einen noch von der andern Seite vollständig erfüllt; die streitsüchtigen Umtriebe der kleineren Staaten weckte und nährte zwischen den beiden Großmächten Griechenlands die alte Eifersucht und bot zu mancherlei Rechtsverletzungen die Hand; in Athen aber kam neben Nikias, dem besonnenen Hüther des Friedens, der junge, ruhmdürstige Alkibiades empor und riß den Staat nach kurzer Waffenruhe wieder in die Bahn des unheilvollsten Krieges.

---

*) Diese Sage ging wirklich in Erfüllung, da der peloponnesische Krieg im Jahre 431 vor Chr. begann und 404 endigte.

Alkibiades.

1. Im Knaben- und Jünglingsalter.

Für den Stammvater des Alkibiades galt Ajas der Telamonier, der sich im trojischen Kriege hochberühmt gemacht hatte und zu Athen als Heroe verehrt wurde. Von Seiten seiner Mutter Deinomache gehörte er dem Hause des Alkmäon zu, der ein Sohn des Kleisthenes war. Sein Vater Kleinias hatte sich im Seetreffen bei Artemision ausgezeichnet und später in der Schlacht bei Koroneia gegen die Boiotier seinen Tod gefunden; worauf des Xanthippos Söhne, Perikles und Ariphron, die mit ihm verwandt waren, die Vormundschaft über den verwaisten Alkibiades übernahmen. Schönheit des Leibes ließ ihn auf jeder Stufe seines Lebens, wie als Kind und Jüngling, so auch im Mannesalter anmuthig und liebenswürdig erscheinen, so daß sich an ihm der Ausspruch des Euripides bestätigte: daß alles Schöne auch eines schönen Herbstes sich erfreue. Selbst die etwas stammelnde Sprache stand ihm nicht übel und sein Geplauder hatte viel Einnehmendes. Dem mannichfaltigen Glückswechsel seiner Schicksale entsprachen die Widersprüche und die Veränderlichkeit seines Charakters. Unter den vielen und heftigen Leidenschaften seiner Natur trat der Ehrgeiz und die Begier, in allem der erste zu sein, am stärksten hervor und zeigte sich schon in seiner Kindheit.

Als er einst beim Ringen, fest umschlungen, in Gefahr stand zu unterliegen, zog er die Arme des Gegners nach seinem Munde und suchte sich mit Beißen zu helfen. Dieser ließ ihn sogleich los und sagte: „Pfui, Alkibiades! du beißest ja wie die Weiber!“ „Nein!“ versetzte er, „sondern wie die Löwen.“

Als kleiner Knabe spielte er einmal in einer engen Gasse mit Andern Würfel; und wie der Wurf eben an ihm war, kam ein Frachtwagen heran. Er bat den Fuhrmann ein wenig zu warten, denn der Würfel war gerade in das Fahrgeleise gefallen. Dieser aber gab kein Gehör und fuhr darauf zu. Die andern Knaben sprangen bei Seite, Alkibiades aber legte sich der Länge nach vor den Wagen auf's Gesicht und rief: „Fahr' nur zu, wenn du Lust hast!“ so daß jener, während alles mit Bestürzung und Angstgeschrei herbeilief, seinen Wagen zurückschieben und dem Willen des tollkühnen Knaben sich fügen mußte.

Als angehender Jüngling kam er eines Tages zu einem Schulmanne und bat ihn um eines der homerischen Bücher. Auf die Antwort desselben, daß er nichts von Homer besitze, gab er ihm, entrüstet über diese Gleichgültigkeit gegen das Hauptbuch der Hellenen, einen Backenstreich und ging seiner Wege.

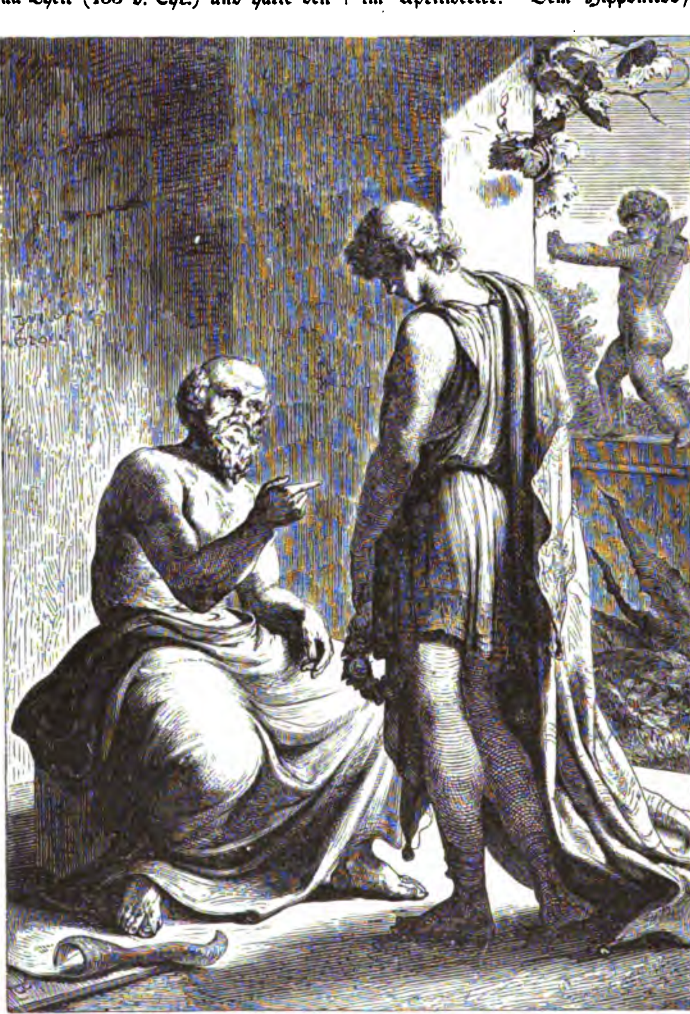
Einst trat er in das Haus des Perikles, seines Vormundes, und verlangte ihn zu sprechen. Als er hörte, Perikles habe jetzt keine Zeit, denn er überlege sich, wie er den Athenern Rechnung ablegen wolle, ging er wieder fort mit der Bemerkung: „Ei! wäre es denn nicht besser, wenn er sich überlegte, wie er den Athenern **nicht** Rechnung ablegte?“

Im Unterrichte bewies er sich allen seinen Lehrern folgsam und voller Lernbegier. Nur das Flötenspiel zu lernen weigerte er sich und erklärte es für niedrig und unedel. „Das Lautenschlagen“, sagte er, „hindert nicht anständige Haltung und Gebärde, aber das Gesicht eines Flötenbläsers ist kaum seinen Freunden kenntlich. Beim Lautenschlagen kann man singen und sprechen, die Flöte aber legt Jedermann ein Schloß vor den Mund. Darum mag die Jugend Thebens sich dieser Kunst befleißigen, dieweil sie nichts zu sprechen weiß. Wir haben die Athene zur Stifterin und den Apollon zum Stammvater: nun warf aber jene die Flöte, die sie einst fand, wieder weg, und dieser zog gar dem Flötenspieler Marsyas die Haut über die Ohren.“ So entzog er sich mit Scherz und Ernst dieser Uebung und verleibete sie auch den übrigen Knaben, wodurch die Flöte nach und nach von den Vergnügungen der Edlen ganz ausgeschlossen ward und in Verachtung kam.

Zum Jünglinge aufgeblüht, wurden ihm von vielen Seiten her die schmeichelhaftesten Huldigungen zutheil, die doch meist nur seiner Schönheit galten: der weise **Sokrates** allein gab durch seine Liebe zu ihm ein gewichtiges Zeugniß für die Tugend und die trefflichen Anlagen des Jünglinges. Durch die herrliche Bildung dieses Leibes sah er auch eine reichbegabte Seele hindurchscheinen; und da ihn der Reichthum, die hohe Abkunft und der Schwarm der Schmeichler mit Besorgniß für die Zukunft des Alkibiades erfüllten, nahm er sich vor, ihn zu schützen und zu überwachen wie eine Pflanze, die schon in der Blüthe die Frucht, die in ihr verschlossen liegt, leicht verlieren oder verderben könnte. Schnell wurden sie Freunde; mitten unter dem Haufen der Augendiener und Verführer erkannte das edlere Selbst des Alkibiades den Mann, den er bedurfte, der ihm die Gebrechen seiner Seele aufdeckte und seine dünkelhafte Eitelkeit zu demüthiger Selbsterkenntniß herabdrückte. Alle Welt verwunderte sich über diesen Bund, als man ihn täglich mit Sokrates zu Tische sitzen, mit ihm sich im Ringen üben und im Kriege sogar das Zelt

theilen sah.*) Vor ihm allein trug er Scheu und Ehrfurcht, während er allen andern stolz und herrisch begegnete. Wenn der Leichtsinn ihn mit sich fortriß oder Verführung ihn auf schlechte Bahnen lockte, so ging Sokrates ihm auf allen Irrgängen seiner Jugend wie einem Flüchtlinge nach und rührte oftmals sein bethörtes Herz durch ernste Vorstellungen bis zu Thränen.

Einer schuldete dem Andern das Leben. Alkibiades nahm, damals noch im ersten Jünglingsalter, an dem Feldzuge gegen Potidäa Theil (433 v. Chr.) und hatte den Sokrates nicht nur zum Zeltgenossen, sondern im Gefecht auch zum Nebenmann. Es kam zu einer blutigen Schlacht, in welcher beide sich durch Tapferkeit hervorthaten. Als aber Alkibiades verwundet niedersank, trat Sokrates vor ihn hin, schirmte ihn mit seinem Schilde und rettete ihm vor aller Augen das Leben und die Ehre seiner Waffen. Von Rechtswegen also gebührte der Preis der Tapferkeit dem Sokrates. Da aber die Feldherrn dem vornehmeren Alkibiades diese Ehre zuzuwenden geneigt waren, wirkte Sokrates selber, um in seinem Zöglinge den Drang der Ehrliebe nach rühmlichen Thaten zu nähren, durch sein Zeugniß dahin, daß demselben der Siegerkranz nebst der Waffenrüstung zuertheilt wurde. Eilf Jahre später in der Schlacht bei Delion (s. S. 117) fand Alkibiades Gelegenheit, seinem Lebensretter zu vergelten. Die Athener waren in die Flucht geschlagen. Alkibiades war zu Roß, während Sokrates zu Fuß mit wenigen sich zu retten suchte. Als jener ihn erblickte, sprengte er nicht gleich den übrigen vorüber, sondern blieb ihm zur Seite und schützte ihn gegen die Feinde, welche auf dem Fuße nachfolgend viele der Flüchtigen niedermachten.



Fehltritt und Reue wechselten in seiner leichtbeweglichen Seele oft so schnell wie Regen und Sonnenschein im Aprilwetter. Dem Hipponikos, einem durch Reichthum und hohe Abkunft vielvermögenden Manne, gab er einst einen Backenstreich, nicht etwa im Zorn oder in der Hitze des Streites, sondern nur zum Spaß, weil er sich in einer Wette mit seinen Freunden dazu verbindlich gemacht hatte. Da man aber in der ganzen Stadt, wie sich denken läßt, nur mit Unwillen von diesem Frevel redete, begab er sich gleich am andern Morgen in das Haus des Beleidigten, warf seinen Mantel ab und bot sich ihm dar, um sich von ihm auspeitschen zu lassen. Da gab Hipponikos seinen Zorn auf und verzieh ihm; ja nach einiger Zeit gab er ihm sogar seine Tochter zum Weibe. Diese, Hipparete mit Namen, war eine tugendhafte und ihrem Mann ergebene Frau; aber die Ausschweifungen des Alkibiades verbitterten ihr die Ehe dergestalt, daß sie endlich sein Haus verließ und bei ihrem Bruder, dem reichen Kallias, Zuflucht suchte. Alkibiades kehrte sich nicht daran und setzte seine Schwelgereien fort. Als aber Hipparete vor der Behörde erschien, um persönlich, wie es das Gesetz verlangte, den Scheidebrief zu überreichen, trat Alkibiades unvermuthet herzu, faßte sie in seine Arme und trug sie über den Markt nach Hause, ohne daß es jemand wagte, ihn aufzuhalten oder sie ihm zu entreißen. Von da an verblieb sie bei ihm bis an ihren Tod, der nicht lange nachher erfolgte.

---

*) „Warum huldigest du, heiliger Sokrates,
Diesem Jünglinge stets? kennest du Größres nicht?
Warum siehet mit Liebe
Wie auf Götter dein Aug' auf ihn?“

Wer das Tiefste gedacht, liebt das Lebendigste,
Hohe Tugend versteht, wer in die Welt geblickt,
Und es neigen die Weisen
Oft am Ende zum Schönen sich.

Hölderlin.

2. Alkibiades betritt die politische Laufbahn.

Zum ersten Male trat Alkibiades öffentlich vor dem Volke auf bei Gelegenheit einer freiwilligen Geldbeisteuer, zu welcher der Staat zuweilen in Zeiten der Noth oder großer Unternehmungen aufzufordern pflegte. Unvorbereitet, wie so vieles in seinem Leben, war auch dieser Schritt, welcher ernsteren Gemüthern eine Sache von so großer Bedeutung war.

Er kam eben vom Wachtelschlag, einem Spiele, welches unserm Hahnenschlage ähnlich, bei den jungen Athenern sehr beliebt war. Absichtslos ging er der Versammlung vorüber, und da er den gewaltigen Lärm der Bürger hörte, fragte er nach der Ursache; und als er hörte, daß man dem Staate freiwillige Beiträge gebe, trat er herzu und verwilligte gleichfalls eine Summe. Darüber bezeigte ihm das Volk mit Geschrei und Händeklatschen so stürmischen Beifall, daß er vor Freuden seine Wachtel vergaß, die ihm, durch den Lärm verschüchtert, unter dem Mantel hervor entwischte. Darüber schrieen die Athener noch viel mehr; viele verließen ihre Sitze, um sie ihm fangen zu helfen, bis sie der Steuermann Antiochos endlich erhaschte und dadurch sich bei Alkibiades in große Gunst setzte.

Alkibiades edle Geburt, sein Reichthum, seine erprobte Tapferkeit, die Menge seiner Freunde und Verwandten eröffneten ihm einen weiten Zugang zur Staatsverwaltung. Zwar wollte er sich die Macht über die Herzen des Volkes mehr durch seine hinreißende Beredtsamkeit, als durch irgend einen andern Vorzug erwerben; wie ihn denn auch nicht nur seine Zeitgenossen, sondern selbst Demosthenes als den gewaltigsten Redner rühmen; indeß verschmähte er keineswegs die äußerlichen Mittel, um in den Augen des Volkes zu glänzen. So erwarb er sich unter anderem viel Ruhm durch die Menge seiner Rosse und Rennwagen, deren er allein, (was vor ihm kein Privatmann, ja nicht einmal ein König gethan hatte), sieben an der Zahl zu den olympischen Spielen schickte und damit den ersten, zweiten und dritten Preis gewann.

Trotz seiner Jugend verdrängte er gar bald die übrigen Volksführer mit Ausnahme des Phäax und des Nikias. Letzterer war weit älter als er, galt damals für den besten Feldherrn und stand, besonders seit dem Frieden, den er zwischen Athen und Sparta zu Stande gebracht, bei Freund und Feind in hohem Ansehn. Alkibiades gewahrte dies mit tiefem Verdruß und Neide. Zudem stand der Friedensschluß seinen ehrgeizigen Plänen im Wege; er beschloß, ihn zu Nichte zu machen.

Der erste Schritt, den er in dieser Sache that, war, daß er die Argeier in ihrem Widerwillen gegen die Spartiaten bestärkte und ihnen insgeheim Hoffnung zu einem Bunde mit den Athenern machte. Als nun die Lakedämonier die attische Grenzfestung Panakton nicht, wie es der Vertrag forderte, in gehörigem Stande, sondern geschleift übergaben und mit den Boiotiern ein Bündniß schlossen, nährte er geflissentlich die Erbitterung, welche die Athener hierüber empfanden, und tadelte zugleich in heftigen Reden das Verfahren des Nikias, welcher durch Unentschlossenheit und feigherzige Nachgiebigkeit gegen die Lakedämonier den Vortheil des Staates aus den Augen gesetzt und seinem Ansehn so viele Blößen gegeben habe. Nikias gerieth dadurch in eine üble Lage, als zum Glücke Gesandte aus Lakedämon ankamen, welche aufrichtig zur Aufrechterhaltung des Friedens mahnten und zugleich erklärten, daß sie zu jedem billigen Vergleiche Vollmacht hätten. Der athenische Senat, dem dies sehr willkommen war, setzte gleich für den folgenden Tag eine Volksversammlung an. Alkibiades aber, besorgt über den unerwünschten Gang der Dinge, veranlaßte die Gesandten, vorerst zu einer besonderen Unterredung mit ihm zusammenzutreten. Bei dieser Zusammenkunft redete er sie mit folgenden Worten an: „Ihr Männer von Sparta, was habt ihr gemacht? Wie konnt' es euch verborgen bleiben, daß der Senat gegen die, die sich an ihn wenden, die Mäßigung und Friedfertigkeit selber ist; das Volk aber hoch hinaus will und weder Maaß noch Ziel kennt? Wenn ihr mit der Erklärung auftretet, daß ihr unbeschränkte Vollmacht mitbringt, so wird es die unbilligsten Forderungen an euch stellen. Hinweg also mit dieser Treuherzigkeit! Wollt ihr die Athener gemäßigt finden und euch nichts wider euern Willen abdringen lassen, so verhandelt bei dem Vergleiche nur so, als hättet ihr keine Vollmacht. Wir werden euch dabei den Lakedämoniern zu Liebe auf's beste unterstützen.“ Er bekräftigte ihnen dies mit einem Eide und brachte sie dahin, daß sie ihr Vertrauen vom Nikias ganz zurücknahmen und auf ihn, dessen Beredtsamkeit und Einsicht sie in Verwunderung setzte, übertrugen. Am andern Tage erschienen die Gesandten in der Volksversammlung. Alkibiades richtete an sie ganz freundlich die Frage: in welcher Eigenschaft sie bei dieser Angelegenheit sich betheiligen sollten. Kaum aber erklärten sie, daß sie nicht unbedingte Vollmacht hätten, als Alkibiades mit Geschrei und scheinbarer Entrüstung auf sie einfuhr, sie unzuverlässige, wetterwendische Männer schalt, deren Gegenwart in Wort und That nichts Gutes bezwecke. Unwille ergriff den Senat, Nikias, der von dem betrügerischen Spiele des Alkibiades keine Ahnung hatte, war über die veränderte Sprache der Gesandten betroffen und beschämt und die ganze Versammlung so aufgebracht, daß der beabsichtigte Vergleich gar nicht zu Stande kam.

Sofort wurde Alkibiades zum Feldherrn ernannt und zog, was er durch seine Umtriebe schon vorbereitet hatte, Argos, Elis und Mantineia in den athenischen Bund. So wenig man nun auch die Art, wie er dabei zu Werke ging, gut heißen konnte, so mußte man es doch für ein Meisterstück gelten lassen, wie er beinahe den ganzen Peloponnes in sich selber zu entzweien und die Lakedämonier fern von Athen in einen so gefährlichen Kampf zu verwickeln wußte. Jedoch wurde für jetzt der Friede zwischen Sparta und Athen noch nicht förmlich aufgesagt, wiewohl sich beide Staaten so zu sagen am dritten Orte und verdeckter Weise durch Bündnisse und Gegenbündnisse, durch Unterstützung der Gegner und dergl. jeden möglichen Schaden zufügten. Zwischen den Argeiern und Lakedämoniern aber kam es 418 v. Chr. bei Mantineia zur offnen Feldschlacht, in welcher die Ersteren vom Könige Agis geschlagen und darnach zur Annahme einer oligarchischen Verfassung genöthigt wurden. Kurz darauf stellte aber Alkibiades die Volksherrschaft in Argos wieder her und ließ die Stadt durch eine lange Mauer mit dem Meere verbinden, damit die Athener den Argeiern, im Fall sie zu Lande von den La-

kedämoniern angegriffen würden, von der Seeseite her zu Hülfe kommen könnten. Zu derselben Vorkehrung beredete er auch die Einwohner von Paträ, einer ansehnlichen Stadt Achajas am Eingange des korinthischen Busens. Doch rieth er den Athenern auch die Landmacht zu verstärken und aus dem Schwure, den die angehenden Bürger im Tempel der „Athene Agraulos" abzulegen hatten, eine Wahrheit zu machen. Diese hatten nemlich zu beschwören, daß sie Weizen, Gerste, Reben und Oelbäume als die alleinige Markung Attikas ansehen wollten; womit ihnen an's Herz gelegt war, alles urbare, fruchttragende Land zu attischem Eigenthume zu machen.

Bei all' dieser staatsmännischen Geschäftigkeit und so viel Beweisen von Geist und Kraft überließ er sich anderseits der ausschweifendsten Lebensart, dem Trunke, der Wollust, der Verschwendung, der Schwelgerei und Ueppigkeit, die er selbst im öffentlichen Leben ohne Scheu zur Schau trug. Mit einem nachschleppenden Purpurmantel erschien er auf offnem Markte; auf den Kriegsschiffen ließ er Einschnitte in die Verdecke machen und die Matrazen, um desto weicher zu schlafen, statt wie bisher sie auf die Dielen zu legen, in Gurten hängen; im Kriege trug er einen goldnen Schild, auf welchem kein vaterländisches Abzeichen, sondern ein Liebesgott mit dem Donnerkeile zu sehen war. Ehrenhafte Männer erfüllte solch ein Anblick mit Unwillen und Abscheu; Freiheit und hellenische Sitte schienen ihnen durch solche leichtsinnige Verachtung aller Gesetze und fremdländische Ueppigkeit gleichsehr bedroht. Die Gesinnung des Volkes aber schildert Aristophanes treffend mit den Worten:

„In Lieb' und Hasse wechselnd will es ihn doch stets;"

und warnt in dem schöngewählten Bilde:

„Am besten ist es, keinen Löwen aufzuziehn;
Doch, wer es thut, bequeme sich dann auch nach ihm."

Und in der That, seine freiwilligen Beiträge in die Staatskasse, die prachtvollen Schauspiele, für deren Aufführung er die Kosten trug, seine unbegrenzte Freigebigkeit gegen die Stadt, der Ruhm seiner Ahnen, die Macht seiner Beredtsamkeit, seine Wohlgestalt und Stärke, vereint mit Kriegserfahrung und Tapferkeit, — das alles machte seine sonstigen Fehler in den Augen der Athener verzeihlich und erträglich. Wozu die Welt sich sonst so selten versteht, das ließ sie ihm zutheil werden: seine Frevel und Sünden kamen immer mit dem glimpflichsten Namen davon als lustige Streiche und Menschlichkeiten.

Kühn auch in seinen Thorheiten, setzte Alkibiades diese Nachsicht seiner Mitbürger auf immer stärkere Proben; es gehörte ihm zur Würze des Lebens, von sich sprechen zu machen und mit der Gunst des Publicums zu spielen. Einst kaufte er einen Hund von seltner Größe und Schönheit für den ungeheuren Preis von siebzig Minen oder 1688 Thalern. Dem schnitt er seinen überaus stattlichen Schweif ab; und als ihn seine Bekannten darüber tadelten und ihn versicherten: alle Welt jammre um den Hund und schimpfe auf ihn, versetzte er lachend: „Das eben habe ich gewollt! so reden doch die Athener nichts Schlimmeres von mir."

Den Maler Agathargos sperrte er ein und entließ ihn erst wieder, nachdem er ihm seine Zimmer ausgemalt hatte, mit Geschenken. — Er hatte nichts dagegen, daß ihn Aristophon im Schooße einer Buhlerin, der schönen Nemea, darstellte. Alles lief herbei, das lustige Bild zu sehn, und nur die Alten nahmen daran Anstoß. So weit hatte man sich damals schon der Ehrbarkeit der väterlichen Sitten entfremdet!

Mit Recht sagte daher der sicilische Dichter Archestratos, der sich zu jenen Zeiten in Athen aufhielt: zwei Alkibiadesse hätte Griechenland schwerlich ertragen können. Auch dem Menschenhasser Timon war die verderbliche Natur dieses Mannes nicht entgangen. Als Alkibiades eines Tages abermals den Beifall der Volksversammlung reichlich eingeerntet hatte und von einer großen Menge ehrenvoll nach Hause begleitet wurde, ging Timon, der sonst Jedermann scheu auswich, gerade auf ihn zu, faßte ihn bei der Hand und sprach: „Brav, mein Sohn, daß du groß wirst! Denn du wirst zum Unglück dieser Aller groß werden." Einige lachten über diesen Ausspruch, andere schimpften, manche aber waren darüber ganz nachdenklich geworden. So schwankend war das Urtheil über Alkibiades wegen seiner sich widersprechenden Eigenschaften.

3. Alkibiades bewegt die Athener zu einer neuen Heerfahrt nach Sicilien.

Bald sollte sich zeigen, wie richtig Timon seinen Mann erkannt hatte. Auf Sicilien hatten schon zu Perikles Lebzeiten die Athener ihre Wünsche gerichtet, wiewohl dieser verständige Staatsmann eine so gewagte Unternehmung glücklich zu verhindern wußte (s. S. 91). Nach seinem Tode aber hatte man Hand an's Werk gelegt, und vorläufig bei jeder Gelegenheit den von den Syrakusiern unterdrückten Städten Hülfe geschickt, um auf solche Weise eine größere Unternehmung vorzubereiten (vergl. S. 117). Alkibiades war es, der diese Begier zur hellen Flamme anfachte, indem er zu dem Beschlusse trieb, nicht mehr nur gelegentlich und mit kleinen Mitteln sich an den Angelegenheiten Siciliens zu betheiligen, sondern mit einem Male mittelst einer großen Flotte die Eroberung der Insel zu vollenden. Mit großen Hoffnungen schmeichelte er dem Volke, mit größeren Entwürfen trug er sich selbst herum; denn ihm war Sicilien nicht wie den andern die Endschaft des Feldzuges, sondern nur der Anfang weitgreifender Unternehmungen: dies Eiland sollte ihm ein Waffenplatz werden, von wo aus er Italien, Carthago, die Nordküste Africas und den Peloponnes zu erobern gedachte. Die Jugend, bethört von so glänzenden Hoffnungen, war ganz auf seiner Seite; mit Vergnügen lauschte sie den Erzählungen der Alten von den Wundern des künftigen Kriegsschauplatzes. In den Ringschulen und auf den marmornen Ruhesitzen der Spaziergänge sah man Leute beisammensitzen, welche die Umrisse der Insel und der benachbarten Küsten in den Sand zeichneten; es kam kein andres Gespräch mehr auf als von der Heerfahrt nach Sicilien.

Nur Sokrates der Weise und Meton der Sterndeuter weissagten von diesem Feldzuge nichts Gutes. Auch Nikias stellte dem Volke umständlich die Schwierigkeiten eines solchen Unternehmens vor. Es war umsonst; er selber

wurde wider seinen Willen zum Feldherrn gewählt, weil die Athener sich einen glücklicheren Fortgang des Krieges versprachen, wenn sie der Kühnheit des Alkibiades die Bedachtsamkeit des Nikias beigesellten, was um so nöthiger schien, da auch der dritte Feldherr, Lamachos, ungeachtet seines Alters im Kriege ebenso hitzig und waghalsig war als jener. Schon lag die Flotte, auf das prächtigste ausgerüstet wie noch keine, segelfertig im Hafen, als ein außerordentliches Ereigniß ganz anderer Art aller Gedanken an sich riß und den Alkibiades in große Gefahr brachte.

An einem Morgen fand man fast sämmtliche Hermensäulen*) vor den Thüren der Tempel und Häuser verstümmelt und durch solchen Frevel die ganze Stadt in die größte Unruhe versetzt. Niemand kannte die Urheber dieser nächtlichen Unthat. Manche erkannten darin ein schreckhaftes Wunder, andere hielten es nur für einen jener Streiche, wozu der Wein oft ausgelassene Jünglinge, die so leicht vom Scherz zum Muthwillen übergehen, zu verleiten pflege; die Mehrzahl aber glaubte in dem Vorgange das Dasein einer Verschwörung zu größeren Zwecken zu erkennen. Jeder Verdacht wurde auf's schärfste untersucht. Senat und Volk versammelte sich binnen wenigen Tagen zu mehreren Malen. Inzwischen trat der Volksredner Androkles, ein abgesagter Feind des Alkibiades, mit etlichen Sclaven und Schutzverwandten auf, welche denselben sammt seinen Freunden nicht nur der Verstümmelung anderer Bildsäulen, sondern auch der spöttischen Nachäffung der eleusinischen Geheimnisse**) beschuldigten. Bei den Trinkgelagen habe Alkibiades den Oberpriester, zwei andere den Fackelträger und den Herold gespielt, die übrige Gesellschaft habe sich als die Einzuweihenden gebärdet. Alkibiades gerieth hierüber in nicht geringe Besorgniß. Als er aber sah, wie entschieden die versammelten Seeleute und Kriegsvölker auf seine Seite traten, erschien er am bestimmten Tage, um sich zu vertheidigen. Jetzt hielten es seine Gegner für gerathener, die Sache glimpflich anzufassen, um sie in seiner Abwesenheit desto rücksichtsloser betreiben zu können. Sie machten deshalb dem Volke die Vorstellung: es sei nicht wohlgethan, einen an die Spitze so großer Streitkräfte gestellten Feldherrn jetzt, da alles zum Aufbruch bereit sei, durch Anordnung einer gerichtlichen Untersuchung länger hinzuhalten. Er möge also jetzt in Gottes Namen absegeln und nach Beendigung des Krieges sich zur Rechenschaft stellen. Vergebens verlangte Alkibiades, dem die boshafte Absicht dieses Aufschubs nicht entging, daß man gleich jetzt die Sache untersuche und ihn, falls er sich von der Beschuldigung nicht reinigen könne, mit dem Tode bestrafe, im andern Falle aber gegen die Feinde ziehen lasse, ohne die Ränkemacher hinter seinem Rücken fürchten zu müssen. Man gab ihm den Befehl zur Abfahrt und so ging er endlich mit seinen beiden Amtsgenossen unter Segel.

Es war im Sommer des Jahres 415 vor Chr. Die meisten der Bundesgenossen der Athener, ferner die Frachtschiffe mit Lebensmitteln so wie die kleineren Fahrzeuge hatten die Weisung erhalten, sich bei Kerkyra zu sammeln, um von da, nachdem die ganze zu dieser Kriegsfahrt bestimmte Seemacht dort beisammen wäre, über das ionische Meer nach Italien überzuschiffen. Die Athener selber begaben sich an dem bestimmten Tage in der Frühe des Morgens in den Peiräos und bestiegen die Schiffe. Mit ihnen ging, so zu sagen, die ganze übrige Bewohnerschaft Athens, Einheimische sowohl als Fremde, hinab, um den Abziehenden das Geleite zu geben. Hoffnung und Sorgen theilten sich in die Seele der Angehörigen; Hoffnung bei dem Blick auf die gewaltige Macht, mit welcher die Ihrigen zur Eroberung eines herrlichen Landes auszogen und bei der Vorstellung, wie sie dereinst reich an Beute wie an Ehre heimkehren würden; Sorgen dagegen bei dem Gedanken, ob sie dieselben jemals wieder zu sehen bekämen, da sie weit hinweg von der Heimath in See gingen. Nun erst, im Augenblicke, wo sie unter so besorglichen Umständen von einander scheiden sollten, fiel ihnen das Bedenkliche des Unternehmens weit mehr in die Augen als damals, wo sie den Seezug beschlossen. Doch ermuthigte sie wiederum der Anblick der vorhandenen Macht und der Menge der Kriegsmittel. Die Fremden aber und der übrige Haufe strömte aus Schaulust herbei, um die Anstalten zu einer so ansehnlichen und fast unglaublichen Unternehmung in Augenschein zu nehmen.

In der That war bis dahin noch nie eine in dem Maaße kostspielig und glänzend ausgerüstete Kriegsmacht aus einer Stadt in Griechenland in die See gegangen. Es waren in der Gesammtzahl nahe an hundert und vierzig Kriegsschiffe mit fünftausend und einhundert Mann Schwerbewaffneten, vierhundert und achzig Schützen, siebenhundert Schleuderern und hundert und zwanzig anderen leichten Truppen nebst einer Menge von Kriegsbedarf. Sowohl der Staat selbst als auch die einzelnen Theilnehmer an dieser Heerfahrt hatten mit verschwenderischem Aufwande nicht nur für alles, was zu einem so entlegenen und langdauernden Feldzuge nöthig war, genügend zu Stande gebracht, sondern auch das Ganze wie das Einzelne auf's Glänzendste ausgestattet, so daß es mehr ein Schaugepränge der Macht und des Reichthums als eine Ausrüstung gegen Feinde zu sein schien. So wie jeder der Trierarchen*) mit größter Sorgfalt bemüht gewesen, daß sein Schiff durch Schönheit und Schnelligkeit vor anderen sich auszeichnen möchte, so wetteiferten auch die Krieger unter sich in der Aufmerksamkeit auf ihre Waffen und Rüstung und in der Erfüllung des Berufs, der jedem zugewiesen war.

Als nun die Schiffe bemannt und alles, was man auf die Fahrt mitnehmen wollte, an Bord gebracht worden, wurde durch die Trompete das Zeichen zum Stillschweigen gegeben. Darauf verrichteten sie das vor der Abfahrt übliche Gebet, nicht einzeln auf jedem Schiffe, sondern alle insgesammt dem Herolde nachsprechend, indem man längs der ganzen Linie die Mischkrüge füllte und die Schiffsmannschaft mit ihren Anführern aus goldenen und silbernen Schalen das Trankopfer spendeten. Es betete aber der übrige Haufe vom Lande aus mit, sowohl die Bürger, als auch wer sonst noch mit wohlwollendem Herzen zugegen war. Nachdem sie hierauf den Kriegsgesang

*) s. S. 80 Anmerk.

**) d. i. der geheimen gottesdienstlichen Gebräuche, welche bei der Feier der großen Eleusinien oder des Demeterfestes zu Eleusis nur in Gegenwart der Eingeweihten oder Einzuweihenden stattfanden, und vor denen besonders die Athener die höchste Ehrfurcht hegten.

*) s. S. 103 Anmerk.

angestimmt und das Opfer vollendet hatten, fuhren sie ab und segelten zuerst in einer Linie, ein Schiff hinter dem andern aus; alsdann steuerten sie im Wettlaufe bis Aegina. Von dort ging die Flotte ohne Verzug nach Kerkyra, von wo aus sie in mehreren Abtheilungen nach Italien überfuhr und bei der Stadt Rhegion an der Südspitze dieses Landes sich wieder vereinte. Hierauf setzte man nach Sicilien über und brachte Katana zur Uebergabe. Damit aber war alles gethan, was Alkibiades in diesem Feldzuge ausrichten sollte, da er gleich darauf von den Athenern zu einer gerichtlichen Untersuchung zurückberufen wurde.

Seit seiner Abfahrt nemlich hatten zu Athen die Umtriebe seiner Feinde einen viel kühneren Gang genommen. Man hatte den an den Hermen verübten Frevel mit der Verspottung der Mysterien in Verbindung gebracht und beides als von einer zum Umsturz des Staatswesens verschworenen Partei ausgegangen dargestellt.

Nun warfen die Athener jeden, der irgend wie verdächtig war, ohne weitere Untersuchung in's Gefängniß und bedauerten nur, daß sie den Alkibiades nicht gleich damals vor Gericht gezogen und verurtheilt hätten. Dafür erfuhr jeder Freund, Verwandte oder Bekannte desselben, der jetzt dem in Wuth gesetzten Volke in den Weg kam, eine um so härtere Behandlung. Bei alle dem wußten die Ankläger nichts Haltbares und Erweisliches vorzubringen. Gab doch einer derselben auf die Frage: wie er die Gesichter der Leute, welche die Bildsäulen verstümmelten, erkannt habe? zur Antwort: „Beim Mondschein;" womit er gänzlich fehltraf, da der Frevel gerade zur Zeit des Neumondes verübt worden war. Den Verständigeren fiel dies freilich auf, das Volk aber blieb bei seinem ungestümen Verfahren, bis endlich der Redner Andokides auf den Rath eines seiner Mitgefangenen sich selbst und einige andere als Thäter angab, wobei er, um desto eher Glauben zu finden, auch etliche seiner Haussclaven mit aufzählte. Einem Volksbeschlusse gemäß, wonach demjenigen, welcher freiwillig eingestehe, Begnadigung verheißen worden war, kam Andokides straflos davon. Die Uebrigen aber, die er genannt hatte, mußten alle bis auf die Entflohenen sterben.

Jetzt, da man mit den Hermenschändern fertig war, warf sich der einmal erweckte Grimm des Volkes ganz auf Alkibiades. Zuletzt sollte er selbst herbeigeschafft werden; und so schickte man die sogenannte Salaminia oder das heilige Schiff der Athener, welches blos in gottesdienstlichen Angelegenheiten gebraucht wurde, nach Sicilien ab, doch mit gemessenem Befehle, ja nicht Gewalt gegen ihn zu brauchen, noch Hand an ihn zu legen, sondern ihn nur durch gütliche Vorstellungen dahin zu bringen, daß er sich zur Untersuchung stellen und vor dem Volke rechtfertigen möchte. Denn man befürchtete sonst unter dem Heere in Feindesland Gährung und Meuterei zu erwecken, was auch dem Alkibiades, wenn er gewollt hätte, leicht gelungen wäre. Er schien aber bereit, der Vorladung nach Athen zu folgen; doch kaum hatte er zu Thurioi in Italien, wo man anlegte, das Land betreten, als er verschwand. Jemandem, der den Flüchtling erkannte und ihm zurief: „Vertraut Alkibiades seinem Vaterlande so wenig?" gab er zur Antwort: „Alles, nur nicht Leib und Leben; würde ich doch in diesem Puncte nicht einmal meiner Mutter trauen, denn sie könnte beim Abstimmen aus Versehen ein schwarzes statt des weißen Steinchens in die Urne werfen."

Zu Athen aber wurde Alkibiades in seiner Abwesenheit wegen Verspottung der eleusinischen Geheimnisse zum Tode verurtheilt und seine Güter eingezogen. Ueberdies verordnete das Volk, daß alle Priester und Priesterinnen ihn mit Fluch und Bann belegen sollten. Nur Theano, die Tochter Menons, fügte sich nicht diesem Volksbeschlusse, indem sie den schönen Ausspruch that: „Zum Segnen, nicht zum Fluchen ward ich Priesterin." Alkibiades aber erwiederte auf die Nachricht, daß die Athener ihn zum Tode verurtheilt hätten, mit bittrem Lachen: „Gut! ich will ihnen schon zeigen, daß ich lebe."

4. Nikias vor Syrakus.

Wir verlassen jetzt auf einige Zeit den Alkibiades, um die Geschicke des athenischen Heeres auf Sicilien zu begleiten. Außer der geschichtlichen Wichtigkeit dieser Ereignisse an sich selbst wird eine solche Abschweifung unsrer Erzählung auch der Umstand rechtfertigen, daß wir dabei keineswegs, wie es den Anschein hat, aufhören, von den Thaten des Alkibiades zu reden. Denn diesem verhängnißvollen Manne war es verliehen, auch unsichtbar und aus der Ferne wie ein zürnender Apoll Pfeile des Verderbens in's Lager der Achäer zu entsenden.

Die Abberufung des Alkibiades war für die sicilische Unternehmung von unberechenbarem Nachtheil, da das athenische Heer auf ihn vor allen sein Vertrauen gesetzt hatte. Der Oberbefehl kam jetzt in die Hände des Nikias, der von diesem Feldzuge auf's eifrigste abgerathen und auch nach Uebernahme seiner Leitung keine Hoffnung für seinen glücklichen Ausgang hegte. Besser hätte sich der unerschrockene Lamachos zum Oberbefehlshaber geeignet; dieser aber stand beim Heere nicht in genugsamem Ansehen, weil er in Folge seiner Armuth ein knickriger Charakter war, so daß er, so oft er das Feldherrenamt bekleidete, dem Staate eine kleine Summe für seine Kleider und Stiefel in Rechnung brachte.

Nikias suchte nach seiner gewöhnlichen Art auch diesmal die Gefahren durch vorsichtige Zögerung zu beseitigen. Statt, wie Lamachos rieth, gerade nach Syrakus zu segeln und diese gewaltigste der sicilischen Städte, auf welche es eigentlich bei dieser Heerfahrt abgesehen war, durch einen raschen Angriff zu überwältigen, ehe sie von ihrem Schrecken sich erholt und zur Gegenwehr gerüstet hätte, verwendete er eine so ansehnliche Macht nur gegen kleinere Städte, um zunächst Geld und Hülfstruppen zu gewinnen, und da ihm selbst manche dieser unbedeutenden Unternehmungen mißlang, so machte er sich gar in den Augen der Feinde verächtlich. Endlich am Ende des Sommers entschloß er sich, mit der Flotte gegen Syrakus auszulaufen. Durch falsche Nachrichten lockte er die überlegene Reiterei der Syrakusier nach Katana heraus, während er selbst von dort abfuhr und, ehe man's gedacht, vor der von Streitern entblößten Stadt erschien, sich ihrer Häfen bemächtigte und, nachdem er unbehindert gelandet, an einem wohlgewählten Platze das Lager aufschlug. Dies

war der gescheidteste Streich, den er während seines Oberbefehls in Sicilien ausführte. Aber schon nach Verlauf weniger Tage kehrte er, ohne diesen berufenen Sieg und die Bestürzung der Syrakusier im geringsten benutzt zu haben, gleich wieder nach den Städten Naxos und Katana zurück, um daselbst den Winter zu verbringen, während die Feinde diese Frist zur stärkeren Befestigung ihrer Stadt und zu glücklichen Streifzügen auf's beste benutzten.

Im folgenden Sommer rückte er abermals vor Syrakus und auch diesmal mit überraschender Geschwindigkeit und planmäßigem Verfahren. Während nemlich die ganze syrakusische Streitmacht frühmorgens zu einer Musterung aus der Stadt gerückt war, landete er auf der nahgelegenen Halbinsel Thapsos und besetzte die steile Anhöhe Epipolä, welche gerade oberhalb der Stadt liegt und dieselbe beherrscht. Bald darauf schlug er die feindliche Reiterei, die man bis dahin für unüberwindlich gehalten, in die Flucht. Was aber die Sicilier mehr als alles andere in Erstaunen setzte und den Griechen unglaublich vorkam, war dies, daß er in kurzer Zeit Syrakus mit einer Mauer einschloß, eine Stadt von nicht geringerem Umfange als Athen, welche noch dazu durch die Ungleichheit des Bodens, die Nachbarschaft des Meeres und die umliegenden Sümpfe eine solche Einschließung unmöglich zu machen schien. Bei dieser Unternehmung entwickelte Nikias ebensoviel Umsicht als unermüdliche Thätigkeit; überall war er persönlich zugegen, wiewohl er damals sehr an Nierenschmerzen zu leiden hatte.

Einstmals aber, als die Krankheit am heftigsten war, war er genöthigt mit wenigen Dienern in der Verschanzung auf Epipolä zurückzubleiben, während das Heer mit den Syrakusiern im Kampfe war. Die Athener siegten, verloren aber ihren Feldherren Lamachos, der allzuheftig den Fliehenden nachdrang und, von den Seinen abgeschnitten, zugleich mit seinem Gegner Kallikrates, Wunde für Wunde austauschend, den Tod fand. Durch diesen Zwischenfall ermuthigt, rückten die Syrakusier wieder vor die Stadt den Athenern entgegen, während eine andere Schaar rasch gegen die Ringmauer auf Epipolä losging, in der Hoffnung, sie in diesem Augenblicke unbesetzt zu finden und zu erobern. In dieser Noth raffte sich Nikias vom Lager auf, und da er gewahrte, daß man in Abwesenheit der Besatzung den Platz nicht anders behaupten könne, befahl er den Leuten, die um ihn geblieben waren, sie sollten alles Holz, das vor der Verschanzung angefahren war, sammt den bereits fertigen Kriegsmaschinen in Brand stecken. Diese kluge Maaßregel hinderte den Feind am weiteren Vordringen und rettete nicht nur den Feldherrn, sondern auch die Verschanzungen und die Kriegskasse der Athener.

Nikias, der nun von den drei Führern des Heeres allein noch übrig geblieben, war jetzt gegen seine sonstige Denkungsart bei dem guten Erfolge und Fortgang seiner Unternehmungen voller Muth und Zuversicht. Viele sicilische Städte, die sich bisher noch bedacht hatten, traten nunmehr seinem Glücke vertrauend zu ihm über. Die Syrakusier aber verzweifelten so sehr an der Rettung ihrer Stadt, daß man schon anfing, von einem Vergleiche zu sprechen. Aber gerade in diesem bedenklichen Zeitpunkte traf Gongylos aus Korinth mit der Nachricht ein, daß Gylippos mit einem lakedämonischen Hülfsheere bereits unterwegs sei und nächstens einrücken werde.

Mit erneutem Muthe griffen die Syrakusier zu den Waffen, um dem Gylippos, welchen Nikias in bethörtem Sicherheitsgefühle unbehindert hatte landen lassen, mit gesammter Heeresmacht entgegenzukommen. In Schlachtordnung rückte der Spartiat gegen die Athener heran und ließ ihnen durch den Herold ansagen: er bewillige ihnen freien Abzug, wenn sie Sicilien räumen wollten. Nikias würdigte ihn keiner Antwort; einige seiner Kriegsleute fragten mit Hohnlachen: ob die Syrakusier durch die Ankunft eines abgetragenen Mantels und eines Stabes auf einmal so zu Kräften gekommen, daß sie es wagten, die Athener zu verachten, die doch dreihundert Männer von größerer Stärke und längerem Haar*) als Gylippos lange genug in Fesseln gehalten hätten?

In dem darauf folgenden Treffen behielten die Athener die Oberhand und tödteten unter Anderen den Gongylos. Am folgenden Tage aber bewährte Gylippos, wie viel im Kriege auf Erfahrung ankomme. Denn mit den nemlichen Leuten und Rossen und auf der nemlichen Wahlstatt besiegte er die Athener blos dadurch, daß er eine andere Schlachtordnung als das vorige mal wählte. In Folge dieses Sieges vereitelte er die von den Athenern beabsichtigte Einschließung, welche ihrer Vollendung bereits ganz nahe gewesen, dadurch, daß er ein Gegenwerk aufführte. Sodann zog er selbst in den sicilischen Städten umher und brachte sie durch nachdrückliche Vorstellungen dahin, daß sie sich seinen Befehlen fügten und ihn nach Kräften unterstützten. Durch einen raschen Ueberfall setzte er sich in Besitz der im Süden der Stadt gelegenen Landspitze Plemmyrion, wo Nikias eine Befestigung angelegt und alle Schiffsgeräthschaften nebst dem Getreidevorrath und vielen Kaufmannsgütern in Sicherheit gebracht hatte. Aber härter noch als der Verlust dieser Dinge traf die Athener der Umstand, daß seit der Besetzung jenes Punktes die Zufuhr der Lebensmittel von der Seeseite her nicht mehr ohne große Mühe und Gefahren stattfinden konnte.

In dieser entmuthigenden Lage schrieb Nikias einen Brief an die Athener, worin er auf das dringendste bat, eine neue Armee nach Sicilien zu senden, ihn selber aber seiner Kränklichkeit wegen aus seinem Amte zu entlassen. Um ihm in Hinsicht des letzteren eine Erleichterung zu verschaffen, stellte man ihm den Menandros und Euthydemos als Mitfeldherren zur Seite, und sicherte ihm nach Ausgang des Winters die Ankunft einer großen Kriegsflotte unter Demosthenes zu. Jene aber, welche den Antritt ihres Amtes gleich durch eine glänzende That auszeichnen wollten, ehe Demosthenes den Ruhm des Sieges für sich einernte, nahmen ein von den Syrakusiern angebotenes Seetreffen an und erlitten dabei eine schwere Niederlage.

Zum Troste für den ganz darniedergedrückten Oberfeldherren kam endlich Demosthenes mit einer eben so glänzend als furchtbar ausgerüsteten Flotte von drei und siebenzig Schiffen in Sicilien an. Er brachte fünftausend Schwerbewaffnete und dreitausend Mann leichte Truppen

*) Nach lykurgischem Gesetz ließen sich die Spartiaten das Haar lang wachsen; ihren Mantel trugen sie so lange, bis er ganz abgetragen war. Der als das dritte Kennzeichen eines spartischen Feldherren oben angeführte Stab ist die sogenannte Skytala, deren sich der Feldherr bei Empfang eines Rollbriefes bediente. Eine genauere Beschreibung davon findet der Leser in der Lebensbeschreibung des Lysandros. S. 141.

mit sich; die glänzenden Waffen des Kriegsvolks, die Ausschmückung der Galeeren, die Menge der Trompeter und der Rudermeister, welche durch ihren Zuruf die Ruderer im regelmäßigen Takt erhielten — das alles gewährte einen prachtvollen Anblick und erfüllte die Feinde mit Schrecken und Zagen. Doch war diese Freude des Nikias nur von kurzer Dauer. Gleich bei der ersten Unterredung mit Demosthenes drang dieser darauf, daß man unverzüglich zum Angriff schreite, um die Stadt durch ein entscheidendes Wagestück zu erobern und dann heimzukehren. Nikias, über diese Kühnheit ganz erschrocken und betroffen, beschwor ihn: keinen übereilten Schritt zu thun; jeder Verzug bringe die Feinde in immer größere Verlegenheit, da es ihnen an Geld zur Unterhaltung der Bundesgenossen fehle und das Mißvergnügen der Bürger an diesem langwierigen Kriege von Tag zu Tag steige. Die übrigen Feldherren dagegen erklärten, Nikias komme wieder auf sein langweiliges Zaudern, wodurch er schon so oft die beste Gelegenheit vorübergelassen und in den Augen der Gegner sich verächtlich gemacht habe. Sie traten daher dem Vorschlage des Demosthenes bei, und so mußte auch Nikias endlich nothgedrungen ihm beistimmen.

Demnach setzte sich Demosthenes bei Nacht um die Zeit des ersten Schlafes mit seinem ganzen Heere gegen Epipolä in Bewegung. Eurymedon und Menandros begleiteten ihn, Nikias aber blieb im verschanzten Lager zurück. Ohne von den feindlichen Wachen bemerkt zu werden, rückten jene gegen ihre erste Verschanzung an und eroberten sie. Eine Schaar von sechshundert Syrakusiern, welche aus dem benachbarten Standlager derselben zur Hülfe herbeieilte, wurde zurückgeworfen; auch Gylippos mit den Seinigen konnte, da ihnen dieser nächtliche Ueberfall ganz unerwartet gekommen war, dem ungestümen Andrange nicht Stand halten. Während eine Abtheilung der Athener den vorderen Theil der von den Syrakusiern aufgeführten Quermauer besetzte und die Brustwehren niederriß, rückte das übrige Heer rasch vorwärts, um den überraschten Feind nicht zu Athem kommen zu lassen. Da dies aber nicht in gehöriger Ordnung geschah, theils weil man allzuhitzig den gewonnenen Vortheil verfolgte, theils weil man sich schon als Sieger ansah, so gelang es zuerst der Hülfsschaar der Boiotier, den Vordringenden Widerstand zu leisten. In dichtgeschlossenen Reihen brachen sie mit vorgehaltenen Spießen und unter lautem Geschrei auf die Athener ein, von denen sie sogleich viele zu Boden streckten. Dieser Unfall verbreitete auf einmal unter dem ganzen Heere Schrecken und Bestürzung. Die Vordersten ergriffen die Flucht und warfen sich auf die, welche noch im ersten Anlauf unbesiegt vorwärts gingen. Denn ein großer Theil des Heeres hatte eben erst die Höhe erstiegen, ein anderer klimmte noch hinan, während man vorn bereits im Rückzuge begriffen war, so daß niemand wußte, wohin er sich wenden sollte. Zu dieser ohnehin großen Verwirrung kam noch, daß man sich gegenseitig verkannte. Denn es schien der Mond zwar ziemlich hell, doch konnte man, wie dies beim Mondlicht gewöhnlich der Fall ist, zwar die allgemeinen Umrisse der Körper, nicht aber mit Gewißheit das einzelne erkennen. So stieß Freund auf Freund und fiel sich feindlich an. Um vor diesem Irrthume sich zu wahren, fragte man gegenseitig nach dem Losungsworte, weil man sich an nichts anderem erkennen konnte. Da man aber wegen des großen Getümmels laut darnach fragen mußte und eben so laut die Antwort erhielt, so wurde die Losung auch den Feinden bekannt, die diesen Umstand natürlich gut benutzten. Der bedeutendste Nachtheil aber entstand den Athenern durch den Schlachtgesang. Denn da dieser der nemliche war bei denjenigen dorischen Völkerschaften, welche auf Seiten der Athener standen, wie bei denen, welche den Siciliern Beistand leisteten, so erregte dies unter dem Heere des Demosthenes den größten Schrecken. Auf vielen Puncten des Schlachtfeldes kämpfte daher Freund gegen Freund, Angehörige desselben Lagers, ja desselben Vaterlandes fielen mit wilder Erbitterung über einander her und konnten, wenn sie einmal handgemein geworden, nur mit Mühe auseinander gebracht werden. Um so zuversichtlicher drangen die Feinde auf sie ein; da der Mond ihnen gerade gegenüberstand und sein Licht von ihren Schildern glänzend zurückstrahlte, so erschienen sie in den Augen der Athener um so zahlreicher und furchtbarer, während die letzteren ihre Menge und den Glanz ihrer Waffen durch ihre eignen Schatten verdeckten. Da wurde die Flucht allgemein; die meisten stürzten sich, um den Verfolgern zu entgehen, die steilen Anhöhen hinunter und kamen auf solche Weise um, denn der Weg abwärts von Epipolä war eng. Von den übrigen nun, welche in die Ebene glücklich hinabkamen, erreichten zwar viele, namentlich die alten Soldaten, denen diese Gegend von früher her bekannt war, das Lager; die später angekommenen aber verfehlten zum Theil den Weg und irrten in der Gegend umher, wo sie am Morgen von den ausgeschickten Reitern der Syrakusier eingeholt und niedergehauen wurden. Dieser eine nächtliche Ueberfall kostete den Athenern nicht weniger als zweitausend Mann und eine noch weit größere Menge von Waffen.

Nikias, dem solch ein unglücklicher Ausgang nicht unerwartet kam, machte dem Demosthenes wegen seiner Unbesonnenheit lebhafte Vorwürfe. Dieser suchte sich darüber zu vertheidigen und machte nun den Vorschlag, auf's schleunigste abzusegeln, da sie doch auf keine andere Hülfe mehr zu rechnen hätten und mit der ihnen noch übrigen Macht den Feind nicht überwältigen könnten. Selbst als Sieger würden sie sich in dieser Gegend nicht mehr halten können, da dieselbe wegen ihrer Moräste zumal in jetziger Jahreszeit — es war im Anfange des Herbstes — für die Armee durchaus ungesund und verderblich sei. Eine Menge liege schon jetzt krank darnieder, das ganze Heer aber sei entmuthiget und des längeren Verweilens überdrüssig.

Nikias hörte diesen Vorschlag zur Flucht mit großem Widerwillen; denn er fürchtete sich vor den Anklägereien und Gerichten der Athener mehr als vor dem Unglücke, das ihn etwa vor Syrakus noch treffen könnte, und erklärte: da er die Sinnesart der Athener kenne, so wolle er lieber, wenn es sein müsse, durch die Hand der Feinde im ehrlichen Kampfe fallen, als wegen schmählicher Anklage durch die Athener unschuldig umkommen. Demosthenes, dessen erster Vorschlag so unglücklich abgelaufen war, wagte diesmal nicht auf seiner Meinung zu beharren, und so beschloß man zu bleiben. Als aber den Syrakusiern ein neues Heer von Siciliern und Peloponnesiern zu Hülfe kam und die Krankheit im Lager der Athener immer weiter um sich griff, so gab Nikias endlich doch dem Anliegen der Uebrigen nach und befahl sich zur Abfahrt bereit zu halten.

Schon war alles dazu bereit und den Feinden dieses Vorhaben noch völlig verborgen, als eine Mondfinsterniß eintrat. Es war am 27. August 413. Nikias, dessen abergläubisches Gemüth auf dergleichen Dinge bekanntlich viel Werth legte, gerieth darüber in große Bestürzung. Statt sich zu sagen, daß eine Verfinsterung der nächtlichen Leuchte für Leute, welche entfliehen wollen, kein böses, sondern im Gegentheil ein gutes Zeichen sei, erklärte er, man müsse einen neuen Umlauf des Mondes abwarten und demnach die beabsichtigte Abfahrt auf dreimal neun Tage aussetzen. Unterdessen machten die Syrakusier die gefährlichsten Fortschritte, schlossen nicht nur mit dem Landheere die Verschanzungen und das Lager der Athener ein, sondern setzten auch ihrer Flotte im Hafen arg zu. Denn so weit war es mit der Verachtung dieser vormals so furchtbaren Gegner gekommen, daß selbst Knaben auf Nachen und Kähnen heranfuhren und die Athener mit Hohn und Schimpfreden zum Kampf herausforderten. Bei einer solchen Gelegenheit wurde ein Knabe von vornehmer Herkunft, mit Namen Herakleides, der sich zu weit vorwagte, durch ein attisches Schiff gefangen. Pollichos, sein Oheim, fuhr, um ihn zu retten, mit zehn Galeeren auf die Athener los; und da die übrigen Syrakusier wieder für den Pollichos in Besorgniß waren, so setzten auch sie ihre Fahrzeuge gegen die Athener in Bewegung. Auf diese Weise entspann sich ein hitziges Seetreffen, in welchem die Syrakusier die Oberhand behielten und den Eurymedon nebst vielen andern tödteten, worauf sie sofort den Ausgang des Hafens sperrten, um das Entrinnen der Athener unmöglich zu machen. Denn schon waren sie nicht mehr auf die eigene Rettung als vielmehr auf Vernichtung ihres Feindes bedacht, wodurch sie sich ein Verdienst um ganz Griechenland und unsterblichen Ruhm bei Mit- und Nachwelt zu erwerben hofften.

Jetzt war es den Athenern unerträglich, hier noch länger zu verweilen; und Nikias rüstete alles zu einer letzten Entscheidungsschlacht, welche der noch übrigen Flotte mit dem Heere die Abfahrt aus dem geschlossenen Hafen erzwingen sollte. Zu dem Ende zog er die Besatzung aus den landeinwärts angelegten Verschanzungen und ließ die Kranken und das Gepäck in einem möglichst beschränkten Raume in der Nähe der Flotte unterbringen. Den Kern des Fußvolkes brachte er auf die Schiffe und bemannte auf diese Art hundert und zehn Galeeren. Darnach stellte er das übrige Heer in einer ausgedehnten Linie am Ufer des Meeres auf und suchte in einer eindringlichen Rede die niedergeschlagenen Krieger zur höchsten Kraftanstrengung zu ermuntern: es gelte für sie alle Leben und Vaterland; beides sei unrettbar verloren, wenn sie sieglos aus diesem letzten Kampfe gingen. Im Bewußtsein der Größe und der Nähe der Gefahr glaubte er damit nicht genug gethan zu haben und berief noch einmal die Schiffshauptleute alle einzeln vor sich, redete jeden mit seinem und seines Vaters Namen und mit dem seines Stammes an und ermahnte die, welche früher sich ausgezeichnet hatten, dem eignen Ruhme nicht untreu zu werden, so wie die, welche erlauchte Ahnen hatten, hinter den Tugenden der Väter nicht zurückzubleiben. Endlich brach er auf; das Heer nahm seine Stellung ein, die Mannschaft bestieg die Schiffe, und Demosthenes steuerte mit den dazu erlesenen Galeeren auf die zur Sperrung des Hafens verbundenen feindlichen Schiffe los. Im ersten Anlaufe bemeisterten sie sich dieser Fahrzeuge und versuchten die Ketten zu sprengen. Als aber hierauf die Syrakusier, die sich gleichfalls schlagfertig im Hafen aufgestellt hatten, von allen Seiten auf sie eindrangen, so begann das Seetreffen. In kurzem verbreitete es sich über das ganze Geschwader und wurde so hitzig als keins der früheren gewesen. Auf beiden Seiten zeigte sich viel Eifer unter den Seeleuten, zum Kampfe vorzugehn, sobald es befohlen ward; die Steuermänner boten wetteifernd alle Kunst gegen einander auf; die Schiffssoldaten verrichteten ihren Dienst mit großem Muthe und Ausdauer; jeder bestrebte sich, in dem, was ihm oblag, keinem nachzustehn. Da auf so beschränktem Raume nahe an zweihundert Schiffe zusammentrafen, so entstand bald ein wildes Gedräng und Handgemenge der Fahrzeuge und ihrer Besatzungen. Während zwei Schiffe gegen einander heranruderten, schossen die Verdecksmannschaften einen Hagel von Wurfspießen, Pfeilen und Steinen auf einander ab; waren sie sich aber nahe gekommen, so wurde man alsbald handgemein und suchte das feindliche Schiff zu besteigen. Oftmals traf es sich, daß ein Schiff das andere enterte, während es selbst von einem dritten geentert wurde, so daß mehrere Fahrzeuge, wie in einem Knäuel zusammengeschlungen, nach allen Seiten hin mit Angriff und Abwehr zu gleicher Zeit vollauf beschäftigt waren. Unter dem gewaltigen Getöse der zusammenstoßenden Schiffe wurden die Worte der Befehlshaber unhörbar. Doch ließ man es auf beiden Seiten nicht an ermunterndem Zuruf fehlen. Die Führer der Athener riefen denjenigen unter ihnen, welche Miene machten, nach dem Lande zurückzurudern, zu: ob sie etwa das feindseligste Land für befreundeter hielten als das Meer, dessen Herrschaft sie durch so lange Mühen errungen hätten? Die Syrakusier dagegen fragten die ihrigen, welche aus dem Kampfe wichen: ob sie vor den fliehenden Athenern fliehen wollten, die doch augenscheinlich um jeden Preis ihnen zu entrinnen suchten?

Während nun so die Seeschlacht noch unentschieden schwankte, befanden sich die beiderseitigen Zuschauer am Gestade in gewaltigem Seelenkampfe und höchster Spannung des Gemüths: die Einheimischen von dem lebhaftesten Wunsche beseelt, daß hier noch höherer Ruhm errungen werde; die Fremden von der Gewißheit ergriffen, daß ihr Entrinnen oder ihr Untergang auf der Spitze der Entscheidung stehe. Dabei der gewaltsamste Wechsel von Furcht und Hoffnung oft in demselben Augenblicke. Denn da das Schauspiel nicht sehr ferne war und nicht alle ihr Augenmerk zu gleicher Zeit auf denselben Punkt richteten, so geschah es, daß, wenn sie dahin sahen, wo die Ihrigen gerade im Vortheil waren sie neuen Muth faßten und sich mit Gebeten zu den Göttern wandten, daß sie ihnen die Gelegenheit zur Rettung nicht entziehen möchten; sahen sie aber nach einer anderen Gegend des Kampfes, wo die Ihren unterlagen, so erhoben sie laute Wehklage und waren, über solchen Anblick muthloser als die, welche selber im Kampfe begriffen waren. Die Unsicherheit des Gefechts, der ganze Hergang des Treffens malte sich in allen ihren Bewegungen und Gebärden. Aehnliches wie dort begab sich auch bei denen auf den Schiffen, bis endlich die Syrakusier die Athener nach hartnäckigem Wider-

stande zum Weichen brachten, sie merkbar bedrängten und endlich unter lautem Geschrei zum Strande hin verfolgten. Die Seetruppen sprangen bestürzt an's Land; das Landheer eilte unter Gestöhn und Jammer den Schiffen zu Hülfe oder suchte mit jenen eine Zuflucht in der letzten Verschanzung, die ihnen geblieben war. In diesem verhängnißschweren Augenblicke war die Bestürzung der Athener so groß, als sie irgend je gewesen. Die Syrakusier und ihre Bundesgenossen fuhren jubelnd nach der Stadt zurück und errichteten ein Siegeszeichen. Die Athener, von ihrem Unglücke wie betäubt, dachten nicht einmal daran, um die Auslieferung ihrer Todten und Schiffstrümmer nachzusuchen, sondern faßten den Entschluß, in der nächsten Nacht zu Lande den Rückzug nach Katana anzutreten.

Hermokrates, der Feldherr der Syrakusier, ahnete ihre Absicht, und da er es für gefährlich hielt, wenn ein solches Heer, das noch immer an vierzigtausend Mann betrug, sich irgendwo in Sicilien festsetzen und von da den Angriff erneuern sollte, so beschloß er diesen Rückzug nach Kräften zu verhindern. Indeß schien es unmöglich die Syrakusier in diesem Augenblicke zu vermögen, daß sie schon wieder die Waffen ergriffen, um in's Feld zu rücken; denn die Meisten waren froh, von der Kampfesarbeit des vorigen Tages sich nun erholen zu können, auch feierte man das Fest des Herakles, und die Mehrzahl der Bürger war aus Freude über den Sieg mit Trinkgelagen und Schmausereien beschäftigt. Hermokrates ersann daher folgende List. Er wußte, daß Nikias mit einzelnen Leuten in der Stadt in Verbindung stand, die ihm von Zeit zu Zeit geheime Botschaft zutrugen. Er schickte daher einige Vertraute an ihn, welche sich für Freunde der Athener ausgeben mußten und ihn ermahnten, ja nicht in der Nacht aufzubrechen, weil die Syrakusier sich in Hinterhalt gelegt und die Wege besetzt hätten.

Durch diese Nachricht verleitet, entschloß man sich abermals zu einem Aufschub, der die Vernichtung der Athener vollendete. Mit Anbruch des Tages rückten die Syrakusier aus, besetzten alle Pässe, verwahrten die Furthen der Flüsse mit Mauern, warfen die Brücken ab und stellten in den ebenen Gegenden Reitergeschwader auf, so daß die Athener ohne Gefecht keinen Schritt vorwärts thun konnten. In Voraussicht dieser Mühseligkeiten blieben die Athener noch bis zum dritten Tage nach der Seeschlacht im Lager stehn und traten dann den Marsch an, unter lautem Jammer und Wehklagen; nicht als ob man ein feindliches Gebiet, sondern die Heimath hinter sich lasse. Ueberall begegnete das Auge den erschütterndsten Scenen. Zog doch ein Heer ab, welches einst mit den glänzendsten Hoffnungen diese Kriegsfahrt angetreten hatte und jetzt allem Mangel preisgegeben und mit Schmach belastet den eignen und des Vaterlandes Untergang vor Augen sah. Da die Todten noch unbegraben waren, so wurde jeder, der seiner Angehörigen einen am Wege liegen sah, vom Gefühl der Trauer und des Grauens im tiefsten erschüttert. Aber bejammernswürdiger als die Todten erschienen die Lebenden, die man verwundet oder krank im Lager zurücklassen mußte. Diese versetzten die Abziehenden in die allerbänglichste Verlegenheit, indem sie, sobald sie einen Bekannten oder Angehörigen erblickten, mit Flehen und Jammer ihn anriefen und baten, sie doch mitzunehmen und nicht in des Feindes Gewalt zu geben. Sie klammerten sich mit der Kraft der Todesangst an ihre Zeltgenossen an oder folgten ihnen, soweit sie konnten, und blieben dann, wenn die Kräfte sie verließen, unter vielen Beschwörungen und herzzerreißendem Geschrei am Wege liegen. So war das Heer voll Thränen und Bangigkeit und überhäufte sich selbst mit bitteren Vorwürfen; das Ganze glich dem Abzuge fliehender Haufen aus einer ansehnlichen, vom Feinde erstürmten Stadt; außer den Waffen schleppte jeder so viel an Lebensmitteln mit sich fort, als er vermochte; doch war auch das, was man mit sich nahm, nicht ausreichend, denn man hatte kein Brod mehr im Lager. Zu dem allen die tiefste Entmuthigung. Seeleute waren zum Landheere geworden und mußten ihr Heil statt dem Meereskampfe fortan den Landgefechten anvertrauen; und so viel sie auch mehr als beweinenswerthes Ungemach bereits erduldet hatten, schien ihnen doch das alles gegen die Noth und Gefahr, der sie von nun ab entgegengingen, erträglich.

Nichts war in jenen leidenvollen Tagen rührender als der Anblick des Nikias. Von Krankheit angegriffen, wider seine Würde auf die schlechteste Kost und die dürftigste Pflege beschränkt, zeigte doch sein Angesicht und Benehmen die größte Fassung und Seelenstärke. Trotz seiner Leibesschwachheit unterzog er sich freiwillig allen Mühseligkeiten, deren kaum ein Gesunder gewachsen war, und that dies, wie man gar wohl erkennen konnte, nicht aus Liebe zum Leben, sondern um den andern nicht die Hoffnung der Rettung zu benehmen. Wo die Uebrigen in Klagen und Thränen ausbrachen, hörte man aus seinem Munde noch tröstenden Zuspruch und Ermunterung; und wenn man auch ihn zuweilen in düsteres Hinbrüten versunken sah, so wurde man leicht inne, daß seine Traurigkeit nicht den Leiden des Augenblickes galt, sondern daß er in seinem Geiste den Schimpf und die Schande dieses Feldzuges mit der Größe und dem Ruhme der Thaten, die er auszuführen gehofft hatte, zusammenhielt. Weit mehr noch als der Anblick seiner gefallenen Größe erweckte die Erinnerung an seine Abmahnungen, durch welche er diese Seefahrt zu verhindern gesucht hatte, in den Athenern den Gedanken, daß er unverdienter Weise in solches Unglück gerathen sei; und diese Vorstellung erschütterte all' ihr Vertrauen auf die Götter, wenn sie erwogen, daß einem so gottesfürchtigen Manne, der im Dienste des Heiligen allezeit die glänzendste Freigebigkeit bewiesen hatte, ein um nichts erträglicheres Loos zu Theil geworden sei, als dem schlechtesten und verworfensten Menschen im Heere.

In der That war die Umsicht und Ausdauer, mit welcher er diesen Rückzug leitete, eines glücklicheren Erfolges werth. Während eines Marsches von acht Tagen erhielt er unter beständigen Gefechten mit den Feinden, die ihn von allen Seiten umschwärmten oder den Weg vertraten, die von ihm angeführte Heeresabtheilung unbesiegt, bis Demosthenes, welcher den Nachzug führte, auf dem Meierhofe Polyzeleion nach tapferer Gegenwehr mit sechstausend Mann sich dem Feinde übergeben mußte. Als Nikias hiervon Nachricht erhielt, ließ er den Syrakusiern einen Vertrag anbieten, kraft dessen ihnen gegen freien Abzug seines Heeres alle Kriegskosten ersetzt werden sollten. Jene aber, die sich die völlige Vernichtung der Athener zum Ziel gesetzt hatten, wiesen diesen Antrag mit Hohngelächter

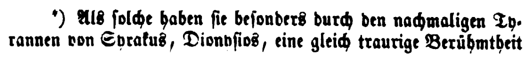
zurück und setzten den Angriff von allen Seiten bis zum Abend fort. Demungeachtet hielt sich Nikias noch die ganze Nacht hindurch und setzte am anderen Morgen seinen Marsch unter beständigem Gefechte bis zum Flusse Assinaros fort. Als man denselben erreicht hatte, stürzte sich alles in wilder Unordnung hinein. Jeder wollte zuerst hinüberkommen, weil er sich jenseits vor dem Feinde sicherer wähnte, der die Flüchtigen im Rücken mit seiner zahlreichen Reiterei immer furchtbarer bedrängte. Im dichtesten Gedränge fiel einer über den andern und wurde von den Nachrückenden mit Speer und Rüstung zu Boden getreten. So fanden manche auf der Stelle den Tod, andere wurden, in ihre Waffen verwikkelt, vom Strome fortgerissen. Die Syrakusier drangen hastig nach und schossen vom steilen Uferrande aus auf das Menschengewimmel im Flusse. Trotzdem vergaßen viele die Nähe der Gefahr über der Begier, ihren brennenden Durst zu löschen und wurden vom Feinde, der nun selber in das Flußbett hinabstieg, während des Trinkens niedergemacht. Es begann ein entsetzliches Gemetzel. Bald war das Wasser mit Leichen angefüllt und von Blut und Schlamm verunreinigt; aber auch so wurde es von den zum Tode Ermatteten getrunken und viele stritten sich darum, während schon das Schwert des Feindes über ihren Nakken gezückt war.



Diesen Jammeranblick konnte Nikias nicht länger ertragen. Er eilte auf Gylippos zu, von dem er eher als von den Syrakusiern Erbarmen hoffen konnte, fiel ihm zu Füßen und sprach: „Uebet Mitleid, o Gylippos, bei eurem Siege, nicht mit mir, der ich durch so große Unglücksfälle einen Namen und Ruf bei den Menschen erlangt habe, sondern mit den übrigen Athenern. Erwäget, daß die Zufälle des Krieges bald den bald jenen treffen, und die Athener, wenn sie siegten, euch immer mit Mäßigung und Gelindigkeit behandelt haben.“

Der Anblick des Nikias in dieser Lage und seine eindringlichen Vorstellungen machten auf Gylippos einigen Eindruck. Denn er wußte wohl, daß derselbe den bei Pylos gefangenen Spartiaten ihr Loos nach Möglichkeit erleichtert und den Lakedämoniern beim Friedensschlusse gute Dienste geleistet hatte. Auch hoffte er großen Ruhm davon zu haben, wenn er die beiden Feldherren, die gegen ihn befehligt hatten, lebendig nach Sparta abführe. Daher hob er den Nikias auf, sprach ihm Muth ein und befahl die Uebrigen, zur Verschonung ihres Lebens, zu Gefangenen zu machen. Da aber dieser Befehl nur langsam herumkam, so war die Zahl derer, die gerettet wurden, bei weitem geringer als die der Getödteten.

Man brachte nun die Gefangenen an einen Ort zusammen und behing die höchsten und schönsten Bäume mit den erbeuteten Rüstungen. Sie selber schmückten sich mit Kränzen und putzten ihre Rosse stattlich heraus, denen der Feinde aber schoren sie die Mähnen ab und hielten so ihren Einzug in die Stadt, nachdem sie den berühmtesten Kampf, welchen jemals Hellenen gegen Hellenen kämpften, glücklich bestanden und den vollendetsten Sieg durch das höchste Maaß der Kraftanstrengung und entschlossener Tapferkeit gewonnen hatten. Hierauf wurde eine allgemeine Versammlung sämmtlicher Syrakusier und ihrer Bundesgenossen gehalten, in welcher man zunächst beschloß: daß der Jahrestag der letzten Befreiungsschlacht mit Opfern und Enthaltung von aller Arbeit heilig gehalten und diese Feier den Namen Assinaria tragen solle; sodann: daß man die Knechte der Athener und ihre Bundesgenossen als Sclaven verkaufen, die Athener selber aber sammt denjenigen Siciliern, die auf ihrer Seite gestanden, in die Steinbrüche bringe. Diese nemlich, aus denen vormals die Stadt selber erbaut worden, waren von so bedeutendem Umfang und so beträchtlicher Tiefe, daß man sich ihrer als Gefängnisse*) bedienen konnte.



*) Als solche haben sie besonders durch den nachmaligen Tyrannen von Syrakus, Dionysios, eine gleich traurige Berühmtheit

Nikias und Demosthenes aber — so beschloß das Volk — sollten auf der Stelle den Tod erleiden. Den edeln Hermokrates, welcher dagegen die Vorstellung machte: rühmlicher als zu siegen sei es, wenn man von seinem Siege einen edlen Gebrauch mache, ließ man unter Geschrei und Lärm nicht weiter zu Worte kommen; und Gylippos, der sich die athenischen Feldherren ausbat, wurde von den Syrakusiern, welche der glückliche Ausgang ihrer Kämpfe bereits übermüthig gemacht hatte, mit übeln Worten abgewiesen, denn schon während des Krieges hatten sie sein rauhes Wesen und die lakonische Art zu befehligen mit heimlichem Widerwillen ertragen. So wurden denn Nikias und Demosthenes hingerichtet und ihre Leichname vor das Stadtthor hingeworfen, woselbst sie lange öffentlich zur Schau liegen blieben. Der Schild des Ersteren, aus Gold und Purpur künstlich zusammengewebt, wurde noch nach fünfhundert Jahren in einem Tempel zu Syrakus vorgezeigt. Zwei Zeilen des Thukydides wiegen aber, wenn nicht das Unglück, so doch die Schmach, die ihn betroffen, reichlich auf und setzten ihm bei aller Nachwelt ein unvergängliches Denkmal in den Worten: „Unter allen Hellenen meines Zeitalters war dieser am wenigsten eines solchen Mißgeschickes werth, denn er war ein Mann, der die Tugend zum Gesetze seines Lebens gemacht hatte."

Fast grausamer noch war das Loos derer, die man in die Steinbrüche gebracht hatte. Es waren ihrer im ganzen etwa siebentausend. Da sie an einem so tiefen Orte ohne Bedachung beisammensaßen; so hatten sie anfangs viel durch die Sonnengluth, später aber nicht weniger durch die kühlen Herbstnächte zu leiden. Zu diesem Drangsale gesellte sich Hunger und Durst, da man ihnen Gerste und Wasser weit unter dem Maaße des Bedürfnisses verabreichte. In Folge des raschen Witterungswechsels wurden viele krank und siechten hin; andere starben an ihren Wunden, und da die Leichname unter den Lebendigen aufgeschichtet liegen blieben, so erfüllte den engen Raum in kurzem eine verpestete Luft, in welcher das Athmen kaum noch möglich war. Nach siebenzig Tagen verkauften die Syrakusier diejenigen, welche man noch am Leben fand, in die Sclaverei mit Ausnahme der Athener so wie der sicilischen und italienischen Griechen, welche an dem Feldzuge theilgenommen hatten. Glücklich im Verhältniß zu den Zurückbleibenden waren diese, welche die Gefangenschaft mit der Sclaverei vertauschten, unter denen sich allerdings auch eine große Zahl von Athenern befand, indem viele von ihnen bei der Theilung sich unter die Knechte versteckt hatten oder schon bei der Gefangennahme von den Soldaten heimlich bei Seite gebracht waren, um für sich selbst daraus einen Gewinn zu erzielen. Diesen Athenern kam ihre edle Sitte und Bildung sehr zu statten, indem sie von ihren Herren entweder freigelassen oder doch mit vieler Achtung behandelt wurden. Einige verdankten auch ihre Rettung dem Dichter Euripides. Da nemlich die Muse dieses Dichters von den Siciliern besonders geschätzt und bewundert wurde, so geschah es, daß mehrere gegen Mittheilung derjenigen Stellen aus seinen Trauerspielen, deren sie sich noch entsinnen konnten, freigelassen wurden. Andere, welche aus der Schlacht entkommen waren und im Lande umherirrten, halfen sich mit Absingung einiger seiner Lieder fort, wofür man ihnen gern Speis und Trank verabreichte. Als diese nun glücklich wieder in ihre Heimath gelangt waren, bezeigten sie dem überraschten Dichter die rührendste Dankbarkeit, indem sie ihm erzählten, auf welche Weise er ihnen Freiheit und Leben gerettet habe. Niemals vielleicht hat der Genius der Kunst einen schöneren Triumph gefeiert als in diesen Thatsachen! — Als die Kunde von dem unglücklichen Ausgange des sicilischen Feldzugs nach Athen gelangte, wollte Niemand daran glauben, daß alles so ganz und gar verloren sei; und die erste Nachricht davon hätte dem, der sie brachte, beinahe Leib und Leben gekostet. Ein Fremder nemlich, der im Peiräos gelandet war, setzte sich in eine Barbierstube und redete von diesen Vorfällen in der Voraussetzung, daß sie den Athenern schon bekannt seien. Der Barbier, der dies angehört hatte, lief, ehe diese Neuigkeit sich weiter verbreitete, eilends in die Stadt und verkündete sie, ohne den Archonten Meldung zu thun, auf öffentlichem Markte. Wie sich denken läßt, gerieth die ganze Bürgerschaft in Schrecken und Bestürzung. Sofort veranstalteten die Archonten eine Volksversammlung und ließen den Mann vorführen. Da er auf die Frage, woher er es erfahren, nichts bestimmtes anzugeben wußte, so erklärte man ihn für einen Neuigkeitsmacher, der es auf Erregung von Unruhen abgesehen habe, ließ ihn auf ein Rad binden und eine geraume Zeit foltern, bis endlich etliche eintrafen, welche von dem Unfall auf Sicilien genaue und verbürgte Nachricht brachten. So schwer fand bei den Athenern der Glaube Eingang, daß dasjenige dem Nikias wirklich widerfahren sei, was er selbst ihnen so oft vorausgesagt hatte.

Diese Niederlage ist das wichtigste und entscheidendste Ereigniß des ganzen peloponnesischen Krieges: für die Sieger das glänzendste, für die Besiegten das jammervollste. Land- und Seemacht der Athener war von Grund aus vertilgt und der Staat auf einmal in die hülfloseste Lage versetzt. Der Kern der jungen, waffenfähigen Mannschaft war hinweggerafft, die Werften ohne hinreichende Anzahl von Schiffen, die Schatzkammer ohne Geld, die Flotte ohne Rudermannschaft. Alle offenbaren oder heimlichen Feinde Athens erhoben ermuthigt ihr Haupt, während die Stadt sich von allen Mitteln entblößt sah, einen von mehreren Seiten her drohenden Angriff abzuwehren. Gleichwohl faßte man den Entschluß, nicht nachzugeben, sondern nach Möglichkeit sich zu rüsten, durch zweckmäßige Beschränkung der Ausgaben manche Verbesserungen im Staatshaushalte zu treffen und eine Behörde von älteren Männern zu wählen, welche über die Lage des Staates vorläufigen Rath ertheilen sollten. Damals im Schrecken und der Gefahr des Augenblicks war man, wie das Volk es zu machen pflegt, zu allen guten Anordnungen geneigt. Aber die Blüthe des athenischen Staates war unwiederbringlich gebrochen und sein Mißgeschick vor Syrakus nur das Vorspiel seines völligen Unterliegens.

---

erlangt, wie nachmals die Bleidächer zu Venedig und die Bastille zu Paris.

5. Thaten und Abenteuer des heimathlosen Alkibiades.

„Ich will ihnen zeigen, daß ich noch lebe!“ hatte Alkibiades seinen Mitbürgern zugeschworen, als sie ihm das Todesurtheil gesprochen; und er hat furchtbar Wort gehalten: die Vernichtung der athenischen Kriegsmacht in Sicilien war sein Werk.

Kurz nach seiner Entweichung hatte er sich vom thurischen Gebiete auf den Peloponnes geflüchtet. Von Argos aus ließ er nach Sparta ein Gesuch um Schutz und sicheren Zutritt gelangen, und als die Spartiaten sich bereit erklärten ihn aufzunehmen, stellte er sich furchtlos ein und bot Lakedämon seine Dienste gegen die Athener an. „Denket darum nicht schlechter von mir“, sprach er in seiner ersten Rede, „wenn ich, der ich einst für einen Vaterlandsfreund galt, jetzt meiner Vaterstadt in Verbindung mit ihren größten Feinden nachdrücklich entgegenwirke. Vaterlandsliebe kann da nicht statthaben, wo man mir Unrecht thut, sondern nur, wo ich Sicherheit genoß; und so glaube ich jetzt nicht ein Vaterland, das ich dafür ansehen dürfte, zu verfolgen, sondern vielmehr eines, das für mich nicht mehr vorhanden, wiederzugewinnen. Nicht der ist ein rechter Freund des Vaterlandes, der, wenn er es widerrechtlich verlor, nichts dagegen unternimmt, sondern wer aus Sehnsucht nach der Heimath alles aufbietet, um ihrer wieder theilhaftig zu werden. Demzufolge begehre ich, ihr Lakedämonier, daß ihr mich zu jedem Wagniß und zu jeder mühseligen Arbeit unbedenklich verwendet, da euch der Ausspruch, auf den sich jedermann beruft, bekannt ist: daß, wenn ich als Feind euch vielen Schaden gethan, ich euch als Freund genugsam werde nützen können; um so mehr, da ich die Lage der Athener weiß und die eurige ermittelt habe.“

Demnächst überredete er die Lakedämonier, den Syrakusiern ein Hülfsheer unter der Führung eines Spartiaten nach Sicilien zu senden, wodurch der Kampf daselbst, wie er vorausgesagt, plötzlich eine ganz andere Wendung nahm. Sodann erregte er von neuem den Krieg gegen Athen vom Peloponnesos aus, und um demselben gleich von Anfang an gehörigen Nachdruck zu geben, rieth er den Lakedämoniern, daß man Dekeleia, einen nur drei deutsche Meilen nördlich von Athen gelegenen Flecken an der attischen Grenze, besetze und befestige; wodurch er den Athenern im eigenen Lande den empfindlichsten Stoß versetzte.

Durch solche mit dem glücklichsten Erfolg bekrönte Rathschläge gewann er bald in allem, was öffentliche Angelegenheiten betraf, in Sparta Ansehen und Vertrauen. Nicht geringere Bewunderung aber erregte sein Privatleben. Durch völliges Eingehen auf lakonische Sitte und Lebensweise wußte er die Menge zu bezaubern. Wer ihn jetzt sah, wie er sich langes Haar wachsen ließ, kalt badete, Gerstenbrod aß und an der schwarzen Suppe Geschmack fand, der konnt' es kaum glauben, daß dieser Mann jemals in seinem Hause einen Koch gehabt, nach Salbenbereitern sich umgesehen, oder einen weichwollenen milesischen Mantel auf seinen Leib habe kommen lassen. Denn eine seiner vielen Geschicklichkeiten und ein Mittel, wodurch er sich viele Herzen zuwendete, war die Kunst, fremden Neigungen und Sitten sich anzuschmiegen, sich andern ganz zu verähnlichen und schneller als ein Chamäleon die Farbe zu wechseln. So war er in Sparta ein fleißiger Turner, mäßig und ernsthaft, in Jonien weichlich, lebensfroh und leichtfertig, in Thrakien ein Zecher, in Thessalien ein kühner Reiter und in Persien übertraf er alle an Prunk und Schwelgerei. Nicht daß er jede solche Veränderung auch in sein inneres Wesen aufgenommen hätte, sondern alles war nur Außenwerk und Maske. In Wahrheit blieb er immer der alte. Während er den strengen Spartiaten spielte, verführte er das Weib des Königs Agis und mißbrauchte das ihm gewordene Vertrauen auf das schändlichste. Kein Wunder, daß er endlich vor der Rache des Königs, wozu sich noch die Eifersucht der lakedämonischen Feldherren gesellte, nicht mehr sicher war.

Während er sich in Jonien befand, wo er einen fast allgemeinen Abfall von den Athenern zu Stande brachte, lief der Befehl der lakedämonischen Regierung ein, ihn aus dem Wege zu räumen. Alkibiades entwich zu Tisaphernes, dem persischen Satrapen von Jonien und Karien. Auch hier wurde er in kurzer Zeit der erste und angesehenste Mann. Selber verschmitzt und arglistig genug, fand Tisaphernes an dem Vielgewandten höchlich sein Gefallen. Dazu kam, daß überhaupt nicht leicht ein Herz gegen die einschmeichelnde Anmuth des Alkibiades im geselligen Umgange unempfindlich bleiben konnte, so daß jener sonst so grausame Barbar, der vor allen andern Persern als Griechenfeind bekannt war, ihm völlig gewogen ward und an Gegenschmeicheleien es ihm sogar zuvorthat. So legte er z. B. dem schönsten seiner Lustgärten oder sogenannten Paradiese den Namen Alkibiades bei.

Jetzt begann der kluge Athener die Gunst des Persers zum Schaden der Spartiaten auszubeuten. Er überzeugte jenen, daß es am besten sei, die Lakedämonier nur spärlich zu unterstützen, damit auf diese Weise die Griechen selbst sich gegenseitig entkräfteten und endlich in gleicher Machtlosigkeit dem Perserkönige um so leichter zur Beute würden. Tisaphernes befolgte diesen Rath, und die Blicke beider Parteien in Griechenland lenkten sich dem Alkibiades, dem Günstlinge des Satrapen, zu. Athen bereuete nach so viel Unglücksfällen die gegen ihn gefaßten Beschlüsse; Alkibiades gedachte mit unruhigem Herzen an sein Vaterland und die eigene Zukunft: wenn es mit seiner Stadt dereinst zu Ende ginge und Er den erbitterten Lakedämoniern in die Hände fiele. Zur See waren die Athener ihrem Feinde zwar noch so ziemlich gewachsen; aber schon war eine phönicische Flotte von hundert und funfzig Galeeren unterwegs, um sich mit der Macht der Lakedämonier zu vereinigen; und es war kein Zweifel, daß eine so bedeutende Verstärkung der Gegenpartei ihnen nicht nur mit einem Male die Seeherrschaft, sondern auch alle Hoffnung auf Rettung der Stadt entreißen mußte. Es gelang den Bemühungen des Alkibiades, dies zu verhindern. Zu gleicher Zeit hatte das auf Samos befindliche Kriegsheer der Athener ihn herbeigerufen und zum Feldherren ernannt, und in Athen wünschte man, nachdem seine jüngsten Verdienste um das Vaterland kund geworden, seine Zurückkunft. Er aber wollte nicht mit leeren, thatenarmen Händen wie aus Gnade und Barmherzigkeit des Volkes, sondern mit Ruhm und Ehren reichbekrönt die

Heimath betreten. Also ging er mit einigen wenigen Schiffen von Samos in die See, kreuzte anfangs an der Küste von Karien, und als er dort erfuhr, daß der Spartiat Mindaros mit der ganzen Flotte nach dem Hellesponte schiffte und die Athener ihm nachfolgten, eilte er ebenfalls dahin und entschied das Seetreffen bei Abydos, welches bereits verloren schien, durch seine Dazwischenkunft zu Gunsten der Athener.

Doch abermals spielte ihm seine Eitelkeit einen Streich, der ihn in neue Verlegenheiten verwickelte. Begierig, sich vor Tisaphernes im Glanze seines neuen Glückes zu zeigen, machte er sich mit reichlichen Geschenken und seinem feldherrlichen Gefolge zu ihm auf. Allein er fand eine ganz andere Aufnahme, als die er erwartet hatte. Tisaphernes, längst schon von den Lakedämoniern der Verrätherei beschuldigt und in Besorgniß, vom Könige darüber zur Verantwortung gezogen zu werden, erkannte in diesem Besuche seines ehemaligen Günstlings die beste Gelegenheit, sich von jenem Verdachte zu reinigen, nahm ihn in Verhaft und ließ ihn zu Sardes in's Gefängniß legen. Dreißig Tage waren vergangen, da gelang es dem schlauen Helden, sich irgend woher ein Pferd zu verschaffen, und seinen Wächtern entwischend entkam er glücklich nach Klazomenä. Um den Tisaphernes für seine Treulosigkeit zu strafen, sprengte er noch dazu das Gerücht aus, er selber habe ihn freiwillig losgelassen.

Nach seiner Ankunft im athenischen Lager begeisterte er das Heer zu neuen und kühneren Unternehmungen, bemannte die Schiffe und steuerte auf Kyzikos los, wo Mindaros, der Lakedämonier und Pharnabazos, der Satrap, sich vereinigt hatten. Näher herangekommen, ließ er die kleineren Schiffe in die Mitte der Flotte nehmen und sorgfältig verhüthen, daß der Feind von seiner Annäherung etwas merke. Ein starker Gewitterregen, von Donner und Finsterniß begleitet, begünstigte die Absicht. Als das Dunkel sich zerstreute, gewahrte man die Flotte der Peloponnesier, die vor dem Hafen von Kyzikos in offener See lag. Alkibiades zeigte sich dem Feinde nur mit vierzig Schiffen, während die andern ihm langsam aus der Ferne folgten, und forderte zum Treffen heraus. Jener ließ sich dadurch wirklich täuschen und nahm das Gefecht an. Als nun aber auch die anderen Schiffe der Athener unvermuthet zum Kampfe heranstürmten, wurde er bestürzt und ergriff die Flucht. Alkibiades eilte nach, stieg fast gleichzeitig mit den Flüchtenden an's Land und tödtete ihrer eine große Zahl. Zwar rückten Mindaros und Pharnabazos schnell zur Hülfe herbei, aber er schlug auch diese dergestalt, daß der erstere selber nach tapferer Gegenwehr auf dem Platze blieb, der letztere aber nur durch die Flucht sich retten konnte. Alle Schiffe und eine Menge von Waffen fielen in die Hände der Sieger. Kyzikos mußte sich ergeben; die Athener waren Meister des Hellespontos und säuberten nun auch das übrige Meer vom Feinde. Ein Brief der Lakedämonier, welcher den Ephoren das geschehene Unglück melden sollte, aber von den Athenern aufgefangen wurde, spricht auf ächt lakonische Weise in wenig Worten die traurige Lage der Ueberwundenen aus: „Hin ist das Glück; Mindaros todt; die Mannschaft hungert; wir wissen nicht, was zu thun."

Dieser Sieg erfüllte die Soldaten des Alkibiades mit so viel Selbstgefühl, daß sie als Unüberwindliche sich für zu gut hielten, um mit den anderen, die so oft schon den kürzeren gezogen und noch kürzlich unter Thrasyllos Anführung bei Ephesos eine Schlappe erhalten hatten, Gemeinschaft zu machen. Erst nachdem diese bei der nächsten Gelegenheit sich wieder zu Ehren gekämpft hatten, vereinigten sich die beiderseitigen Truppen und bezogen fröhlich und in guter Kameradschaft mit einander das Lager.

Um Geld einzutreiben, unternahm Alkibiades einen neuen Zug in den Hellespont und bemächtigte sich unter anderem durch ein abenteuerliches Wagniß der Stadt Selybria. Etliche Bürger hatten heimlich zugesagt, die Stadt in seine Hand zu geben. Eine um Mitternacht ausgesteckte Fackel sollte das Zeichen geben. Da aber einer der Mitverschworenen plötzlich anderes Sinnes wurde, sahen sich die anderen genöthigt, dies vor der verabredeten Zeit zu thun. Als man nun die Fackel aufflammen sah, war das Heer noch nicht in Bereitschaft. Alkibiades aber, um keine Zeit zu verlieren, brach sofort mit etwa dreißig Mann im Sturmschritt gegen die Mauern auf und befahl den übrigen, so bald als möglich nachzukommen. Auch öffnete sich ihm das Thor; doch war er kaum mit den Dreißigen, zu welchen hier noch zwanzig Leichtbewaffnete stießen, in die Stadt eingedrungen, als er die Selybrier mit den Waffen in der Hand auf sich zukommen sah. Was war zu thun? Wollte er Stand halten, so war er rettungslos verloren; zum Rückzug aber konnte er, der bis auf jenen Tag in allen Feldzügen unüberwunden geblieben war, in keinem Falle sich entschließen. Da ließ er mit der Trompete Stille gebieten und einen seiner Leute laut ausrufen: „Die Athener führen ihre Waffen nicht gegen die Selybrier!" Diese Erklärung minderte bei den einen die Kampflust, indem sie wähnten, die Feinde seien schon allesammt in die Stadt gedrungen; während die anderen Hoffnung auf einen gütlichen Vergleich faßten. Während man nun zusammentrat, um zu unterhandeln, traf auch das Heer des Alkibiades ein. Da er aber die friedliche Gesinnung der Selybrier erkannte, schützte er die Stadt vor Plünderung, ließ ihr auch sonst kein Leid thun und zog, nachdem er Besatzung hineingelegt und eine Summe Geldes empfangen, wieder ab.

Nach längerer Belagerung mußte sich Chalkedon übergeben. Mit Pharnabazos wurde ein Vergleich beschworen, und endlich kam auch das abtrünnige Byzanz durch List und Gewalt in die Hände der Athener.

6. Alkibiades ehrenvolle Rückkehr in die Heimath.

Jetzt gab Alkibiades dem Verlangen seines Herzens nach, die Heimath wieder zu sehen; und mehr noch reizte ihn der Wunsch, sich im Glanze so vieler Siege vor seinen Mitbürgern sehen zu lassen, zur Heimkehr. Die attischen Galeeren hatten sich rings herum mit Schilden und anderer Beute ausgeschmückt; hinter ihnen her ein langer Zug eroberter Schiffe sammt den Zierathen von noch mehreren, die er zerstört hatte. Beide zusammen betrugen nicht weniger als zweihundert. Gleichwohl ergriff den Helden ein banges Gefühl, als er in den Hafen seiner

Vaterstadt einlief. Zaudernd stand er auf dem Verdecke und wagte nicht eher die Galeere zu verlassen, bis er seinen Vetter Euryptolemos mit vielen anderen Freunden und Bekannten erblickte, die mit offenen Armen seiner warteten und ihn auszusteigen baten.

Als er nun an das Land stieg, schien die herbeiströmende Menge die anderen Feldherren gar nicht zu sehen; alles lief nur ihm entgegen, grüßte mit Freudengeschrei und ging jubelnd nebenher. Die Zunächststehenden bekränzten ihn; die sich ihm nicht nähern konnten, ließen aus der Ferne ihre Blicke an ihm haften, und die Alten zeigten ihn mit Fingern ihren Kindern. Wohl mischte sich auch manche Thräne in den Jubel. Mußte man doch bei dem gegenwärtigen Glück sich an all' das hinter ihm liegende Unglück erinnern und der Erwägung Raum geben, daß ohne die Verstoßung des Alkibiades sicherlich weder der Angriff auf Sicilien noch irgend eine andere Hoffnung fehlgeschlagen hätte: da er schon jetzt in so kurzer Zeit seiner Amtsführung die Stadt, welche vom Meere beinahe verdrängt, zu Lande kaum noch ihrer Vorstädte sicher und noch dazu innerlich entzweit war, aus tiefem Verfall und Erniedrigung wieder empor gehoben und ihr nicht nur die Seeherrschaft zurückgegeben, sondern auch zu Lande überall den Sieg erworben habe.

Ein Volksbeschluß wegen seiner Zurückberufung war auf Antrag des Kritias schon früher ausgefertigt worden. In der nächsten Volksversammlung trat Alkibiades auf und schilderte unter Thränen und Klagen die Leiden, die er habe erdulden müssen; doch machte er dabei dem Volke nur wenige und mäßige Vorwürfe, indem er alles seinem bösen Geschick und einem neidischen Dämon schuldgab, widmete den größeren Theil seiner Rede den ermuthigenden Aussichten der Bürgerschaft und schloß mit einer erhebenden Ansprache. Unter allgemeiner Begeisterung schmückte man ihn mit goldenen Kränzen und rief ihn zum unumschränkten Feldherren über die Land- und Seemacht aus. Außerdem verordnete man, daß ihm sein Vermögen zurückgegeben und der auf ihn gelegte Fluch von den Eumolpiden oder Priestern der eleusinischen Geheimnisse wiederum gelöst werden solle. Alle thaten dies ohne Weigerung, nur der Oberpriester Theodoros erklärte: „Ich habe ihm niemals etwas Böses angewünscht, wofern er sich nicht wider die Stadt versündiget."

Eine Flotte von hundert Kriegsschiffen war bereits mit Mannschaft versehen und im Begriffe auszulaufen, als ein nicht unedler Ehrgeiz den Alkibiades noch bis zum Mysterienfeste in Athen zurückhielt. Seitdem nemlich Dekeleia von den Lakedämoniern befestigt worden und dadurch die nach Eleusis führenden Straßen in der Gewalt des Feindes waren, mußte der jährliche Festzug seinen Weg über das Meer nehmen, wodurch er seine feierliche Pracht völlig verlor, indem nun die Opfer, die Reigen und viele andere heilige Gebräuche, welche sonst unterwegs beobachtet worden, aus Noth unterblieben. Dem Alkibiades bedünkt' es daher eine schöne Gelegenheit, sowohl zur Kundgebung seiner Frömmigkeit gegen die Götter, als zur Ehre bei den Menschen, wenn er dem Feste seinen alten Glanz wiedergäbe, die Wallfahrt zu Lande nach Eleusis begleite und vor dem Anfalle der Feinde sicher stelle. Nachdem er diesen Entschluß den Priestern mitgetheilt, besetzte er die Höhen umher mit Wachen und schickte mit Tagesanbruch eine Vorhuth voraus. Sodann gab er dem Zuge der Priesterschaft und der übrigen Festgenossen das Geleit und führte sie, rings von Waffen umgeben, in schöner Ordnung und feierlicher Stille nach Eleusis: ein kriegerischer Zug, der doch den erhabensten und gottgefälligsten Anblick darbot! Niemand von den Feinden wagte einen Angriff, und so brachte Alkibiades den Zug wohlbehalten wieder in die Stadt zurück.

Seitdem hielt sich das Heer unter seinen Befehlen für unwiderstehlich, und das geringere Volk war ihm dermaaßen ergeben, daß es sein Verlangen, ihn zum Oberherrn zu haben, schon laut und deutlich kundgab. Die Mächtigeren unter den Bürgern geriethen darüber in Besorgniß und betrieben seine Abfahrt auf's schleunigste, so daß sie ihm alles, was er wünschte, bewilligten und selbst die Wahl seiner beiden Mitfeldherren ihm freistellten.

7. Die Schlachten bei Notion und am Ziegenflusse. Alkibiades Ende.

Mit hundert Segeln ging Alkibiades noch in demselben Jahre (407 vor Chr.) in die See und richtete seinen Angriff auf die Insel Andros. Zwar gewann er den Sieg über die Einwohner und die unter ihnen befindlichen Lakedämonier, konnte aber die Stadt selber nicht erobern. Dies gab seinen Feinden den ersten Anlaß zu einer öffentlichen Beschwerde. Ist jemals einer durch seinen eignen Ruhm gestürzt worden, so ist es Alkibiades. Die hohe Meinung, die man nach so viel glücklichen Thaten von seinem Muth und seiner Einsicht hegte, brachten ihn, so oft etwas mißlang in Verdacht, als sei es ihm nicht Ernst gewesen, weil man überzeugt war, daß bei rechtem Ernst ihm nichts unmöglich sei. Die Athener hatten schon darauf gerechnet, nächstens von der Eroberung der Insel Chios und des ganzen ionischen Landes zu hören, und waren höchst verdrossen darüber, daß nicht alles auf der Stelle, wie sie wollten, vollbracht war, ohne den Geldmangel in Betracht zu ziehn, durch welchen sich Alkibiades einem Feinde gegenüber, der den Großkönig zum Zahlmeister hatte, oftmals genöthigt sah, das Heerlager zu verlassen, um an andern Orten Sold oder Lebensmittel aufzutreiben.

Dieser Umstand war es auch, der ihm die letzte, entscheidende Anklage zuzog. Als nemlich Lysandros, welcher zu jener Zeit den Oberbefehl über die Flotte der Lakedämonier erhalten hatte, durch persisches Gold in den Stand gesetzt war, den Sold seiner Schiffsmannschaft auf vier Obolen zu erhöhen, während Alkibiades kaum drei zahlen konnte, begab er sich, um Geld aufzutreiben, nach Phokäa in Lydien. Die Aufsicht über die Flotte übertrug er dem Antiochos, demselben, der ihm vormals die entflohene Wachtel wieder eingefangen und dadurch sich seine Gunst erworben hatte. Dieser war zwar ein tüchtiger Steuermann, im Uebrigen aber ein unbesonnener und dreister Mensch. Trotz des ausdrücklichen Befehls, keine Schlacht anzunehmen, bemannte er zwei Galeeren, fuhr von Notion dreist in den Hafen von Ephesos hinein, und strich unter Schimpfreden und possenhaften Gebärden hart am feind-

lichen Geschwader vorüber. Lysandros verfolgte ihn anfangs nur mit wenigen Schiffen, als aber von der andern Seite her die Athener zu Hülfe kamen, lief er mit der ganzen Flotte aus, schlug die Gegner, tödtete den Antiochos, nahm fünfzehn Schiffe sammt vieler Mannschaft hinweg und errichtete bei Notion ein Siegeszeichen.

Auf die Nachricht von diesem Unfalle eilte Alkibiades nach Samos zurück, ging mit seinem ganzen Geschwader in See und bot Lysandern ein neues Treffen an. Dieser aber begnügte sich mit dem ersten Siege und hütete sich, mit einem so mächtigen Gegner sich zu messen. Sogleich begab sich Thrasybulos, Thrasons Sohn, nach Athen, um Alkibiades öffentlich anzuklagen, beschuldigte ihn auf das heftigste der Fahrlässigkeit, der Gelderpressungen und der Völlerei und brachte das wankelmüthige Volk dergestalt gegen ihn auf, daß es auf der Stelle andere Feldherren wählte und ihn seines Amtes entsetzte. Alkibiades, für seine Sicherheit besorgt, zog sich aus dem Lager ganz zurück, und begab sich nach Thrakien, wo er schon früher, als habe er die Wandelbarkeit seines Glückes vorausgesehn, sich einige feste Schlösser hatte erbauen lassen. Mit einem Söldnerheere führte er von hier aus auf seine eigne Hand Krieg gegen thrakische Völkerschaften und brachte dadurch nicht nur für sich große Reichthümer zusammen, sondern verschaffte auch zugleich den umwohnenden Griechen Sicherheit vor den Barbaren.

Dort war es, wo etliche Jahre später (405 v. Chr.) die athenischen Feldherren mit allem, was Athen damals noch an Schiffen beisammen hatte, sich an der Mündung des Ziegenflusses (Aegospotamoi) aufstellten, um Lysandern, der gegenüber vor Lampsakos lag, zu einem Treffen zu nöthigen. Alkibiades, der in der Nähe sich aufhielt, erkannte das Gefährliche ihrer Lage und konnte es nicht unterlassen, sie darauf merksam zu machen. Er ritt selber hinüber und stellte den Befehlshabern vor, welch einen ungünstigen Standort sie sich hier gewählt hätten, da die Gegend ohne Hafen und Städte sei und alle Bedürfnisse weit her von Sestos zugeführt werden müßten. Auch verhehlte er ihnen nicht, wie bedenklich es sei, die Schiffsmannschaft, so oft sie ans Land komme, nach Gefallen sich zerstreuen zu lassen, während ihnen eine feindliche Flotte gegenüberliege, die gewöhnt sei, auf den Wink eines Einzigen alles schweigend zu vollbringen. Er rieth daher die Stellung der Flotte nach Sestos zu verlegen. Jene aber achteten wenig darauf, und einer unter ihnen, Tydeus, gab ihm sogar die stolze Antwort: er solle nur seiner Wege gehn; nicht er, sondern andere hätten hier zu befehlen. Alkibiades vermuthete, daß hier Verrath im Spiele sei und entfernte sich, indem er gegen seine Bekannten aus dem Lager, die ihm das Geleite gaben, die Aeußerung fallen ließ: wenn ihn die Feldherren nicht zu schnöde behandelt hätten, so hätte er in wenigen Tagen die Lakedämonier zwingen wollen, sich zu schlagen oder ihre Schiffe zu verlassen.

Der Erfolg lehrte, wie richtig er den Fehler der Athener erkannt hatte. Unvermuthet und gerade zu einer Zeit, wo sich die Schiffsmannschaft meist auf dem Lande zerstreut hatte, fiel Lysandros über sie her, so daß nur acht Galeeren mit dem Feldherrn Konon entkamen, die übrigen Schiffe aber, nahe an zweihundert, dem Feinde in die Hände fielen. Dreitausend Mann, die er zu Gefangenen gemacht, ließ er hinrichten. In Folge dieser Niederlage konnte Athen sich nicht länger halten. Im nächsten Jahre eroberte Lysandros die von allen Streitkräften entblößte Stadt, verbrannte ihre Schiffe und riß die langen Mauern nieder. Damit war der peloponnesische Krieg beendet (404 vor Chr.).

Jetzt war der Zeitpunkt gekommen, welchen Alkibiades schon lange gefürchtet hatte: die Lakedämonier herrschten zu Wasser und zu Land, Alkibiades wußte sich vor ihnen nicht mehr sicher. Er wendete sich daher nach Bithynien und führte eine Menge Reichthümer mit sich, während er noch weit mehrere in seinen Schlössern zurückließ. Dort von räuberischen Thrakiern beraubt und beunruhiget, beschloß er zum König Artaxerxes in's innere Asien zu reisen. Darin bestärkte ihn die Hoffnung, er selber werde dem Könige bei näherer Bekanntschaft wohl nicht schlechter als Themistokles, seine Absichten aber gewiß noch besser als die seines Vorgängers erscheinen; da er nicht wie jener dem Könige seine Dienste gegen sein Vaterland anbiete, sondern vielmehr um Unterstützung desselben nachsuche. Für die Beschleunigung und Sicherheit dieser Reise gedachte er den Beistand des Pharnabazos in Anspruch zu nehmen, begab sich daher zu ihm nach Phrygien und verbrachte einige Zeit unter gegenseitigen Achtungs- und Freundschaftsbezeugungen an seinem Hofe.

Schmerzlich empfanden die Athener den Verlust ihrer Herrschaft. Als nun Lysandros sie gar auch der Freiheit beraubte und ihre Stadt dreißig Männern unterwarf, die nach Willkür über sie schalteten, da kam das darniedergetretene Volk zur Besinnung und stellte jetzt, da alles verloren war, Betrachtungen an, auf die sie vormals, wo noch zu helfen gewesen wäre, nicht gekommen waren. Jetzt gingen sie mit bitterer Selbstanklage die lange Reihe ihrer Mißgriffe und Thorheiten durch, unter denen sie die zweite, nur vom Zorn eingegebene Amtsentsetzung des Alkibiades obenan setzen mußten. Man hatte ihn verstoßen, ohne daß er ein Unrecht gethan; und im Unwillen über einen Untergebenen, der wenige Schiffe auf schändliche Art verloren, hatte man den Staat auf schändlichere Weise um seinen besten Feldherren gebracht. Dennoch blieb auch unter den gegenwärtigen Umständen noch eine schwache Hoffnung übrig: noch sei für Athen nicht alles verloren, da Alkibiades lebe!

Es war nicht ganz ohne Grund, wenn der gemeine Mann solchen Träumen sich hingab. Hielten es doch auch die dreißig Tyrannen von Athen für nothwendig, diesen Flüchtling sorgfältig im Auge zu behalten und von allem, was er that und vornahm, sichere Kundschaft einzuziehen. Endlich stellte Kritias, derselbe, welcher vormals auf die Zurückberufung des Alkibiades angetragen hatte und jetzt unter den athenischen Gewalthabern der ärgste war, Lysandros vor, daß weder die gegenwärtige Verfassung Athens noch die Herrschaft Lakedämons gesichert sei, so lange Alkibiades noch am Leben. Lysandros zauderte, bis von seiner Landesregierung der geheime Befehl einlief, Alkibiades aus dem Wege zu räumen: sei es nun, daß auch sie den raschen, unternehmenden Geist des Mannes fürchtete, oder dem Racheverlangen des Königs Agis, der von Alkibiades so schwer gekränkt worden, zu Willen sein wollte.

Lysandros wendete sich zu diesem Zwecke an Pharnabazos, und dieser beauftragte seinen Bruder und Oheim mit der Ausführung. Alkibiades lebte damals mit der

Buhlerin Timandra in einem phrygischen Dorfe. Die ausgesandten Mörder wagten sich aber nicht zu ihm hinein, sondern umringten das Haus und steckten es in Brand. Sobald Alkibiades dies inne ward, raffte er eine Menge Kleider und Decken zusammen und warf sie auf das Feuer; dann wickelte er um seinen linken Arm den Mantel, nahm in die Rechte den Dolch und sprang unversehrt, ehe noch die Decken verbrannt waren, durch das Feuer in's Freie. Seine Erscheinung zerstreute die Barbaren. Keiner wagte es, ihm Stand zu halten oder zu Leibe zu gehen; aber aus der Ferne schossen sie nach ihm mit Wurfspießen und Pfeilen, bis er fiel und sein Leben verhauchte (404 vor Chr.). Als die Barbaren sich entfernt hatten, hob Timandra den Todten auf, hüllte ihn in ihre eigenen Gewande und bestattete ihn so ehrenvoll und glänzend, als es die Umstände erlaubten.

Lysandros.

1. Charakterschilderung.

Lysandros Vater, Aristokleitos, war aus dem Geschlechte der Herakleiden, zu denen auch die beiden Königshäuser Spartas gehörten. Trotz dieser edeln Abkunft wuchs Lysandros in Armuth auf und unterwarf sich so streng als irgend einer den vaterländischen Gebräuchen. Dabei bewies er einen männlichen Muth, und seine Willenskraft überwog jede andere Neigung außer dem Ehrgeiz, der aber in Sparta den Jünglingen keineswegs zur Schande gerechnet, sondern vielmehr durch die lakonische Erziehung willentlich geweckt und genährt wurde. Eine Gabe der Natur dagegen und an einem Spartiaten befremdlich, erscheint jene Geschmeidigkeit gegen die Großen, die ihm, wo es sein Vortheil erheischte, den drückenden Stolz derselben leicht ertragen ließ. Aber auch in seine Armuth wußte er sich trefflich zu schicken; der Glanz des Goldes hatte über ihn keine Macht, und während er sein Vaterland, welches bis dahin wegen Verachtung des Reichthums bewundert worden, mit Schätzen und Geldgier erfüllte, behielt er doch für sich selber keine Drachme. Tapferkeit und Schlauheit, Gewalt und List stellten sich ihm für die Erreichung seiner ehrgeizigen Pläne in gleicher Weise zu Gebote; die höchsten seiner Siege gewann er sich durch List, indem er es für eine lächerliche Thorheit erklärte, von den Nachkommen des Herakles zu verlangen, daß sie den Krieg ohne Trug führen sollten. „Wo die Löwenhaut*) nicht ausreicht — war sein Sprüchwort — da muß man den Fuchsbalg annähen.“ Die Gerechtigkeit rühmte er nur, insofern sie dem Vortheile diene; nur das Nützliche betrachtete er als schön und gut und meinte, daß die Wahrheit nicht ihrer Natur nach besser sei als die Lüge, sondern der Werth beider je nach dem damit verknüpften Vortheile bestimmt werden müsse. Darum war er in der Wahl seiner Mittel gewissenlos; der Meineid hatte für ihn nichts schreckliches. „Kinder — sagte er — müsse man mit Würfeln, Männer mit Eidschwüren betrügen.“ An durchdringendem Scharfsinn und unermüdlicher Thätigkeit glich er dem Themistokles, an einschmeichelnder Gewandtheit und Biegsamkeit dem Alkibiades, an Ehrgeiz beiden. Aber an Enthaltsamkeit im Lebensgenuß und an Festigkeit des Charakters stand er hoch über dem letzteren; in Gewissenlosigkeit und grausamer Härte suchte er seines Gleichen. Solch ein Mann war der siegreiche Beendiger des peloponnesischen Krieges, der Ueberwinder Athens, dem sein Vaterland beides, die Höhe seiner Macht und den Anfang seines sittlichen Verderbens, dankte.

2. Lysandros und Kallikratidas.

Der peloponnesische Krieg, welcher kurz nach der Niederlage der Athener auf Sicilien schon seinem Ende nahe geschienen, zog sich abermals in die Länge, seitdem die Athener den Alkibiades aus der Verbannung zurückgerufen und die Leitung ihrer Unternehmungen übertragen hatten. Schon war ihre Flotte der lakedämonischen wieder vollkommen gewachsen. Dies machte die Lakedämonier besorgt und erweckte sie zu ernstlichen Anstrengungen; Lysandros bekam den Oberbefehl zur See. Im Jahre 406 vor Chr. begab er sich nach Ephesos, und half dieser Stadt, welche er der Sache der Lakedämonier zwar eifrig ergeben, aber in einer sehr traurigen Lage vorfand, durch geschickte Vorkehrungen zu neuen Kräften. Er schlug sein Lager in der Nähe der Stadt auf, verordnete, daß die Kauffahrer von allen Seiten her daselbst einlaufen sollten, legte eine Werft zur Erbauung von Kriegsschiffen an und brachte auf diese Weise nicht nur die Häfen der Stadt durch Handelsgeschäfte in Aufnahme, sondern erfüllte auch ihren Markt mit lebhaftem Verkehr und verschaffte den Einwohnern und Künstlern reichlichen Verdienst, so daß von jener Zeit an Ephesos zu seiner nachmaligen Größe und Pracht sich zu erheben begann.

Auf die Nachricht, daß Kyros, der Sohn des Perserkönigs Dareios Nothos, in Sardes angekommen sei, reiste er hin, um den Statthalter Tisaphernes zu verklagen, welcher aus Liebe zu Alkibiades, wie es schien, den Krieg gegen die Athener nur saumselig betrieb und durch die Kargheit seiner Zuschüsse die lakedämonische Seemacht herunterkommen ließ (s. S. 131). Durch sein einschmeichelndes Benehmen gewann Lysandros dem jungen Prinzen ganz das Herz ab

*) Herakles nemlich wurde gewöhnlich mit der Haut des großen nemëischen Löwen, den er erlegt hatte, bekleidet dargestellt.

und wußte ihn zur lebhafteren Theilnahme am Kriege zu ermuntern. Als er im Begriffe war wieder abzureisen, bat ihn Kyros, um ihm einen Beweis seiner freundschaftlichen Gesinnung zu geben: er möchte ohne Rückhalt seine Wünsche sagen, es solle durchaus nichts ihm verweigert werden. Lysandros erbat sich nichts weiter, als daß er dem Solde der Schiffsleute einen Obolos zulege, damit derselbe auf vier Obolen erhöht würde. Kyros, voll Freude über die Uneigennützigkeit dieses Mannes, gab ihm zehntausend Goldstücke, welche Lysandros zu dem besagten Zwecke verwendete. Durch diese Freigebigkeit machte er die Schiffe der Feinde leer, denn der größere Theil ging nun zu dem Mehrbietenden über, die Zurückbleibenden aber wurden verdrossen und meuterisch und machten den Anführern täglich viel Verdruß.

Dennoch vermied Lysandros noch immer ein Seetreffen aus Furcht vor Alkibiades, der ihm als ein unternehmender Mann wohlbekannt, an Zahl der Schiffe überlegen und bis dahin zu Land und zu Wasser unüberwunden geblieben war. Als aber Alkibiades die athenische Flotte bei Samos auf einige Zeit verließ, um von den verbündeten Städten Geld einzutreiben, schlug Lysandros den Stellvertreter desselben bei Notion, dem Hafen der Kolophonier, und nahm ihm funfzehn Galeeren weg (s. S. 133). Dieser Sieg, an sich selbst von nicht großer Bedeutung, brachte ihm außer dem Ruhme, die Flotte des Alkibiades überwunden zu haben, noch den Vortheil, daß er dadurch seines so gefürchteten Gegners erledigt wurde, welchen die Athener aus Verdruß über den erlittenen Verlust seines Amtes entsetzten.

Jetzt schon nach diesem ersten Siege legte er im Stillen den Grund zu den nachmaligen Staatsumwälzungen und der sogenannten Zehnergewalt, welche späterhin unter seiner Leitung überall eingeführt wurde. Er ließ nemlich aus denjenigen griechischen Städten, welche bisher mit den Athenern im Bunde standen und daher eine demokratische Verfassung hatten, alle die Männer zu sich nach Ephesos kommen, von denen er wußte, daß sie durch Kühnheit und hochstrebenden Sinn am meisten über die Menge hinausragten, und forderte sie auf, sich in politische Gesellschaften oder Clubbs zu vereinigen und den öffentlichen Angelegenheiten mit Aufmerksamkeit zu folgen; denn der einstige Sturz Athens werde sie von der Volksherrschaft befreien und ihnen zur höchsten Gewalt in ihren Städten verhelfen. Solchen Zusagen entsprach er durch die That; seinen bisherigen Freunden verschaffte er Einfluß und Würden und scheute sich nicht, um sie empor zu bringen, selbst an ihren Ungerechtigkeiten Theil zu nehmen. Darum waren ihm auch alle mit Eifer zugethan und zu jedem Dienste gewillig, in der zuversichtlichen Hoffnung, alle ihre Wünsche, wie groß sie auch wären, befriedigt zu sehn, so lange er am Ruder bliebe. Vielen konnte es daher nur unwillkommen sein, als Kallikratidas ankam, um an Lysanders Stelle den Oberbefehl über die Flotte zu übernehmen: ein tapfrer und rechtschaffner Mann, offenherzig und gerecht nach dorischer Weise, dessen Tugend jene zwar ihre Bewunderung nicht versagen konnten, von dessen unparteiischem Verfahren sie sich aber in keiner Weise einen widerrechtlichen Vortheil versprechen durften. Lysandros ließ es nicht fehlen, die Abneigung dieser Leute gegen seinen Nachfolger zu vermehren. Den Rest des Geldes, welches ihm Kyros zur Unterhaltung der Flotte gegeben, schickte er nach Sardes zurück mit der Aeußerung: Kallikratidas solle selber um Geld bitten, wenn er welches haben wolle, und zusehn, wie er die Soldaten unterhalten könne. Dadurch gerieth Kallikratidas in große Verlegenheit. Denn er hatte weder Geld von zu Hause mitgebracht, noch konnte er sich entschließen, von den ohnehin schon bedrängten Städten der Bundesgenossen Beiträge zu erpressen. Es blieb ihm also kein andrer Weg offen als der, welchen sein Vorgänger mit so vielem Glücke eingeschlagen hatte: vor den Thüren der persischen Obern Abhülfe seiner Geldnoth zu suchen. Dazu eignete sich aber der Mann am allerwenigsten, der freimüthig und hochsinnig wie nur wenige seiner Zeit, jede von Hellenen zu erleidende Niederlage für minder schimpflich hielt, als Barbaren zu schmeicheln und den Hof zu machen, die sonst keinen Vorzug hätten als ihr vieles Geld. Am Ende aber zwang ihn der Mangel doch nach Lydien zu reisen. Er ging gerades Wegs in den Pallast des Kyros und verlangte, man solle melden: der Admiral Kallikratidas sei gekommen, um mit Kyros zu sprechen. Einer der Thürhüter wies ihn ab mit den Worten: „Fremdling, Kyros hat jetzt keine Zeit, denn er sitzt beim Trunke;“ worauf Kallikratidas in aller Unschuld erwiederte: „Das hat nichts zu bedeuten; ich werde hier stehen bleiben und warten, bis er getrunken hat.“ Darüber wurde er von den Höflingen für einen ungebildeten Menschen gehalten und mußte unter dem Gelächter der Barbaren hinweggehn.

Als er aber bei einem zweiten Besuche abermals nicht vorgelassen wurde, reiste er voller Verdruß auf der Stelle nach Ephesos zurück. Er stieß heftige Verwünschungen aus gegen diejenigen, welche zuerst solchen Uebermuth der Barbaren sich hätten gefallen lassen und dieselben gelehrt hätten, auf ihren Reichthum hin stolz und frech zu sein. Auch betheuerte er allen Anwesenden mit einem Eide, sobald er nach Sparta zurückkomme, alles mögliche zu thun, um zwischen den Hellenen Frieden zu stiften, damit sie den Barbaren wieder furchtbar würden, statt dieselben um Beistand gegen einander anzusprechen.

Allein nicht lange nachher verlor er in der Seeschlacht bei den Arginusen in der Meerenge von Lesbos Sieg und Leben. Die Bundesgenossen erbaten sich jetzt den Lysandros zum Befehlshaber der Flotte. Dieselbe Aufforderung erging auch von Seiten des Kyros an die Lakedämonier. Weil aber in Sparta ein Gesetz bestand, welches ein und denselben Mann zweimal an die Spitze der Seemacht zu stellen verbot, so ernannte man zwar einen gewissen Arakos zum Admiral, schickte jedoch den Lysandros unter dem Namen eines Unteradmirals in Wahrheit aber als den eigentlichen Oberbefehlshaber mit ihm ab.

Mit Freuden wurde er von denen begrüßt, welche in den Städten das Staatsruder in den Händen hatten und durch Lysandros zu noch größerer Macht zu gelangen hofften, wenn er erst die demokratischen Verfassungen gänzlich abschaffen würde. Anderen galt er im Vergleich mit dem geraden und edlen Benehmen des Kallikratidas für einen Ränkeschmied und Sophisten, für den die Wahrheit nur ein Spiel und Tugend eine Posse sei. Kyros aber, der früheren Freundschaft eingedenk, ließ ihn nach Sardes kommen und versah ihn nicht nur mit Geld, sondern machte ihm auch große Versprechungen und betheuerte

mit jugendlichem Feuer: wenn sein Vater nichts hergeben wolle, so werde er sein eigenes Vermögen aufwenden, und wenn dieses erschöpft sei, so wolle er den aus Gold und Silber gefertigten Thron, auf welchem er bei öffentlichen Handlungen zu sitzen pflegte, einschmelzen lassen. Sein Vertrauen ging so weit, daß er, als sein Vater erkrankte und ihn zu sich nach Medien rufen ließ, dem Lysandros die Verwaltung seiner Länder übergab und ihn sogar ermächtigte, die Abgaben von den Städten zu erheben.

3. Sieg am Ziegenflusse.

Noch immer wagte Lysandros keine Seeschlacht. Um aber bei der großen Zahl seiner Schiffe nicht unthätig zu bleiben, ging er in die See, unterwarf sich einige Inseln, verheerte Aegina und Salamis und eroberte die Stadt Lampsakos mit Sturm. Auf diese Nachricht begab sich die athenische Flotte, aus hundert und achtzig Galeeren bestehend, in den Hellespont und stellte sich den feindlichen Schiffen Lampsakos gegenüber an den Mündungen des Ziegenflusses auf. Jedermann erwartete, daß es am nächsten Tage zu einer Seeschlacht kommen werde. Lysandros hatte etwas ganz anderes im Sinne. Gleichwohl befahl er den Matrosen und Steuermännern, eben als sollte der Kampf mit Tagesanbruch beginnen, die Schiffe zu besteigen, sich in Ordnung zu setzen und in Stille die weiteren Befehle zu erwarten. Ebenso mußten auch die Landtruppen unter die Waffen treten und ruhig längs der Küste sich in Schlachtordnung aufstellen. Als aber bei Sonnenaufgang die Athener mit allen Schiffen in einer Linie gegen ihn heranfuhren und zur Schlacht herausforderten, lief er nicht gegen sie aus; im Gegentheil er schickte Beischiffe zu den vordersten Galeeren mit dem Befehle, unbeweglich in fester Ordnung auf ihrem Posten zu verharren und den Feinden ja nicht entgegen zu gehen. Gegen Abend zogen die Athener sich wieder zurück; Lysandros aber entließ die Soldaten nicht eher aus den Schiffen, als bis zwei oder drei auf Kundschaft ausgeschickte Galeeren die sichere Nachricht zurückbrachten, daß die Feinde an's Land gestiegen seien. Derselbe Hergang wiederholte sich am folgenden und ebenso am dritten und vierten Tage, wodurch denn die Athener zuletzt ganz sicher wurden und den Feind, gleich als ob er schon völlig entmuthiget wäre, verachteten. Vergebens kam Alkibiades, der sich damals in freiwilliger Verbannung auf seinen Schlössern auf der thrakischen Halbinsel aufhielt, zu Pferde in das Lager der Athener und rieth zur Wahl eines günstigeren Standortes und zu größerer Vorsicht im Angesicht eines auflauernden Feindes (vergl. S. 134). Als nun am fünften Tage die Athener abermals herangesegelt und nach ihrer Gewohnheit nachlässig und mit stolzer Verachtung wieder umgekehrt waren, gab Lysandros den Führern der auf Kundschaft ausgeschickten Schiffe den Befehl, sobald sie die Athener hätten an's Land steigen sehen, eiligst zurück zu fahren und in der Mitte der Meerenge einen ehernen Schild als Zeichen zum Angriff auf dem Vordertheile des Schiffes emporzuheben. Er selber fuhr mittlerweile an den einzelnen Schiffen hin und rief den Steuermännern und Schiffsobersten zu, ihre gesammte Mannschaft in Ordnung zu halten und auf das erste Zeichen rasch und kräftig auf die Feinde loszugehn. Jetzt sah man den Schild auf den vorausgeschickten Schiffen emporgehoben; sogleich gab auch die Trompete vom Admiralschiffe her das Signal zum Auslaufen, und das ganze Geschwader setzte sich sofort in Bewegung. Die Breite der Meerenge zwischen beiden Welttheilen beträgt an dieser Stelle drei Achtel einer deutschen Meile und bei dem Eifer und der Anstrengung der Ruderer war dieselbe in kurzer Zeit durchmessen.

Konon war der erste unter den athenischen Feldherren, der vom Lande aus die feindliche Flotte anrücken sah. Er schrie sogleich, man solle wieder zu Schiffe gehn, rief voller Bestürzung über die drohende Gefahr diesen und jenen mit Namen und trieb die Einen durch Bitten, Andre mit Gewalt in die Schiffe. Doch waren all' seine Bemühungen ohne Erfolg; die ganze Mannschaft hatte sich, sobald sie an's Land gestiegen, sorglos zerstreut. Sie feilschten auf dem Markte um Lebensmittel, schweiften in der Gegend umher, schliefen in ihren Zelten oder bereiteten die Mahlzeit ohne Ahnung des bevorstehenden Schicksals, das durch die Nachlässigkeit ihrer Führer über sie hereinbrach. Unter lautem Geschrei und Ruderschlag stürmten die Feinde heran. Nur Konon entschlüpfte ihnen und rettete sich mit acht Schiffen nach Cypern. Ueber alle die andern fielen die Peloponnesier her, besetzten die, welche noch ganz leer waren, und bohrten diejenigen, welche eben bemannt wurden, in den Grund. Die Mannschaft fand ihren Tod theils bei den Schiffen, indem sie zerstreut und ohne Waffen herbeieilte, theils wurde sie von den an's Land gestiegenen Feinden auf der Flucht niedergehauen. Dreitausend Mann sammt den Anführern machte Lysandros zu Gefangenen und gewann das ganze Geschwader. Nach Ausplünderung des Lagers nahm er die eroberten Schiffe in's Schlepptau und kehrte unter Flötenspiel und Siegesliedern nach Lampsakos zurück.

So hatte er denn mit geringer Mühe eine der größten Thaten vollbracht und in einer Stunde den langwierigsten und mannigfaltigsten, wie durch Niederlagen und Glücksfälle wunderbarsten aller bis dahin geführten Kriege beendigt, einen Krieg, der tausenderlei Gestalten annahm, die gewaltsamsten Veränderungen mit sich führte und während seiner sieben und zwanzigjährigen Dauer mehr Feldherren aufrieb als alle früheren Kämpfe Griechenlands zusammen. Dem hatte nun die Klugheit und Geschicklichkeit eines einzigen Mannes plötzlich sein Ende zugeführt.

Ueber die dreitausend Gefangenen ließ Lysandros ein Kriegsgericht halten, welches sie allesammt bis auf einen zum Tode verurtheilte. Unter den Feldherren, die dieses zwar selbstverschuldete doch um so schmerzlichere Geschick traf, war auch Philokles, welcher vormals das athenische Volk zu dem Beschlusse überredet hatte, allen Kriegsgefangenen den Daumen der rechten Hand abzuhauen, damit sie fernerhin keinen Spieß mehr führen, wohl aber noch zum Rudern gebraucht werden könnten. Diesen ließ jetzt Lysandros vor sich kommen und stellte an ihn die Frage: welche Strafe er verdient zu haben glaube, da er

seinen Mitbürgern einen solchen Rath gegen Hellenen ertheilt habe? Philokles, ohne sich durch sein Mißgeschick niederbeugen zu lassen, gab zur Antwort: „Erhebe keine Anklage über Handlungen, über welche hier kein Richter vorhanden ist; sondern thue als Sieger, was du als Besiegter erlitten hättest.“ Darauf badete er sich, legte einen prächtigen Kriegsmantel an und ging seinen Mitbürgern voran zum Tode.

Nur der Feldherr Adeimantos entging diesem Bluturtheile, wie die Lakedämonier angaben, deshalb, weil er allein in der Volksversammlung zu Athen jenem grausamen Antrage widersprochen hatte; andre aber sahen darin den Lohn eines heimlichen Verrathes, dergleichen Alkibiades schon vor der Schlacht vermuthet hatte.

4. Die Eroberung Athens.

Lysandros segelte nun von Stadt zu Stadt und befahl allen Athenern, die er antraf, sich nach Athen zu begeben, mit der Drohung, jeden, den er außerhalb der Stadt finde, ohne Schonung tödten zu lassen. Durch diese Maaßregel sorgte er im voraus dafür, daß Athen wegen unzureichender Lebensmittel eine lange Belagerung nicht aushalten könnte.

Ingleichen hob er überall die Volksregierung und überhaupt jede andere Verfassung auf und ließ in jeder Stadt einen lakedämonischen Harmostes oder Statthalter und zehn Vorsteher aus den von ihm errichteten politischen Gesellschaften zurück. Auf diese Weise verfuhr er ohne Unterschied gegen alle Städte, die er längs der Küste hinsegelnd berührte, mochten sie nun den Lakedämoniern feindlich oder verbündet gewesen sein, und bereitete solchergestalt sich selber die Oberherrschaft über Griechenland. Denn bei der Wahl jener Zehnmänner, die er mit der obersten Gewalt betraute, sah er weder auf Stand noch Reichthum, sondern ertheilte die Stellen nur an seine Anhänger und Vertraute, an die Frechsten und Trotzigsten unter den Aristokraten; gab ihnen die Vollmacht zu belohnen und zu strafen, war bei vielen Hinrichtungen selbst gegenwärtig, half seinen Freunden ihre Gegner vertreiben und gab so den Griechen eben keine erfreuliche Probe von lakedämonischer Herrschaft.

Diese Vorkehrungen waren in nicht gar langer Zeit beendigt. Ganz Griechenland mit Ausnahme der Samier war, die Sache der Schwächeren verlassend, den Lakedämoniern beigetreten. Jetzt schickte Lysandros nach Sparta die Nachricht, daß er mit zweihundert Schiffen im Anzuge sei, vereinigte sich an der Küste von Attika mit den beiden lakedämonischen Königen Agis und Pausanias und ließ die Stadt, da sie gegen seine Erwartung noch hartnäckigen Widerstand leistete, einschließen und belagern. Mittlerweile setzte er seine Unternehmungen zur See fort, worunter mindestens die Zurückführung der Aegineten, welche von den Athenern gleich im ersten Jahre des peloponnesischen Krieges von ihrer Insel vertrieben worden waren (s. S. 98, 116), unter allen Griechen freudigen Beifall fand.

Auf die Nachricht, daß Athen nunmehr durch Hungersnoth auf's äußerste gebracht sei, fuhr er in den Peiräeus zurück, um die Uebergabe der Stadt unter den von ihm vorgeschriebenen Bedingungen zu Stande zu bringen. Der betreffende Beschluß der Ephoren lautete also: „Die Regierung der Lakedämonier beschließt wie folgt: ihr sollt den Peiräeus und die langen Mauern schleifen, alle fremden Städte räumen und blos euer eigenes Gebiet behalten. Dies thut, dann mögt ihr Frieden haben, wenn ihr gebt, was ihr sollt, und die Verbannten zurückruft. Was die Anzahl der Schiffe betrifft, sollt ihr thun, was ihm (nemlich dem Lysandros) gut dünkt.“

Noch lange weigerten sich die Athener in die Forderung der Lakedämonier einzuwilligen, daß die lange Mauer, dieses schöne Werk des Themistokles, das Denkmal ihrer glorreichsten Zeiten, geschleift werde solle. Mehr als drei Monate vergingen über den Verhandlungen, während welcher Zeit der Mangel auf eine solche Höhe stieg, daß viele vor Hunger starben. Endlich gelang es dem Theramenes, seine Mitbürger zur Annahme auch dieses Artikels zu überreden.

Im Jahre 404 vor Chr. übergab sich Athen an die Lakedämonier. Nach einer Angabe des Plutarch geschah dies an demselben Tage, an welchem es sechs und siebenzig Jahre zuvor den Sieg bei Salamis über die Barbaren erfochten hatte. Sogleich ging Lysandros an die Aenderung der athenischen Staatsverfassung; und als die Bürger mit großer Entrüstung gegen diesen Eingriff sich sträubten, ließ er der Volksversammlung ansagen: er habe die Stadt auf einer Verletzung des Vertrages betroffen, denn die Mauern ständen noch, da doch die zu ihrer Niederreißung bestimmte Frist abgelaufen wäre. Er werde daher, da sie den ersten Vertrag gebrochen hätten, über sie eine neue Berathung halten lassen.

In der That wurde in der nunmehr angestellten Versammlung der Bundesgenossen darauf angetragen, die Athener zu Sclaven zu machen, die Stadt gänzlich zu zerstören und das Land in eine Schaafweide zu verwandeln. Als aber nachher die Feldherren zu einem Gastmahle beisammen waren, traf es sich, daß ein Phokier während des Zechgelages den ersten Chorgesang aus der Elektra des Euripides sang, der mit den Worten anhebt: „O Agamemnons Tochter Elektra, ich komme zu deiner ländlichen Hütte.“ Wer hätte in jenen Tagen an Elektren denken können — die hochgesinnte Königstochter, die von dem Mörder ihres Vaters aus der Königsburg verstoßen und einem armen Landmanne zum Weibe gegeben, sich ihrem niederen Loose nicht gewöhnen kann — ohne in dem jetzigen Geschicke Athens jene ergreifende Tragödie gleichsam wiederholt zu sehen? Alle Anwesende wurden von Mitleid tief ergriffen und erkannten, welch ein schwerer Frevel es wäre, wenn man eine berühmte Stadt, die Mutter so großer Männer, zerstören und dem Erdboden gleichmachen wollte.

Auch warnte nach Aelians Angabe das delphische Orakel vor der Zerstörung Athens mit dem gewichtigen Ausspruche: „sie sollten den gemeinschaftlichen Altar der Hellenen nicht zerstören“, oder wie es bei anderen heißt: „das eine Auge Griechenlands nicht ausreißen.“*)

*) Vergl. S. 82.

Als nun die Athener sich allen Forderungen gefügt, rief Lysandros eine Menge Flötenspielerinnen aus der Stadt herbei, nahm auch alle, die sich in seinem Lager befanden dazu und ließ unter Flötenschall die Mauern niederreißen und die Schiffe verbrennen, während die Bundesgenossen, mit Kränzen geschmückt, festliche Spiele



feierten, als beginne mit diesem Tage die Freiheit Griechenlands. Gleich darauf stürzte er die bisherige Verfassung um, setzte über die Stadt dreißig Vorsteher aus der Bürgerschaft, welche durch grausame Gewaltthätigkeit sich den Namen der dreißig Tyrannen erwarben, gab ihnen einen Spartiaten als Harmosten oder Statthalter bei und legte in die Burg eine Besatzung. Dies war das Ende der athenischen Macht und des peloponnesischen Krieges.

5. Lysandros als höchster Gewalthaber in Griechenland.

Lysandros begab sich nach Thrakien. Was von dem persischen Gelde noch übrig war, sowie alle Geschenke und Kränze, womit man ihn selbst als den mächtigsten Mann in Griechenland geehrt hatte, schickte er durch Gylippos, denselben, der sich als Oberfeldherr im sicilischen Kriege soviel Ruhm erworben hatte, nach Lakedämon. Dieser aber trennte die Nähte unten an den Säcken auf und nahm aus jedem einen Theil des Geldes; denn er wußte nicht, daß Lysandros in jeden Sack zugleich ein Täfelchen gelegt hatte, auf welchem die darin enthaltene Summe bemerkt war. In Sparta angekommen, verbarg er das entwendete Geld unter dem Dache seines Hauses; dann übergab er den Ephoren die Säcke und zeigte ihnen die unverletzten Siegel. Als nun beim Nachzählen die Summen des Geldes mit der Angabe der Täfelchen nicht stimmten, wußten die Ephoren nicht, was sie davon denken sollten, bis ein Diener des Gylippos einen Wink gab mit den Worten: „Unter dem Dache schlafen viele Eulen.“ Es hatten nemlich damals die meisten Münzen das Gepräge einer attischen Eule,*) da das attische Geld sowohl wegen seiner Reinheit und Schönheit als als auch in Folge des weitverbreiteten Handels und der früheren Oberherrschaft der Athener die weiteste Verbreitung hatte.

*) Vergl. S. 91 Anmerk.

Durch diese ehrlose Handlung hatte Gylippos den Ruhm seiner früheren Thaten zu sehr befleckt, als daß er fernerhin in Lakedämon hätte leben können. Den Verständigen aber wurde im Angesicht eines so warnenden Beispiels bange vor der sittenverderbenden Macht des Geldes, der selbst ein Mann von nicht gewöhnlicher Art erlegen war. Sie tadelten daher des Lysandros Verfahren auf das entschiedenste und beschworen die Ephoren, alles Gold und Silber als eine vom Auslande hereingekommene Pest wieder fortzuschaffen und sich nur des von Alters her gebräuchlichen eisernen Geldes zu bedienen. Da aber Lysanders Freunde aus allen Kräften dagegen arbeiteten, kam es zu einem sogenannten vermittelnden Beschlusse, mit welchem der edeln Absicht jener Männer so wenig gedient war, als wenn man ihren Antrag völlig verworfen hätte. Es wurde nemlich beschlossen, dergleichen Münzen nur zum Gebrauche des Staates zuzulassen, jeden Privatmann aber, den man in solchem Besitze finden würde, mit dem Tode zu bestrafen; als hätte Lykurgos

das Geld und nicht vielmehr die aus dem Gelde entspringende Habsucht gefürchtet, ein Laster, dem durch jene Maaßregel nun Thür und Thor geöffnet war! Denn was der Staat für seine Zwecke gut und werth erklärte, konnte fortan der Einzelne für seine besonderen Bedürfnisse unmöglich für untauglich erachten. Die öffentlichen Einrichtungen wirken jederzeit auf die Richtung und Gewohnheiten des Privatlebens: und so war denn nichts damit geholfen, daß man vor die Häuser der Bürger ein strenges Gesetz gleichsam als Wache stellte, damit kein Geld hineinkomme, während man nicht die Seelen derselben vor der Begier nach Reichthum sicherte, deren sich der Staat selber schuldig gemacht hatte.

Von der Beute aber wurde auf Lysandros Veranlassung eine eherne Bildsäule von ihm selbst und jedem der Flottenführer zu Delphoi aufgestellt; auch die Sterne der Dioskuren (Kastor und Polydeukes)*), von denen man sagte, daß sie beim Beginne der letzten großen Seeschlacht sichtbar und hülfreich gegenwärtig gewesen, aus Gold verfertiget. Ebendaselbst legte man die aus Gold und Elfenbein gemachte zwei Ellen lange Galeere nieder, welche Kyros jenem als Siegesgeschenk übersandt hatte.

Lysandros war jetzt zu einer Macht gelangt, wie noch nie vor ihm ein Hellene. Sein Stolz und Hochmuth aber schien über seine Macht noch hinauszugehen. Er war der Erste unter den Griechen, dem die Städte wie einem Gotte Altäre errichteten und Opfer darbrachten, dem man Päane oder heilige Lobgesänge sang, wie man sie bisher nur Göttern zu Ehren angestimmt hatte, und die Samier gaben sogar ihrem Herafeste den Namen Lysandrien. Der Dichter Choirilos, der seine Thaten durch die Poesie verherrlichen sollte, war sein steter Begleiter. Für ein paar mittelmäßige Verse, welche Antilochos auf ihn gefertigt hatte, gab er dem Dichter seinen mit Gold gefüllten Hut zum Geschenke. Bei solcher Freigebigkeit konnte es seinem Ehrgeize freilich nie an Schmeichlern fehlen; aber sein Uebermuth, der für die Hochstehenden nur kränkend war, machte, mit Willkür und Grausamkeit gepaart, ihn beim Volke nicht minder gefürchtet als verhaßt. Den Argeiern, welche bei einem Streite über die Landesgrenzen bessere Rechtsgründe als die Lakedämonier vorzubringen glaubten, wies er das Schwert mit den Worten: „Wer dieses führt, spricht am besten über die Landesgrenzen.“ Ohne alle Rücksicht auf Recht und Gewissen setzte er überall, soweit sein Arm reichte, die aristokratische Verfassung durch und scheute sich dabei vor keiner Gewaltthat. Nicht die Flucht oder Verbannung, nur der Untergang seiner Gegner genügte seinem Hasse. Als die Volkspartei zu Milet unterdrückt war, gab er, damit die Häupter derselben nicht das Weite suchen oder vor seiner Rache sich verbergen möchten, mit einem Eidschwure die Versicherung, daß er ihnen nichts zu Leide thun wolle. Sobald sie aber im Vertrauen auf diesen Eid sich öffentlich zeigten, überlieferte er sie, nicht weniger als achthundert an der Zahl, dem Adel zur Ermordung. Zwei solcher Männer wie dieser eine Lysandros hätten Griechenland völlig zu Grunde gerichtet.

Die Lakedämonier indessen achteten wenig auf die Beschwerden, welche von allen Seiten her wider ihn einliefen, bis Pharnabazos, dessen Gebiet er geplündert hatte, ihn durch Gesandte in Sparta verklagte. Jetzt wurden die Ephoren dergestalt auf ihn erzürnt, daß sie den Thorax, einen seiner Freunde und Amtsgenossen, den sie im Privatbesitz von Geld betrafen, hinrichten ließen und ihm selbst einen sogenannten Rollbrief oder Skytale zuschickten, worin ihm befohlen war, nach Hause zu kommen. Mit dieser Skytale hat es folgende Bewandniß. Wenn die Ephoren einen Feldherren auf Unternehmungen ausschickten, so übergaben sie ihm einen Stab von gewisser Länge und Dicke. Einen zweiten, der diesem vollkommen gleich war, behielten sie für sich selbst zurück. Wollten sie ihm nun eine geheime Mittheilung machen, so nahmen sie einen langen, schmalen Papierstreifen und wanden ihn um den zurückbehaltenen Stab und zwar so, daß nirgends ein Zwischenraum blieb, sondern die Oberfläche des Stabes ringsum durch das Blatt vollkommen bedeckt wurde. War dies geschehen, so schrieben sie ihren Brief darauf, wickelten das Papier dann wieder ab und sendeten es ohne den Stab dem Feldherren zu. Dieser aber konnte die außer allen Zusammenhang gebrachte Schrift nicht anders lesen, als wenn er den Papierstreifen in derselben Weise, wie vorhin angegeben, um seinen Stab herum legte, wodurch die Windung ganz so, wie sie vorher gewesen, wieder hergestellt wurde, das zweite sich an das erste anschloß, und so das Auge ringsherum den Zusammenhang auffand. Solch einen Geheimbrief nannte man gleich dem Stabe Skytale.

Dieses Schreiben versetzte Lysandern in große Bestürzung. Er begab sich zu Pharnabazos und bat ihn einen anderen Brief zu schreiben, worin er seine Anklage zurück nähme. Dies versprach der Satrap und schrieb auch in seiner Gegenwart einen Brief, wie er ihn wünschte. Insgeheim aber hatte er einen anderen früher geschriebenen bei der Hand, der dem zweiten ganz ähnlich sah; diesen vertauschte der Schlaue beim Zusiegeln mit dem ersteren und übergab denselben dem Lysandros. Nicht ahnend, daß hier ein Schelm mit dem anderen zu thun gehabt, begab sich Lysandros in guter Zuversicht gleich nach seiner Ankunft in Sparta der Sitte gemäß auf das Stadthaus und überbrachte den Ephoren das Schreiben des Satrapen. Als diese das Schreiben gelesen, zeigten sie es dem betrogenen Ueberbringer, der jetzt bestürzt und beschämt hinwegging und schon nach einigen Tagen unter dem Vorwande, daß er dem Zeus Ammon in der afrikanischen Wüste früheren Gelübden zufolge ein Opfer schuldig sei, aus Sparta wieder abreiste.

*) Vergl. S. 18. Die Dioskuren wurden je mit einem Sterne über ihrer Stirne abgebildet. Sie galten unter anderem für Schutzgötter der Schiffenden (vergl. Apostelgesch. 28, 11.); auch benannte man nach ihnen die electrischen Flämmchen, welche sich im Ungewitter an den Schiffsmasten zu zeigen pflegen, das sogenannte St. Elmsfeuer: Kastor und Polydeukes.

6. Die dreißig Tyrannen und Thrasybulos.

Während der Abwesenheit des Lysandros arbeiteten die Könige von Sparta mit allem Eifer dahin, die politischen Gesellschaften, durch welche er über die Städte Griechenlands die Oberherrschaft ausübte, aufzulösen und der Volkspartei wieder emporzuhelfen. Die rücksichtslose Gewaltthätigkeit, mit welcher jene von Lysandros eingesetzten Behörden verfuhren, um ihre Herrschaft zu befestigen, beschleunigte ihren Sturz und erleichterte das Vorhaben derer, welche dem Lysandros und seinem Anhange entgegenarbeiteten. Hiervon giebt vor allem die Geschichte der Dreißigmänner zu Athen ein sprechendes Beispiel.

Diese Männer waren gleich nach der Uebergabe Athens zu dem Zwecke in ihr Amt eingesetzt worden, um neue Gesetze abzufassen, nach denen der Staat verwaltet werden sollte. Sie schoben dies aber von einer Zeit zur andern hinaus, um desto länger im Besitze der Gewalt zu bleiben. Nachdem sie von Lysandros eine Schutzwache erbeten und erlangt hatten, ließen sie diejenigen, von denen sie glaubten, daß sie am wenigsten eine Zurücksetzung sich gefallen lassen und beim Versuche eines Aufstandes den meisten Anhang finden würden, greifen und tödten. Sodann wählten sie, um eine starke Partei zu gewinnen, mit welcher sie die Uebrigen sicher beherrschen könnten, dreitausend Bürger aus, welche an der Staatsverwaltung Theil haben und gegen willkürliche Verhaftung und Hinrichtung gesichert sein sollten. Der übrige Theil der Bürgerschaft wurde entwaffnet. Nachdem sie auch dieses vollbracht hatten, glaubten sie alles thun zu können, was ihnen beliebte, und ließen eine Menge theils zur Befriedigung ihres Hasses theils zu ihrer Bereicherung hinrichten. Zu letzterem Zwecke faßten sie den abscheulichen Beschluß, daß jeder von ihnen sich einen von den städtischen Schutzgenossen*) auswählen solle, um ihn zu tödten und sein Vermögen einzuziehen.

Nur einer unter den Dreißigen, nemlich Theramenes, widersetzte sich aus Gründen der Klugheit wie der Gerechtigkeit durchweg den tyrannischen Maaßregeln seiner Amtsgenossen und machte sich ihnen, besonders dem Kritias, durch seinen Widerspruch verdächtig und verhaßt. Um sich eines so lästigen Gegners zu entledigen, veranstaltete Kritias eine Rathsversammlung, nachdem er eine Schaar der verwegensten jungen Leute, mit Dolchen bewaffnet, in der Nähe aufgestellt hatte. Als Theramenes in der Versammlung erschien, trat Kritias wider ihn als Kläger auf, beschuldigte ihn des Wankelmuthes und der Parteigängerei, um deretwillen er schon längst den Beinamen „Kothurn“**) führe, und trug wegen Verrätherei gegen die bestehende oligarchische Staatsverfassung auf seinen Tod an. Theramenes vertheidigte sich mit Nachdruck und siegender Beredtsamkeit, indem er nachwies, daß er gegen die Verfassung nichts unternommen, sondern sie vielmehr zu kräftigen und zu stützen gesucht habe. Darum eben sei er allem ungerechten und willkürlichen Verfahren der Machthaber entgegengetreten, weil er wahrgenommen, daß dadurch das Bestehen der Aristokratie untergraben werde, indem man den besseren Theil der Bürgerschaft gegen sie einnehme und den Anhang der Gegner vermehre. „Er nennt mich Kothurn“ — so schloß er seine Rede — „weil ich mich beiden Parteien anzupassen versucht hätte; aber beim Himmel! wie soll man denjenigen nennen, der keiner Partei genehm ist? Denn dich, Kritias, hielt man unter der Volksherrschaft für den ärgsten Volksfeind, und nun unter der Aristokratie bist du zum größten Feinde aller Wohlgesinnten geworden. Ich aber bekämpfe allezeit diejenigen, welche meinen, eine Demokratie sei nicht eher gut eingerichtet, als bis auch die Sclaven und diejenigen, welche aus Armuth den Staat um eine Drachme verkaufen, an der Staatsverwaltung Theil haben; und wiederum bin ich stets denen entgegen, welche meinen, eine Aristokratie sei erst dann die rechte, wenn sie den Staat dahin gebracht haben, daß er von wenigen tyrannisch regiert wird. Wenn du aber nachweisen kannst, wo ich in Verbindung mit Demagogen oder Tyrannenfreunden versucht hätte, die Rechtschaffenen ihrer bürgerlichen Rechte zu berauben, so sag' an! Denn wofern ich dessen überwiesen werde, so erkläre ich selbst, daß mir recht geschieht, wenn ich den härtesten Tod erleide.“

Diese Rede machte auf den Senat einen so günstigen Eindruck, daß er ihm seinen Beifall zurief. Da nun Kritias merkte, daß, wenn er es jetzt auf die Abstimmung ankommen ließe, Theramenes frei ausgehen würde, so nähette er sich den Dreißigen, sprach einige Worte mit ihnen, ging dann hinaus und befahl den mit Dolchen bewaffneten Leuten bis dicht an die Schranken vorzurücken. Dann ging er wieder hinein und sprach: „Diese Leute wollen nicht dulden, daß wir den Mann los lassen, welcher augenscheinlich die Oligarchie zu Grunde richtet. Nun bestimmen aber die neuen Gesetze, daß niemand von denen, welche den Dreitausend zugehören, ohne euere Zustimmung hingerichtet werden dürfe; wogegen den Dreißigmännern zustehen solle, Leute, die nicht auf jener Liste stehen, zu tödten. Ich streiche nun diesen Theramenes mit euer aller Zustimmung in der Liste aus; und so verurtheilen wir ihn denn“, sprach er, „zum Tode.“

Als Theramenes dies hörte, sprang er an den Altar und beschwor die Anwesenden, nicht zuzulassen, daß mit ihm so ganz wider Gesetz und Recht verfahren werde. Kritias aber ließ die Eilfer hereinrufen, als die Behörde, welcher in Athen die Vollziehung der Strafen oblag, und sprach zu ihnen: „Wir übergeben euch diesen Theramenes, der nach dem Gesetze verurtheilt ist. Greifet ihn und führet ihn weg an seinen Ort und vollziehet, was dem gemäß ist.“ Darauf rissen ihn die Schergen vom Altare weg und der eingeschüchterte Senat ließ es schweigend geschehen. Ueber den Markt geführt, rief Theramen Götter und Menschen an, anzuschauen, wie ihm geschehe.

*) Schutzgenossen oder Metoikoi hießen die Fremdlinge, welche gegen Erlegung eines Schutzgeldes in Athen ansässig waren, ohne jedoch die Gerechtsame eines eingeborenen Bürgers zu genießen.

**) Der Kothurn war der hohe Theaterschuh, dessen sich die Schauspieler bei tragischen Rollen zu bedienen pflegten. Insofern er an beide Füße paßte, konnte er ein Gleichniß für denjenigen abgeben, der je nach den Umständen es bald dem Einen, bald dem Anderen recht zu machen sucht, oder, wie wir sagen, den Mantel nach dem Winde hängt.

Als er aber die Todesstrafe erleiden mußte und den Schierling trank, zeigte er die größte Seelenruhe und Heiterkeit. Wie beim Kottabosspiele schwang er den Becher und schüttete die Neige schallend auf den Boden, indem er rief: „Es gilt dem schönen Kritias!“ — ein Scherzwort, in welchem die Umstehenden eine Weissagung auf den baldigen Tod des Genannten finden wollten.

Des Theramenes entlediget, übten die Dreißig nun um so ungescheuter ihre Gewaltthaten, verbannten alle, die nicht auf der Liste standen, aus der Stadt, ließen jedoch auch viele vom Lande gefangen hinwegführen, um sich ihrer Ländereien zu bemächtigen; und da man selbst im Peiräeus, wohin sich viele Flüchtlinge aus der Stadt begeben hatten, vor Verhaftung nicht sicher war, so füllten sich Megara und Theben mit athenischen Auswanderern. Hiermit aber bereiteten die dreißig Tyrannen sich selber den Untergang.

Von Theben aus zog der Athener Thrasybulos, Lykos Sohn, mit einer Schaar Gleichgesinnter in's attische Gebiet und besetzte den an der Nordgrenze gelegenen festen Platz Phyle. Die siebenzig Mann, die solches wagten, wuchsen bald zu siebenhundert. Ein Angriff auf die Feste ward zurückgeschlagen, und bald sah sich Thrasybulos im Stande, mit tausend Mann den Peiräeus zu besetzen. Die Dreißig rückten jetzt wiederum gegen ihn aus und mußten abermals sieglos abziehen, nachdem zwei der Gewaltherren, nemlich Kritias und Hippomachos, und gegen siebenzig andere auf dem Platze geblieben waren.

Der edle Thrasybulos, der in diesen Kämpfen, wo Bürger gegen Bürger focht, nur eine traurige Nothwendigkeit sah, gebot, der Fliehenden zu schonen; den Gefallenen ließ er nur die Waffen abnehmen, deren er bedurfte, keinen aber seiner Kleidung berauben. Als sie nun während der Waffenruhe vertragsmäßig die Todten auslieferten, so geschah es, daß von beiden Parteien viele sich gegenseitig näherten und mit einander besprachen. Diese Gelegenheit benutzte der Herold Kleokritos, der eine sehr starke Stimme hatte, und rief weit über die Wahlstatt hin: „Lieben Mitbürger, warum stoßet ihr uns aus? warum wollt ihr uns tödten? haben wir euch doch niemals ein Leid gethan, vielmehr haben wir mit euch Theil genommen an den ehrwürdigsten Heiligthümern und Opfern und den schönsten Festen und sind euere Mittänzer, Mitschüler und Mitkämpfer gewesen, und haben vielfache Gefahr mit euch bestanden zu Lande und zu Wasser für unser beider gemeinsame Rettung und Freiheit. Bei den Göttern unserer Väter und Mütter, bei den Banden des Blutes, der Verschwägerung und Freundschaft, beschwöre ich euch: scheuet die Götter und Menschen und lasset ab, euch an dem Vaterlande zu versündigen. Gehorchet nicht länger diesen gottlosen Dreißigern, die um des eigenen Vortheils willen beinahe mehr Athener in acht Monden getödtet haben, als alle Peleponnesier in einem zehnjährigen Kriege. Während wir in Frieden als Bürger einer Stadt bei einander leben könnten, stiften diese zwischen uns den allerschändlichsten, schwersten, frevelhaftesten, Göttern und Menschen verhaßten Krieg an. Und doch wißt ihr ja wohl, daß auch von denen, welche jetzt durch den Tod erlitten, nicht allein ihr, sondern auch wir viele schmerzlich beweinet haben.“

So sprach er und mancher erwog diese Worte in seinem Herzen. Die Anführer aber fanden es deshalb gerathen, ihre Leute sobald als möglich in die Stadt zurückzuführen. Am folgenden Tage saßen die Dreißig ganz niedergeschlagen und verlassen in der Rathsversammlung; unter den dreitausend Bürgern aber, die da und dort auf den Posten standen, brach überall Zwist aus. Denn diejenigen, welche an den Gewaltthaten der Tyrannen theilgenommen und bei ihrem Sturze Ursach hatten sich zu fürchten, verfochten mit Heftigkeit die Ansicht: man dürfe denen im Peiräeus nicht nachgeben; diejenigen dagegen, welche sich keines Vergehens bewußt waren, überlegten die Sache bei sich selbst und setzten es auch den anderen auseinander, daß sie solch' Ungemach sich ersparen könnten: man sollte den Dreißigen den Gehorsam aufsagen und ihnen nicht gestatten, die Stadt zu Grunde zu richten. Zuletzt kam man überein, diese abzusetzen und eine andere Behörde zu wählen. Man wählte zehn Männer, einen aus jedem Stamme, welche in Gemeinschaft mit den Reiterobersten die Angelegenheiten der Stadt leiten sollten. Die Dreißig zogen mit ihrem Anhange nach Eleusis ab.

Beide Parteien, nemlich die der Dreißig in Eleusis und ebenso auch die in Athen baten nun in Sparta um Hülfe, weil das Volk von den Lakedämoniern abgefallen sei. Lysandros, der jetzt wieder heimgekommen, setzte den Beschluß durch, sich der oligarchischen Regierungen wieder anzunehmen. Dann rückte er, zum Harmosten von Athen ernannt, mit einem Landheere in Attika ein, während sein Bruder Libys mit einer Flotte nach dem Peiräeus auslief, um denjenigen, welche sich daselbst festgesetzt hatten, die Zufuhr abzuschneiden. Hierdurch geriethen Thrasybulos und die Seinigen in große Verlegenheit, und Lysandros hoffte schon täglich auf ihre Unterwerfung. Mittlerweile aber hatte der König Pausanias, welcher dem Lysandros den glücklichen Erfolg seiner Unternehmungen und die Wiederherstellung seines früheren Ansehens mißgönnte, drei der Ephoren auf seine Seite gebracht und führte jetzt selber ein Hülfsheer gegen den Peiräeus. Nachdem er in einem Gefechte die Oberhand behalten, knüpfte er mit Thrasybulos heimlich Unterhandlungen an und rieth auch denen in Athen zur Aussöhnung. So kam denn unter folgenden Bedingungen ein Friede zu Stande: die Oligarchie sollte abgeschafft und die Regierung dem Volke zurückgegeben werden; jeder sollte sich in seine Heimath und zu seinem Eigenthume begeben dürfen mit Ausnahme der Dreißigmänner, der Eilfer und der zehn vormaligen Vorsteher im Peiräeus; sonst sollte niemanden um des Geschehenen willen ein Leid widerfahren; wenn aber einige von der Stadtpartei gleichwohl noch Besorgnisse hegten, so sollte es ihnen freistehen, sich in Eleusis niederzulassen.

Hierauf entließ Pausanias das Heer, die vom Peiräeus zogen bewaffnet herauf zur Burg und brachten der Athene ein feierliches Opfer. An die Stelle der Zwingherrschaft wurde die frühere volksthümliche Verfassung auf Grundlage der solonischen wieder eingeführt; und als die Dreißigmänner zu Eleusis Miethstruppen in Sold nahmen, um die Oligarchie zu erneuern, zog man in Masse gegen sie aus und tödtete sie. Die übrigen aber, die sich zu ihnen gehalten hatten, schloß man in die allgemeine Versöhnung ein, bewog sie zur Rückkehr nach Athen und lebte unter gleichen Gesetzen neben einander in Frieden (403 vor Chr.).

7. Lysandros Erniedrigung, Hochverrath und Ende.

Eine neue und glücklichere Bahn zu kriegerischen Ehren schien sich dem Lysandros nach dem Ableben des Königs Agis zu eröffnen. Seinen Bemühungen gelang es, daß des Agis einzig hinterlassener Sohn, Leotychidas, der aber allgemein für einen Sohn des Alkibiades galt, von der Thronfolge ausgeschlossen und statt seiner des Königs Bruder Agesilaos zur Herrschaft erhoben wurde. Diesen ermunterte nun Lysandros zum Kriege gegen Persien, indem er ihm mit der Hoffnung schmeichelte, er werde dieses Reich stürzen und dadurch sich zum höchsten Gipfel des Ruhmes und der Macht emporschwingen; und als dieser Kriegszug wirklich beschlossen wurde, wählte ihn Agesilaos zu einem der dreißig Rathgeber, die er mit sich nahm. Doch war dieses freundliche Verhältniß von keiner Dauer. Denn sobald man Asien betreten hatte, wendete sich alles mit Ehrenbezeugungen dem Lysandros zu, mit welchem man in früheren Zeiten in vielfachen Verhältnissen gestanden hatte, während sich niemand um den jungen König bekümmerte, dessen Vorzüge noch keiner kannte. Wie es oft im Theater geschieht, daß ein geschickter Schauspieler, der nur einen Bedienten oder Boten darstellt, Beifall erntet und so zu sagen die erste Rolle spielt, der mit Diadem und Scepter Geschmückte aber kaum angehört wird; so genoß auch hier der Rathgeber das ganze Ansehen der Königswürde, der König aber nur den Namen ohne die Macht. Der emporstrebende Ehrgeiz des letzteren konnte eine solche Bevorzugung seines Untergebenen nicht gleichgültig ansehen. Er entzog ihm daher jede Gelegenheit sich hervorzuthun und gab ihm endlich das zwar ehrenvolle aber unwichtige Amt des Fleischvertheilers; bis Lysandros, dieser Zurücksetzungen müde, ohne alle Auszeichnung, voll Erbitterung gegen Agesilaos und die vaterländische Staatsverfassung nach Sparta zurückkehrte.

In dieser Stimmung brachte er den längst entworfenen und vorbereiteten Plan einer Staatsumwälzung zur Reife. Es galt nemlich, die spartische Königswürde den beiden bevorzugten Familien der Eurypontiden und Agiaden zu entreißen und allen Abkömmlingen des Herakles überhaupt oder gar jedem, der dazu tüchtig erschiene, zugänglich zu machen. Er machte sich dabei die Hoffnung, daß bei einer nach solchen Grundsätzen getroffenen Königswahl kein Spartiat ihm vorgezogen werden würde.

Anfangs war sein Plan, zu versuchen, ob er selbst seine Mitbürger durch Ueberzeugung für seine Absicht gewinnen könnte, und übte sich zu diesem Zwecke eine Rede ein, die ihm Kleon von Halikarnaß ausgearbeitet hatte. Später aber fand er es gerathener, so zu sagen, durch übernatürliche Einwirkungen, durch Orakel und Prophetensprüche so unerhörte Neuerungen vorzubereiten und durchzusetzen. Durch Geld suchte er sich die berühmtesten Orakelsitze zu Dodona, Delphoi und Ammoneion willig zu machen. Als dieses mißlang, ließ er in Pontos, einer am schwarzen Meere gelegenen kleinasiatischen Landschaft, einen Knaben unter dem Namen eines Sohnes des Appollon für seine betrügerischen Pläne auferziehn; und schon sollte dieser, zum Jünglinge erwachsen, hervortreten, um seine Rolle als Bote göttlicher Offenbarungen und Gebote zu spielen, als der ganze Plan durch die Furchtsamkeit eines seiner Mitspieler und Gehülfen vereitelt wurde. So hatte denn Lysandros die hochverrätherische Bahn des Siegers bei Plataä betreten, mit derselben Erfolglosigkeit aber doch glücklicher als dieser, da sein Vorhaben erst nach seinem Tode entdeckt ward und sein ehrenvolles Lebensende über die Schuld der früheren Zeiten günstig hinwegsehen ließ.

Die Boiotier hatten nemlich dem Verbote Spartas zum Trotz dem Thrasybulos zur Befreiung Athens Beistand geleistet. Um sie dafür zu züchtigen, wurde auf Lysandros Betrieb ein Heer unter seiner Leitung gegen sie ausgesendet, dem ein zweites unter des Königs Pausanias Leitung bald folgte. Nachdem Lysandros mehrere Städte unterworfen, schrieb er dem Könige, er möge vor die Stadt Haliartos rücken, wo er mit ihm zusammentreffen werde. Dieser Brief fiel aber den Thebäern in die Hände, welche nun der bedrohten Stadt zu Hülfe eilten und kurz vor Lysandros daselbst eintrafen.

Mit Tagesanbruch stand er vor Haliartos und machte auf einem Hügel Halt, um den Pausanias zu erwarten. Allein als die Tageszeit vorrückte, ohne daß derselbe erschien, vermochte er nicht länger unthätig zu bleiben und führte das Heer kolonnenweise längs der Straße gegen die Stadt. Die Thebäer und Haliartier hielten sich eine Zeit lang noch ruhig in der Stadt. Als sie aber Lysandros mit den Vordersten nahe an die Mauer herankommen sahen, öffneten sie plötzlich das Thor, stürzten hinaus und erschlugen ihn sammt seinem Wahrsager, von den übrigen aber nur wenige, da die meisten schnell die Flucht ergriffen. Die Thebäer ließen sich aber daran nicht genug sein, sondern griffen auch das Hauptheer an, welches nun bestürzt nach seinem früheren Standorte zurückfloh und dabei noch tausend Mann einbüßte. Aber auch von den Thebäern fielen dreihundert, welche dem fliehenden Feinde bis auf die steilen und festen Höhen nachgefolgt waren. Man hatte diese Schaar einer geheimen Verbindung mit den Lakedämoniern beschuldigt; und um sich von diesem Verdachte im Angesichte ihrer Mitbürger zu reinigen, verfolgten sie den Feind ohne Rücksicht auf ihr eigenes Leben und fanden so den Tod.

Sobald Pausanias von der Niederlage vor Haliartos Nachricht erhalten hatte, erschien er sofort in Schlachtordnung vor der Stadt. Allein es kam nicht zum Treffen, da Lysandros so nahe an der Stadtmauer gefallen war, daß man selbst im Fall eines Sieges sich nicht in Besitz seines Leichnams hätte setzen können. Er schloß deshalb einen Waffenstillstand und führte, nachdem er vertragsmäßig den Leib des Gefallenen erhalten hatte, sein Heer zurück. Sobald man die Grenze Boiotiens überschritten hatte, beerdigte man ihn in dem befreundeten Lande der Panopeer.

Dieses Ende des Lysandros erregte Anfangs bei den Spartern so große Betrübniß, daß sie den Pausanias auf den Tod verklagten. Dieser aber entwich der Untersuchung und begab sich als Schutzflehender in den Tempel der Athene bei Tegea, welchen er bis an sein Lebensende nie wieder verließ.

Die Armuth des Lysandros, welche erst nach seinem Tode offenbar wurde, galt für einen glänzenden Beweis seiner Uneigennützigkeit. Die oben erwähnte Rede über die Nothwendigkeit einer Verfassungsänderung wurde zwar von Agesilaos in Lysandros Hause aufgefunden, aber auf den Rath des Ephoren Lakratidas, um das Andenken des Todten nicht zu entehren, unterdrückt. Er hatte Sparta auf den Gipfel der Macht erhoben: die Mittel, die er zu diesem Zwecke angewandt, fand man um des Erfolges willen, die selbstsüchtigen Pläne aber, die er an sein Verdienst angeknüpft, wegen ihrer nunmehrigen Erfolglosigkeit verzeihlich. Darum erwies man ihm nach seinem Tode alle Ehrenbezeugungen und zog auch die Freier seiner Töchter, welche dieselben jetzt, nachdem seine Armuth kund geworden, wieder verlassen hatten, zur Strafe.

Sokrates.

1. Charakterschilderung.

Sokrates wurde im Jahre 469 vor Chr. geboren. Sein Vater Sophroniskos war ein athenischer Bildhauer, seine Mutter Phänarete eine Hebamme. Frühzeitig kündete sich die hohe und eigenthümliche Bestimmung des Knaben an. Von dem Augenblicke an — so bezeugte er später selbst — wo er angefangen, die Sprache der anderen Menschen zu verstehen, habe er nie aufgehört, so viel an ihm gelegen, alles, was gut sei, zu suchen und zu lernen. Sein Vater aber erhielt einer Sage zufolge einen Orakelspruch, welcher ihm befahl, den Knaben alles, was ihm einfiele, thun zu lassen, ihn zu nichts zu zwingen, noch von etwas abzuhalten, sondern ihn ganz den Eingebungen seiner Natur zu überlassen und nur zu Zeus und den Musen für ihn zu beten, da er in sich einen Wegweiser und Lebensführer habe, welcher besser sei als tausend Lehrer und Erzieher.

Als Jüngling widmete er sich zwar anfangs der Kunst seines Vaters, und bedeutsam ist es, daß man später eine Gruppe von bekleideten Charitinnen oder Huldgöttinnen auf der Akropolis für das Werk seines Meißels ausgab. Allein diese Beschäftigung genügte nicht dem Drange seiner Seele. Nicht in Stein, Holz oder Elfenbein, sondern an sich selbst sollte er die himmlische Schönheit zur Erscheinung bringen und an denen, die sich seiner Lehre und Leitung anvertrauten, herausarbeiten. Er wandte sich bald fast ausschließlich den Wissenschaften und dem beschaulichen Leben zu. Er studirte die Schriften der älteren Philosophen und begab sich in den Unterricht der vorzüglichsten Lehrer, wobei ihn der reiche Kriton, sein edler Freund, in Hinsicht der Kosten auf das rühmenswertheste unterstützte. Er genoß die Unterweisung des scharfsinnigen Anaxagoras, der unsern Lesern schon als Lehrer des Perikles bekannt geworden, und nachdem derselbe wegen seiner höheren Weltanschauungen der Gotteslästerung angeklagt worden und die Stadt hatte meiden müssen, hielt sich Sokrates zum Archelaos, welcher für den Nachfolger jenes Philosophen galt. Auch an den Unterricht des Sophisten Prodikos, welcher besonders durch die schöne allegorische Erzählung: „Herakles am Scheidewege“, berühmt geworden, erinnerte er sich noch in späteren Jahren mit vieler Liebe und Dankbarkeit.

So blieb ihm denn die Weisheit der großen Denker, die ihm vorausgingen, nicht unbekannt. Alle Lebensverhältnisse hatte er mit lernbegierigem Geiste und prüfendem Ernste angeschaut und ihre Zwecke und Mittel erwogen. Ueber den Haushalt und die Kinderzucht, über Staatsverwaltung und Kriegswesen, über Künste und Handwerke, über äußere und innere Politik, wie über die Regeln der Beredtsamkeit, des Umganges und der Kunst zu gefallen — über alles konnte man von ihm ein gesundes, gründliches und umfassendes Urtheil vernehmen; er war im vollen Besitze der Geistesbildung seines Zeitalters. Doch galt ihm alles Wissen nur als Mittel zum Zwecke sittlicher Selbsterziehung und eines nützlichen Wirkens unter den Menschen.

Die Richtung seines Philosophirens stand aber im wesentlichen Gegensatze zu dem seiner Vorgänger. Seit Thales, dem Freund und großen Zeitgenossen Solons, hatten sich die Untersuchungen der griechischen Weltweisen fast ausschließlich auf das innere Wesen der Natur, den Urstoff und die Entstehung der Welt gerichtet. So hatte Thales selber und die von ihm gegründete ionische Philosophenschule als das Urwesentliche der Dinge irgend eines der natürlichen Elemente angesehen; Pythagoras, der berühmte Stifter der italischen Schule (540), hatte dasselbe in der Zahl und Harmonie gefunden; die eleatischen Philosophen seit Xenophanes (530) leugneten dagegen alles Entstehen und die Vielheit der Dinge und erklärten alle Erfahrung für Schein und Sinnentrug, während Leukippos, das Haupt der sogenannten Atomistiker (500), den Ursprung nicht nur der sichtbaren Dinge, sondern auch das Leben, Denken und Empfinden aus der Bewegung und gegenseitigen Verbindung unendlich kleiner, untheilbarer Grundkörper (Atome) herleitete. — Sokrates aber hielt sich von allen derartigen fruchtlosen Grübeleien über das Unerforschliche fern; es war ihm nicht um Aufstellung eines durch Kühnheit und Neuheit der Ideen überraschenden Lehrgebäudes zu thun, woran so manche seiner Zeitgenossen ein Gefallen fanden; sondern die sittliche Natur und Bestimmung des Menschen zu ergründen, dünkte ihm nicht nur der würdigste, sondern auch der unerläßlichste und lohnendste Zweck aller Philosophie. „Er sprach allezeit“, sagt einer seiner Schüler, „nur von menschlichen Dingen und untersuchte, was gottselig, was gottlos, was gerecht oder ungerecht, was Vernunft oder Unsinn, was Tapferkeit oder Feigheit, was ein Staat und ein Staatskundiger sei und dergleichen Dinge mehr, deren Wissenschaft einem ehrliebenden und rechtschaffenen Manne unentbehrlich ist.“ Darum nannte er nicht mit Unrecht seine Weisheit eine rein menschliche, und ein sinnreicher Ausspruch des Alterthums mißt ihm das Verdienst bei: er habe die Philosophie vom Himmel auf die Erde herabgeholt und in die Häuser und auf den Markt gebracht.

Aber er war mehr als ein Denker; er war ein Charakter. Seine Erkenntniß war die Seele seines Willens und seiner That. Von Natur, wie er selbst gestand und wie sich sogar noch in seinen Gesichtszügen erkennen ließ, mit vorherrschend niedern und unedeln Trieben begabt und zu häßlichen Leidenschaften angelegt, hat er sie durch eigne Kraft gebändigt und „ein ruhiges und frommes Tugendbild“ aus sich herausgestaltet, welches mitten in einer tiefverderbten Zeit und unter gewaltsamem Wechsel der äußern Lebensverhältnisse sich unbewegt und ungetrübt erhielt und den Betrachter nöthiget, seinen Namen über alles Große und Herrliche des heidnischen Alterthums hinauszustellen.

Vor allem trachtete er nach Unabhängigkeit des Geistes von der Herrschaft äußrer Verhältnisse. Nichts bedürfen, sagte er, sei göttlich, und am wenigsten bedürfen, heiße der Gottheit am nächsten kommen. Die Mäßigkeit nannte er den Grundstein der Tugend. Er war keusch, nüchtern und enthaltsam und hatte seinen Körper vollkommen in seiner Gewalt. Nach keinerlei zeitlichem Gut und Vortheil trug er ein lebhaftes Verlangen. Die Götter bat er blos, ihm zu geben, was gut wäre, weil die Götter am besten wüßten, was gut wäre. Die aber um Gold oder Silber oder um die Herrschaft über ihre Mitbürger oder etwas dergleichen bäten, kämen ihm nicht anders vor, als bäten sie um ein Würfelspiel oder um einen Prozeß oder sonst etwas, wovon Niemand wüßte, wie es ausfiele. — Seine Lebensart war ganz einfach, ja fast dürftig, was Essen, Trinken und Kleidung betraf; so daß ihm der Sophist Antiphon einst den Vorwurf machte: er lebe so, daß, wenn Jemand seine Knechte nicht besser hielte, sie ihm entlaufen würden.

In der That lebte er so sparsam, daß er auch bei seinem geringen Vermögen doch gut auskam und, wie er versicherte, ganz vergnüglich dabei lebe. Er nahm nur so viel Speise, als er mit Wohlgeschmack genoß und war jedesmal durch Leibesbewegung dazu so vorbereitet, daß ihm der Hunger anstatt der Zukost diente. Jedes Getränk schmeckte ihm, weil er niemals trank, als wenn ihn dürstete. Ging er auf die Einladung eines Freundes zu Gast, so konnte ihn auch die leckerste Speise zu keinem Uebermaaße verlocken. Die sich leicht übernahmen, denen gab er den Rath, sich nur mit solchen Gerichten vorzusehen, die sie verleiten könnten, ohne Hunger zu essen oder ohne Durst zu trinken. Denn das wären eben diejenigen, welche den Magen und den Kopf und die Seele verderbten. Denn durch dergleichen, setzte er scherzhaft hinzu, hätte die Zauberin Kirke, wie er glaube, die Gefährten des Odysseus in Schweine verwandelt.

Seine Tracht war schlicht und unansehnlich. Er trug kein Unterkleid, sondern begnügte sich mit dem Mantel und ging fast zu jeder Zeit barfuß. Durch solche Lebensart hatte er sich dermaaßen abgehärtet, daß er Frost, Hitze, Hunger, Durst und allerlei Mühe mit großer Leichtigkeit ertragen konnte. Bei der Belagerung von Potidäa während der Winterzeit konnte es ihm Niemand in Ertragung des Hungers gleichthun und alle Soldaten beschämte er, als er selbst bei der strengsten Kälte ohne Schuhe und in seiner gewöhnlichen Kleidung umherging, während jene sich nicht genug gegen die Kälte zu schützen wußten.

Doch vernachlässigte er keineswegs seinen Leib und die dies thaten, tadelte er. Als einer seiner Schüler, Antisthenes, der es dem Meister an Gleichgültigkeit gegen alles Aeußerliche zuvorthun wollte, in einem zerrissenen Mantel einherging, rief ihm Sokrates zu: „Freund, Freund! durch die Löcher deines Mantels guckt die Eitelkeit hervor.“ Er hieß es ungut, wenn einer zuviel aß und darauf übermäßig arbeitete; dagegen lobte er es, wenn sich einer mit guter Eßlust satt aß und solches gehörig wieder ausarbeitete. Denn diese Lebensart, sagte er, sei gesund und der Pflege des Geistes nicht hinderlich. Ein gesunder Leib sei zu jeder Verrichtung nöthig, selbst zu derjenigen, wo man seiner am wenigsten zu bedürfen scheine, zum Denken. Ein kranker Leib mache auch die Seele krank. Vergeßlichkeit, Unmuth, verdrießlich Wesen und Wahnsinn hätten ihren Ursprung oft in einem krankhaften Leibesleben und vernichteten alles wieder, was der Geist gewonnen.

Wie seinen Leib, so hatte er auch alle Gemüthsbewegungen in seiner Gewalt. Die natürliche Heftigkeit seiner Natur hatte er durch Achtsamkeit und Strenge gegen sich selbst zu einem edeln Gleichmuth herabgedrückt. Seine Geduld und Seelenruhe konnte nichts mehr erschüttern. Als er einst gegen einen Sclaven schon den Arm aufhob, um ihn zu züchtigen, ließ er ihn sogleich wieder sinken und schlug ihn nicht: weil er im Zorne sei. — Eines Tages wurde ihm erzählt, daß Jemand übel von ihm geredet habe: „Hat er doch gut zu reden nie gelernt,“ versetzte er gleichgültig; und als ihm ein jähzorniger Mann einmal gar einen Backenstreich gab, sagte er ruhig lächelnd: „Es ist doch schade, daß man nicht voraussehen kann, wann es gut wäre, einen Helm zu tragen.“ — Der schon früher (S. 103) erwähnte Dichter Aristophanes brachte mit dem ihm eigenen rücksichtslosen Uebermuthe in dem „die Wolken“ betitelten Lustspiele den edeln Weisen in der Gestalt eines Sophisten auf's Theater, um unter seinem Namen die ganze Klasse der gleißnerischen Weisheitsschwätzer jener Tage zu geißeln. Da stand Sokrates, der bei der Aufführung zugegen war, von seinem Sitze auf und stellte sich den Blicken aller Zuschauer dar, als wollte er jedem Gelegenheit geben, ihn mit jenem Zerrbilde dort auf der Bühne zu vergleichen. Die giftigsten Spöttereien hörte er so gelassen an, wie wenn er bei einem Gastmahle von Freunden harmlos aufgezogen würde. — Zu solcher Gleichmüthigkeit gegen die Unbilden Anderer wußte er auch seine Freunde auf die treffendste Weise zu ermuntern. Einst klagte ihm Jemand ganz entrüstet, daß ihm Einer, den er gegrüßt, nicht gedankt hätte. „Bist du nicht wunderlich!“ erwiderte Sokrates; „wenn dir ein gebrechlicher Mensch begegnete, würdest du dich schwerlich entrüsten; aber da dir ein Mensch mit einer plumpen Seele begegnet, nimmst du es übel?“

Bei so viel Selbstbeherrschung und genügsamer Denkart konnte ihn kein Unmuth und Verdruß anwandeln. Nie sah man ihn verstimmt und mürrisch. Ohne der Würde und der Lehrhaftigkeit seiner Reden Eintrag zu thun, würzte sie oft anmuthiger Scherz und feiner Witz, der die ungetrübte Heiterkeit seines Geistes wiederspiegelte. Unansehnlich von Gestalt, so daß man ihn mit einem Satyr hätte vergleichen können, zog er doch jedes empfängliche Gemüth wie mit Zauberkraft an sich, wie sich denn Alkibiades in einem Gespräche Platons also über

ihn ausspricht: „Nicht nur äußerlich, sondern auch in allen übrigen Stücken gleicht Sokrates dem Satyr Marsyas. Denn wie dieser durch sein hinreißend schönes Flötenspiel alle Menschen bezauberte, so übertrifft ihn Sokrates noch bei weitem dadurch, daß er ohne Instrument durch bloße Worte dasselbe hervorbringt. Wenn ich mir aus den Reden selbst vortrefflicher Redner eben nicht viel mache, so werde ich dagegen von des Sokrates Reden dermaaßen ergriffen, daß mir das Herz klopft und die Thränen mir aus den Augen dringen. Unerfahrenen und unverständigen Menschen können seine Reden vielleicht lächerlich erscheinen, da er (indem er seine Beispiele gern aus dem täglichen Leben hernimmt) von Lasteseln, Schmieden, Schustern und Gerbern spricht; geht man aber in das Innere derselben ein, so eröffnet sich die schöne Göttlichkeit derselben und wie sie nur auf die Bildung im Guten und Edeln hinzielen."

Es hätte kaum fehlen können, daß ein Mann von so großer Begabtheit, Bildung und Anziehungskraft sich im Staate zu ungewöhnlichem Ansehen und Geltung erhoben hätte, hätte er jemals nach Aemtern und Ehrenstellen ein Verlangen getragen. Doch war es keineswegs Gleichgültigkeit gegen die Geschicke des Vaterlandes, was ihn davon abhielt, dem Gemeinwesen seine Dienste zu widmen, sich in den Volksversammlungen einzufinden und der Republik seinen Rath zu schenken; eine innere Stimme, wie er selbst bekannte, hatte ihm davon abgerathen, indem sie ihn für einen anderen Beruf ausschließlich in Anspruch nahm. „Ihr wisset wohl," sprach er in seiner Vertheidigungsrede zu den Richtern, „daß ich schon lange nicht mehr am Leben wäre, hätte ich mich in Staatsangelegenheiten eingemischt. Wer für die Gerechtigkeit in die Schranken tritt, der muß durchaus, wenn er einige Zeit leben will, Privatmann bleiben und keinen Theil an der Regierung nehmen."

Doch leistete er mit Gewissenhaftigkeit und Treue seinen bürgerlichen Pflichten Genüge. Mehrmals während des peloponnesischen Krieges trat er im Dienste des Vaterlandes unter die Waffen und erwarb sich bei jeder Gelegenheit den Ruhm eines unerschrocknen und ausdauernden Kriegers, während er mit großherziger Bescheidenheit auf die ihm zuerkannten Zeichen der öffentlichen Anerkennung Verzicht leistete. Manche seiner Mitkämpfer verdankten ihm die Rettung ihres Lebens*) und der Feldherr Laches erklärte, daß die unglückliche Schlacht bei Delion nicht verloren worden wäre, wenn jeder mit der Tapferkeit des Sokrates gefochten hätte.

Dieselbe Unerschrockenheit bewährte er auch im bürgerlichen Leben gegen die Gewalthaber sowohl, als gegen den großen Haufen; und niemals verleugnete er aus Menschenfurcht die unbeugsame Rechtlichkeit seines Charakters. Als die Athener bei den arginusischen Inseln unweit Lesbos einen ansehnlichen Sieg über die Flotte der Lakedämonier gewonnen (s. S. 137), hatten zwei aus der Zahl der zehn Feldherren den Auftrag erhalten, die während des Gefechtes schiffbrüchig Gewordenen zu retten, so wie die Leichname der Gebliebenen in Sicherheit zu bringen. Die stürmische Witterung hatte dies aber unmöglich gemacht. Darüber zogen die wankelmüthigen Athener sämmtliche zehn zur Verantwortung vor Gericht, und im leidenschaftlichen Eifer verlangte man, daß nicht über jeden einzelnen der Verklagten die Stimmen gesammelt, sondern über alle auf einmal abgeurtheilt würde. Sokrates, welcher an diesem Tage gerade Epistat oder Vorsitzender der richterlichen Versammlung war, widersetzte sich standhaft jenem Vorhaben, als den bestehenden Gesetzen zuwiderlaufend, und verhinderte die Abstimmung, so sehr auch das Volk tobte und viele der Mächtigen ihm droheten; sondern bewahrte lieber seinen Eid, ehe daß er dem Volke wider Pflicht und Gewissen gefällig gewesen oder an die Drohung der Großen sich gekehrt hätte. „Denn er war des Glaubens, daß die Götter alles wüßten, was man redete oder thäte, ja auch was das Herz dächte." Späterhin freilich setzten die Feinde der Verklagten, gestützt auf eine gutachtliche Erklärung des Senates, jenes ungerechte Verfahren doch durch, in Folge dessen jene wohlverdienten Männer mit Einer Abstimmung zum Tode verurtheilt und sechs von ihnen, die man erlangen konnte, wirklich hingerichtet wurden. In einem solchen Zeitalter gelingt dem Guten oft nichts weiter, als sein eignes Gewissen zu wahren und im Namen der Gerechtigkeit gegen das Geschehende Einspruch zu thun, ohne das Böse selber hindern zu können; und so hatte Sokrates auch an dieser Erfahrung einen traurigen Beleg zu jenem späteren Ausspruch über den Grund seiner Zurückgezogenheit von den öffentlichen Geschäften: „Nie wird Einer den Leidenschaften eines Volkes, des athenischen wie jedes anderen, gegenüber verhindern können, daß etwas Ungesetzliches oder Ungerechtes geschehe."

Die sichere Grundlage einer so unverrückbaren Gewissenhaftigkeit, ja des ganzen Denkens und Handelns dieses Mannes war das ehrfürchtigste und zugleich innigste Verhältniß zur Gottheit: die Religion des Geistes und des Herzens. Daß die Welt ein Werk des höchsten Gottes und ein Gegenstand seines unablässigen Aufmerkens, seiner liebenden Fürsorge sei; daß am Wesen der Gottheit nichts menschlich Unvollkommenes hafte, und ihr heiliger und guter Wille dem Menschen, so weit er denselben zu erkennen vermöge, zur Richtschnur seines Handelns dienen müsse; daß die himmlischen Mächte Vergeltung üben diesseits und jenseits des zeitlichen Lebens; daß der Gerechte ihres Beifalls und ihrer Hülfen dürfe gewiß sein; daß der Tod ihn zu einem höheren Dasein erhebe, in welchem sich die Gottähnlichkeit vollende, die er schon auf Erden aus allen Kräften seines Gemüthes und Willens anstreben müsse, — dies sind die Grundgedanken seiner Gotteslehre, die ihm trotz der Unzulänglichkeit des menschlichen Wissens über allen Zweifel erhaben waren, und gegen welche nur der Undankbare und Unvernünftige, wie er glaubte, sich gleichgültig verhalten könne. Alles Einzelne in Natur- und Menschenleben wie auch die gesammte natürliche und sittliche Weltordnung machte ihm den Glauben an das lebendig allgegenwärtige Walten einer weisen und gerechten Gottheit zur Nothwendigkeit, in deren Betrachtung und Nachweisung er sich in seinen Gesprächen oft und gern erging. „Erkenne doch," — sprach er einst zu Aristodemos, von welchem er gehört hatte, daß er bei irgend welchem Vorhaben weder den Göttern opferte noch die Orakel befragte, sondern über diejenigen spottete, die solches thäten; — „erkenne doch, daß der in dir wohnende

*) Ein Beispiel hierzu wie zu dem vorigen s. S. 120.

Geist deinen Leib nach eignem Gefallen regiere; so mußt du ja auch glauben, daß der in dem Ganzen wohnende Geist alles, wie es ihm gut dünkt, anordne: nicht aber, daß zwar dein Gesicht viele Stadien weit reiche, aber das Auge Gottes sei zu schwach, alles auf einmal zu sehen;*) auch nicht, daß zwar deine Seele an das, was hier, was in Aegypten und was in Sicilien geschieht, denken könne, aber der Verstand Gottes sei nicht zureichend, an alles zugleich zu denken. Wenn du Anderen dienest, so siehest du, daß sie geneigt sind, dir wieder zu dienen; bist du ihnen gefällig, so sind sie dir wieder gefällig, und fragest du sie um Rath, so findest du, daß sie Verstand haben. Mit den Göttern kannst du diese Probe auch machen, wenn du ihnen dienest, ob sie dir geneigt sind, dir in solchen Sachen, welche den Menschen verborgen sind, zu rathen; und du wirst finden, daß die Gottheit wirklich so groß und so herrlich ist, daß sie alles zugleich sieht, alles hört, allenthalben gegenwärtig ist und für alles zugleich sorgt."

Trotz seiner erhabenen Begriffe vom Wesen der Gottheit, die ihn über den Aberglauben des Volkes weit hinaushoben, trat er doch nie in Widerspruch gegen die vaterländischen Gesetze der Gottesverehrung. Er opferte oft, nicht nur auf den öffentlichen Altären der Stadt, sondern auch daheim auf dem Altare im Vorhofe seines Hauses. Daß er von seinem kleinen Vermögen kleine Opfer brachte, darum glaubte er nicht schlimmer zu sein als die, welche von ihrem großen Vermögen große brachten. „Denn", sagte er, „es würde den Göttern keine Ehre sein, wenn sie an großen Opfern größere Freude hätten, als an kleinen. Denn so würden ihnen die Opfer der Bösen oft angenehmer sein als der Frommen; das Leben aber wäre nicht werth, daß man es wünschte, wenn die Gaben der Bösen den Göttern angenehmer wären als der Frommen." Vielmehr glaubte er, daß die Götter an der Verehrung der Frömmsten auch die größte Freude hätten.**)

Mit seiner Ueberzeugung von der thatsächlichen Einwirkung der himmlischen Mächte auf die Geschicke des Menschen und ihrer unausgesetzten Theilnahme an seinen Entschließungen und Thaten, stand Sokrates Glaube an Orakel und Weissagung in wesentlichem Zusammenhang und Einklang. Man müsse, pflegte er zu sagen, lernen, was die Götter zu lernen vergönnt hätten; und was unzweifelhaft jedwedem zu thun obliege, das müsse er nach eigner Einsicht auf's beste zu beschicken suchen. Wo man aber nicht wisse, was zu thun oder zu lassen, das müsse man von den Göttern erfragen: denn solches eröffneten sie denen, welchen sie wohlwollten. Unsinnig sei es, zu glauben, es komme im Leben alles auf menschliche Klugheit an. — Dieser entschiedene Glaube an die Göttersprüche und an ihre Verbindlichkeit für den Menschen wurde, wie wir später sehen werden, über sein ganzes Leben und den Beruf, dem er sich widmete, entscheidend.

Ihm selber aber wohnte ganz unzweifelhaft eine weissagerische Kraft inne, zu welcher sich vielleicht alle jene Glücklichen und Gottgeliebten erheben, die wie er von früh an sich gewöhnt haben, den Schein vom Wesen zu unterscheiden, die ihre Seele von den Einflüssen der Leidenschaft und des Gelüstes oder was sonst den Aufschwung des Gemüthes hindert und das Licht des Geistes trübt, durch die Stärke des Willens frei gemacht und dadurch befähiget haben, in frommer Achtsamkeit und demüthiger Hingabe die Wege der Vorsehung zu verstehen und die innere Gottesstimme rein und deutlich zu vernehmen. In dieser ungewöhnlichen Lebendigkeit und Klarheit des inneren Anschauungsvermögens hat dasjenige seinen Grund, was unter dem Namen des Genius oder Schutzgeistes des Sokrates so berühmt geworden. Er selber berief sich zuweilen darauf: „das Dämonion" thue ihm Anzeige. Oft unterbrach es ihn mitten im Gange, daß er plötzlich stillstand; mitten in seiner Rede, daß er mit einem Male schwieg. Er versank dann in sich selbst, „es war, als ob die äußeren Sinne dann sich verschlössen, um die Wirksamkeit des inneren nicht zu hemmen." Ein solcher Zustand innerer Beschauung und stiller Begeisterung ergriff ihn einst, wie Alkibiades bei Platon erzählt, im Lager von Potidäa am frühen Morgen. Es währete den ganzen Tag und die folgende Nacht hindurch bis zum Aufgange der Sonne, bei deren Anblick er wieder zu sich selber kam und die überströmende, freigewordene Empfindung in einem Gebete ergoß.

Als eigenthümlich an diesem Dämonischen, welches sich ihm kund gab, bezeichnete er selber dies, daß es ihn nie beim Handeln antreibe, sondern nur abmahne; was auf eine Gleichartigkeit dieser Gottesstimme mit dem Gewissen hindeutet. Was sie ihm aber gebot, dem leistete er unbedingt Gehorsam. In Folge solch' unmittelbarer Ahnungen oder göttlicher Eingebung, worauf er sich berief, warnte er zuweilen seine Freunde im voraus, dieses zu thun oder jenes zu unterlassen, und „die ihm gehorchten", sagt Xenophon, „haben sich wohl dabei befunden; die ihm aber nicht gehorchten, hatten es zu bereuen;" und so bezeugt auch Sokrates selber in seiner Vertheidigungsrede: „Zum Beweis, daß ich mich nicht des Namens der Gottheit bediene, um die Menschen zu blenden, führe ich nur an, daß, so oft ich meinen Freunden ihre Befehle mittheilte, niemals der Erfolg meine Worte Lügen strafte."

Solche Weissagungen des Sokrates hat ein gewisser Antipater in einem Werke gesammelt, welches noch zu Cicero's Zeit im letzten Jahrhundert vor Christo vorhanden war. Uns genüge, um ein Beispiel zu geben, daran zu erinnern, daß Sokrates, Meton, der Sternbeuter, und der Feldherr Nikias zur Zeit der letzten großen Heerfahrt gegen Sicilien die Einzigen in Athen waren, welche von dieser Unternehmung abriethen und einen unglücklichen Ausgang prophezeieten (s. S. 122).

2. Beruf und Lehrweise.

Ueber die Jugendgeschichte des Sokrates und den Bildungsgang seines Geistes ist uns leider nichts überliefert worden außer jener kostbaren Legende, die wir im Anfange dieser Lebensbeschreibung mitgetheilt haben. Es

*) Der das Ohr gepflanzet hat, sollte der nicht hören? Der das Auge gemacht hat, sollte der nicht sehen? Ps. 94, 9.

**) Des Gerechten Opfer ist angenehm und desselben wird nimmermehr vergessen. Sir. 35, 9. Denn ich habe Lust an der Liebe und nicht am Opfer, und am Erkenntniß Gottes und nicht am Brandopfer! Hos. 6, 6.

läßt sich mit großer Wahrscheinlichkeit annehmen, daß der Genius, dessen Leitung er sich überließ, ihn gleich von Anfang auf die Betrachtung seiner selbst hinwies, auf welche seine ganze Philosophie gegründet ist. In jener berühmten Inschrift des delphischen Tempels: „Erkenne dich selbst!“ deren tiefen Sinn er früh begriffen, erkannte er gleichsam den Führer, welchen die Gottheit den Menschen anbiete, um sie auf den Weg des wahren Wissens zu leiten. Von ebendaher kam ihm in der Reife des Mannesalters die göttliche Bestätigung dessen, was er auf diesem Wege gefunden hatte; — ein Göttersprüch, welcher ihn über seinen eigentlichen, von Gott gestellten Beruf klar und gewiß machte.

Chärephon nemlich, einer seiner ersten und ältesten Freunde, hatte — vielleicht in Folge jener öffentlichen Schmähung durch die aristophanischen Wolken — bei dem Orakel zu Delphoi angefragt: ob es einen weiseren Menschen auf Erden gebe als den Sokrates? und hatte die Antwort erhalten: „Weise ist Sophokles, weiser Euripides, aber Sokrates ist der Weiseste unter allen Menschen.“ Dieser Ausspruch wurde für Sokrates zum entscheidenden Momente seines Lebens. Hören wir darüber ihn selber:

„Als ich die Antwort des Orakels erfuhr“, so erzählt er, „sagte ich zu mir selber: Was meint der Gott? welchen Sinn verbergen seine Worte? Denn ich weiß wohl, daß in mir keinerlei Weisheit ist, weder große noch kleine. — Was meint er also damit, indem er mich für den Weisesten der Menschen erklärt? Denn am Ende lügt er doch nicht; ein Gott kann nicht lügen. — So war ich lange darüber in Zweifel, was das Orakel besage, und endlich machte ich mich mit großer Mühe an die Untersuchung dieser Sache in folgender Weise. Ich suchte diejenigen auf, die mir weiser schienen, als ich, um, wenn ich es also befände, dem Orakel entgegenhalten zu können: Dieser ist weiser denn ich, und du nennest mich den Weisesten? Zuerst begab ich mich zu einem Staatsmanne, der in dem Rufe der Weisheit stand, und ließ mich mit ihm in eine Unterredung ein. Aber ich fand bald, daß er zwar vielen anderen Leuten und zumeist sich selber weise bedünkte und es doch nicht war; und als ich ihn davon zu überzeugen suchte, kam ich sowohl bei ihm selbst, als bei vielen, die zugegen waren, übel an. Da sagte ich beim Weggehen zu mir selber: Ich bin weiser als dieser Mann; denn am Ende weiß keiner von uns beiden weder etwas Schönes noch Gutes; dieser aber glaubt, daß er etwas wisse, während er es nicht weiß; ich aber, wie ich es in der That nicht weiß, glaube es auch nicht zu wissen. Um dieses Wenige also doch meine ich ihn an Weisheit zu übertreffen: daß ich, was ich nicht weiß, auch nicht zu wissen glaube. — Beim Zweiten, den ich in derselben Absicht besuchte, traf ich es nicht besser. Ich ließ mich dadurch nicht irre machen, und so leid es mir war, zumal ich merkte, wie viel Feindschaft ich mir damit zuzöge, schien es mir doch unerläßlich, den Göttersprüch höher zu achten als alles andere und, um über seinen Sinn in's Klare zu kommen, die Untersuchung derer fortzusetzen, die etwas zu wissen schienen. Von den Staatsmännern wandte ich mich an die Poeten, die tragischen sowohl als die dithyrambischen,*) oder in welcher Gattung der Dichtkunst sie sonst sich auszeichnen mochten. Ich nahm diejenigen ihrer Gedichte vor, die mir am sorgfältigsten ausgearbeitet schienen, und befragte sie um Eines nach dem Anderen, um zugleich etwas von ihnen zu lernen. Aber ich fand, daß sie über das, was sie durch natürliche Begabung oder im Zustande der Begeisterung wie die Seher und Weissager zu Stande gebracht, nicht Rechenschaft geben konnten, und gleichwohl, wie ich merkte, glaubten sie dieser Leistungen im Gebiete der Dichtkunst wegen auch in den übrigen Fächern die Weisesten zu sein, worin sie es nicht waren. Da es mir also bei den Poeten nicht gelungen war, suchte ich die ausgezeichnetsten Künstler auf; aber ich fand auch sie in demselben Wahne befangen, und dieser eine Irrthum verdunkelte all' ihre Weisheit. Als ich mich demnach fragte: was ich vorziehen würde, so zu sein, wie ich bin, ohne ihre Geschicklichkeit und auch ohne ihre Unwissenheit, oder ihre Vorzüge mit ihren Mängeln zu haben, antwortete ich mir: ich will lieber so sein, wie ich bin. Diese Untersuchungen, o Athener, sind es, die mir so viele gefährliche Feindschaften zugezogen haben; daher stammen alle Verleumdungen, die auf meine Rechnung verbreitet sind; daher der Ruf eines Weisen, in dem ich stehe; denn alle die, die mich hören, glauben, ich wisse alle Dinge, in denen ich die Unwissenheit der anderen aufdecke. Aber die Wahrheit ist, Athener, daß Gott allein weise ist,*) und daß er durch sein Orakel nur sagen wollte, daß die menschliche Weisheit wenig oder nichts werth ist.**) Auch hat sich das Orakel meines Namens nur wie eines Beispiels bedient, als wollte es zu allen Menschen sagen: Der Weiseste unter euch ist der, der wie Sokrates einsieht, daß seine Weisheit nichts ist. Von dieser Wahrheit überzeugt, und um mich ihrer noch mehr zu versichern und dem Gotte zu gehorchen, setze ich diese Untersuchungen fort und prüfe alle diejenigen unserer Mitbürger und der Fremden, in welchen ich die wahre Weisheit zu finden hoffe, und wenn ich sie da nicht finde, so diene ich dem Orakel zum Dolmetscher und zeige ihnen, daß sie nicht weise sind. Das beschäftiget mich so sehr, daß es mir weder dem Staate etwas Nennenswerthes zu leisten vergönnt hat, noch meiner Familie; sondern ich lebe in gänzlicher Armuth, weil der Dienst des Gottes mir zu nichts anderem Zeit läßt.“

Hierin also erkannte Sokrates den ihm von Gott verliehenen Beruf. Durch Beschämung der Scheinweisen, durch Ueberführung des eingebildeten Wissens das Verlangen nach wahrer Weisheit zu erwecken und der Wahrheit Raum zu machen, die Erkenntniß des Sittlichen und Göttlichen, so viel ihm davon kund geworden, unter seinen Mitbürgern und so weit die Kraft seiner Worte reichte, zu verbreiten — dies war sein Apostelamt, die Aufgabe

*) Dithyrambos nannte man ein lyrisches Gedicht im höchsten und kühnsten Schwung und Tone der Begeisterung zum Preise des Dionysos oder einer anderen Gottheit. Als Erfinder dieser Dichtungsart, welche besonders in Athen ihre Pflege und Ausbildung fand, wird Arion von Lesbos (um 620 v. Chr.) bezeichnet, dessen Name durch die schöne Sage von seiner wunderbaren Rettung durch einen Delphin bekannt geworden.

*) Gott, dem allein Weisen, sei Ehre und Preis in Ewigkeit. 1. Timoth. 1, 17.

**) Denn es stehet geschrieben: Ich will zu nichte machen die Weisheit der Weisen, und den Verstand der Verständigen will ich verwerfen. Wo sind die Klugen? wo sind die Schriftgelehrten? wo sind die Weltweisen? Hat nicht Gott die Weisheit dieser Welt zur Thorheit gemacht? 1. Cor. 1, 19 f.

seines Lebens, welcher er sich fortan mit aller Hingebung und Entsagung widmete. Fassen wir nun auch die Art und Weise näher in's Auge, wie er diesem Berufe nachging.

Sokrates ertheilte nicht, wie die Sophisten seiner Zeit, Unterricht gegen Bezahlung. Er verschmähete es, aus der Bildung anderer ein Gewerb zu machen, da er nicht um sein selbst willen sich diesem Geschäfte unterzog, sondern im Auftrage der Gottheit.*) Nicht um das Geld seiner Hörer war es ihm zu thun, sondern um sie selber. Der junge Aeschines, der gern seinen Unterricht genossen hätte, wagte nicht, sich ihm zu nähern, weil er sehr arm war. Sokrates, der dies bemerkte, trat ihm einst in den Weg und fragte: „Warum scheuest du dich vor mir?“ — „Weil ich nichts habe,“ antwortete jener, „was ich dir geben könnte.“ „Ei!“ erwiederte der Weise, „schätzest du dich selber so gering? giebst du mir nichts, wenn du dich selbst mir giebst?“

Auch bildete Sokrates nicht, wie besonders die Philosophen nach ihm, eine abgesonderte Schule oder einen geschlossenen Kreis von Jüngern, sondern suchte vielmehr allen seinen Mitbürgern durch gelegentliche Unterredungen zu nützen. Als ein echter Bürgerfreund und leutseliger Mann verkehrte er mit den verschiedensten Menschen aus allen Ständen von jederlei Alter und Gewerbe; und wie einer unserer Dichter von Jesu sagt, daß er durch Gleichniß und Exempel jeden Markt zum Tempel gemacht, so wurde oftmals durch Sokrates die Werkstatt eines Riemers oder Panzermachers zu einer Akademie und Schule der Weisheit. Man konnte ihn den größten Theil des Tages an öffentlichen Oertern finden. Frühmorgens besuchte er die Hallen und die Gymnasien, wo die athenische Jugend Leibesübungen trieb und auch viele Erwachsene theils theilnahmen, theils des Zusehens und der geselligen Unterhaltung halber zugegen waren. Nach der dritten Stunde**) war er auf dem Markte, und die übrige Zeit des Tages da, wo er die meisten Leute vermuthete. Daselbst sprach er mehrentheils, und wer Lust hatte, konnte ihm zuhören. „Menschen zu fangen,“ wie er selber sagte, war bei diesem scheinbaren Müßiggange sein Zweck, und wie gut er sich darauf verstand, davon mag folgendes Beispiel hier eine Stelle finden.

Sokrates wünschte den Xenophon, einen schönen Jüngling von vortrefflichen Geistesgaben, in seinen Umgang zu ziehen. Einst begegnete er ihm in einer engen Gasse und hielt ihm seinen Stock vor. Der Jüngling blieb stehen. „Sage mir doch,“ begann Sokrates, „wo kauft man Mehl?“ — „Auf dem Markte,“ war die Antwort. — „Und Oel?“ — „Ebenda.“ — „Aber wo geht man hin, um weise und gut zu werden?“ — Der Jüngling schwieg und sann auf eine Antwort. „Folge mir,“ sprach der Weise, „ich will es dir sagen.“ Seitdem schlossen die beiden eine innige Freundschaft, und Xenophon ward ein Mann, der sich nachmals nicht nur als Feldherr und Schriftsteller, sondern auch durch Tugend und Frömmigkeit bei Mit- und Nachwelt in hohe Achtung setzte. „Sei nur getrost,“ sprach Sokrates einst zu Kritobul, „und bestrebe dich gut zu sein, und wenn du das bist, so scheue dich nicht, auch nach den Guten und Rechtschaffenen zu jagen; vielleicht daß ich dann bei diesem Geschäft dein Gefährte sein kann. Denn ich glaube in der Kunst Menschen zu fahen nicht unerfahren zu sein.“*)

Seine Schüler hingen mit aller Hingebung an ihm und kannten keinen höheren Genuß, als um ihn zu sein und ihn zu hören. Der schon oben erwähnte Antisthenes, welcher im Peiräens wohnte, ging täglich nur um des Sokrates willen eine halbe Meile weit nach der Stadt. Euklides kam sehr oft vier Meilen weit von Megara herüber, um nur einen Tag mit ihm zusammen zu sein; und als die Athener während des Krieges aus Haß gegen die Megareer jedwedem derselben bei Todesstrafe den Eintritt in ihre Stadt verboten, schlich sich Euklid öfter in Weiberkleidern des Abends durch das Thor, um den folgenden Tag in des Sokrates Gesellschaft verbringen zu können.

Selbst ehrgeizige und eitle Naturen, denen es nicht darum zu thun war, die Strenge seiner Grundsätze sich zu eigen zu machen, wie Kritias und Alkibiades, welche beide nachmals zum Verderben ihres Vaterlandes groß geworden, suchten mit Eifer den Unterricht des schlichten Philosophen, um von ihm Staatsweisheit und Beredtsamkeit zu lernen, und so groß war die stille Macht seines Beispiels und die Zucht, die sein Umgang über die Jugend ausübte, daß auch sie während dieser Zeit sich eines tadellosen Lebenswandels befleißigten. „Nichts konnte nützlicher sein,“ versichert Xenophon, „als seine Gesellschaft und sein Umgang, überall, es mochte vorkommen, was da wollte. Selbst wenn er abwesend war, gereichte noch sein Andenken denen, die sich an ihn gewöhnt hatten, zu nicht geringem Vortheile, und sein Scherz nicht weniger als sein Ernst.“ Viele hat er von den Lastern, denen sie vorher ergeben waren, gänzlich abgezogen und ihnen zur Tugend Lust gemacht, indem er sie versicherte: wenn sie nur mit Ernst an sich arbeiteten, so würden sie gute und rechtschaffene Männer werden. Er rief ihnen den schönen hesiodischen Spruch in's Gedächtniß:

Vor die Trefflichkeit setzten den Schweiß die unsterblichen Götter,
Lang auch windet und steil die Bahn zur Tugend sich aufwärts
Und ist rauh im Beginn, doch wann du zur Höhe gelangt bist,
Alsdann wird sie dir leicht und bequem, wie schwer sie zuvor war.

Von jeder Tugend, die er ihnen empfahl, wies er nicht nur nach, daß es vernünftig und menschenwürdig sei, so zu handeln; sondern er zeigte ihnen auch, welche Vortheile für den Frieden und die Freudigkeit ihres Gemüthes wie für ihr äußerliches Wohlsein sie dabei gewönnen. Vor allem drang er darauf, daß man tüchtig sei in seinem Berufe: „Bleibe jeder bei der Arbeit, der er gewachsen ist, und was er nicht kann, das lasse er. Was er thut, das mache er auf's beste und mit Lust. Auf diese Art wirst du dem Tadel am leichtesten entgehn, in Mangel am ehesten Hülfe finden, vor Gefahr am sichersten bewahrt bleiben und keine Noth leiden bis in's Alter. Der kürzeste, sicherste und rühmlichste Weg, in einer Sache Ruhm zu erlangen, ist der, daß man darin geschickt zu werden suche.“

*) Umsonst habt ihr's empfangen, umsonst gebt es auch. Matth. 10, 8.

**) Die dritte Stunde des Tages ist, nach unserer Art die Stunden zu zählen, um neun Uhr Vormittags.

*) Folget mir nach; ich will euch zu Menschenfischern machen. Matth. 4, 19.

Nicht jeden seiner Schüler behandelte er auf dieselbe Weise; sondern wie es der Natur, den Bedürfnissen und Neigungen desselben gemäß war. Mit feinem Kennerblicke erkannte er auch die verborgneren Anlagen dessen, den er beobachtete, und ebenso auch die kranke Stelle seines Herzens. Den Eiteln verstand er zu demüthigen, den Schüchternen zu ermuthigen, den Trägen anzuspornen und die übereilte Hitze eines Anderen zu mäßigen. Auch bei verschlossenen oder unzugänglichen Gemüthern, denen Niemand beikam, fand er Eingang, so daß sie Warnung, Rath und Lehre von ihm annahmen. Der Geistvollste konnte noch von ihm lernen und an seinen Gesprächen sich erbaun, und wiederum auch dem langsamsten Kopfe waren seine Belehrungen durch die sinnreiche Art, wie er gewöhnliche Dinge zum Gleichniß und Beispiel heranzog und aus dem Bekannten das Unbekannte entwickelte, faßlich und förderlich.

Die Form, in welcher er seine Lehren gewöhnlich mittheilte, war die der freien gelegentlichen Mittheilung im Gespräch. Indem er jede Veranlassung, auf seine Mitbürger belehrend einzuwirken, wahrnahm, ging er ganz ungezwungen von dem aus, was eben den Gedanken des Angeredeten am nächsten lag, nahm jeden Gegenstand auf, welchen der Zufall zur Unterredung darbot, reizte zum Nachdenken über ihn und führte durch schrittweises Weiterfragen dazu, daß der Gefragte wie von selbst zum richtigen Begriffe der Sache kam. Diese anmuthige Lehrform, durch planmäßiges Fragen den Schüler die erzielte Wahrheit selber finden zu lassen und eine Erkenntniß, welche gleichsam schon vorher unbewußter Weise in der Seele des Zöglings liegt, durch Frage und Antwort zu Tage zu fördern, hat man nach diesem Meister in ihrer Anwendung die sokratische genannt.*) Wenn diese Methode überhaupt den Vortheil darbietet, daß sie nicht nur lehrt, sondern zugleich erzieht, indem sie den Schüler zum selbstthätigen Denken nöthigt, so hatte sie für die näheren Zwecke des Sokrates noch eine besondere Bedeutung. Seine ganze lehrende Thätigkeit war, wie wir wissen, ein Kampf gegen das Scheinwissen und für den Anfang aller wahren Erkenntniß, zu der ein Mensch gelangen könne, galt ihm die lebendige Ueberzeugung von seinem Nichtswissen, worin er auf eine überraschende Weise mit dem Evangelium zusammentrifft, welches gleich im Anfange seines ersten Lehrstückes die selig preist, „die da geistlich arm sind“.*) Zu diesem Bekenntniß aber alle diejenigen hinzudrängen, denen eine eingebildete Weisheit den Weg zur Wahrheit versperrte, dazu bot ihm seine Fragweise das trefflichste Mittel, indem er dabei ein Verfahren anwendete, welches durch ihn unter dem Namen der sokratischen Ironie berühmt geworden ist. Oft nemlich stellt er sich, als ob er etwas nicht wisse und sich gern darüber belehren lassen möchte. Dadurch bringt er den Andern dazu, sich vollständig auszusprechen. Das, was so als wahr hingestellt worden, führt er durch immer weiteres Fragen zu seinen Folgerungen fort, bis jener auf diesem Wege zu einer Behauptung sich getrieben sieht, die ihm selber widersinnig erscheint, wodurch denn auch die Nichtigkeit dessen, wovon man ausging, klar zu Tage kommt, und der Gefragte die Nothwendigkeit anerkennen muß, seine anfängliche Meinung zurückzunehmen. Jünglinge gewöhnte er dadurch zur Bescheidenheit, daß sie ihren bisherigen Vorstellungen mißtrauen lernten; vorzüglich aber machte er auf diese Weise die dünkelhafte Afterweisheit der Sophisten zu Schanden, indem er sie in ihren eignen Schlingen fing; und hierbei zeigt es sich oft, daß sie in der Geschicklichkeit, verfängliche Fragen zu stellen und durch Spitzfindigkeit, Scheingründe, Begriffsspaltereien und Wortspiele nach Belieben die Gedanken zu verwirren und die Verwirrung zu lösen, auf ihrem eigenen Gebiete an ihm ihren Meister fanden, und daß dem Sokrates zum glänzendsten Sophisten nichts gefehlt haben würde, wenn ihm sein sittlicher Charakter diesen Beruf nicht von vorn herein verwehrt hätte.

Eine Reihe auserlesener Gespräche, welche uns Xenophon in seinem Buche „sokratischer Denkwürdigkeiten“ überliefert hat, möge nunmehr dem Leser dasjenige, was wir bisher über Inhalt und Form der Lehre des Sokrates gesagt haben, theils veranschaulichen theils ergänzen.

3. Wie Sokrates seinen Sohn Lamprokles zurechtweiset.

Als Sokrates einst bemerkte, daß Lamprokles, sein ältester Sohn, auf seine Mutter Xanthippe zürnete, begann er folgendes Gespräch mit ihm.

Sokrates: Höre, mein Sohn, kennest du Menschen, die man undankbare nennt? — Lamprokles: O ja! Sokr. Hast du bemerkt, womit sie diesen Namen sich zugezogen haben? Lampr. Ja! Wer Wohlthaten empfangen hat und sie nicht wieder vergilt, da er es doch vermöchte, den nennt man undankbar. — Sokr. Meinst du nun nicht, daß man die Undankbaren zu den Ungerechten zählen müsse? Lampr. Gewiß! Sokr. Hast du schon einmal darüber nachgedacht: die Gerechtigkeit verbietet, Freunde in Sclaverei zu versetzen, dagegen Feinden dies zu thun, gilt für erlaubt. Steht es wohl nun auch so mit der Dankbarkeit? nemlich, daß man sie zwar den Freunden nicht schuldig bleiben dürfe, wohl aber den Feinden? Lampr. Keineswegs, sondern ich bin der Meinung, daß, wenn einer Gutes empfangen hat, es sei von Freund oder Feind, und er sucht es nicht zu vergelten, so handelt er ungerecht. Sokr. Nun denn, wenn es sich so verhält, ist da nicht die Undankbarkeit die offenbarste Ungerechtigkeit? (Der Jüngling stimmte bei.) Je größer also die Wohlthaten wären, die jemand zu vergelten unterließe, um so ungerechter wäre er? (Auch das gestand er zu.) Werden wir nun wohl Menschen finden, die von jemand größere Wohlthaten empfangen hätten, als die Kinder von ihren Eltern? Denn die Eltern haben sie aus dem Nichts in's Dasein gerufen, daß sie so vieles Schöne sehen und alles das Gute mitgenießen können, was die Götter den Menschen darreichen. Und diese Wohlthat schätzen wir so hoch, daß wir den Verlust des Lebens mehr als jeden andern fürchten und die Staaten auf die

*) Ihr Gegentheil bildet die akroamatische Unterrichtsform, bei welcher der Lehrer den Lehrstoff in zusammenhängendem Vortrage mittheilt.

*) Matth. 5, 3.

größesten Vergehungen die Todesstrafe setzen, zum Beweis, daß sie kein größeres Uebel kennen, um vor Verbrechen zurückzuschrecken. Nun sieh' an, wie viel Sorge und Mühe macht sich ein Mann, um Weib und Kinder zu ernähren. Noch ehe diese ihm geboren sind, schafft er schon alles an, was ihre Nothdurft zu erfordern scheint, und das so reichlich, als es in seinen Kräften steht; die Frau aber trägt das Kind mit Gefahr des eigenen Lebens unter ihrem Herzen, sie bringt es mit Schmerzen zur Welt, sie nährt es mit den besten Kräften ihres Leibes und macht sich viele Sorgen darum. Und doch hat weder sie von ihm etwas Gutes zuvor empfangen, noch weiß das Kind, von wem ihm solche Wohlthat erwiesen werde. Kann es doch nicht einmal zu verstehen geben, was ihm fehle: sondern die Mutter sucht zu errathen, was ihm zuträglich oder angenehm sei, und ist bemüht, das Kind zu befriedigen. Und sie säugt es lange Zeit und hat viel Unruhe Tag und Nacht, ohne zu wissen, welchen Dank dafür sie empfangen werde. Doch thun sich die Eltern nicht genug daran, ihre Kinder zu ernähren; sondern sobald diese geschickt scheinen etwas zu lernen, lehren sie die Eltern alles Gute, was sie selber wissen, schicken sie in den Unterricht, scheuen keine Ausgaben, die für ihre Ausbildung erforderlich, und sorgen unablässig, ihre Kinder so gut zu machen, als es möglich ist.

Der Jüngling erwiederte auf das alles: Aber wenn auch meine Mutter alles dies und noch vielerlei anderes für mich gethan hat, so kann doch keiner ihr verdrießliches Wesen aushalten. Sokr. So kämst du wohl mit einem wilden Thiere besser aus als mit der Mutter? Lampr. O ja, wenigstens als mit einer solchen Mutter. Sokr. Hat sie dich wohl schon einmal gebissen oder getreten, dergleichen von Thieren schon mancher hat erleiden müssen? Lampr. Ja beim Zeus, sie giebt einem Worte, die man im ganzen Leben nicht hören möchte! Sokr. Du aber, wie oft magst du ihr von Kindheit auf bald mit deinem Geschrei, bald mit Unarten beschwerlich gewesen und bei Tag und Nacht zu thun gemacht haben? wie oft hast du sie in Traurigkeit versetzt, wenn du krank warest? Lampr. Ich habe ihr aber doch nie etwas gesagt oder gethan, was sie beschimpft hätte. Sokr. Hältst du das, was sie dir gesagt, für widerwärtiger als die Schmähungen, welche die Schauspieler in den Tragödien einander in's Gesicht sagen? Lampr. Ja, die können das wohl leicht hinnehmen, da sie wissen, daß der andere, wenn er schilt, nicht schelte, um sie zu beleidigen, oder wenn er droht, nicht drohe, um ihnen ein Leides zu thun. Sokr. Du aber nimmst der Mutter solche Reden übel, da du doch recht gut weißt, daß sie, was sie sagt, auch nicht böse meint, sondern dir vielmehr wohl will, wie keinem andern? oder glaubst du, daß die Mutter dir übel gesinnt sei? Lampr. Nein, das glaube ich eben nicht. Sokr. Und diese Mutter, die dir wohlgesinnt ist, die, so sehr sie nur kann, für dich sorgt, wenn du krank bist, daß du wieder gesund werdest, und daß dir nichts an dem, was du bedarfst, gebreche; die über dies alles dir vieles Gute von den Göttern erbittet und Gelübde für dich bezahlet, die nennest du unerträglich? Ich bin der Meinung, wenn du eine solche Mutter nicht ertragen kannst, so kannst du das Gute nicht ertragen.

Sage mir aber (fuhr er fort), glaubst du einem andern Ehre erweisen zu müssen, oder bist du gewohnt, dich gar nicht darum zu bekümmern, ob du jemandem gefallest? Lampr. O wahrhaftig ja! Sokr. So wünschest du wohl auch deinem Nachbar zu gefallen, damit er dir Feuer gebe, wenn du dessen bedarfst, dir in einer guten Sache Beistand leiste, oder, wenn dich etwas anficht, aus der Nähe zu Hülfe eile? Lampr. Allerdings! Sokr. Wenn du mit jemand eine Reise machtest zu Land oder Wasser, oder wenn du sonst mit wem zu thun hättest, wäre dir's gleichviel, ob er Freund oder Feind wäre, oder glaubst du, daß du dich auch um deren Wohlwollen bemühen müßtest? Lampr. Allerdings. Sokr. Du bist also gewohnt, dir um solche Leute Mühe zu geben; deiner Mutter aber, die dich lieber hat als sonst jemand in der Welt, glaubst du keine Ehre schuldig zu sein? Weißt du nicht, daß die Stadt um keine andre Art der Undankbarkeit sich bekümmert, sie auch nicht bestraft, sondern diejenigen, welche empfangene Wohlthaten nicht vergelten, gewähren läßt; wenn aber einer seine Eltern nicht ehrt, dem ist ein Richter gestellt; man weist ihn ab und läßt ihn zu keinem öffentlichen Amte gelangen, indem man der Meinung ist, daß ein solcher weder ein gottgefälliges Opfer für die Stadt darbringen noch sonst etwas gut und recht verrichten könne. Und beim Zeus, wenn einer unterläßt, das Grab seiner verstorbenen Eltern zu schmücken, so wird auch darnach bei den üblichen Prüfungen*) der Archonten gefragt. Darum, mein Sohn, wenn du vernünftig bist, so wirst du die Götter um Vergebung bitten, wenn du deine Mutter in irgend einem Stücke vernachlässiget hast, damit sie dich nicht für undankbar halten und dir keine Wohlthaten mehr erweisen wollen. Hüte dich aber auch, daß die Leute nicht von dir denken, daß du deine Eltern gering schätzest: es würde sonst jedermann dich verachten und du dich bald von Freunden ganz verlassen sehn. Denn wenn man dich für undankbar gegen deine Eltern hielte, so würde niemand glauben, er werde, wenn er dir Gutes erwiese, von dir Dank gewinnen.

4. Wie Sokrates den Chärekrates mit seinem Bruder versöhnt.

Sokrates hatte bemerkt, daß Chärephon und sein Bruder Chärekrates, die ihm beide befreundet waren, mit einander in Uneinigkeit lebten. Als er daher eines Tages den Chärekrates zu sehen bekam, sprach er zu ihm:

Sag' mir, Chärekrates, bist du nicht einer von denen, welche Geld für nützlicher halten als einen Bruder? trotz dem, daß jenes unvernünftig, dieser aber vernünftig ist, jenes Hülfe bedarf, dieser aber selbst helfen kann; zu geschweigen, daß du viel Geld aber nur einen Bruder hast. — Wunderlich ist aber auch dies: wenn mancher es für Schaden erachtet, Brüder zu haben, weil er nicht auch

*) Die zum Archontenamt Erwählten mußten sich einer Prüfung (Dokimasia) unterwerfen, in welcher festgestellt wurde, ob der Bewerber ächter Bürger, von erforderlichem Vermögen, nemlich Fünfhundertscheffler (S. 27), von Körper untadelig sei, ob er die Pflichten gegen die Haus- und Familiengötter und gegen die Eltern erfülle, ob er dem Staate Kriegsdienste geleistet habe und seine Steuern zahle.

ihren Antheil vom elterlichen Vermögen besitzt; während er es doch nicht für Schaden hält, Mitbürger zu haben, weil er nicht deren Vermögen besitzt: sondern hier denkt er ganz vernünftig, daß es besser sei, mit vielen zusammen zu wohnen und das Nöthige mit Sicherheit zu besitzen, als allein zu leben und alles Vermögen seiner Mitbürger mit Gefahr beisammen zu haben. Unter Brüdern aber sieht man das nicht ein. — Wer es kann, der kauft sich Leibeigene, um Gehülfen in seinem Haushalte zu haben; man erwirbt sich Freunde, weil man Beistand bedarf; die Brüder aber vernachlässiget man, als ob man wohl aus Mitbürgern, aber nicht aus Brüdern Freunde machen könne. Und doch thut es so viel zur Freundschaft, einerlei Eltern zu haben, so viel, mit einander auferzogen zu sein! Zeigen doch selbst die Thiere eine gewisse Anhänglichkeit an die, mit welchen sie aufgewachsen sind. Zudem ehren auch andere Leute den, der Brüder hat, mehr als den, der keine hat, und setzen jenem weniger zu.

Chärekrates antwortete: Lieber Sokrates, wenn es nichts von Bedeutung wäre, was uns trennt, so wäre es billig, das zu ertragen, und nicht um einer Kleinigkeit willen meinem Bruder auszuweichen. Denn ich stimme dir völlig bei, daß ein Bruder etwas Gutes ist, wenn er nemlich ist, wie er sein soll. Wenn es aber an allem fehlt und alles gerade das Gegentheil ist von dem, was es sein sollte, wozu soll man sich da so viel Mühe geben um etwas Unmögliches? Sokr. Aber Chärekrates, versteht denn Chärephon sich bei niemanden beliebt zu machen? oder giebt es Leute, die ihn ganz wohl leiden können? Chärekr. Eben darum verdient er meinen Haß, weil er sich bei anderen beliebt zu machen weiß, mir aber ist er überall mit Wort und That mehr zum Schaden als zum Vortheil. Sokr. Sieh' mal, so wie ein Pferd dem, der nicht damit umzugehen versteht und sich seiner doch bedienen will, zum Schaden ist, so geht's mit Brüdern; wenn sie einander brauchen wollen und verstehen nicht mit einander umzugehen, so sind sie sich zum Schaden. Chärekr. Wie sollt' ich nicht wissen mit meinem Bruder umzugehen, da ich doch weiß, einem jeden, der mir freundlich zuspricht, freundlich zu danken und dem, der mir Gutes erweist, Gutes zu erwiedern. Wer mich aber mit Wort und That nur zu kränken sucht, dem vermag ich weder freundlich zuzusprechen noch Gutes zu erweisen; ja ich werde nicht einmal den Versuch machen. Sokr. Du redest wunderlich, lieber Chärekrates! Wenn du einen guten Hund bei deinen Schafen hättest, der die Hirten freundlich bewillkommte, dich aber, so oft du kämest, mit Knurren und Gebell empfinge, so würdest du dich nicht darüber erzürnen, sondern ihm etwas geben, um ihn zu besänftigen: an deinem Bruder aber — von welchem du zugestehest, daß er ein großes Gut sei, wenn er ist, wie er sein soll — willst du deine Kunst gar nicht versuchen, um ihn zu gewinnen, da du doch, wie du sagst, dich darauf verstehst, jemanden mit Worten und Werken dich freundlich zu erweisen? Chärekr. Ich fürchte, lieber Sokrates, daß ich nicht so viel Verständniß habe, um den Chärephon dahin zu bringen, daß er gegen mich wäre, wie er sein sollte. Sokr. Dazu wirst du, glaub' ich, keiner sonderlichen List oder neuen Künste gegen ihn bedürfen, sondern das, was du weißt, wird hinlänglich sein, ihn zu gewinnen. Chärekr. O so zaudre nicht, mir zu sagen, was für Mittel, mich in Gunst zu setzen, du an mir wahrgenommen hast, denn sie sind mir selber nicht bewußt. Sokr. Sage du mir lieber: wenn du einen deiner Bekannten dahin bringen wolltest, dich zu seinem Opfermahle einzuladen, was würdest du da thun? Chärekr. Ich würde natürlich ihn zuerst einladen, wenn ich opferte. Sokr. Wenn du aber einen Freund bewegen wolltest, wenn du verreistest, sich deiner Sachen anzunehmen, was würdest du da thun? Chärekr. Ich würde natürlich damit den Anfang machen und mich seiner Sachen annehmen, wenn er verreisete. Sokr. Wenn du aber wünschtest, einen Fremden dahin zu bringen, daß er dich aufnähme, wenn du in seine Stadt kämest, was würdest du thun? Chärekr. Es versteht sich, daß ich ihn zuerst aufnähme, wenn er nach Athen käme. Und wenn ich ihn geneigt machen wollte, mir etwas zu bewilligen, das ich bei ihm suchte, so müßte ich ihm auch darin zuvorkommen. Sokr. Siehst du, du verstehst alle Künste, die menschenmöglich sind, um Herzen zu gewinnen, und hast das so lange vor dir geheim gehalten! — Oder säumest du darum (fuhr er fort), den Anfang zu machen, damit du dich nicht beschimpfest, wenn du deinem Bruder mit Gutthat zuvorkommst? Man hält ja sonst den Mann des größten Lobes werth, welcher den Feinden mit Zufügung von Nachtheil, den Freunden aber mit Wohlthun zuvorkommt. Wenn ich daher den Chärephon zu diesem Verfahren für geeigneter hielte, als dich, so würde ich mich an ihn wenden und ihn zu überreden suchen, daß er zuerst sich um deine Freundschaft bemühe. Nun aber scheinst du mir geschickter dazu, die Sache in's Werk zu setzen.

Chärekr. Was du da sagst, o Sokrates, ist mindestens befremdlich und keineswegs deiner Klugheit entsprechend. Ich als der Jüngere soll den Vorgang haben, während alle Welt im Gegentheil für Recht hält, daß der Aeltere bei allem, im Thun wie im Reden, zuerst komme? Sokr. Wie so? gilt es nicht vielmehr allerorten für Recht, daß der Jüngere dem Aelteren aus dem Wege gehe, wenn sie sich begegnen? daß er vor ihm aufstehe, daß er ihm den weichsten Sitz überlasse, und daß er so lange schweige, bis jener gesprochen hat? Säume also nicht, mein Guter! sondern mach' Anstalt, den Mann zu besänftigen, und er wird dir alsobald in jeder Weise freundlich entgegenkommen. Siehst du denn nicht, wie ehrliebend und edelmüthig er ist? Schlechte Leute gewinnst du mit nichts leichter als mit Geschenken; aber gute und treffliche Männer machst du dir am meisten durch freundschaftliche Begegnung zu eigen. Chärekr. Wenn ich das nun thäte, und jener doch um nichts besser würde? Sokr. Was hättest du dann anderes zu befahren als dies, daß du gezeigt hättest, du seiest ein wackerer Mann und ein liebender Bruder, jener hingegen ein schlechter Mensch, der deiner Gutthat nicht werth gewesen? Doch ich fürchte gar nicht, daß so etwas eintreten werde, sondern glaube, sobald er merken wird, daß du ihn zu solchem Wettkampfe herausforderst, werde er dir den Sieg nicht gönnen, sondern sich beeifern, in freundlichen Worten und Thaten dich zu übertreffen. — Denn jetzt kommt ihr mir vor, wie zwei Hände, welche Gott bestimmt hat, einander beizustehen, die das aber unterlassen und sich vielmehr gegenseitig stets hinderlich sind; oder wie zwei Füße, die nach göttlicher Absicht einander forthelfen

sollten, aber darauf gar nicht bedacht sind, sondern einander im Wege stehen. Ist es aber nicht eine große Thorheit und ein Unglück, wenn wir das, was zu unserm Nutzen gemacht ist, zu unserm Schaden anwenden? Und wahrhaftig, zwei Brüder hat Gott, wie mich dünkt, zu noch größerem Nutzen für einander bestimmt, als ihre zwei Hände, zwei Füße, zwei Augen oder was sonst den Menschen paarweise gegeben ist. Denn wenn die Hände zwei Dinge zu gleicher Zeit verrichten sollen, die über eine Klafter weit von einander entfernt sind, so vermögen sie das nicht; die Füße aber vermögen nicht einmal abzureichen, was eine Klafter weit von einander entfernt ist; die Augen aber, die doch am weitesten in die Ferne zu reichen scheinen, können doch auch in der größten Nähe, was vorn und was hinten ist, nicht zu gleicher Zeit sehen. Hingegen zwei Brüder, welche Freundschaft halten, können in noch so großer Entfernung einer des andern Nutzen befördern.

5. Wie Sokrates dem Aristarchos aus der Noth hilft.

Sokrates suchte diejenigen Verlegenheiten seiner Freunde, welche aus Unwissenheit entspringen, durch seine Klugheit zu beseitigen; rührten sie aus Dürftigkeit her, so lehrte er sie, nach Kräften einander aushelfen. Auch davon will ich erzählen, was ich von ihm weiß.

Einst fand er den Aristarchos traurig und verdrossen und sprach zu ihm: Aristarch! dir scheint etwas auf dem Herzen zu liegen. Du mußt den Freunden mittheilen, was dich drückt; vielleicht können wir es dir in etwas erleichtern. Aristarch gab zur Antwort: Wahrhaftig, lieber Sokrates, ich bin in großer Verlegenheit. Denn seit die Unruhen in Athen ausgebrochen und viele sich nach Peiräos geflüchtet haben, sind so viele verlassene Schwestern, Nichten und Basen zu mir gekommen, daß ich vierzehn freie Leute im Hause habe. Man hat aber jetzt weder von seinen Feldern einiges Einkommen (denn die haben die Feinde in Besitz genommen), noch von den Häusern, da eine so große Entvölkerung in der Stadt eingetreten ist. Hausgeräthe kaufet jetzt auch niemand, und Geld kann man jetzt nirgends geliehen bekommen; ja ich glaube, eher könnte man welches auf der Straße finden, wenn man suchte, als daß einem jemand borgte; 's ist hart, lieber Sokrates, die Seinen verschmachten zu lassen, aber es ist eine reine Unmöglichkeit, unter solchen Umständen so viele zu versorgen.

Als er ihn hatte aussprechen lassen, begann Sokrates: Wie kommt es aber, daß Keramon so viele Leute nährt und nicht nur sich selber sammt ihnen den nöthigen Lebensunterhalt ermittelt, sondern sogar so viel erübrigt, daß er dabei reich wird? Dich hingegen seh ich, weil du viele zu versorgen hast, von der Furcht ergriffen, ihr würdet aus Mangel allesammt verhungern? Arist. Ja das kommt daher, weil Keramon Knechte zu unterhalten hat, ich aber freie Leute. Sokr. Hältst du denn deine freien Leute für besser oder Keramons Knechte? Arist. Ei freilich meine freien Leute! Sokr. Ist es demnach nicht eine Schande, daß jener mit seinen schlechteren Leuten gute Geschäfte macht, du aber mit den viel besseren Leuten, die bei dir sind, in Noth geräthst? Arist. Behüte Gott! denn er nähret Künstler,*) ich aber frei erzogene Personen. Sokr. Sind denn nicht alle diejenigen Künstler, die etwas Brauchbares zu verfertigen wissen? Arist. Ja gewiß! Sokr. Ist Backwerk etwas Brauchbares? Arist. O ja! Sokr. Und Brod? Arist. Ebenfalls. Sokr. Was sagst du von männlichen und weiblichen Kleidungsstücken? von Leibröcken, Mänteln und Unterkleidern? Arist. Freilich, das sind alles brauchbare Sachen. Sokr. Ferner frag' ich: verstehen deine Leute nichts dergleichen zu verfertigen? Arist. Sie können alles das, wie ich glaube. Sokr. Weißt du nicht, daß Nausikydes von einer einzigen solchen Sache, nemlich vom Backwerke, nicht nur sich und seine Hausgenossen erhält, sondern auch noch viele Schweine und Ochsen mästet und so viel zurücklegt, daß er auch der Stadt oft mit Geld aushelfen kann? Und vom Brodbacken nährt Kiribos sein ganzes Haus und hat reichliches Auskommen. Demeas und Menon machen Mäntel, die meisten Megareer erwerben ihren Unterhalt mit Anfertigung von Unterkleidern. Arist. Ja wahrhaftig? die kaufen auswärtige Sklaven und zwingen sie zu arbeiten. Das laß ich gelten! ich aber habe lauter freie Leute und Anverwandte im Hause. Sokr. Also meinst du wohl, weil sie freie Leute und deine Anverwandten sind, dürfen sie weiter nichts thun als essen und schlafen? Siehst du denn andere freie Leute, die so leben und sich dabei besser befinden, als die, welche eine brauchbare Kunst, die sie verstehen, auch ausüben? Oder hast du wahrgenommen, daß Trägheit und Müßiggang zur Erlernung edler Kenntnisse, zur Bewahrung des Erlernten, zur Gesundheit und Kraft des Leibes, zum Erwerb der Lebensgüter wie zu ihrer Erhaltung dienlich sind, Fleiß und Arbeitsamkeit dagegen zu nichts taugen! Haben denn deine Leute das, worauf sie sich nach deiner Aussage verstehen, darum gelernt, weil es ihnen zum Lebensunterhalte nicht dienlich ist, und mit dem Vorsatze, daß sie es auch niemals ausüben wollten? oder ist nicht vielmehr ihre Absicht dabei gewesen, die erlernten Fertigkeiten zu ihrem Vortheil anzuwenden? Wodurch werden die Menschen vernünftiger, durch Nichtsthun oder nützliche Beschäftigung? Wodurch werden sie gerechter, wenn sie arbeiten oder wenn sie die Hände im Schooß rathschlagen, was sie essen und trinken wollen? — Ja ich glaube sogar, daß jetzt weder du ihnen recht gut bist, noch sie dir: du nicht, weil du glaubst, daß du Schaden von ihnen hast; sie nicht, weil sie sehen, daß sie dir beschwerlich sind; und so ist zu befürchten, daß diese Abneigung immer mehr zunehmen und eure frühere Liebe immer geringer werde. Sorgest du aber dafür, daß sie thätig sind, so werden sie dir lieb sein, indem du siehst, daß du Vortheil von ihnen hast; und sie werden dir gut sein, weil sie merken, daß du dich ihrer freuest; und wenn ihr euch dann in der Folgezeit der vorigen Gutthat mit Vergnügen erinnert, so wird eure beiderseitige Dankbarkeit wachsen und ihr werdet desto liebreicher und traulicher beisammen leben. — Säume daher nicht, ihnen dasjenige

*) Das Wort Künstler umfaßte bei den Griechen auch den Handwerker. Freie Bürger betrieben selten ein Handwerk persönlich, sondern bedienten sich dazu der Sclaven.

vorzuschlagen, was dir und ihnen nützlich ist, und sie werden allem Anscheine nach gern dazu bereit sein. Arist. Bei den Göttern! ich glaube, daß du Recht hast, lieber Sokrates, und werde hiernach meinen Entschluß fassen. Vorher konnte ich mich nicht entschließen, Geld aufzunehmen, weil ich wußte, daß ich, wenn das Darlehn verzehrt wäre, es nicht wieder bezahlen könnte. Nunmehr aber glaube ich es ganz wohl wieder aufzubringen, wenn ich dafür Material zu Arbeiten anschaffe.

Aristarchos ging hinweg, kaufte die nöthigen Materialien und schaffte Wolle an. Nun begann in seinem Hause ein neues rühriges Leben. Mittags nahm man sich nicht Zeit, sich um den Tisch zu lagern, sondern aß bei der Arbeit und vereinte sich erst am Abend nach vollbrachtem Geschäft zum gemeinsamen Mahle.*) Bei dieser Geschäftigkeit war ein ganz anderer Geist über die Familie gekommen. Die Frauen waren heiter und fröhlich, während sie früher verdrießlich ausgesehn; und statt einander wie sonst von der Seite anzuschielen, sahen sie sich ganz vergnügt in's Angesicht. Sie liebten den Aristarch als ihren Versorger, und er hielt sie werth als nützliche Hausgenossen. Endlich kam er zu Sokrates und erzählte ihm diese Umwandlung mit großer Freude, und unter anderem auch, wie sie ihm jetzt vorwürfen, er sei der einzige im Hause, der nicht arbeite und doch mit esse. Da sagte Sokrates: Erzählst du ihnen nicht die Geschichte vom Hunde? Als nemlich — so sagt man — die Thiere noch redeten, sprach das Schaaf zum Hirten: Du handelst wunderlich, daß du uns, die wir dich mit Wolle, Lämmern und Käse versorgen, nichts giebst, außer was wir von der Erde empfangen; dem Hunde aber, der dir nichts dergleichen darbietet, theilst du von deiner eigenen Speise mit. Als der Hund das hörte, sprach er: Das ist schon recht; denn ich bin es, der euch schützt, daß ihr weder von Menschen gestohlen, noch von Wölfen zerrissen werdet. Dahingegen, wenn ich euch nicht bewachte, so würdet ihr nicht einmal weiden können, aus steter Furcht, daß euch ein Leids geschähe. Darauf, sagt man, hätten die Schaafe dem Hunde hinfort nicht mehr den Vorzug streitig gemacht. — Du also sage deinen Gästen, daß du wie dort der Hund ihr Wächter und Versorger seiest, so daß sie um deinetwillen von niemand ein Unrecht zu befahren haben, sondern sicher und vergnügt bei ihrer Arbeit leben können.

6. Wie Sokrates den Glaukon seiner Unwissenheit überführt.

Glaukon, Aristons Sohn, wollte durchaus den Volksredner machen, und trug sich schon mit Gedanken an die höchsten Aemter im Staate, wiewohl er noch nicht einmal zwanzig Jahre alt war. Keiner von allen seinen Freunden und Bekannten konnte ihn davon abbringen, trotz dem, daß er schon einmal vom Rednerstuhle heruntergewiesen und öffentlich ausgelacht worden war. Nur dem Sokrates, der ihm um seines Bruders Platon willen geneigt war, gelang es, und zwar auf folgende Weise.

Als er ihm einst begegnete, macht' er sich an ihn, und um ihm erst Lust zu machen, ihn anzuhören, hob er also an: Glaukon, ich höre, daß du dich der Staatsverwaltung gewidmet hast? Glaukon: Ja, lieber Sokrates. Sokr. Wahrhaftig, das ist ein Vorhaben, so schön als nur eines sein kann! Denn wenn du das ausführst, so wirst du natürlich im Stande sein, alles zu erlangen, was du selber begehrst; ferner kannst du dich deinen Freunden nützlich machen; du wirst deines Vaters Haus emporbringen, die Macht deiner Vaterstadt vermehren und dir einen großen Namen machen, zuerst in der Stadt, sodann in ganz Griechenland, ja vielleicht gar, wie Themistokles, auch bei den Barbaren. Wohin du dann kommst, überall wird man die Augen auf dich richten.

Durch solche Vorstellungen fühlte sich der Jüngling höchst geschmeichelt und er blieb gern noch länger. Darauf fuhr Sokrates fort: Du weißt doch, mein Glaukon, daß du dich, wenn du geehrt sein willst, um die Stadt verdient machen mußt? Glauk. Ja gewiß! Sokr. Bei den Göttern! so verhehle uns nicht, sondern sprich: mit welchem Verdienste um die Stadt gedenkst du den Anfang zu machen? (Auf diese unerwartete Frage schwieg Glaukon, als ob er sich besänne, womit er den Anfang machen wolle; Sokrates sprach weiter:) Nun, willst du vielleicht versuchen, die Stadt reicher zu machen? Glauk. Ja, das will ich. Sokr. Würde sie denn dadurch reicher, wenn sie mehr Einkünfte bekäme? Glauk. Das versteht sich. Sokr. So sage mir doch, woher bezieht die Stadt jetzt ihre Einkünfte? und wieviel betragen sie? Denn jedenfalls hast du dies schon beachtet, damit du, wenn einige sich mindern, den Mangel ersetzen könnest; und wenn sie gar ausbleiben, sie wiederherstellest. Glauk. Nein wahrhaftig, darum habe ich mich noch nicht bekümmert. Sokr. Wenn du das also bei Seite gelassen, so sag' uns wenigstens die Ausgaben der Stadt, denn natürlich denkst du darauf, die überflüssigen zu streichen. Glauk. Nein wahrhaftig, auch dazu habe ich noch keine Zeit gehabt. Sokr. So werden wir also auch das Vorhaben, die Stadt reicher zu machen, noch aufschieben müssen. Denn wie wär' es möglich, daran zu denken, wenn uns weder die Ausgaben noch die Einnahmen bekannt sind?

Glauk. Aber, lieber Sokrates, man kann ja die Stadt auch auf Kosten der Feinde bereichern. Sokr. O ja, recht gut; nemlich wenn man ihnen überlegen ist; wäre man aber schwächer, so könnte man noch das Seine dazu verlieren. Glauk. Das ist wahr. Sokr. Mithin muß, wer dazu rathen will, wen man bekriegen müsse, die Stärke der beiderseitigen Kriegsmacht kennen, damit er, wenn unsre Stadt stärker ist, zum Kriege rathe; ist sie aber schwächer als der Feind, sie erinnere, auf ihrer Huth zu sein. Glauk. Du hast Recht. Sokr. Gieb uns demnach zuerst die Land- und Seemacht der Athener an und sodann die der Feinde. Glauk. Ei beim Zeus, das kann ich dir nicht so aus dem Kopfe hersagen! Sokr. Nun, wenn du's schriftlich hast, so hole es doch; denn ich möchte es gar zu gern erfahren. Glauk. O nein, ich habe es auch noch nie schriftlich gehabt. Sokr. So werden wir es auch für's Erste aufgeben müssen, über Krieg und Frieden einen Rath zu geben. Vermuthlich

*) Nicht das Mittags- sondern das Abendessen war bei den Griechen die Hauptmahlzeit, und jenes vertrat in ordentlichen Häusern nur die Stelle des Frühstücks.

hast du das auch wegen seiner Weitläufigkeit, und da du erst ein Anfänger in der Staatsverwaltung bist, noch nicht untersucht. —

Aber das weiß ich doch (fuhr er fort), daß du über die Sicherheit des Landes nachgedacht hast und du weißt, welche Wachposten nothwendig sind und welche nicht; ferner, wie viel Wächter dazu hinreichend sind oder nicht, und jedenfalls wirst du rathen, die nothwendigen zu verstärken und die überflüssigen einzuziehn. Glauk. Beim Zeus! ich für meine Person thäte das mit allen, weil sie das Land in der Art bewachen, daß dadurch dem Diebstahl keineswegs gesteuert wird. Sokr. Wenn man diese Besatzungen nun aber einzöge, meinst du nicht, daß es alsdann in eines jeden Gewalt stünde, nach Belieben zu plündern? — Aber (fuhr er fort) bist du denn dort gewesen, und hast es untersucht, oder woher weißt du, daß sie schlecht Wache halten? Glauk. Ich vermuthe es. Sokr. Wollen wir also nicht auch über diese Dinge lieber erst dann unsre Rathschläge ertheilen, wenn wir nicht mehr vermuthen, sondern wissen? Glauk. Das möchte vielleicht auch besser sein.

Sokr. In unsre Silbergruben*) bist du, so viel ich weiß, noch nicht gekommen, daß du angeben könntest, warum sie gegenwärtig nicht mehr so viel Ausbeute geben als sonst. Glauk. Nein, ich bin nicht dort gewesen. Sokr. In der That soll die Gegend sehr ungesund sein, so daß dir dies, wenn du einmal darüber deine Meinung abgeben sollst, zur Entschuldigung dienen kann. — Aber das hast du doch gewiß nicht verabsäumt, sondern wohl überlegt, auf wie lange das Getraide, das in unserm Lande wächst, ausreicht, die Stadt zu nähren, und wie viel im Jahre dazu gehöre; damit du, wenn einmal Mangel einträte, der Stadt zu rathen und der Hungersnoth vorzubeugen wissest. Glauk. O, das wäre eine weitläufige Sache, wenn einer auch darum sich bekümmern müßte! Sokr. Und doch wird keiner auch nur sein eigen Haus gut versorgen können, wenn er nicht alles weiß, was er bedarf und alles, was ihm davon abgeht, anschafft. Da nun Athen aus mehr als zehntausend Häusern besteht, so ist es allerdings schwer für so viele Häuser zugleich zu sorgen. Warum hast du also nicht vorerst den Versuch gemacht, ehe du so Großes unternimmst, dem einen Hause deines Oheims aufzuhelfen? Denn der hat's ja nöthig. Könntest du das, so möchtest du es auch mit mehreren versuchen. Wenn du aber einem nicht helfen kannst, wie sollte dir es mit vielen möglich sein? Denn wenn jemand nicht einen Centner tragen kann, ist dann nicht offenbar genug, daß er es gar nicht unternehmen darf, noch mehr zu tragen? Glauk. Ich wollte wohl dem Hause meines Oheims aufhelfen, wenn er mir folgen wollte! Sokr. Nun also, während du deinen Oheim nicht hast dahin bringen können, dir zu folgen, glaubst du doch, du werdest alle Athener mitsammt deinem Oheim überreden können dir zu folgen? Hüthe dich ja, o Glaukon, daß du nicht im heftigen Begehren nach Ruhm auf sein Gegentheil stoßest. Siehest du nicht, wie schwer es ist, über Dinge, die man nicht versteht, zu reden oder sie zu unternehmen? Denke doch an andere, von denen du weißt, daß sie öffentlich reden und thun, was sie nicht verstehen; scheinen sie dir Lob oder Schimpf davon zu haben? wendet man ihnen Bewunderung oder Verachtung zu? Sodann denke an die, welche verstehen, was sie reden und was sie thun; und du wirst, wie ich glaube, finden, daß, welche man in allen ihren Thaten rühmt und bewundert, zu den verständigsten Männern gehören, die man aber schmäht und verachtet, zu den unwissendsten. Wenn du also wünschest Ruhm und Bewunderung unter deinen Mitbürgern zu erlangen, so trachte vor allem nach der Kenntniß desjenigen, was du einst zu treiben gedenkest. Denn wenn du erst darin es andern zuvorthust und alsdann daran gehest, den Angelegenheiten der Stadt deine Kräfte zu widmen, so werde ich mich nicht verwundern, wenn du ganz leicht erlangst, was du begehrest.

7. Gespräch über die Fürsorge der Gottheit und ihre Verehrung.

Sokrates beeilte sich nicht, seine Schüler beredt, geschickt und erfinderisch zu machen, sondern glaubte, daß ihnen vor allen Dingen erst gesunde Vernunft von Nöthen sei. Denn die alle jene Vorzüge besäßen ohne vernünftig zu sein, die hielt er nur für um so schlimmer und gefährlicher. Für's erste suchte er ihnen daher richtige Begriffe von den Göttern beizubringen. In welcher Weise dies geschah, dafür möge das Gespräch mit Euthydemos einen Beleg geben.

Sokrates. Sage mir, Euthydemos, ist dir einmal beigekommen, darauf zu merken, wie sorgfältig die Götter alles zubereitet haben, was die Menschen bedürfen? Euth. Wahrhaftig, daran hab' ich noch nicht gedacht. Sokr. Aber weißt du denn, daß wir für's erste Licht bedürfen, welches uns die Götter verleihn? Euth. Ei gewiß, denn wenn wir das nicht hätten, so wären wir unerachtet unserer beiden Augen doch den Blinden gleich. Sokr. Ferner, da wir auch der Ruhe bedürfen, verleihen sie uns die Nacht, als die beste Ruhezeit. Euth. Ja, auch das ist dankenswerth. Sokr. Da nun das helle Sonnenlicht uns die Tageszeiten und alles andere deutlich unterscheiden läßt, die Nacht aber mit ihrer Finsterniß alles verhüllt, haben sie uns nicht darum bei Nacht die Leuchten der Sterne angezündet, welche uns die vier Nachtwachen anzeigen und in den Stand setzen, auch da noch manches Nöthige zu verrichten? Euth. So verhält sich's. Sokr. Und der Mond macht uns nicht nur die Theile der Nacht, sondern auch den Monat offenbar. Euth. Ganz recht. Sokr. Da wir ferner der Nahrung bedürfen, so sorgen sie dafür, daß sie uns aus der Erde wächst und daß die Jahreszeiten, die nach diesem Zwecke geordnet sind, viel und mancherlei hervorbringen nicht nur von dem, was zur Leibesnothdurft gehört, sondern auch zu unserm Vergnügen dient. Was sagst du dazu? Euth. Auch das zeugt in der That von ihrer Liebe zu den Menschen. Sokr. Daß sie uns auch das so überaus schätzbare Wasser geben, durch welches alles, was wir nöthig haben, in der Erde wächst und gedeiht, welches auch selber mit zu unserer Nahrung gehört und, indem wir alle unsre Speisen damit mischen, sie verdaulicher,

*) Im attischen Gebirge Laurion. Vergl. S. 102.

gesunder und schmackhafter macht; ja daß sie uns, weil wir desselben am allermeisten bedürfen, auch am reichlichsten damit versorgen? Euth. Auch das zeigt ihre Fürsorge. Sokr. Daß sie uns auch das Feuer gewähren, zu einem Helfer gegen die Kälte, einem Helfer gegen die Finsterniß, einem Mitarbeiter bei allen Künsten und allem dem, was die Menschen Nützliches verfertigen? denn, um es mit einem Wort zu sagen, die Menschen verfertigen nichts, was für die Nothdurft des Lebens von Belang ist, ohne Feuer. Euth. Auch das ist ein Zeugniß ihrer überschwenglichen Menschenliebe. Sokr. Ferner, daß die Wärme der Sonne vom kürzesten Tage an stets zunimmt, das Eine zeitiget, das Andere, dessen Zeit vorüber, ausdörrt; alsdann, wenn sie solche Verrichtung vollbracht hat, wiederum abnimmt, als ob sie sich hüthete, durch ihr Uebermaaß zu schaden; daß sie aber auch in ihrer Abnahme Maaß und Ziel einhält, damit wir nicht vor Frost umkommen, bis sie wieder in das alte Geleis einlenkt? — Euth. O wahrlich auch das geschieht offenbar um der Menschen willen! Sokr. Wiederum, da nicht weniger offenbar ist, daß wir weder die Hitze noch den Frost vertragen könnten, wenn sie plötzlich einträten, und die Sonne darum sich uns nur allmählig nähert und wieder entfernt, so daß wir ganz unvermerkt bald zu dem einen bald zu dem andern äußersten Punkte gelangen? Euth. Ich komme jetzt auf den Gedanken, ob nicht die Götter dabei noch etwas anderes zur Absicht haben, als für die Menschen zu sorgen? Nur das Eine hindert mich, daß auch die übrigen lebenden Geschöpfe daran Theil nehmen. Sokr. Ist denn nicht augenscheinlich, daß auch diese nur um der Menschen willen da sind und erhalten werden? Denn welches andere Geschöpf, es seien Ziegen oder Schweine oder Pferde, Rinder und Esel oder was man wolle, genießt so viel gutes als der Mensch? Wenigstens bin ich der Meinung, daß er von den Thieren mehr Nutzen habe als von den Pflanzen. Denn jene dienen ihm nicht weniger zur Speise als diese, denn viele Völker lassen die Erdgewächse ganz unbenutzt und leben nur von der Milch, dem Käse und Fleische ihrer Heerden; und alle die, welche nützliche Thiere abrichten und zähmen, bedienen sich ihrer als Gehülfen im Kriege und in vielen anderen Fällen. Euth. Auch darin stimme ich dir bei; denn ich sehe, daß viele Thiere, die weit stärker sind als wir, dennoch den Menschen dermaaßen unterthan sind, daß sie dieselben brauchen, wozu sie wollen. Sokr. Ferner, da es des Schönen und Nützlichen so viel giebt und solches doch unterschiedlicher Art ist, so haben sie den Menschen geeignete Sinne gegeben, durch welche wir alles das Gute auffassen und genießen können. Ingleichen haben sie uns eine vernünftige Seele eingepflanzt, um über alles, was wir wahrnehmen, nachzudenken, uns desselben zu erinnern, zu erkennen, wozu man dies und das gebrauchen könne und mancherlei Erfindungen zu machen, durch die wir das Gute genießen und das Böse abwehren. Ferner haben sie uns die Sprache verliehen, vermittelst deren wir die Kenntniß alles Guten durch Unterricht mittheilen oder empfangen, Gesetze verfassen und den Staat regieren. Was meinst du dazu? Euth. In der That, die Götter scheinen für die Menschen große Sorgfalt zu üben. Sokr. Weiter, wenn wir nicht im Stande sind, in Hinsicht dessen, was für die Folgezeit heilsam und nothwendig, das Richtige zu treffen, kommen sie uns da nicht zu Hülfe, indem sie uns auf Befragen durch Wahrsagung das Zukünftige offenbaren und uns belehren, wie man eine Sache am besten ausrichte? Euth. Dir, o Sokrates, scheinen sie vor andern sich freundlich erwiesen zu haben, weil sie dir auch unbefragt angezeigt haben, was man thun oder lassen müsse. Sokr. Daß ich die Wahrheit sage, wirst auch du, lieber Euthydemos, inne werden, wenn du nicht darauf wartest, bis die Götter dir leibhaftig erscheinen, sondern dir genügen lässest, daß du ihre Werke schauest und sie darum verehrest und anbetest. Denke aber, daß die Götter selber auf diese Weise sich zeigen. Denn weder die andern Gottheiten, welche uns Gutes geben, thun dies, indem sie damit sichtbar uns entgegenkommen, noch derjenige, welcher die ganze Welt, den Inbegriff alles Guten und Schönen, ordnet und zusammenhält; zwar wird er aus den großen Dingen, die er thut, erkannt,*) aber seine Wirksamkeit selber bleibt uns unsichtbar. Bedenke doch, daß auch die Sonne, deren Dasein niemand in Zweifel stellen kann, doch den Menschen nicht erlaubt, sie genau zu betrachten, sondern dem, der ohne Scheu hineinzublicken wagt, die Augen blendet. Auch die Diener**) der Götter sind, wie du finden wirst, unsichtbar. Denn daß der Blitz von oben herabkommt, das ist freilich offenbar und nicht minder, daß er alles, was er trifft, niederschmettert; aber niemand sieht ihn kommen, treffen und weggehen. So kann man auch die Winde nicht sehen, ihre Wirkungen aber sind offenbar und ihre Annäherung merket man wohl.***) Endlich, wenn irgend etwas in der Welt der Gottheit theilhaftig ist, so ist es die menschliche Seele. Daß sie in uns herrsche, ist offenbar, gesehen aber wird auch sie nicht. Wer das bedenket, der darf wahrhaftig die unsichtbaren Wesen nicht außer Acht lassen, sondern er muß die Gottheit, deren Macht er aus ihren Werken wahrnimmt, verehren.

Euthyd. O Sokrates, ich weiß gewiß, daß ich die Gottheit von nun an auch bei der kleinsten Veranlassung nicht außer Acht lassen will; aber das beunruhiget mich, daß, wie mir scheint, auch nicht ein Mensch die Wohlthaten der Götter mit gebührendem Danke erwiedert. Sokr. Darum beunruhige dich nur nicht, Euthydemos! Denn du siehst ja, daß der Gott zu Delphoi, wenn ihn jemand fragt, wie er sich den Göttern wohlgefällig machen solle? antwortet: „Nach den Gesetzen deiner Stadt." Nun bestehet aber dies Gesetz überall: die Götter je nach Vermögen mit Opfern zu versöhnen. Man soll also die Götter nicht unter seinem Vermögen ehren, ihnen vertrauen und das Beste von ihnen hoffen. Denn niemand, der bei gesunder Vernunft ist, kann von anderen etwas Größeres hoffen, als von denen, welche ihm mehr als sonst jemand nützen können, noch auf eine andere Art mit größerer Ge-

*) Denn daß man weiß, daß Gott sei, ist ihnen offenbar, denn Gott hat es ihnen offenbaret, damit, daß Gottes unsichtbares Wesen, das ist seine ewige Kraft und Gottheit wird ersehen, so man deß wahrnimmt an den Werken, nemlich an der Schöpfung der Welt. Röm. 1, 19 f.

**) Du machest die Winde zu deinen Boten und die Feuerflammen zu deinen Dienern. Ps. 104, 4.

***) Der Wind bläset, wo er will, und du hörest sein Sausen wohl; aber du weißt nicht, von wannen er kommt und wohin er fährt. Joh. 3, 8.

wißheit, als wenn sie Wohlgefallen an ihm haben. Wie kann er ihnen aber mehr gefallen, als wenn er ihnen nach Möglichkeit gehorcht?

Durch solcherlei Reden, mit denen auch seine Thaten in Einklang standen, machte Sokrates diejenigen, welche mit ihm umgingen, frömmer und zugleich vernünftiger.

8. Gegner und Anklage des Sokrates.

Bei aller Liebenswürdigkeit und hohen Tugend hatte Sokrates doch viele Feinde. Den Selbstgefälligen mußte ein Mann, welcher eigens darauf ausging, jede Selbsttäuschung, wo er sie antraf, schonungslos zu zerstören, höchst unbequem, ja unerträglich erscheinen. Träge Seelen, welche blindlings dem Hergebrachten huldigten, waren leicht mit der Beschuldigung zur Hand: Sokrates stürze die Jünglinge in Zweifel und Ungewißheit, er reiße alles nieder und baue nichts auf. Den Alltagsmenschen galt er um der Strenge seiner Lebensweise willen für einen Sonderling und Anderen, weil sie ihn nie in der Volksversammlung und doch den größten Theil des Tages auf der Straße fanden, für einen Müßiggänger und unnützen Menschen. Daß ihm die Sophisten, deren Ansehn und Gewerbe er bei so manchem in Mißkredit gebracht hatte, nicht hold waren, ist nicht zu verwundern; und doch widerfuhr ihm das seltsame Schicksal, daß viele gerade in ihm den geschicktesten und gefährlichsten aller Sophisten zu erblicken glaubten. Da er selten das Schauspiel besuchte und die eben zu seiner Zeit bis zur Frechheit sich versteigende Muthwilligkeit der attischen Komödie tadelte, so gesellten sich, von anderen Gründen abgesehen, auch die Lustspieldichter zu seinen Gegnern und suchten ihn öfter dem Gelächter ihres Publikums bloszustellen.

Dennoch schützte ihn die öffentliche Achtung bis in sein siebenzigstes Jahr vor eigentlicher Verfolgung. So gelang es auch dem Aristophanes nicht, mit den „Wolken“ den Preis zu gewinnen, auch dann nicht, als der Dichter dieses Lustspiel einer neuen Ueberarbeitung unterwarf und zum zweiten Male auf die Bühne brachte; wiewohl es nicht unwahrscheinlich ist, daß jene Komödie nicht ohne Einfluß auf das tragische Ende des Weisen geblieben sei.

Trotz seiner Zurückgezogenheit von den politischen Angelegenheiten der Athener brachte ihn doch sein Freimuth gegen Hohe und Niedere, sowie die Unbeugsamkeit seiner sittlichen Grundsätze mehrmals in Gefahr, ein Opfer des Parteihasses zu werden. Wie er einst als Epistat für Gesetz und Recht in die Schranken trat und dem von Leidenschaft verblendeten Haufen die offne Stirne bot, haben wir schon früher erzählt (S. 148). Aber denselben Muth bewies er auch den Tyrannen gegenüber.

Als die Dreißig, welchen nach der Uebergabe Athens an die Lakedämonier die Staatsverwaltung überwiesen worden, sich unterfingen, viele Bürger, deren Gesinnung ihnen nicht genehm war, zu tödten, äußerte Sokrates: er müsse sich wundern, wenn einer, der über eine Heerde Rinder bestellt sei und die Zahl der Kühe sich vermindern oder mager werden lasse, doch nicht eingestehen wolle, daß er ein schlechter Hirt sei; aber noch mehr sei es zu verwundern, wenn jemand, den man zum Regenten einer Stadt bestellt habe, die Bürger vermindere oder arm werden lasse, ohne sich zu schämen oder zu bekennen, daß er ein schlechter Regent sei. Als das den Tyrannen hinterbracht wurde, ließen sie ihn vor sich kommen und verboten ihm geradehin, sich mit jungen Leuten in Unterredung einzulassen. Sokrates erwiederte: „Damit mir kein Zweifel bleibe, ob ich dem Befehle nachkomme oder nicht, so bestimmt mir doch, bis zu welchem Jahre einer unter die jungen Leute gehöre.“ Charikles, einer der Dreißigmänner, erwiederte: „So lange er noch nicht zu Rathe kann gewählet werden, denn eher ist er nicht für verständig zu halten. Rede also mit keinem, der unter dreißig Jahren ist.“ — „Auch nicht, wenn ich etwas kaufe, das einer unter dreißig Jahren zu verkaufen hat, daß ich ihn frage: wie theuer?“ — „O ja! dergleichen ist dir erlaubt;“ sagte Charikles; „aber du bist's gewohnt, Dinge zu fragen, welche du gemeiniglich schon weißt; solche Sachen laß nur künftig ungefragt.“ — „Darf ich denn auch nicht antworten,“ sprach Sokrates, „wenn jemand mich fragen sollte: wo wohnt Charikles? oder: wo finde ich den Kritias?“ — „O ja, das darfst du,“ sprach Charikles, und Kritias setzte hinzu: „Diejenigen, von denen du dich enthalten sollst, das sind die Sattler, die Zimmerleute und Schmiede. Denn ich glaube, daß die deines Geschwätzes ganz überdrüssig sind, womit du sie betäubest.“ — „So werde ich mich also auch der Folgerungen dieser Gespräche zu enthalten haben, von der Gerechtigkeit, der Frömmigkeit und deren Gegentheil.“ — „O ja!“ sprach Charikles, „und auch der Kühhirten! wo nicht, so nimm dich in Acht, daß deiner Kühe nicht auch weniger werden!“ Er drohete ihm nemlich, anspielend auf jenes spöttische Gleichniß des Sokrates, mit einer Geldstrafe; denn „Kühe“ nannte man die attischen Doppeldrachmen, deren Gepräge das Bild einer Kuh zeigten.

Ein andermal ließen ihn die Dreißig mit vier andern Bürgern vor sich kommen und befahlen, Leon den Salaminier, einen trefflichen Mann, dem auch nicht Ein Vergehen schuld gegeben werden konnte, von Salamis herüber zu bringen, daß er den Tod erleide. Die vier anderen, in der Furcht, ihre Weigerung mit dem Leben büßen zu müssen, thaten, wie ihnen geboten war. Sokrates aber, der ein beflecktes Gewissen mehr fürchtete als den Tod, ging seines Weges nach Hause. Diese Mißachtung der Gewaltherren, wäre ihm, wie er selbst sagt, bei ihrer rachsüchtigen Sinnesart gewiß nicht ungestraft geblieben, wenn nicht ihre Herrschaft bald darnach ein schnelles Ende gefunden hätte.

Nicht den Tyrannen, sondern den sogenannten Männern des Volkes war es vorbehalten, Athen seines besten Bürgers zu berauben. Nachdem Trasybulos die Gewalt der Dreißigmänner gestürzt und die frühere Verfassung wiederhergestellt hatte, blieb doch das Volk noch voller Furcht vor der Wiederkehr eines ähnlichen Umsturzes und sah mit Mißtrauen und Eifersucht auf jeden, der sich nicht als unbedingten Anhänger der Demokratie kundgab. Dieses Schicksal traf auch den Sokrates. Zwar war sein Grundsatz: „Nur das Gesetzmäßige ist gerecht, darum ist jeder den bestehenden Gesetzen Gehorsam schuldig.“ Er gab daher auch nicht entfernt Ursache zu der Befürchtung, daß er zu einem thätlichen Angriff auf die

Verfassung je die Hand bieten werde. Doch verdroß viele schon der Tadel, welchen er über diese oder jene widersinnige Einrichtung vernehmen ließ; z. B. wenn er es für thöricht erklärte, daß man die Behörden der Stadt durch's Bohnenloos wählte, da doch kein Mensch einen zum Steuermann oder Flötenspieler oder Zimmerer oder zu etwas dergleichen annähme, der durch das Loos ernannt wäre, obgleich der Schade, den ein solcher anrichten könnte, viel geringer wäre, als der eines schlechten Vorgesetzten. Noch verdächtiger machte es ihn in den Augen der Menge — und seine Feinde wußten diesen Umstand wohl auszubeuten — daß Alkibiades, der über Athen so viel Unglück gebracht hatte, so wie Kritias, der gewaltsamste Unterdrücker der Volksfreiheit, Schüler des Sokrates gewesen. Zudem erklärte er selbst, angesichts der Ausartung des demokratischen Staatslebens seit den Zeiten des Perikles, die Aristokratie für die beste Verfassung, worunter er freilich wortgetreu nicht die Herrschaft der vornehmsten Geschlechter, sondern der Weisesten und Besten verstand. Königthum und Tyrannei, sagte er, müsse man von einander wohl unterscheiden. Die königliche Würde hielt er für eine Regierung der Staaten, welche den Willen der Bürger und die Gesetze für sich hätten; Tyrannei dagegen nannte er eine Regierung, die gegen den Willen der Bürger und wider die Gesetze nach der Willkür des Regenten ausgeübt würde. Wo man solche Männer dem Staate vorsetze, welche die Gesetze befolgten, da sei eine Aristokratie; nehme man sie aber aus dem großen Haufen, eine Demokratie.

Da nach athenischem Gesetze niemand um bloßer Meinungen und Ansichten willen in Anspruch genommen werden konnte, so war es schwer, gegen Sokrates eine politische Anklage zu erheben. Drei Männer vereinigten sich endlich zu diesem Werke der Lüge und der Rache. Es war dies Meletos oder Melytos, ein frostiger Poet, noch jung und von wenig Bedeutung, Lykon, ein beliebter und einflußreicher Staatsredner, der diesen ganzen Rechtshandel eigentlich leitete, und Anytos, ein reicher Mann, welcher zu der Vertreibung der dreißig Tyrannen unter Thrasybulos und zur Wiederherstellung der früheren Verfassung am meisten beigetragen hatte und daher des größten Ansehens bei seinen Mitbürgern genoß. Dieser Letztere hatte früher zu Sokrates in freundschaftlichem Verhältnisse gestanden und ihm sogar die Unterweisung seines Sohnes übertragen. Da ihm aber Sokrates wegen unwürdiger Beschäftigung und Vernachlässigung desselben einst Vorstellungen machte, wurde er ihm darüber bitter feind und suchte Gelegenheit sich an ihm zu rächen. Meletos, wie man sagt, durch Anytos bestochen, bot sich zum willigen Werkzeuge und reichte bei dem zweiten Archon, dem sogenannten Archon-Basileus, folgende Anklage ein: „Meletos, Meletos Sohn, aus der Gemeinde Pithos, bringt eine peinliche Klage gegen Sokrates, den Sohn des Sophroniskos, aus der Gemeinde Alopeke, vor. Sokrates ist strafbar, weil er die Götter, welche der Staat annimmt, nicht annimmt, sondern andere neue Dämonien. Sokrates ist strafbar, weil er die Jugend von Athen verführt. Ihm gebührt der Tod."

Sokrates Schüler geriethen darüber in Furcht und Bestürzung; gleichwohl hörte man den Sokrates von jeder anderen Sache eher als von seinem Processe reden. Diese Sorglosigkeit beunruhigte seine Freunde noch mehr und endlich erlaubte sich Hermogenes ihn zu fragen: „Wäre es nicht gut, lieber Sokrates, daß du auch auf deine Vertheidigung dächtest?" Sokrates gab ihm zur Antwort: „Glaubst du denn nicht, daß ich mich mein ganzes Leben hindurch damit beschäftiget habe?" „Wie so?" fragte jener. „Indem ich mich von jeher vor Unrecht bewahrt habe," antwortete der Greis; — „dies ist meiner Meinung nach die beste Vorbereitung auf eine Vertheidigungsrede." Hermogenes entgegnete: „Aber weißt du denn nicht, mein lieber Sokrates, daß die athenischen Richter um einer ungeschickten oder gewandten Vertheidigung willen schon viele Unschuldige verurtheilt oder viele Schuldige freigesprochen haben?" „Das ist wahr;" versetzte Sokrates, „aber ich versichere dich, daß ich mir zweimal vorgesetzt habe, auf meine Verantwortung zu denken: aber das Dämonion hat mich daran gehindert." Als nun der Freund darüber seine Verwunderung merken ließ, fuhr jener fort: „Dünkt dich das wunderlich, daß der Gott selber dafür halte, es sei mir jetzo besser, zu sterben? Weißt du nicht, daß ich bisher keinem Menschen den Vorzug eingeräumt habe, glücklicher zu leben als ich? Denn ich war, was so süß ist, mir bewußt, ein frommes und rechtschaffenes Leben geführt zu haben; daher ich nicht nur selber Achtung vor mir hatte, sondern auch meine Freunde über mich eben so gesinnet fand. Nun aber, wenn ich noch weiter in den Jahren fortschritte, wäre mir, wie ich weiß, unvermeidlich, des Alters Gebrechen auf mich zu nehmen, als da sind: schlechter sehen, schwerer hören, unfähiger sein zum Lernen und vergeßlich im Behalten des Erlernten. Wenn ich nun also fühlte, daß ich mich verschlimmerte, statt in meiner Vervollkommnung fortzuschreiten, wie könnte ich alsdann sagen, daß ich gern lebte? Aber vielleicht bescheidet mir der Gott aus Gewogenheit, das Leben nicht nur zur rechten Zeit zu lassen, sondern auch auf die leichteste Art. Sollte ich ihm daran hinderlich sein? Nein beim Zeus! das nehme ich mir nimmer vor; sondern, was ich von Göttern und Menschen Schönes empfangen zu haben glaube, wie auch, was ich von mir selber halte, das werde ich frei heraussagen. Erzürne ich damit meine Richter, so soll mir lieber sein zu sterben, als durch unedles Bitten mir ein Leben auszuwirken, welches ärger wäre als der Tod."

Dieser Gesinnung gemäß gab er auch eine fein ausgearbeitete Vertheidigungsrede des berühmten Redners Lysias dankend zurück, ohne von ihr Gebrauch zu machen, indem er zwar dem Talent und der Kunst, mit welchem dieselbe auf Erregung von Rührung und Mitleid angelegt war, seine Anerkennung nicht versagte, aber die schlichte, kraftvolle Sprache eines seiner Unschuld sich bewußten Mannes darin vermißte, mit welcher er einzig und allein seinen Richtern gegenüberzutreten gewillt war.

9. Sokrates vor seinen Richtern.

Am bestimmten Tage erschienen Kläger und Verklagter vor dem Geschworenengerichte der Heliäa (s. S. 27), welchem diese Sache von dem Archonten überwiesen worden. Zuerst suchten Melitos, Lykon und Anytos in ausführlichen Reden ihre Anklage zu begründen. Durch Kunst der Beredtsamkeit hatten sie zu ersetzen gesucht, was ihrer Sache an Wahrheit abging; mit schlauer Berechnung hatten sie in ihren Vorträgen alle Umstände und Scheingründe vereinigt, welche geeignet waren, die Richter im voraus gegen den Angeklagten einzunehmen.

Als sie geendet, begann Sokrates seine Vertheidigungsrede: „Ihr werdet von mir die ganze Wahrheit hören, Athener, freilich nicht in studirten Reden, wie die meiner Gegner sind, und mit allem Glanz der Sprache und Rednerkunst ausgestattet, sondern in den Worten, die sich mir zuerst darbieten werden. Ich wünsche, daß es mit Erfolg geschehe, wenn daraus für euch und für mich ein Segen erstehen kann. Indeß geschehe, was den Göttern gefällt.“

„Zunächst, ihr Männer, muß ich mich darüber verwundern, woher Melitos wisse, was er sagt, daß ich an die Götter nicht glaube, an welche der Staat glaubt: da nicht nur viele andere Leute, welche zugegen gewesen, sondern auch er selbst, wenn er nur gewollt, hat sehen können, wie ich an den öffentlichen Festen und auf den gemeinsamen Altären geopfert habe. Wie kann ich ferner damit neue Götter aufbringen, daß ich sage: eine göttliche Stimme belehre mich, was ich thun solle? Denn die auf das Geschrei der Vögel oder auf zufällige Menschenworte achten, richten sich ja auch nach Stimmen. Daß Gott das Zukünftige wisse und dasselbe offenbare, wem er will, das glauben und sagen ja alle ebenso wie ich; nur daß sie Vögel, Anzeichen oder Wahrsager als die Vorausverkündiger nennen, ich aber nenne geradezu die Gottheit und denke, daß dieses wahrhafter und frömmer gesprochen sei, als wenn andere die Macht der Götter den Vögeln zuschreiben.“

Als die Richter dieses hörten, erhob sich ein Gemurre unter ihnen, weil es sie verdroß, daß ihm die Götter mehr als ihnen sollten erwiesen haben. Sokrates ließ sich dadurch nicht irre machen. Er berief sich — in welcher Weise, haben wir schon früher mitgetheilt (s. S. 150) — auf den Orakelspruch, der ihn für den Weisesten erklärt habe und wies auf sein tadelloses Leben hin. „Gleichwohl sagst du, Melitos,“ so fuhr er fort, „daß ich, der ich also lebe, die Jugend verführe. Was das sei, wodurch die Jugend verführet wird, das wissen wir alle. Du aber nenne mir einen, wenn du einen weißt, der durch mich entweder aus einem Frommen ein Gottloser, oder aus einem Vernünftigen ein Leichtfertiger, oder aus einem Mäßigen ein Verschwender, oder aus einem Nüchternen ein Trunkenbold, oder aus einem Arbeitsamen ein Weichling oder Sklav einer andern schändlichen Lust geworben.“ — Melitos antwortete: „Ich kenne aber doch junge Leute, die du überredet hast, dir mehr zu gehorchen als ihren Eltern.“ — „Das leugne ich nicht,“ erwiederte Sokrates, „in dem, was zur Erziehung gehört. Denn das wissen sie wohl, daß das meine Sache ist. Auch in Bezug auf die Gesundheit folgen die Menschen dem Arzte mehr als ihren Eltern. In den Volksversammlungen gehorchen alle Athener denen, die den klügsten Rath geben, mehr als ihren Angehörigen. Ihr selber wählet diejenigen von euern Vätern und Brüdern, ja von euch selber zu Heerführern, von denen ihr glaubt, daß sie den Krieg am besten verstehen.“ — Melitos machte den Einwurf: „Das ist auch dem gemeinen Besten und den Gesetzen gemäß, Sokrates.“ — „Muß dir's also,“ erwiederte jener, „nicht selber seltsam erscheinen, da in anderen Fällen die geschicktesten Männer nicht nur gleiches Recht genießen, sondern auch den Vorzug erhalten, daß ich, den viele in einem der nützlichsten Geschäfte, ich meine in der Unterweisung der Jugend, für den Geschicktesten erklären, eben um deswillen von dir bis auf den Tod verfolgt werde?“

„Vielleicht“, sprach er weiter, „macht es mir jemand zum Vorwurf, daß ich eine Beschäftigung mir erwählt habe, die mich nun in Gefahr bringt zu sterben. Dem gebe ich aber zur Antwort: Du sprichst nicht gut, wenn du glaubst, daß wer auch nur wenig nutz ist, Leben und Tod in Anschlag bringen dürfe und nicht vielmehr einzig und allein darauf sehen müsse, wenn er etwas thut, ob es recht gethan ist oder unrecht, ob eines rechtschaffenen Mannes That oder eines schlechten. Achill zog einen frühen Tod einem ehrlosen Leben vor und fragte nicht nach der Gefahr, als es galt, die Freunde zu rächen. Denn so, ihr Athener, verhält es sich in Wahrheit. Wohin einer sich selber stellt in der Meinung, es sei da am besten, oder wohin einer von seinen Obern gestellt wird, da muß er, wie mich dünkt, jede Gefahr aushalten und weder den Tod noch sonst irgend etwas in Anschlag bringen gegen die Schande. Hätte ich damals, als eure Befehlshaber mir bei Potidäa, Amphipolis und Delion meinen Platz anwiesen, nicht Stand gehalten wie irgend ein anderer und es auf den Tod gewagt: nicht ärger wäre das gewesen, als wenn ich die Stellung, die mir der Gott anwies, um in Aufsuchung der Weisheit und in Prüfung meiner selbst und anderer mein Leben hinzubringen, aus Furcht vor dem Tode oder vor sonst etwas verlassen hätte und aus der Ordnung gewichen wäre. Hätte ich das gethan, in Wahrheit, dann könnte mich einer mit Recht hierherführen vor Gericht, weil ich nicht an die Götter glaubte, weil ich dem Orakel ungehorsam wäre und den Tod fürchtete und mich also weise bedünkte, ohne es zu sein. Denn niemand weiß ja, was der Tod ist, und ob er nicht vielleicht für den Menschen das größte unter allen Gütern ist. Das aber weiß ich, daß, wer ungerecht ist und dem, der besser als er ist, sei es Gott oder Mensch, nicht gehorcht, seiner Pflicht und Ehre zuwider handelt. Das ist das Uebel, das ich fürchte und das ich fliehen will; weil ich weiß, daß es wirklich ein Uebel ist. Gesetzt also, ihr sagtet jetzt zu mir: Sokrates, wir verwerfen den Antrag des Anytos und sprechen dich los, aber unter der Bedingung, daß du deine bisherige Art aufgiebst und deine gewohnten Untersuchungen einstellst, wenn du dich aber wieder dabei ertappen läßt, sterben mußt; ja wenn ihr mich unter dieser Bedingung lossprechen wolltet, so würde ich euch ohne Bedenken antworten: Athener, ich ehre und liebe euch, aber ich gehorche lieber dem Gotte als euch, und so lange

ich noch athme und es vermag, werde ich nicht aufhören nach Weisheit zu suchen, euch zu rathen und zu warnen und gegen alle, denen ich begegne, meine gewöhnliche Sprache zu führen: mein Freund, schämst du dich nicht als Athener, als Bürger der größten und durch ihre Macht und Bildung so berühmten Stadt, daß du nur daran denkst, Reichthümer zu sammeln, Ehre und Ansehn zu erlangen, ohne dich mit der Wahrheit und der Weisheit, mit deiner Seele und ihrer Vervollkommnung zu beschäftigen? Und wenn jemand behauptet, daß er sich damit beschäftige, so werde ich ihn erst prüfen, und wenn ich befinde, daß er nicht tugendhaft ist, sondern nur nach dem Scheine strebt, so werde ich ihn beschämen, daß er die kostbarsten Dinge so mißachtet und die werthlosen so hoch schätzt. So werde ich zu allen, denen ich begegne, sprechen, Jung und Alt, Mitbürgern und Fremden, aber am meisten zu euch, Athener, weil ihr mich näher angeht; und wisset, daß mir dies der Gott befiehlt, und ich bin überzeugt, daß es nichts für den Staat Vortheilhafteres geben kann, als meinen Eifer, den Befehl des Gottes zu erfüllen; denn meine ganze Beschäftigung besteht darin, euch alle zu überzeugen, daß vor der Sorge für Leib und Güter die Sorge für die Seele und ihre Veredlung kommt. Möget ihr also, athenische Männer, dem Antrage des Anytos Folge geben oder nicht, mögt ihr mich loslassen oder nicht, das sei euch gesagt: nie werde ich aufhören, also zu thun, und wenn ich viele Tode erleiden müßte."

Bei diesen Worten unterbrach ihn die Versammlung abermals mit einem Gemurre des Unwillens; Sokrates aber fuhr fort: „Verhaltet euch ruhig, athenische Männer und höret mich an; denn, ich meine, es sei zu eurem eigenen Vortheile, wenn ihr mich anhöret. Tödtet ihr nemlich einen Mann wie mich, so thut ihr nicht sowohl mir als euch selber ein Leid an. Denn mir werden weder Melitos, noch Anytos ein Leid zufügen, haben auch nicht die Macht dazu. Denn es ist nach meiner Meinung nicht in der Ordnung, daß dem besseren Manne von dem schlechteren ein Leid geschehe. Tödten kann mich wohl einer oder in's Elend schicken oder des Bürgerrechts berauben. Allein dies halte ich nicht wie viele Andere für ein so großes Uebel; mindestens betrifft den ein viel größeres, welcher thut, was jetzt dieser thut, indem er einen Menschen ungerechter Weise zu tödten wagt. Daher vertheidige ich mich auch nicht um meinet- sondern um euretwillen, ihr Athener, damit ihr euch nicht durch meine Verurtheilung gegen des Gottes Gabe an euch versündiget. Denn wenn ihr mich hinrichtet, werdet ihr nicht leicht einen andern solchen finden, der, wie lächerlich es auch klingen mag, unserer Stadt von dem Gotte ordentlich zur Wartung bestellt ist, wie einem großen und edeln Rosse, das aber eben seiner Größe wegen sich zur Trägheit neigt und der Anreizung durch den Sporn bedarf. Zu solchem Zwecke scheint der Gott auch mich dem Staate angewiesen zu haben, daß ich euch antreibe, überrede und, so zu sagen, den ganzen Tag auf dem Nacken sitze. Ein Mensch wie ich, ihr Athener, ist schwer wiederzufinden; und wenn ihr mir dies glauben wollt, werdet ihr mich am Leben lassen. Aber vielleicht werdet ihr, mir zürnend wie Leute die man weckt, wenn sie gern schlafen wollen, mich zurückstoßen und den Einflüsterungen des Anytos gehorchend, mich ohne Gewissensbisse tödten und dann für immer in einen tiefen Schlaf fallen, wenn nicht die Gottheit aus Mitleiden euch noch einen solchen Menschen wie ich sendet."

Bei so unerschrockenem Freimuthe, welchen ihm seine gerechte Sache verlieh, konnte es ihm nicht beikommen, gleich einem Schuldigen um Gnade zu flehen durch Bitten und Thränen, durch Vorführung von Weib und Kind, wie es sonst üblich war, das Mitleid der Richter zu wecken. Er verschmähte das, sagte er, nicht aus Hochmuth und Geringschätzung seiner Richter, sondern aus Achtung vor sich selbst, seinem Namen und Ruf, wie aus Achtung vor dem Berufe der Richter. „Denn nicht dazu," fuhr er fort, „ist der Richter gesetzt, das Recht nach Willkür zu verschenken, sondern darüber zu urtheilen, und er hat geschworen, nicht sich gefällig zu erweisen, gegen wen es ihm beliebt, sondern Recht zu sprechen nach den Gesetzen. Muthet mir also nicht zu, ihr Athener, etwas dergleichen vor euch zu thun, was ich weder für anständig halte noch für Recht noch für fromm; zumal da ich ja beim Zeus! eben auch der Gottlosigkeit angeklagt bin von diesem Melitos. Denn wenn ich euch, die ihr geschworen, durch Bitten zu etwas überredete oder nöthigte, so würde ich euch offenbar lehren, nicht zu glauben, daß es Götter gäbe, und indem ich mich gegen die Beschuldigung vertheidigte, keine Götter zu glauben, würde ich selbst mich dessen anklagen. Aber weit gefehlt, daß dem so wäre! Wohl glaube ich an sie, ihr Athener, wie keiner meiner Ankläger, und überlasse euch und der Gottheit über mich zu entscheiden, wie es für mich und für euch das Beste sein wird."

Die Richter schritten hierauf zur Abstimmung; unter fünfhundert neun und funfzig Stimmenden wurde Sokrates durch eine überraschend geringe Mehrheit von drei Stimmen für schuldig erklärt. Nach athenischer Gerichtsordnung mußte noch in derselben Sitzung über die Strafe erkannt werden. Der Kläger hatte das Recht des Antrags, dem Angeklagten dagegen stand die sogenannte Gegenschätzung zu, die in Regel natürlich zu einem Antrage auf eine gelindere Strafe benutzt wurde. Melitos hatte auf Todesstrafe angetragen. Als hierauf Sokrates erklären sollte, welche Strafe er selber glaube verdient zu haben, erwiederte er: da er mit Hintansetzung seiner eignen Angelegenheiten sich ausschließlich der Belehrung seiner Mitbürger und somit dem Wohle des Vaterlandes gewidmet habe, finde er es angemessen, daß man, Gutes mit Gutem erwiedernd, ihm denjenigen Lohn zuerkenne, welcher jedem Sieger in den olympischen Spielen zu Theil werde: nemlich lebenslängliche Speisung im Prytaneion auf Kosten des Staates.*) Eine Strafe aber könne er sich nicht ansetzen, denn damit würde er sich ja eben als schuldig bekennen.

Diese stolze Sprache eines auf den Tod Verklagten war nicht geeignet, die Richter gegen ihn milder zu stimmen, vielmehr traten bei der jetzt erfolgenden Abstimmung achtzig von denen, die ihn vorher losgesprochen hatten, zu seinen Gegnern über. Das Urtheil lautete auf Tod. Da ergriff Sokrates noch einmal das Wort und sprach:

„Um einer kurzen Frist willen, athenische Männer, werdet ihr euch einen schlimmen Namen und Vorwurf zuziehen bei denen, die von unsrem Staate gern Uebels reden, damit, daß ihr Sokrates den Weisen, getödtet.

---

*) s. S. 78 Anm.

Denn einen Weisen, wiewohl ich es nicht bin, werden mich diejenigen nennen, die euch beschimpfen wollen. Hättet ihr noch ein wenig gewartet, so wäre die Natur euern Wünschen entgegengekommen, denn ihr sehet ja wie weit ich im Alter vorgerückt bin und wie nahe dem Grabe."

„Vielleicht meint ihr, wenn ich alles hätte thun und sagen wollen, was mir zur Rettung verhelfen konnte, so wäre ich doch nicht im Stande gewesen, die rechten Worte zu finden. Nein, nicht an Worten hat es mir gefehlt, Athener, sondern an Frechheit und Unverschämtheit. Ich unterliege, weil ich euch nicht das habe sagen wollen, was ihr so gern hört, weil ich nicht jammern, weinen und zu allen den Niedrigkeiten, an die man euch gewöhnt hat, die Zuflucht nehmen wollte. Aber die Gefahr, in der ich schwebte, schien mir kein Grund, etwas eines freien Mannes Unwürdiges zu thun; und noch jetzt bereue ich es nicht, mich so vertheidiget zu haben; ich will lieber sterben, nachdem ich mich so vertheidiget, als das Leben einer feigen Rede verdanken. Den Tod zu vermeiden, Athener, ist nicht schwer, wohl aber ist es schwer, das Verbrechen zu meiden, das läuft schneller als der Tod. Darum habe ich mich, alt und schwerfällig, wie ich bin, von dem langsamsten jener beiden einholen lassen, während das schnellere, das Verbrechen, meine Ankläger verfolgt, welche Kraft und Beweglichkeit haben. Ich gehe also hin, um den Tod zu erleiden, zu dem ihr mich verurtheilt habt, und sie die Ungerechtigkeit und Schande, zu der die Wahrheit sie verurtheilt. Was mich betrifft, so halte ich mich an meine Strafe, und sie sich an die ihrige. Vielleicht sollten die Dinge in der That sich so gestalten, und nach meiner Meinung ist es so am besten."

„Menschen, die dem Tode nahe sind, pflegt ein hellerer Blick in die Zukunft vergönnt, zu sein. Es sei mir darum vergönnt, euch, die ihr mich verurtheilt habt, eine Weissagung thun. Ich sage euch also, ihr Männer, daß euch, wenn ihr mich werdet getödtet haben, sofort nach meinem Tode eine Strafe ereilen wird, die beim Zeus! weit härter ist als jene, womit ihr mich zum Tod gebracht. Denn ihr habt dies jetzo gethan in der Meinung, daß ihr dadurch der Unbequemlichkeit enthoben werdet, Rechenschaft von eurem Leben geben zu müssen; aber der Erfolg, versichre ich euch, wird durchaus ein anderer sein. Statt des Einen, dessen ihr entlediget werdet, werden mehrere Tadler wider euch aufstehn und zwar um so Stärkere, je jünger sie sind, und werden euch noch viel mehr Unruhe bereiten. Und wenn ihr meint, durch Beseitigung derselben ihr Urtheil über euern verkehrten Wandel verstummen zu machen, so ist eure Meinung irrig. Denn diese Art dem Tadel der Gerechten zu entgehen ist weder überhaupt möglich noch schön; sondern jenes ist die beste und leichteste, daß man, statt die Uebrigen zu hindern, sein eignes Leben also zurichte, um wo möglich der Beste zu sein. Dies ist meine Weissagung an euch, und damit sei es genug."

„An euch aber, die ihr mich freigesprochen habt, richte ich gern noch etliche Worte, so lang es noch vergönnt ist, ehe ich dahin gehe, wo ich sterben soll. Ich will euch, meinen Freunden, erzählen, was mir heute wiederfahren ist und was es bedeute. Ja, Richter! — und indem ich euch so nenne, gebe ich euch den Namen, welchen ihr verdient — es ist mir heute etwas Außerordentliches begegnet. Jene prophetische Eingebung des Dämonions, welche mir früher auch bei unbedeutenden Vorfällen ihren Widerspruch kund that, sobald ich im Begriffe war, etwas nicht recht zu thun, diese göttliche Stimme hat heute, wo mir das begegnet, was man gewöhnlich für das größte aller Uebel hält, ganz geschwiegen. Sie hat mich weder heute Morgen, als ich mein Haus verließ, noch als ich in den Gerichtshof eintrat, noch während ich sprach, zurückgehalten. Und doch hat sie bei vielen anderen Gelegenheiten mich mitten im Sprechen unterbrochen; aber heute hat sie sich keiner meiner Handlungen, keinem meiner Worte widersetzt; warum? ich werde es euch sagen: — weil das, was mir begegnet, aller Wahrscheinlichkeit nach ein Gut ist und wir uns gewiß täuschen, wenn wir glauben, daß der Tod ein Uebel sei. — Denn wenn mir nicht etwas Gutes damit beschieden wäre, so hätte mich das gewöhnliche Zeichen unfehlbar davor gewarnt."

„Lasset uns denn ermessen, wie viele Hoffnung vorhanden, daß jenes ein Gut sei. Denn eins von beiden ist das Todtsein, entweder so viel als nichts sein noch irgend eine Empfindung von irgend etwas haben, wenn man gestorben ist, oder es geschieht eine Versetzung und ein Umziehen der Seele aus diesem Ort in einen andern. Und ist es nun gar keine Empfindung, sondern wie ein Schlaf, in welchem der Schlafende auch nicht einmal einen Traum hat: so wäre auch so der Tod ein wunderbarer Gewinn. Ist aber der Tod einem Umzuge ähnlich von hier nach einem anderen Orte, und ist es wahr, was man sagt, daß dort alle die Abgeschiedenen versammelt werden, welch ein größeres Glück als dieses, ihr Richter könnt' es geben? Wenn einer ankommend im Hades, geschieden von denen, welche auf Erden sich Richter nennen, die ächten Richter finden wird, welche dort Recht sprechen sollen, Minos, Rhadamanthys und Aeakos und Triptolemos und andere Halbgötter, die sich im Leben als gerecht bewährt, — sollte dies nicht eine wünschenswerthe Uebersiedelung sein? und wer wünschte nicht den Orpheus und Musäos und Hesiodos und Homeros zu treffen? Ja, ich wünsche mir sehnlich den Tod, wenn es sich also verhält; denn wonnevoll würde mir das Verweilen dort sein, wenn ich dem Palamedes und Ajas, dem Telamonier, und wer sonst von unseren Vorfahren durch ungerechten Richterspruch gestorben ist, begegnete und, was ich erduldet, mit ihren Leiden vergleichen könnte. Darum, ihr gerechten Richter, seid voller Hoffnung auf den Tod und vergesset nicht, daß es für den guten Menschen eben so wenig während seines Lebens als nach seinem Tode ein Uebel giebt, und daß die Götter ihn nie außer Acht lassen. Denn was mir jetzt wiederfährt, ist kein Werk des Zufalls, sondern es ist mir offenbar, daß jetzt sterben und von den Sorgen des Lebens befreit werden, das Beste für mich ist. Daher hat auch das innere Anzeichen heute geschwiegen und ich hege keinen Groll gegen meine Ankläger oder gegen die, die mich verurtheilt haben, obgleich ihre Absicht nicht war, mir Gutes zu thun. — Doch es ist Zeit, daß wir von hinnen gehn, ich um zu sterben, ihr um zu leben. Wer von uns beiden das bessere Theil hat, das weiß niemand außer Gott."

10. Sokrates im Kerker und Tode.

Mit heiterer Miene, mit festem Schritt und edler Haltung entfernte er sich hierauf aus dem Gerichtshause, um sich in das Gefängniß zu begeben. Seine Freunde gaben ihm das Geleite. Als er einige derselben Thränen vergießen sah, sprach er: „Was soll das, daß ihr erst heute weinet? wußtet ihr nicht vorlängst, daß die Natur, als sie mir das Leben gab, mich zugleich auch zum Tode verurtheilte?“ Apollodor, der ihm sehr ergeben war, ein gutmüthiger aber etwas schwachsinniger Mensch, versetzte dagegen: „Ach lieber Sokrates, das geht mir gar zu nahe, daß du unschuldig sterben mußt!“ Sokrates strich ihm lächelnd über den Kopf und sprach: „Liebster Apollodor, wolltest du mich denn lieber schuldig sterben sehn?“

Als eine besondere Gunst des Schicksals, nicht sowohl für ihn, den der Tod zu jeder Stunde bereit fand, als für seine Freunde, die sich nur langsam an den Gedanken ihn zu verlieren gewöhnen konnten, ist der Umstand anzusehen, daß das Todesurtheil nicht, wie es sonst in Athen üblich war, in der Kürze vollzogen werden konnte. Denn eben an jenem Tage, da Sokrates vor Gericht stand, hatte der Priester des Apoll das heilige Schiff, welches die Athener alljährlich nach Delos sendeten, zur Abfahrt bekränzt. Sobald dies geschehen war, durfte die Stadt dem Gesetz zufolge, durch keine Hinrichtung verunreinigt werden, bis das Schiff seine Fahrt nach der heiligen Insel vollendet hatte und wieder im Peiräeus eingelaufen war. Darüber vergingen dreißig Tage, eine kostbare Frist, die dem Sokrates vergönnte, gleichsam als ein langsam Sterbender in nächster Nähe eines sicheren Todes die Echtheit seiner Weisheit und seiner Tugend zu bewähren. Die ungetrübteste Ruhe und Heiterkeit verließ ihn auch in jenen Tagen nicht. Einem Traumgesichte gehorsam, fing er jetzt an, was er bis dahin noch nie gethan und vermocht hatte, die Kunst der Musen zu treiben. Er brachte mehrere äsopische Fabeln in Verse und dichtete einen Lobgesang auf Apollon, den auch ihm gewogenen Gott, dessen gottesdienstliche Tage man eben beging. Diese ungewohnte Beschäftigung konnte nicht fehlen, ihn fortwährend in eine Stimmung zu versetzen, welche über seine Unterredungen mit seinen Schülern, die ihn noch täglich besuchten, einen Reiz jugendlicher Heiterkeit und Frische verbreiten mußte, wodurch sie gewiß anmuthiger und lieblicher wurden als je zuvor und um so eindringlicher, wenn man zumal erwog, daß es ein Sterbender sei, den man vernehme.

Kriton, der älteste und vertrauteste seiner Freunde konnte auch jetzt noch nicht mit diesem harten Geschicke sich befreunden. Er hatte daher in der Stille alle Anstalten getroffen, daß Sokrates aus dem Gefängniß entkäme und in Thessalien einen sicheren Aufenthalt und ein ehrenvolles Leben fände. Als er aber dem Sokrates hiervon Mittheilung machte, lehnte dieser jeden Versuch seiner Rettung auf das bestimmteste ab: „Lieber Kriton!“ so sprach er, „sind wir nicht oft darüber einig geworden, daß es in keinem Falle erlaubt ist, Unrecht mit Unrecht zu vergelten? Haben wir nicht auch das für wahr erkannt, daß die erste Bürgerpflicht darin besteht, den Gesetzen zu gehorchen, ohne daß irgend ein Vorwand uns davon entbinden kann? Hieße das nun aber nicht, ihnen alle Kraft rauben und sie ganz vernichten, wenn man sich ihrer Vollstreckung widersetzte? Hatte ich mich über die Gesetze zu beschweren, so war ich ja frei, so konnte ich ja nach andern Gegenden entwandern. Aber bis jetzt habe ich ihnen mit Vergnügen gehorcht, habe tausendmal die Wirkungen ihres Schutzes und ihrer Wohlthat genossen. Und nun, weil sie von einigen Menschen zu meinem Verderben gemißbraucht werden, soll ich, um mich an diesen Letzteren zu rächen, die Gesetze selbst zerstören und gegen mein Vaterland, deren Stützen sie sind, mich auflehnen! — Ferner hatten sie mir sogar einen Ausweg offen gelassen. Es stand in meiner Macht nach dem ersten Urtheile die Strafe der Landesverweisung zu wählen. Ich habe statt dessen die Todesstrafe vorgezogen. Und jetzt sollte ich, meinem Worte und meiner Pflicht ungetreu, entfernten Völkern diesen Sokrates darstellen als einen Verbannten, Geächteten, als den Zerstörer der Gesetze und den Feind der obrigkeitlichen Gewalt: um noch einige Tage in Schwächlichkeit und Schande zu verleben? um das Andenken meiner Unvernunft und meines Verbrechens dort fortzupflanzen und um nie mehr die Namen der Tugend und Gerechtigkeit auszusprechen, ohne selbst zu erröthen und mir die bittersten Vorwürfe zuzuziehen? Nein, mein Freund, laß es so gut sein und mich ruhig die Bahn gehen, welche die Gottheit selbst mir vorgezeichnet hat.“

Zwei Tage nach dieser Unterredung kamen die Eilfmänner, welche die Hinrichtung der Verurtheilten zu besorgen hatten, früh am Morgen in das Gefängniß, nahmen dem Sokrates die Fesseln ab und kündigten ihm an, daß er heute sterben müsse. Kurz darnach traten seine Freunde bei ihm ein, um auch diesen letzten Tag mit ihm zu verbringen; es waren etwa funfzehn an der Zahl, worunter Kriton und sein Sohn Kritobulos, Aeschines, Antisthenes, Hermogenes und Phädon. Die letzte Unterredung des abscheidenden Weisen galt der Unsterblichkeit der Seele, aus deren Gewißheit ihm alle Freudigkeit zu sterben kam. Er war zu Ende, als die untergehende Sonne die Stunde der Trennung verkündete.

Da ergriff Kriton das Wort und sprach: „Sage uns, welchen Auftrag hinterlässest du mir und diesen Freunden in Hinsicht deiner Kinder und häuslichen Angelegenheiten? Womit können wir dir zu Gefallen leben?“ — „Wenn ihr so lebet,“ erwiederte der Greis, „als ich euch längst empfohlen habe. Ich habe nichts neues hinzuzufügen.“ „Wir werden mit allen Kräften streben, dir zu gehorchen, mein Sokrates,“ fuhr der Jünger fort, wie sollen wir aber nach deinem Tode mit dir verfahren?“ — „Wie ihr wollt,“ antwortete Sokrates, „wofern ihr mich wirklich habt, und ich euch nicht entwische.“ Dabei sah er die Uebrigen lächelnd an und sprach: „Ich kann den Kriton nicht überreden, daß derjenige eigentlich Sokrates sei, welcher jetzt mit euch sich unterhält, er ist noch immer der Meinung, der Leichnam, den er bald wird zu sehn bekommen, und der für jetzt nur meine Hülle ist, daß sei der Sokrates, und fragt, wie er mich begraben solle. Alle die Gründe, womit ich zu beweisen gesucht, daß ich, sobald das Gift gewirkt haben wird, nicht mehr bei euch bleiben, sondern in die Wohnungen der Glückseligen versetzt werde, scheinen ihm eine bloße Erfindung, um euch und mich zu trösten. Seid so gut, meine Freunde, und

leistet nun bei Kriton Bürgschaft für das Gegentheil dessen, was er bei den Richtern verbürgt hat. Er hat für mich gehaftet, daß ich nicht entlaufen werde; ihr aber müßt ihm dafür stehen, daß ich mich gleich nach meinem Tode davon mache; damit er, wenn mein Leichnam vor seinen Augen verbrannt oder in die Erde gesenkt wird, sich nicht so sehr betrübe, als wenn mir das größte Unglück widerführe. Auch soll er bei meiner Bestattung nicht sagen: „man legt den Sokrates auf die Bahre, man trägt den Sokrates hinaus, man beerdiget den Sokrates.“ Denn wisse, lieber Kriton, solche Reden sind nicht nur der Wahrheit zuwider, sondern auch eine Beleidigung für den abgeschiedenen Geist. Sei vielmehr getrosten Muthes und sprich: mein Leichnam werde beerdiget. Uebrigens magst du ihn beerdigen, wie dir gefällt und wie du glaubst, daß die Gesetze es erheischen.“

Hierauf begab er sich in ein Nebengemach und badete sich daselbst, um den Hinterlassenen nach seinem Tode diese Mühe zu ersparen. Nach dem Bade brachte man ihm seine Kinder (er hatte deren drei, zwei kleine und ein erwachsenes); und seine Hausweiber traten zu ihm ein. Er unterhielt sich mit ihnen eine Weile, sagte ihnen, was er zu sagen hatte, ließ die Weiber und Kinder hierauf weggehen und trat wieder in das Zimmer zu seinen Freunden. Es war gegen Sonnenuntergang. Bald darnach kam der Trabant der Eilfmänner, stellte sich neben ihn und sprach: „Sokrates, ich finde dich ganz anders als andre Verurtheilte. Diese pflegen in Grimm zu gerathen und Flüche über mich auszustoßen, wenn ich ihnen auf Befehl der Obrigkeit ankündige, daß es Zeit sei, das Gift zu trinken. Du aber schienest mir schon sonst der gelassenste und sanftmüthigste Mann zu sein, der jemals diesen Ort betreten und in diesem Augenblicke erscheinst du mir das noch vielmehr. Ich bin überzeugt, du wirst auch jetzt nicht ungehalten über mich sein, sondern über die (du kennst sie), die daran Schuld sind. Du merkst nun wohl, o Sokrates, was für Botschaft ich dir zu bringen habe. Gehab' dich wohl und leide mit Geduld, was nicht zu ändern ist.“

Er sprach es, wandte sich ab und weinete. Sokrates sahe sich nach ihm um und sprach: „Lebe du wohl, Freund, wir werden thun, was du verlangst.“ Zu den Freunden aber sprach er: „Was für ein rechtschaffener Mann! er hat mich oft besucht, auch sich zuweilen mit mir unterhalten. Er ist ein gar guter und ehrlicher Mensch: seht, wie aufrichtig er jetzt um mich weint! Allein, Kriton, wir müssen ihm in der That gehorchen: laß das Gift herbringen, wenn es fertig ist; wo nicht, so mag es dieser zurecht machen.“

„Warum so eilig, mein Sokrates?“ versetzte Kriton: ich glaube, daß die Sonne noch auf den Bergen scheint und noch nicht untergegangen ist. Andere pflegen nach der Ankündigung noch lange zu warten, bevor sie den Schierlingstrank zu sich nehmen, und vorher noch einmal in aller Weise sich recht gütlich zu thun.“ „Das mögen die thun,“ erwiederte Sokrates, „welche jede Frist für Gewinn halten. Ich habe meine Gründe zum Gegentheil; thue mir also meinen Willen.“

Hierauf winkte Kriton dem Knaben, der neben ihm stand. Dieser ging hinaus und brachte nach einiger Zeit den Mann herein, der den Giftbecher in der Hand hatte, um ihn dem Sokrates darzureichen. „Gieb her, guter Mann!“ rief ihm Sokrates entgegen; „aber was muß ich dabei thun? du wirst es wissen.“ „Nichts andres,“ antwortete der Mann, „als nach dem Trinken auf- und abgehn, bis dir die Füße schwer werden. Alsdann legst du dich nieder; das ist alles.“ Damit reichte er ihm den Becher. Sokrates nahm ihn mit aller Ruhe und Gelassenheit, ohne sich zu verfärben, ja ohne die geringste Veränderung seiner Gesichtszüge; sahe den Menschen mit seinen weit offnen Augen an und sprach: „Was meinst du? darf man davon den Göttern einige Tropfen zum Dankopfer vergießen?“ — „Es ist gerade so viel als nöthig ist;“ versetzte jener. „So mag es unterbleiben,“ sprach der Weise. „Aber ein Gebet kann ich doch an sie richten: „Die ihr mich rufet, ihr Götter! verleihet mir eine glückliche Reise!“

Mit diesen Worten setzte er den Becher an und leerte ihn ruhig und gelassen aus. Bei diesem Anblicke vermochte keiner der anwesenden Jünger sich der Thränen länger zu enthalten, denn es war ihnen allen, als ob sie in diesem Augenblicke ihren Vater verlören und von nun an als Waisen in der Welt leben müßten. Phädon hüllte sein Gesicht in den Mantel, um ungestört weinen zu können; Kriton stand auf und irrte trostlos im Gefängnisse umher; und Apollodoros, der schon die ganze Zeit hindurch mehrentheils geweint hatte, hub jetzt an überlaut zu klagen und zu jammern, daß einem jeden das Herz davon brach. Nur Sokrates blieb unbewegt; er sprach: „Was macht ihr Kleinmüthigen? Deswegen habe ich ja eben die Weiber weggeschickt, damit sie hier nicht so klagen und winseln möchten; denn ich habe mir sagen lassen, man müsse unter Segnungen und guten Wünschen den Geist aufgeben. Seid ruhig und zeigt euch als Männer!“

Mit diesen Worten beschwichtigte er den Jammer der Freunde und es ward wieder still im Gemach. Sokrates ging eine Weile auf und ab, bis ihm die Füße schwer wurden, dann legte er sich auf den Rücken, wie ihm der Sklav gerathen hatte. Bald darauf betastete ihn der Mann, der ihm das Gift gereicht, und beobachtete seine Füße und Hüften. Er drückte ihm den Fuß und fragte, ob er es fühle. „Nein!“ antwortete der Sterbende. Er drückte ihm den Schenkel, ließ aber los und gab den Umstehenden zu verstehen, daß er kalt und steif sei. Er betastete ihn wieder und sprach: „Sobald es ihm an's Herz kömmt, wird er verscheiden.“ Als nun schon der Unterleib zu erkalten anfing, sprach Sokrates zu Kriton — und dies waren seine letzten Worte: „Freund! vergiß nicht, dem Asklepios einen Hahn zu opfern, denn wir sind ihm einen schuldig!“ *) Kriton antwortete: „Es soll geschehn! Hast du sonst nichts mehr aufzutragen?“ Hierauf erfolgte keine Antwort. Einige Zeit darauf bekam er Zuckungen. Der Mann deckte ihn auf, und seine Blicke blieben starr. Als Kriton das sahe, drückte er ihm Mund und Augen zu.

„Dies war,“ läßt Platon den Phädon ausrufen, „das Ende unsres Freundes, eines Mannes, der unter allen Menschen, die wir kannten, unstreitig der rechtschaffenste, weiseste und gerechteste gewesen.“

---

*) Genesene opferten dem Asklepios einen Hahn, und Sokrates betrachtete sich, als er dies irdische Dasein mit einem höheren vertauschte, als einen Genesenen.

Wie die Tragödiendichter gleichsam zur Rechtfertigung der göttlichen Gerechtigkeit in den letzten Scenen ihrer Trauerspiele über das obsiegende Verbrechen das schon von fern her drohende Rachegeschick hereinblicken lassen: so haben spätere Schriftsteller auch die Tragödie des Sokrates in diesem Sinne ergänzen zu müssen geglaubt. So wird erzählt, daß nicht lange nach Sokrates Tode ein Drama des Euripides: „Palamedes“ zur Aufführung gekommen. Als nun der Chor hierin den Gesang angestimmt habe: „Getödtet habt ihr, o Danaer, getödtet die hochweise, die schuldlose Nachtigall der Musen, der Hellenen Besten!“ da habe man unwillkürlich diese Worte auf den Sokrates gedeutet, worauf alle Anwesenden vor Reue und Sehnsucht in Thränen ausgebrochen seien. Auch habe man die Ankläger des Weisen vor Gericht gezogen, den Melitos mit dem Tode, die Uebrigen mit Verbannung gestraft, ihm selber aber eine Bildsäule und einen Tempel geweiht.

Die Zeitgenossen schweigen von einer so glänzenden Rechtfertigung des Sokrates durch die Reue seiner Mitbürger und das rächende Verhängniß seiner Mörder. Aber seine Schüler und Freunde sind ihm diese Ehrenrettung in ihrer weit über sein Grab hinausreichenden ungeschwächten Liebe und Verehrung nicht schuldig geblieben und noch viel weniger die dankbare Nachwelt. „Alle Freunde der Tugend,“ sagt Xenophon, „welche den Sokrates nach seinem wahren Charakter gekannt haben, hören noch nicht auf, sich vor allen anderen nach ihm zu sehnen als nach dem besten Beförderer ihrer Tugendliebe.“ Selbst vor dem Lichte des Evangeliums ist sein Glanz nicht erblichen und seine sittliche Größe nicht zusammengesunken: sondern vielmehr erst durch das Christenthum ist die weltgeschichtliche Bedeutung dieses Mannes und seine Stellung in dem Heilsplane Gottes zu völliger Klarheit gekommen. „Ja er war inspirirt!“ ruft ein edler Dichter unserer Tage in schöner Begeisterung aus,*) „er war ein Vorläufer jener letzten Offenbarung, die Gott durch partielle Offenbarungen von Zeit zu Zeit vorbereitete. Denn die Wahrheit und die Weisheit stammen nicht von uns; sie kommen aus dem Himmel in erwählte Herzen, die von Gott nach dem Bedürfniß der Zeit entzündet werden. Er streut sie an verschiedene Punkte tropfenweise aus, um nur die Kenntniß davon mitzutheilen und die Sehnsucht darnach zu erregen, bis zu dem Augenblicke, wo er uns ganz damit erquicken wollte. — Abgesehen von der Erhabenheit der Lehren, die er verkündete, war Sokrates Tod ein Bild, wohl würdig des Anblicks der Menschen und des Himmels; er starb ohne Haß gegen seine Verfolger, sich zum Brandopfer für die Wahrheit hingebend. Er konnte sich vertheidigen, er konnte sich selbst verleugnen; er wollte es nicht; er hätte dem Gott, der in ihm sprach, lügen müssen, und nichts verräth, daß die Reinheit, die Schönheit dieser erhabenen Hingebung durch irgend eine Aeußerung des Stolzes befleckt worden wäre. Seine Worte, wie sie Platon berichtet, sind am Ende seines letzten Tages eben so einfach als in der Mitte seines Lebens. Die Feierlichkeit dieses letzten Moments giebt seinen Reden eben so wenig Schwung als Weichheit und Schwäche. Indem er mit Liebe dem Willen der Götter, den er in allem wiederfindet, gehorcht; unterscheidet sich sein letzter Tag von den übrigen in nichts, außer daß er ohne Morgen ist. Er trinkt den Giftbecher wie ein gewöhnliches Getränk; er legt sich zum Sterben nieder, wie zum Schlafen, so sicher ist er, daß die Götter vorher, nachher, überall dasind, und daß er in ihrem Schooß erwachen wird.“

„Diejenigen“, sagt ein Kenner des Alterthums,*) „welche überzeugt sind, daß kein großer Mann in der Geschichte auftritt, der nicht seine Mission hat, d. i., der nicht ein Werkzeug für die Pläne der Vorsehung ist, werden noch fragen, welches die wahre Mission des Sokrates war? Er glaubte sich berufen seine Zeit zu regeneriren, die Athener zum Dienste des Geistes und der Wahrheit zurückzuführen. Offenbar täuschte er sich; und seine Zeitgenossen selbst haben seinen Irrthum erkannt. „„Er bewies,““ sagten sie, „„große Kraft, die Menschen zu Tugend zu ermahnen, war aber nicht im Stande, sie tugendhaft zu machen.““ Sein ihm von der Vorsehung gestellter Beruf war also nur für die Zukunft berechnet; er bereitete für die Völker, zu denen allmälig die griechische Bildung hindrang, dem späten Triumph des Spiritualismus über den Materialismus der ausgearteten Religionen des heidnischen Alterthumes den Weg. In diesem Sinne konnte man sagen, daß er ein Vorläufer Christi war. Der Einfluß des Sokrates, der vor seinem Tode sehr beschränkt war, nahm seitdem durch die Schriften seiner Schüler und besonders durch den Eindruck des wunderbaren Endes, welches seine Laufbahn krönte, fortwährend zu. Ein solches Beispiel konnte nicht verloren gehen; es war eine zu entschiedene Protestation gegen die Erniedrigung der Geister, gegen die überwiegende Herrschaft der Sinne und irdischer oder eitler Interessen.“

*) Lamartine in den »Meditationen.«

*) In einem Artikel der Bibliothèque de Genève »über den Charakter und die Mission des Sokrates.« Vergl. Magazin für die Literatur des Auslandes. 1841. Nr. 141—144.

Viertes Buch.

1. Agesilaos.
2. Epaminondas und Pelopidas.
3. Dion.
4. Timoleon.
5. Demosthenes.
6. Phokion.

In der Geschichte einer abgearteten Zeit ist die Betrachtung der Heroen, welche über ihr schweben, ein tröstliches und erhebendes Geschäft.

Jakobs.

Agesilaos.

1. Agesilaos Erziehung, Regierungsantritt und Heerfahrt nach Kleinasien.

Archidamos, König der Lakedämonier, hinterließ nach einer ruhmvollen Regierung, in deren letzte Jahre der Ausbruch des peloponnesischen Krieges fiel, zwei Söhne, Agis und Agesilaos. Der Letztere, aus zweiter Ehe entsprossen, war um vieles jünger als sein Bruder, und da die Königswürde nach dem bestehenden Gesetze dem Agis zukam, so wurde Agesilaos in der Weise, wie jeder gewöhnliche Spartiat, erzogen. Mit Recht hat ein alter Dichter die spartische Erziehung „menschenbändigend" genannt, weil sie die Bürger zum fügsamsten Gehorsam gegen die Gesetze zu gewöhnen wußte. Nur die zur königlichen Würde bestimmten Kinder waren von diesem Zwange frei. Als daher Agesilaos später unvermuthet zur Regierung gelangte, hatte er dieses vor andern Königen voraus, daß er auch zu gehorchen gelernt hatte. Neben seinen großen und königlichen Eigenschaften, die er von Natur besaß, zeichnete ihn ein herablassendes, menschenfreundliches Betragen aus, wodurch er sich weit besser als mancher andere Herrscher in seine Untergebenen zu schicken wußte.

Schon als Knabe that er sich unter denen, mit welchen er in einer Rotte (s. S. 12) stand, durch Ehrgeiz und feurigen Muth hervor. In allem wollte er der Erste sein; seine ungestüme Heftigkeit ließ sich durch nichts zwingen noch bewältigen, und doch zeigte er auf der andern Seite so viel Folgsamkeit und Gelassenheit, daß er aus Furcht nichts, aus Ehrgefühl aber alles that, was man ihm befahl; denn Tadel dünkte ihn härter als schwere Arbeit. Um seines gesetzten Wesens willen wurde er der Liebling des Lysandros. Er war klein von Wuchs, seine äußere Gestalt versprach wenig, zudem war er an einem Fuße lahm; aber seine heitere Gemüthsart, sein unverwüstlicher Frohsinn und seine Scherzhaftigkeit, die nichts Mürrisches und Unfreundliches weder in Wort noch Miene aufkommen ließen, machten ihn auch noch im Alter liebenswürdiger als schöne und wohlgestaltete Leute.

Als Agis nach sieben und zwanzigjähriger Regierung im Jahre 397 vor Chr. gestorben war, suchte Lysandros, der seit dem Seekriege über die Athener zu Sparta im höchsten Ansehn stand, den Agesilaos auf den Thron zu bringen, indem er den Leotychidas für einen unechten Sohn des verstorbenen Königs erklärte, der auf die königliche Würde kein Anrecht habe. Auch viele der übrigen Bürger erklärten sich wegen seiner Tüchtigkeit und weil er mit ihnen aufgewachsen und erzogen worden war, für den Agesilaos und betrieben diese Sache mit großem Eifer. So geschah es, daß Leotychidas von der Regierung ausgeschlossen und statt seiner Agesilaos zum Könige ernannt wurde.

Trotz der großen Beschränkung, welche die Könige zu Sparta durch die Ephoren und Geronten (s. S. 10) erlitten, gelangte Agesilaos bald zu großer Macht, so daß er alles vermochte, was er wollte. Er verdankte dies dem guten Einvernehmen, in welches er sich mit jenen beiden Staatsgewalten zu setzen wußte. Die früheren Könige hatten mit denselben beständig in Zwist und Streit gelebt; Agesilaos dagegen behandelte sie mit großer Zuvorkommenheit und fragte sie bei jeder Unternehmung zuerst um Rath. Hatten sie ihn zu sich berufen, so ging er mit schnelleren Schritten als gewöhnlich; saß er auf dem königlichen Stuhle und verrichtete sein Amt, so verfehlte er nicht, wenn die Ephoren kamen, vor ihnen aufzustehn; auch schickte er jedem, der in die Gerusia oder den Rath der Alten gewählt worden war, einen Mantel und ein Rind zum Ehrengeschenk. Indem er solchergestalt die Würde ihres Amtes zu ehren und zu erhöhen schien, mehrte er unmerklich seine eigene Macht und erweiterte durch kein anderes Mittel als die Zuneigung, die man ihm zollte, das königliche Ansehn.

Freilich machte er sich durch seine Dienstfertigkeit gegen die Freunde auch mancher ungerechten Handlung schuldig, indem er sich nie entschließen konnte, sie wegen ihrer Fehltritte zu tadeln, sondern ihnen darin noch behülflich war und sich dadurch zum Genossen ihrer Vergehungen machte. Insofern kann man sagen, daß er als Feind sich untadelhafter erwies denn als Freund; indem er seinen Feinden niemals auf ungerechte Weise schadete, sondern ihnen vielmehr, wenn sie ein Unfall betraf, vor allen Anderen Mitleid zollte und den erbetenen Beistand nicht versagte. Dadurch gewann er dermaaßen die Herzen des Volkes, daß die Ephoren sich veranlaßt fanden, ihn mit einer Geldstrafe zu belegen, wofür sie als Grund angaben: er habe die Bürger, welche dem Gemeinwesen angehörten, sich zu eigen gemacht.

Kurz nach dem Regierungsantritte des Agesilaos lief die Nachricht ein: Persien betreibe gewaltige Rüstungen zur See. Es war kein Zweifel, daß diese den Lakedämoniern gälten, und Lysandros rieth auf das angelegentlichste, man solle dem Feinde durch einen Einfall in Kleinasien zuvorkommen. Agesilaos erklärte vor der Volksversammlung: er sei bereit, diesen Krieg, der in solcher

Ferne von Griechenland ein nicht unbedeutendes Wagniß erschien, zu übernehmen, wenn man ihm dreißig Spartiaten zu Anführern und Rathgebern, zweitausend Neubürger*) und sechstausend von den Bundesgenossen mitgeben wolle. Auf Lysandros Verwendung wurde ihm dies alles gern bewilligt, und Agesilaos fühlte sich ihm für die Eröffnung einer so ruhmvollen Laufbahn weit mehr verpflichtet als dafür, daß er ihm zur königlichen Würde verholfen hatte.

Gleich dem Agamemnon gedachte er vor seiner Abfahrt von Aulis ein Opfer zu verrichten. Er ließ daher einen Hirsch mit Kränzen schmücken und befahl seinem Wahrsager, die Feier zu beginnen. Als die Vorsteher der Boiotier dies erfuhren, schickten sie eine Anzahl Reiter dahin, welche ihm nicht nur verboten, das Opfer zu vollziehen, weil es nicht in Gemäßheit der alten boiotischen Gebräuche geschehe, sondern sogar die bereits auf dem Altare liegenden Opferstücke herabwarfen. Agesilaos rief die Götter zu Zeugen an, bestieg im Zorne seinen Dreiruderer und setzte nach Gerästos auf Euboia über. Dort sammelte er sein Heer und lenkte darauf seinen Lauf nach Ephesos, 396 vor Chr. Der Vorfall zu Aulis schien ihm von übler Vorbedeutung, und die Aufnahme, welche er in Kleinasien fand, gab seinem Unmuthe neue Nahrung. Alle Welt wandte sich mit seinen Huldigungen dem herrischen Lysandros zu, welcher den König als erster Rathgeber begleitete, während den prunklosen und leutseligen Agesilaos fast niemand der Beachtung für werth hielt, bis er durch geflissentliche Demüthigungen diesen gefährlichen Nebenbuhler aus seiner Umgebung entfernte.*)

2. Krieg gegen die Perser in Kleinasien.

Gleich nach seiner Landung zu Ephesos kam eine Gesandtschaft vom persischen Satrapen Tisaphernes mit der Anfrage, was der Zweck seiner Ankunft sei? Agesilaos gab zur Antwort: „daß auch die asiatischen Städte der Griechen frei werden, wie die in unserem Hellas.“ Darauf trug der Satrap ihm einen Waffenstillstand an, damit er zum Könige schicken und demselben ein friedliches Abkommen empfehlen könne. Zwar nicht ohne Mißtrauen ging Agesilaos doch auf diesen Vorschlag ein und hielt auch dann noch die beschworene Waffenruhe, als er merkte, daß Tisaphernes, statt seinem eidlichen Versprechen gemäß den Frieden zu betreiben, die gewonnene Frist nur dazu benutzte, um frische Truppen vom Könige an sich zu ziehen und sein Heer bedeutend zu verstärken. Nachdem dies geschehen war, schickte der treulose Satrap abermals zu Agesilaos und erklärte ihm, wenn er nicht Asien verließe, den Krieg. Die Lakedämonier, wie auch die Bundesgenossen, so viel ihrer mit ihm waren, geriethen darüber in große Bestürzung, weil ihnen die Kriegsmacht, welche dem Agesilaos zu Gebote stand, viel zu gering erschien in Vergleich mit den Rüstungen des Barbaren. Agesilaos aber erklärte den Gesandten mit der heitersten Miene: „Meldet dem Tisaphern, ich wisse es ihm großen Dank, daß er durch seinen Meineid die Götter sich verfeindet und dadurch den Beistand derselben den Hellenen zugewendet hat.“ Sofort befahl er seinen Truppen sich zum Marsche bereit zu halten; den Städten, welche auf dem Wege nach Karien lagen, kündete er an, daß sie Märkte in Bereitschaft zu halten hätten, den Aeolern, Joniern und Hellespontiern endlich ließ er die Weisung zugehn, die Truppen, die sie zu stellen hätten, zu ihm nach Ephesos zu schicken. Alle diese Anordnungen ließen vermuthen, er werde, um den Tisaphernes zu strafen, in Karien einfallen, wo derselbe seinen Wohnsitz hatte. Deshalb vereinte der Satrap in dieser Landschaft sein ganzes Fußvolk und rückte mit der sämmtlichen Reiterei in die Ebenen des Mäandros, in der Hoffnung, durch seine Ueberlegenheit in dieser Waffengattung die Hellenen noch vorher zu erdrücken, ehe sie jene für Reiter unzugänglichen Gegenden erreichten. Statt aber nach Karien sich zu wenden, schlug Agesilaos die ganz entgegengesetzte Richtung nach Phrygien ein, eroberte, ohne Widerstand zu finden, alle Städte auf diesem Zuge und bekam, da man hier nirgends seinen Angriff erwartet hatte, eine Menge Reichthümer in seine Gewalt.

Er sah jedoch ein, daß er ohne hinreichende Verstärkung an Reiterei sich in der Ebene nicht werde halten können; daher zog er sich wieder gegen das Meer hin nach Ephesos zurück, um dort zunächst genugsame Reiterei zusammen zu bringen. Dies wußte er auf eine feine Weise ins Werk zu setzen. Er machte nemlich bekannt, daß jeder, der ein Roß, einen tüchtigen Mann und die nöthige Bewaffnung schaffte, persönlich vom Kriegsdienste befreit sein sollte. Dazu verstanden sich die Begüterten, welche die Mühen und Gefahren des Krieges scheuten, sehr gern; und so kam die Ausrüstung in kurzer Zeit zu Stande, indem man sich so sehr beeiferte, als handle es sich darum, einen Stellvertreter für's Sterben zu schaffen. Agesilaos aber bekam statt verweichlichter und furchtsamer Leute eine Menge zum Kriege tauglicher Reiter zusammen.

Mit Frühlingsanbruche hatte er sein ganzes Heer in Ephesos versammelt und stellte Kriegsübungen an, wobei er Preise aussetzte für diejenigen aus jeder Waffengattung, welche die ihnen zukommenden Verrichtungen am besten ausführten. In Folge dessen sah man alle Ringschulen mit Kriegsleuten aus der Schaar der Schwerbewaffneten erfüllt, die Rennbahn stets von Reitern durchtummelt, hier Wurfspießschleuderer, dort Bogenschützen in Uebung begriffen; auf dem Marktplatze wurden Pferde und Waffen aller Art feilgeboten; Metallgießer, Zimmerer, Schmiede, Sattler, Maler — alles verfertigte Kriegswerkzeuge, so daß die ganze Stadt den Anblick einer Kriegswerkstätte darbot. Einen erhebenden Anblick gewährte es auch, wenn die Soldaten mit dem Agesilaos an der Spitze bekränzt von den Uebungsplätzen zurückkehrten und der Artemis, welche zu Ephesos ihren berühmtesten Tempel hatte,**) ihre Kränze weiheten. „Denn wo Gottesfurcht waltet“ — sagt Xenophon bei Gelegenheit dieser Schilderung — „wo tägliche Kriegsübungen stattfinden und Mannszucht

---

*) Ursprüngliche Heiloten, welchen der Staat zur Belohnung im Kriege geleisteter Dienste die Freiheit und eine Art von Bürgerrecht ertheilt hatte.

*) Das Nähere hierüber s. S. 144.

**) Vergl. Apostelgesch. 19, 23—40.

geübt wird, darf da nicht alles mit Fug und Recht voll guter Hoffnung sein?“ Wohlwissend, daß Geringschätzung des Feindes die Kampflust anfache, ließ Agesilaos die gefangenen Barbaren, welche durch die Herolde auf dem Markte zum Verkaufe ausgestellt wurden, nackend ausziehen. Zu den prächtigen Kleidern derselben fanden sich viele Käufer, die Leute selber aber mit ihren ungebräunten Leibern, die niemals entblößt worden, und den zarten, zu jeder Anstrengung unfähigen Gliedern, mochte niemand kaufen. Da trat Agesilaos hinzu und rief aus: „Seht, das sind die Leute, gegen die ihr streitet, und dies die Dinge, um die ihr streitet.“ Die Soldaten lachten; der bevorstehende Krieg kam ihnen vor wie ein Feldzug gegen Weiber.*)

Als es Zeit war, wieder ins Feld zu rücken, machte Agesilaos bekannt, daß er in Lydien einrücken werde. Tisaphernes, der vorigen Ueberlistung eingedenk, trauete diesmal der Aufrichtigkeit jener Bekanntmachung nicht und besetzte wiederum Karien, indem er meinte, daß der Gegner seinen jetzt ernstlich gemeinten Einfall in diese Landschaft nur verheimlichen wolle. Allein er hatte sich selbst getäuscht und Agesilaos rückte wirklich, wie er vorhergesagt hatte, in die sardische Ebene. Sobald Tisaphernes seinen Irrthum inne wurde, eilte er dem Lande mit einer gewaltigen Kriegsmacht zu Hülfe, wurde aber am Paktolos völlig geschlagen und büßte sogar in Folge dieses Unfalls selber das Leben ein; denn der König schickte auf erhaltene Nachricht sofort einen anderen Satrapen, Namens Tithraustes, mit dem Auftrage ab, dem Tisaphern zur Strafe für seine üble Kriegsführung den Kopf abzuhauen.

Nachdem Tithraustes seinen Auftrag vollzogen hatte, ließ er dem Agesilaos folgende Botschaft zugehen: „Der Anstifter der Händel zwischen euch und uns hat seine Strafe erhalten, nun macht der König dir den Vorschlag, daß die griechischen Städte in Asien ihren alten Tribut zahlen, im Uebrigen aber frei sein sollen und du sofort absegelst in deine Heimath.“ Agesilaos erwiederte: Frieden zu machen, hinge nicht von ihm, sondern von der Genehmigung des spartischen Staates ab; worauf jener ihm wieder sagen ließ: „So kannst du wenigstens, bis du von zuhause Befehl erhalten hast, in das Gebiet des Pharnabazos hinübergehn, da ja auch ich dir einen Feind vom Halse geschafft habe.“ Um sich dem Tithraustes dafür gefällig zu erweisen, daß er einem so bösartigen und gegen die Hellenen höchst feindselig gesinnten Manne, wie Tisaphern gewesen, seinen Lohn gegeben hatte, ging Agesilaos auf diesen Vorschlag ein, nachdem er sich noch dreißig Talente Unterhaltungskosten für sein Heer hatte auszahlen lassen, und zog nach Phrygien in des Pharnabazos Gebiet.

Auf dem Marsche dahin erhielt er die Nachricht, daß ihm die Regierung seiner Heimath auch den Oberbefehl über die Flotte anvertraue und seinem Gutdünken die Wahl des Flottenführers überlasse. Diese Ehre ist sonst keinem spartischen Könige oder Feldherrn wiederfahren als dem Agesilaos. Demzufolge trug er den Küstenstädten und Inseln auf, eine beliebige Anzahl Dreiruderer zu erbauen. Auf diese Weise erhielt er einen Zuwachs von hundert und zwanzig neuen Schiffen und gab der Flotte seinen Schwager Peisandros zum Führer.

Hierauf fiel er sengend und brennend in Phrygien ein, verbündete sich durch Vermittelung des vornehmen Persers Spithridates, welcher schon früher zu ihm übergegangen war, mit dem mächtigen Fürsten Kotys von Paphlagonien und rückte endlich gegen Daskylion, die Residenz des Pharnabazos, in deren Umgebung eine Menge großer Ortschaften lagen, wo alle Bedürfnisse in Ueberfluß vorhanden waren, auch die schönsten Jagden, theils in Thiergärten, sogenannten Paradiesen, theils im Freien, ein Fluß, der die Gegend umfloß, reich an Fischen aller Art, und endlich die trefflichste Gelegenheit zum Vogelfang, denn Vögel gab es in Menge. Hier wurden die Winterquartiere aufgeschlagen, während Pharnabazos selbst sich nicht einmal mehr auf seine festen Plätze verließ, sondern mit den meisten seiner Schätze unstät im Lande umherzog und bald da bald dort sein Lager aufschlug. Endlich suchte er durch einen gewissen Apollophanes, welcher ein Gastfreund sowohl des Pharnabaz als des Agesilaos war, bei Letzterem um eine Unterredung nach, welche ihm derselbe gewährte.

Agesilaos, welcher zuerst an dem bestimmten Platze erschienen war, saß in der Mitte seiner Dreißig*) am Boden im Grase und erwartete so die Ankunft des Satrapen. Dieser erschien in einem reichen, prächtigen Gewande; seine Diener breiteten ein weiches Ruhekissen aus, auf welchem die Perser zu sitzen pflegen. Da er aber den unscheinbaren Aufzug des Agesilaos gewahrte, schämte er sich, so weichlich zu sein, und setzte sich gleichfalls so, wie er war, auf die Erde nieder. Nachdem sie sich gegenseitig begrüßt hatten, reichte Pharnabazos die Rechte, welche Agesilaos ergriff. Hierauf begann jener die Unterredung, denn er war der Aeltere: „Agesilaos und alle ihr gegenwärtigen Lakedämonier! ich war euer Freund und Bundesgenosse, so lange ihr die Athener bekriegtet, machte eure Seemacht durch Darreichung von Geldmitteln stark, zu Lande kämpfte ich selber als Reiter für eure Sache und verfolgte die Feinde bis an's Meer. Daß ich jemals zweideutig wie Tisaphernes in That oder Wort mich gegen euch benommen hätte, wird mir wohl nicht zur Last gelegt werden können. Gleichwohl sehe ich mich nun durch euch in eine solche Lage versetzt, daß ich auf meinem eigenen Grund und Boden keine Mahlzeit halten kann, es sei denn, daß ich auflese, was ihr übrig lasset, gleich den Thieren des Feldes. Was mir mein Vater hinterlassen hat, die schönen Paläste und Gärten voller Bäume und Thiere, vormals meine Lust und Freude, das sehe ich alles niedergebrannt und verwüstet. Sollte ich mich denn wirklich nicht darauf verstehen, was recht und heilig ist, nun so belehrt mich, wie ein solches Verfahren sich mit der Ehre von Männern verträgt, welche wissen, was Dankbarkeit erheische.“

So sprach er; die Dreißiger schwiegen still und schlugen vor Schaam die Augen nieder, denn sie fühlten, daß dem Manne Unrecht geschehen sei. Nach einer Weile begann Agesilaos: „Ich denke, Pharnabazos, dir sei be-

*) So will's die Ordnung und so sei's: Es herrsche
Der Grieche und es diene der Barbare!
Denn der ist Knecht und jener frei geboren!
Euripides: Iphigenie in Aulis, übers. v. Schiller. Akt III. Sc. 5.

*) Nemlich der ihm zugeordneten dreißig Rathgeber.

kannt, daß auch zwischen den Bürgern hellenischer Städte Gastfreundschaften geschlossen werden. Wenn aber zwischen diesen Städten Krieg ausbricht, so kämpft jeder auf Seiten seiner Mitbürger auch gegen seine Gastfreunde, und so kann es sich sogar treffen, daß ein Gastfreund den anderen tödtet. So gehet es uns jetzt mit euch: mit eurem Könige in Krieg begriffen, waren wir genöthigt, alles, was sein ist, für feindlich anzusehn, während uns sonst über alles erwünscht gewesen wäre, mit dir Freund zu sein. Hättest du nur die Wahl zwischen zwei Gebietern, nemlich zwischen dem Könige und uns, so würde ich dir nicht zu einem solchen Tausche rathen. Nun aber bietet sich dir vielmehr Gelegenheit, indem du auf unsre Seite trittst, dich vor niemand mehr beugen zu müssen, keinen Gebieter zu haben, sondern im unbeschränkten Genusse des deinigen zu leben; und ich sollte meinen: Freiheit müsse alle Schätze der Erde aufwiegen. Jedoch muthen wir dir mit nichten zu, arm zu werden, um frei zu sein; vielmehr sollst du, in Bundesgenossenschaft mit uns, nicht des Königes, sondern deine eigne Herrschaft erweitern, so daß künftig diejenigen, welche jetzt noch deine Mitknechte sind, künftig deine Untergebenen werden. Da du mithin frei und mächtig zugleich würdest, was fehlte dir dann noch, um vollkommen glücklich zu sein?“ Pharnabozos erwiederte: „Soll ich euch frei und offen heraussagen, was ich zu thun willens bin?“ — „Das steht bei dir.“ — „Wenn der König einen anderen Statthalter sendet,“ fuhr jener fort, „und mich demselbigen unterordnet, so will ich euer Freund und Bundesgenosse werden; wenn er aber mir den Oberbefehl überträgt; so sollt ihr wissen, daß ich — wie mir die Ehre gebietet — aus aller Kraft und Vermögen euch bekämpfen werde.“ Als Agesilaos das vernahm, ergriff er des Satrapen Hand und sprach: „Könntest du nur unser Freund werden, Bester, da du solche Gesinnungen hast! Indeß — das sollst du wissen“; sprach er, „daß ich jetzt so schnell als möglich dein Gebiet räumen werde; und von nun an, auch wenn dieser Krieg noch länger währt, sollst du, so lange wir noch einen andern Gegner zu bekämpfen haben, sammt dem Deinigen unangefochten bleiben.“

Damit endigte sich die Unterredung. Pharnabazos bestieg sein Pferd und ritt hinweg. Sein Sohn aber, noch ein blühender Jüngling, auf welchen der Anblick des hellenischen Helden einen tiefen Eindruck gemacht hatte, war zurückgeblieben, lief herzu und sprach: „Ich biete dir Gastfreundschaft, Agesilaos!“ — „Ich nehme sie an!“ erwiederte dieser. — „Nimm dies zum Andenken!“ sprach jener und reichte damit dem Agesilaos seinen Speer, welcher



sehr schön war. Der König nahm ihn an und schenkte ihm als Gegengabe einen schönen Pferdeschmuck. Darauf schwang sich der Jüngling auf sein Roß und jagte dem Vater nach.

In späteren Jahren traf ihn das Schicksal, daß er in Abwesenheit des Pharnabazos von seinen Brüdern aus Haus und Herrschaft verstoßen und des Landes verwiesen wurde. Er suchte eine Zuflucht im Peloponnes, wo Agesilaos, eingedenk der geschlossenen Gastfreundschaft, sich seiner überall mit großer Sorgfalt annahm.

Nach jener Unterredung mit Pharnabaz zog sich Agesilaos seinem Versprechen gemäß aus dessen Gebiet hinweg und verstärkte sein Heer zu neuer Heerfahrt. Es waren nun zwei Jahre seit dem Beginn des asiatischen Feldzugs verflossen und ein starkes Gerücht vom Agesilaos hatte sich bis in das Innere Asiens verbreitet. Vor allem

erregten seine Enthaltsamkeit, Einfachheit und Mäßigung die höchste Bewunderung. Auf seinen Märschen nahm er niemals in Privathäusern Quartier, sondern übernachtete entweder in einem Tempel oder auf einem öffentlichen Platze, damit er Götter und Menschen zu Zeugen seiner Handlungen mache und sich selbst verhindere, etwas Unanständiges zu begehen. Kein Soldat hatte ein schlechteres Lager als er. Gegen Frost und Hitze verhielt er sich so, als wäre er nur dazu geschaffen, jede Witterung, wie sie Gott gegeben, zu ertragen. Dabei war es für die in Asien wohnenden Griechen das angenehmste Schauspiel, zu sehen, wie die sonst so unerträglich stolzen, in Prunk und Ueppigkeit fast zerfließenden Statthalter und Kriegsherren sich vor einem Manne, der in einem schlechten, abgetragenen Mantel einherging, unterthänig schmiegten und auf ein einziges, kurzes, lakonisches Wort sich selber Gewalt anthaten und ihr ganzes Benehmen änderten.

Wie mächtig war die Wandelung der öffentlichen Zustände, seitdem Agesilaos den asiatischen Boden betreten hatte! Kleinasien war erschüttert und neigte sich zum Abfall von den Persern; in den dasigen Städten war die Ordnung hergestellt und ihrer Verfassung ohne Hinrichtungen und Landesverweisungen die geeignete Form gegeben. Jetzt gedachte Agesilaos vorwärts zu gehen, den Krieg vom hellenischen Meere in das Innere Asiens zu verlegen und mit dem Könige um Leib und Leben und um die Herrlichkeiten Ekbatanas und Susas*) zu kämpfen. Mitten unter diesen großen Entwürfen brachte ihm der Spartiat Epikydidas den Befehl der Ephoren, auf's eiligste nach Hause zurückzukehren, da sein Vaterland mit einem schweren Kriege bedroht sei. Dies war ein Werk des schlauen Tithraustes. Unfähig, mit Waffengewalt den Agesilaos aus Asien zu vertreiben, hatte er den Rhodier Timokrates mit funfzig Talenten nach Griechenland geschickt, um durch Bestechung der Volksführer in Argos, Korinth, Theben und Athen einen Sturm gegen Sparta heraufzubeschwören, welcher diesen Staat zur Rückberufung des Agesilaos nöthigte. So sah sich denn unser Held zu seinem großen Schmerze durch die Griechen selber in seinem siegreichen Laufe aufgehalten und durch die Zwietrachtigkeit seiner Volksgenossen genöthigt, einen für sie alle rühmlichen und heilsamen Kampf gegen den gemeinsamen Feind aufzugeben. Indeß, so schimpflich dieser Rückzug für diejenigen war, welche ihn herbeigeführt hatten, so muß er anderseits für die größte und erhabenste aller Thaten des Agesilaos gelten: er überwand sich selbst und gab das herrlichste Beispiel von folgsamer Unterordnung des eignen Willens unter den seiner Obrigkeit.*) Sobald der Rollbrief der Ephoren in seine Hände kam, entsagte er willig und gern seinem Glücke, der um ihn versammelten Macht und allen den schönen Hoffnungen glänzender Thaten, trat zurück vom unvollendeten Werke und hinterließ seinen Bundesgenossen innige Sehnsucht nach ihm.

„Der König von Persien treibt mich mit zehntausend Bogenschützen aus Asien!“ sprach er beim Scheiden; denn so viel Goldstücke, nach persischer Sitte mit dem Gepräge eines Schützen bezeichnet, hatte man unter die Demagogen zu Athen und Theben vertheilen lassen, damit sie das Volk zum Kriege gegen Lakedämon aufwiegeln sollten.

3. Agesilaos siegreiche Heimfahrt. Sparta auf der Höhe seiner Macht.

Agesilaos nahm seinen Rückweg über den Hellespont durch Thrakien, ohne erst die dort wohnenden barbarischen Völkerschaften um Erlaubniß zum Durchzug zu bitten; nur anfragen ließ er, ob er als Freund oder Feind durch ihr Land ziehen solle und schlug den Widerstand, wo er ihm begegnete, aus dem Wege. Als der König der Makedonier auf obige Frage antworten ließ: er wolle sich die Sache überlegen, versetzte Agesilaos: „Gut, er mag sie überlegen; wir wollen indeß weiterziehn!“ Den König bestürzte diese Kühnheit dermaaßen, daß er ihm schleunig sagen ließ: er möge immerhin als Freund durchziehn. Durch Thessalien, welches sich mit den Feinden verbündet hatte, mußte er sich den Weg mit dem Schwerte bahnen und überwand die Pharsalier bei Narthakion. Dieser Sieg machte ihm um so größere Freude, weil er blos mit der durch ihn erst zusammengebrachten Reiterei diejenigen in die Flucht geschlagen, die sich eben auf ihre Geschicklichkeit im Reiterdienste von jeher viel einbildeten.

Hier kam ihm von zuhause her der Befehl entgegen, unverzüglich in Boiotien einzufallen. Wiewohl er nun in Absicht gehabt, diesen neuen Feldzug erst von Sparta aus mit einem besser ausgerüsteten Heere zu eröffnen, so glaubte er doch, seinen Vorgesetzten den Gehorsam nicht versagen zu dürfen, und kündigte seinen Kriegsleuten an: der Tag sei nahe, zu dem sie aus Asien herübergekommen. Hierauf rückte er, nachdem er, so viel er konnte, Verstärkungen an sich gezogen, durch die Thermopylen und Phokis in Boiotien ein und stieß bei Koroneia auf das Heer der Thebäer und Argeier, 394 vor Chr. Das Treffen war von wechselndem Glück und äußerst hitzig. Agesilaos selbst wurde mit Wunden bedeckt und nur durch die aufopfernde Tapferkeit von funfzig Jünglingen, welche freiwillig von Sparta her ihm zum Beistand entgegen gezogen waren, dem Schlachtgewühle entrissen. Die Lakedämonier behaupteten die Wahlstatt, und am andern Morgen suchten die Thebäer um die Beerdigung ihrer Todten nach. Nachdem er den Feinden einen Waffenstillstand verwilligt hatte, ließ er sich nach Delphoi bringen, wo man eben die pythischen Spiele feierte. Hier weihete er dem Gotte den zehnten Theil der aus Asien mitgebrachten Beute, welcher sich auf hundert Talente belief, und kehrte dann zu Schiffe nach Sparta heim.

Hier gewannen ihm sein Benehmen und seine Lebensweise völlig die Liebe und Achtung der Bürger. Denn er kam nicht wie die meisten Feldherren Spartas verändert an Sitte und Denkart aus der Fremde zurück, sondern ehrte und liebte gleich denen, welche noch nie über den Eurotas hinausgekommen waren, die heimathlichen Ge-

---

*) Jenes, in Medien gelegen, war die Sommerresidenz, dieses, in der Provinz Susiana, war der Winteraufenthalt der persischen Könige.

*) Dir ist der härtre Kampf gelungen.
Nimm dieses Kreuz! Es ist der Lohn
Der Demuth, die sich selbst bezwungen.
Schiller's Kampf mit dem Drachen.

bräuche und nahm weder mit dem Mahle noch dem Bade noch der Bedienung seiner Gemahlin noch dem Schmucke der Waffen oder der Einrichtung seiner Wirthschaft eine Veränderung vor. Ließ er doch selbst die Thüren seines Hauses so, wie er sie vorfand, obwohl sie so alt waren, als stammten sie aus der Zeit der Herakleiden. Seine Tochter durfte keinen schöneren Wagen haben, wenn sie zum Feste der Hyakinthien fuhr, als die anderen Jungfrauen; und dem weisen Schüler des Sokrates, Xenophon, den er immer um sich hatte, gab er den Rath, er solle seine Söhne nach Lakedämon kommen lassen, damit sie, nach Spartiatenart erzogen, die schönste aller Wissenschaften lerneten: zu gehorchen und zu befehlen. Uebrigens war Agesilaos gegen seine Kinder ein ungemein liebevoller Vater. Man erzählt, daß er mit ihnen, als sie noch klein gewesen, öfter auf einem Stecken herumgeritten sei und einen seiner Freunde, welcher einstmals dazu kam, gebeten habe, nicht eher jemanden etwas davon zu sagen, als bis er selber Kinder habe.*)

Während der folgenden Jahre wurde zu Land und zu Wasser mit abwechselndem Glücke, aber ohne eine große und entscheidende Waffenthat der sogenannte korinthische Krieg geführt. Athen hatte dem spartischen Helden damals zwei ausgezeichnete Feldherren entgegenzustellen, Konon und Iphikrates. Die edelsten Kräfte wurden in jahrelangem Blutvergießen durch einen Krieg vergeudet, welcher Griechenland ohnmächtig machte, während er dem durch Agesilaos tiefgedemüthigten Feinde aller Hellenen zu neuen Kräften half. Jeder Sieg, auf welche Seite er auch fiel, war darum ein beweinenswerthes Ereigniß, so daß Agesilaos einst bei der Nachricht einer gewonnenen Schlacht, welche den Gegnern zehntausend Mann gekostet hatte, in die Worte ausbrach: „Wehe dir, Griechenland, daß du dich selbst um so viele Männer gebracht hast, die, wenn sie noch lebten, alle Barbaren zusammen im Streite leicht überwinden könnten!“

Seitdem Konon, mit dem Satrapen Pharnabazos verbunden, in dem Seetreffen bei Knidos 394 vor Chr. den Peisandros geschlagen und erschlagen und die lakedämonische Seemacht vernichtet hatte, konnte Sparta auf dem Meere nirgends mehr Widerstand leisten. Konon verwüstete die Küsten Lakoniens; Athen befestigte sich auf's neue mit Hülfe persischen Geldes. Da wußte Sparta durch einen verrätherischen Frieden seine im Sinken begriffene Herrschaft mit einem Male wieder zu gewinnen und zu befestigen. Es schickte den Antalkidas als Unterhändler an den Satrapen Tiribazos. Seine Anträge fanden beifälliges Gehör. Tiribazos berief die Abgeordneten aller griechischen Staaten, welche zum Frieden geneigt waren, zu sich und legte ihnen im Namen des Königes seines Herren die von Antalkidas vorgeschlagenen Friedensartikel vor: „die Städte in Asien, desgleichen die Inseln Klazomenä und Cypern sind Eigenthum des Königs von Persien; alle übrigen hellenischen Staaten und Städte sollen frei und unabhängig sein mit Ausnahme der von altersher den Athenern gehörenden Inseln Lemnos, Imbros, Skyros. Wer von beiden Theilen diesen Frieden nicht annimmt, wird von dem Perserkönige und den ihm Gleichgesinnten als Feind behandelt werden.“

Dieser sogenannte Friede des Antalkidas wurde im Jahre 387 v. Chr. abgeschlossen und beschworen. Er gab die asiatischen Griechen, für deren Befreiung die europäischen Hellenen seit länger als einem Jahrhundert mit so viel Anstrengungen und Ruhm gekämpft hatten, auf die widerrechtlichste Weise der persischen Herrschaft preis und erkannte diese Herrschaft als zu Recht bestehend an. Daher ist dieser Friede bei Mit- und Nachwelt mit Schmach belegt gewesen, welche vor allem die Lakedämonier als Urheber, Vollstrecker und Gewährleister getroffen hat. Agesilaos verbarg seine Schaam darüber hinter einem Wortspiel. Als jemand spöttisch zu ihm sagte: „Die Spartaner persern*);“ antwortete er: „Nein, die Perser spartanern!“ Für seinen eigenen Vortheil freilich hatte Sparta dabei trefflich gesorgt. Durch die Selbständigkeitserklärung aller hellenischen Städte wurden die größeren Staaten ihrer Macht, die kleineren ihrer Schutzherren beraubt, während Sparta, seit alten Zeiten mit Lakedämon und Messenien zu einem Staate verbunden, keine wesentliche Einbuße erlitt. Durch die erzwungene Vereinzelung seiner Gegner stand Sparta wieder in ungefährdeter Macht und Größe da. Man hätte ihm wie jener Königin nach ihrem verbrecherischen Siege zurufen können:

Die Gegnerin ist todt. Du hast von nun an
Nichts mehr zu fürchten, brauchst nichts mehr zu achten!**)

Und in der That achtete es auch nichts mehr, auch nicht den von ihm selbst beschworenen Friedensvertrag und bereitete sich dadurch wider aller Erwarten einen jähen Sturz von seiner Höhe.

4. Sparta im Kampfe mit den Thebäern.

Mitten im Frieden bemächtigte sich Phoibidas, der Spartiat, als er, auf dem Marsche gegen die Stadt Olynthos begriffen, bei Theben vorüberzog, der thebischen Burg Kadmeia. Ganz Griechenland gerieth über diese schändliche That in Unwillen, und die Spartiaten zogen den Phoibidas zur Rechenschaft, da er ohne höheren Befehl und völlig eigenmächtig gehandelt habe. Agesilaos aber trug kein Bedenken, sich des Phoibidas anzunehmen, indem er öffentlich erklärte: es komme bei der Beurtheilung dieses Verfahrens nur darauf an, ob es einigen Vortheil bringe; denn was für Lakedämon nützlich sei, das dürfe man aus eignem Antrieb auch ohne höheren Auftrag thun. So wurde denn Phoibidas zum Scheine zwar bestraft, indem man ihn von seiner Stelle entfernte und mit einer Geldbuße belegte; aber den Vortheil seines Verbrechens ließ Sparta sich nicht entgehen. Die Kadmeia blieb besetzt, und unter lakedämonischem Schutze übten Archias und Leontidas, durch deren Hülfe jene

*) Heinrich IV. von Frankreich hatte einst seinen jungen Thronerben auf den Rücken genommen und trabte mit ihm im Zimmer herum, als der spanische Gesandte zu ihm eintrat. »Herr, haben Sie auch Kinder?« fragte ihn der König. »Ja wohl, Sire,« antwortete jener. »Nun gut,« fuhr der König fort, »dann werden Sie es auch nicht übel nehmen, wenn ich erst meinen Ritt vollende.«

*) d. i. sie halten's mit den Persern.

**) Schiller: Maria Stuart; letzte Scene.

Burg den Lakedämoniern in die Hände gespielt worden, eine völlige Zwingherrschaft über ihre Vaterstadt. Als daher die Thebäer mit Hülfe des Pelopidas und seiner Mitverschworenen die Tyrannen stürzten und die spartische Besatzung aus der Burg verjagten*), brach die Fehde zwischen Sparta und Theben von neuem aus. Anfangs nahm zwar Agesilaos nicht persönlich an diesem Kriege Theil, da er dem Gesetz gemäß nach mehr als vierzigjährigem Kriegsdienste nicht mehr waffenpflichtig war; späterhin aber leistete er auf diese Vergünstigung Verzicht, machte zwei Jahre hinter einander Einfälle in das boiotische Gebiet und fügte zwar den Thebäern vielen Schaden zu, erlitt aber auch wiederum von ihnen manchen Verlust. Daher mußte er sich, als er einst sogar verwundet wurde, den bittern Spott seines Gegners Antalkidas gefallen lassen: „Wahrlich! du bekommst ein schönes Lehrgeld von den Thebäern dafür, daß du sie wider ihren Willen Krieg führen gelehrt hast, wovon sie vorher nichts verstanden." Auch die Bundesgenossen der Lakedämonier waren auf Agesilaos sehr ungehalten, weil er die Thebäer nicht um einer öffentlichen Beschwerde willen, sondern blos aus Haß und Eifersucht zu vernichten suche. Sie waren des langen Krieges müde, der ihre Kräfte zwecklos erschöpfte; endlich ließen die vielen Unglücksfälle, von welchen Sparta damals zu Wasser und zu Land betroffen wurde, es auch den Lakedämoniern rathsam erscheinen, einen allgemeinen Frieden zu schließen.

Dieser Friede kam auf der Grundlage des antalkidischen zu Stande. Allen hellenischen Staaten wurde eine völlige und wahrhafte Selbständigkeit zugesichert; namentlich verpflichtete sich Sparta, seine Statthalter und Besatzungen aus allen Orten, wo dieselben sich noch befänden, zurückzurufen. Da aber die Thebäer aus Furcht, gegen den Haß der Lakedämonier völlig macht- und waffenlos zu werden, sich weigerten, die boiotischen Städte freizugeben, wenn Sparta nicht dasselbe in Ansehung Lakoniens und Messeniens thue, so brach der Kampf zwischen beiden Staaten von neuem aus.

Die Ephoren schickten dem König Kleombrotos, welcher damals mit einer Armee in Phokis stand, Befehl zu, unverzüglich gegen Theben in's Feld zu rücken. Zu gleicher Zeit beschickten sie alle ihre Bundesgenossen, welche zwar nur mit großer Unlust diesem neuen Kriegsrufe Folge leisteten, sich aber noch nicht getraueten, den Lakedämoniern zu widersprechen oder den Gehorsam aufzusagen. Aber dieser freventliche Uebermuth Spartas rächte sich schnell und schwer. Zwanzig Tage nach jenem Friedensvertrage, von welchem man Theben ausgeschlossen hatte, kam es zur Schlacht bei Leuktra (371 vor Chr.), in welcher viertausend Lakedämonier sammt dem Könige Kleombrotos und vierhundert der tapfersten Spartiaten den Tod fanden.

Sparta setzte der Größe seines Unglücks die Unbeugsamkeit seines Charakters entgegen. Man feierte gerade das Fest der Gymnopädie**): die Stadt war voller Fremder, im Theater führten die Chöre den festlichen Reigen auf, als die Boten von Leuktra eintrafen und die Niederlage des Heeres meldeten. Die Ephoren sahen sogleich ein, daß dieser Schlag der Herrschaft Spartas ein Ende mache und das Vaterland in die äußerste Gefahr versetze; gleichwohl ließen sie weder den Chor abtreten, noch sonst etwas an der Einrichtung des Festes ändern, sondern schickten blos die Namen der Gefallenen den Hinterbliebenen in's Haus und fuhren mit der Feier der Spiele fort. Am andern Morgen, als jedermann wußte, wer geblieben und wer davon gekommen, begaben sich die Väter, die Verwandten und Freunde der Gefallenen auf den Markt, grüßten einander mit heiterem Angesicht und waren voller Stolz und Freude; dagegen hielten sich die Angehörigen derer, welche sich aus der Schlacht gerettet hatten, wie Trauernde daheim, und wenn jemand von ihnen nothgedrungen öffentlich erscheinen mußte, verrieth seine ganze Haltung, wie gebeugt und niedergeschlagen er sei. Selbst die Frauen und Mütter der Gefallenen erhoben kein Klagegeschrei, sondern besuchten in festlichem Aufzuge die Tempel und traten einander mit fröhlichen und stolzen Mienen entgegen.

Die Zahl derjenigen, welche sich in der Schlacht feig bewiesen und vor dem Feinde geflohen waren, war so groß, daß, wenn man sie mit den vom Gesetze vorgeschriebenen schimpflichen Strafen hätte belegen wollen, ein förmlicher Aufstand zu befürchten gewesen wäre. Man übertrug dem Agesilaos die Entscheidung, und dieser erklärte: „Heute muß man die Gesetze schlafen lassen, aber von heute an sollen sie hinfort in voller Geltung stehn."

Um den Muth des geschlagenen Heeres durch etliche glückliche Waffenthaten wieder zu beleben, machte er einen Einfall in Arkadien, aber bald darauf (370) rückte der Heerführer der Thebäer, Epaminondas, an der Spitze eines Heeres von beinahe vierzigtausend Schwerbewaffneten, in Lakonien ein. Diesem Heere folgte noch eine Menge leichter Truppen und Unbewaffneter zum Plündern nach, so daß im Ganzen eine Macht von siebenzigtausend Mann das lakonische Gebiet überschwemmte. Es waren jetzt nicht weniger als siebenhundert Jahre, seitdem die Dorier Lakedämon bewohnten (s. S. 4), aber während dieses ganzen Zeitraums geschah es damals zum ersten Male, daß ein feindliches Heer dieses Gebiet zu betreten wagte. Zum ersten Male erlitten die Gefilde am Eurotas Verwüstung durch Feuer und Schwert; die Spartiaten mußten es ruhig geschehen lassen. Agesilaos nemlich gestattete den Lakedämoniern nicht, gegen einen so gewaltigen Strom und Woge des Krieges anzukämpfen, sondern hielt den mittleren Theil und die wichtigsten Punkte der offenen Stadt mit Geharnischten besetzt und ließ die Drohungen und höhnischen Reden der Thebäer, womit sie ihn zum Kampf herausforderten, geduldig über sich ergehen. Wer mag es ermessen, wie schwer ihm seinen verhaßtesten Feinden gegenüber diese Mäßigung geworden ist? Aber fast noch mehr kränkte ihn im Stillen das unruhige Getümmel, welches die ganze Stadt bewegte, dieses Schreien und Hin- und Wiederlaufen der Greise, denen ein solches Ereigniß unerträglich war, so wie der Weiber, die sich nicht mehr beruhigen wollten, sondern bei dem Geschrei und den aufflammenden Wachtfeuern der Feinde ganz von Sinnen kamen. Hatte doch Agesilaos selbst sonst öfter mit Wohlgefallen auf jenen Vorzug Spartas rühmend hingewiesen:

*) Das Nähere siehe in der folgenden Lebensbeschreibung.

**) Bei diesem Feste wurden von nackten Knaben Chortänze aufgeführt und Leibesübungen angestellt.

daß noch nie ein lakedämonisches Weib den Rauch eines feindlichen Lagers gesehen habe. Dieser Ruhm war nun dahin; Agesilaos betrauerte seine große Vergangenheit: er hatte seine Vaterstadt auf dem höchsten Gipfel der Macht gefunden und unter seiner Regierung mußte sie auch ihren tiefsten Fall erleben. Dabei Verrath, Verschwörung und meuterische Gesinnung um und neben ihm. Manche schrieben jetzt ungescheut das Unglück der Stadt dem Umstande zu, daß man den Agesilaos, wie sie sagten, widerrechtlich und trotz der Warnung des Orakels auf den Thron erhoben habe. Eine Menge der Perioiken und Heiloten (s. S. 8), welche im Heere dienten, gingen des Nachts zu den Feinden über; und mehr als einmal bereiteten die Uebelgesinnten im Innern der Stadt selber eine gewaltsame Umwälzung vor. Dies alles aber schreckte und beugte den Agesilaos nicht; durch Festigkeit, Vorsicht und rasches Handeln im entscheidenden Augenblicke, wußte er allen Gefahren zu begegnen und das glimmende Feuer der Empörung zu ersticken.

Indessen schickten die Feinde sich an, über den Eurotas zu setzen und mit Gewalt in die Stadt einzudringen. Da eben Schnee gefallen war, so strömte der Fluß damals ungewöhnlich stark und machte den Thebäern den Uebergang, zwar mehr durch seine Kälte als durch reißende Strömung, schwer und gefährlich. Als jetzt Epaminondas an der Spitze der Schlachtreihe über den Eurotas setzte, zeigten ihn Einige dem Agesilaos. Dieser, so erzählt man, sah ihn lange an und folgte ihm mit den Augen, sprach aber nichts weiter als die Worte: „O des unternehmenden Mannes!“

Aber so sehr auch der Ehrgeiz des Epaminondas darnach strebte, in Sparta selbst ein Treffen zu liefern und ein Siegeszeichen zu errichten, so vermochte er doch den Agesilaos auf keine Weise aus seiner Stellung zu locken und zum Schlagen zu bringen. Er brach daher wieder auf, verheerte die umliegende Landschaft und zog, nachdem er sich drei Monate im lakonischen Gebiete aufgehalten hatte, beim Eintritt des Winters wieder heim. Sparta verdankte seine Rettung dem Agesilaos, weil er, um sicher zu gehen, seinen angebornen Leidenschaften, der Streitlust und dem Ehrgeize entsagt hatte. Der Macht und dem Ruhme des Staates konnte er nach jenem Falle freilich nicht wieder aufhelfen. Es erging diesem wie einem gesunden Körper, der von jeher an eine allzusorgfältige Lebensweise gewöhnt gewesen: ein einziger Fehler war hinreichend, seine ganze Wohlfahrt zu untergraben. Nicht ohne Grund. Lykurg hatte die Verfassung Spartas auf das beste zur Erzielung von Frieden, Tugend und Eintracht angelegt; da aber die Lakedämonier zugleich die Zwecke der Eroberungssucht und gewaltsamer Herrschaft damit zu verbinden strebten, richteten sie den Staat zu Grunde.

Die Reihe der Demüthigungen, welche Sparta durch Theben erleiden sollte, war noch nicht zu Ende. Epaminondas hatte die Stadt Messene gegründet und den vertriebenen Messeniern ihr Vaterland zurückgegeben. Die Lakedämonier büßten dadurch ein Gebiet ein, welches seit drei Jahrhunderten fast unangefochten in ihrem Besitz gewesen und an Größe Lakonien selber nichts nachgab, dabei eine der fruchtbarsten Landschaften von Griechenland. Agesilaos trat daher später dem von den Thebäern vorgeschlagenen allgemeinen Frieden nicht bei. Während er aber sich nicht entschließen wollte, jenes Land auch den Worten nach denjenigen einzuräumen, welche es thatsächlich bereits in Besitz hatten, geschah es, daß ihm, statt dasselbe wiederzugewinnen, auch die eigene Stadt beinahe verloren ging. Es verhält sich damit also.

Im Jahre 362 vor Chr. unternahm Epaminondas einen neuen Feldzug in den Peloponnes. Die arkadische Stadt Mantineia war von den Thebäern abgefallen und rief die Lakedämonier zum Beistand herbei. Als nun demgemäß Agesilaos mit seinem Heere ausrückte, um sich mit den Arkadiern zu vereinen, machte sich Epaminondas bei Nachtzeit heimlich von Tegea auf und ging gerade auf Sparta los. Es fehlte nicht viel, so hätte er die Stadt wie ein leeres Nest, von Vertheidigern ganz entblößt, mit einem Handstreich genommen. Aber wie durch göttliche Schickung getrieben, that ein Kreter dem Agesilaos noch zur rechten Zeit von diesem Vorhaben Meldung. Sofort schickte dieser in aller Eile einen Reiter voraus, um die Leute in der Stadt zu benachrichtigen, und traf bald hernach auch selber in Sparta ein. Die Thebäer überschritten den Eurotas und machten den Angriff auf die Stadt. Agesilaos vertheidigte sie mit einem Maaße von Kraft und Feuer, welches man bei seinem Alter kaum hätte erwarten dürfen. Denn er sah wohl, daß es hier nicht wie das vorige Mal auf Vorsicht und Sicherheit ankomme, sondern auf verzweifelte, tollkühne Tapferkeit; und wenn er dieser bisher noch niemals die Entscheidung des Kampfes anvertraut hatte, so wehrte er diesmal durch sie allein die Gefahr ab, entriß die Stadt den Händen des Epaminondas, richtete ein Siegeszeichen auf und zeigte den Weibern und Kindern von Sparta die Lakedämonier, welche dem Vaterlande in diesem Kampfe den Zoll der Dankbarkeit für ihre treffliche Erziehung abtrugen. Unter ihnen zeichnete sich vor Allen Archidamos, der Sohn des Agesilaos, aus, der mit kühner Entschlossenheit und ungewöhnlicher Leichtigkeit des Körpers durch enge Gassen hinstürmend an den gefährlichsten Punkten gegenwärtig war, mit weniger als hundert Mann auf schwierigem Wege den Hügel hinan dem feuerschnaubenden, sieggewohnten Feinde, der noch dazu an Zahl und vortheilhafter Stellung ihm weit überlegen war, sich entgegenwarf, ihn zum Weichen brachte und so ein überraschendes Beispiel wie von göttlichem Beistand so auch davon gewährte, daß gegen verzweifelte Menschen niemand leicht Stand halten kann. Nächst ihm gab Isadas, des Phoibidas Sohn, nicht blos den Bürgern, sondern sogar den Feinden ein schönes und bewunderungswerthes Schauspiel. Er war von ausgezeichneter Gestalt und Körpergröße und stand eben in den Jahren, wo der Mensch an der Grenze zwischen Jugend und Mannesalter sich in der schönsten Blüthe darstellt. Nackt, ohne Schutzwaffen und Kleider, sprang er, nachdem er seinen Leib mit Oel gesalbt, in der einen Hand eine Lanze, in der anderen das Schwert, aus dem Hause, warf sich mitten unter die Feinde, indem er jeden, der zur Linken oder Rechten auf ihn stieß, durchbohrte oder niederhieb, und kam wohlerhalten ohne eine einzige Wunde auch wieder zurück. Die Ephoren erkannten ihm für diese That einen Kranz zu, straften ihn aber auch um hundert Drachmen, weil er ohne Schutzwaffen sich in Gefahr begeben hatte.

Wenige Tage nach diesem Angriff auf Sparta fiel die Schlacht bei Mantineia vor, in welcher Epaminondas zwar Sieger blieb, aber diesen Sieg mit dem eigenen Leben bezahlte. Lakedämon wurde dadurch seines gefürchtetsten Gegners entledigt, während Theben in seine frühere Bedeutungslosigkeit zurückfiel.

5. Agesilaos zieht nach Aegypten und stirbt daselbst.

Der mehr als achtzigjährige Agesilaos mochte auch jetzt noch nicht einer wohlverdienten Ruhe sich überlassen; und da es gegenwärtig an kriegerischen Unternehmungen in Hellas nichts mehr zu thun gab, hielt er es nicht unter seiner Würde, sich als Söldner und Anführer von Miethstruppen in fremde Dienste zu begeben. In Aegypten nemlich hatte sich Tachos gegen die Herrschaft des Perserkönigs empört und zum Oberhaupte aufgeworfen. Auf die Einladung dieses Abenteurers warb Agesilaos mit dem Gelde, welches ihm Tachos zugeschickt hatte, einen Haufen Söldner an, bemannte damit einige Schiffe und ging nach Aegypten unter Segel, 361 vor Chr.

Sobald er dort angelangt war, begaben sich die obersten Heerführer und Diener des Königs an Bord seines Schiffes, um ihn ehrfurchtsvoll zu empfangen. Auch die übrigen Aegypter waren voller Hast und Erwartung und liefen in großer Menge zusammen, um den berühmten Mann zu sehn. Als sie aber statt des glänzenden Aufzugs, den sie erwartet hatten, nur einen alten, unscheinbaren Mann, in einen schlechten, rauhen Mantel eingehüllt, am Ufer im Grase liegen sahen, konnten sie sich des Gespöttes und Lachens nicht enthalten. Noch seltener aber erschien ihnen der Geschmack dieses Mannes, als er von den überbrachten Gastgeschenken nur Mehl, Kälber und Gänse annahm, die Leckereien aber, das Backwerk und die Salben ausschlug und auf die dringenden Bitten, sie anzunehmen, den Ueberbringern gebot, diese Sachen unter die Heilotenknechte zu vertheilen. Auch die neue ägyptische Majestät fürchtete, sich in dem berühmten Namen getäuscht zu haben, als sie die kleine Figur des Spartерkönigs zu Gesicht bekam: „Das geht ja wie in der Fabel“, sprach sie, „ein Berg begann zu kreißen und brachte ein Mäuschen zur Welt!“ worauf Agesilaos mit trocknem Ernst erwiederte: „Ich werde dir wohl noch einmal als Löwe vorkommen!“

So mochte es kommen, daß Tachos ihn nicht, wie er gehofft hatte, an die Spitze seiner ganzen Streitmacht stellte, sondern nur zum Führer der Miethstruppen ernannte; die Flotte übergab er dem Athener Chabrias, den Oberbefehl über das gesammte Heer behielt er sich selber vor. Fand sich Agesilaos schon dadurch schwer gekränkt, so schien ihm die Prahlerei und Eitelkeit des Aegypters noch unerträglicher. Doch unterwarf er sich, seiner Würde wie seinem Charakter zuwider, den Befehlen des Barbaren und harrte geduldig aus, bis er eine Gelegenheit ersah, eines so lästigen Herrn sich zu entledigen. Diese bot sich ihm bald genug dar. Nektanebis, ein Vetter des Tachos, von dessen Armee er einen Theil befehligte, fiel von ihm ab und wurde durch Hülfe seiner Partei zum Könige Aegyptens erhoben. Agesilaos, um dessen Gunst sich beide Gegenkönige mit ansehnlichen Verheißungen bewarben, trat unbedenklich auf die Seite des Abtrünnigen, worauf dem Tachos, von seinen Söldnern verlassen, nichts übrig blieb, als nach Persien zu entfliehen und um die Gnade seines Gebieters, des Königs Artaxerxes, nachzusuchen.

Gegen Nektanebis aber stand von der Stadt Mendes her bald ein Anderer auf und sammelte ein Heer von hunderttausend Mann um sich. Auch dieser suchte durch Gesandte den Agesilaos für sich zu gewinnen. Nektanebis glaubte der Treue desselben nicht sicher zu sein und war deshalb in großen Sorgen. Zu gleicher Zeit drang Agesilaos in ihn, ein entscheidendes Treffen zu wagen, weil jener zusammengelaufene Haufe nicht zu fechten verstünde, wohl aber, wenn man den Krieg in die Länge zöge, durch die Menge seiner Hände ihn leicht mit Gräben einschließen oder sonst mancherlei Schaden zufügen könnte. Dieser Vorschlag bestärkte den König in seinem Verdachte, so daß er sich ganz im Gegensatz zu dem gegebenen Rathe mit seinem Heere in eine wohlverwahrte, mit einer großen Mauer umgebene Stadt zurückzog. Agesilaos fühlte sich durch solches Mißtrauen sehr gekränkt; indeß, da er sich schämte, abermals die Partei zu wechseln, nachdem er doch vorher die Regierung zu Sparta für den Nektanebis günstig gestimmt hatte, — so folgte er ihm und warf sich mit ihm in die Festung.

Es geschah, wie Agesilaos vorausgesagt. Die Feinde rückten nach und fingen an, die Stadt mit einem Graben einzuschließen. Jetzt graute dem Aegypter wieder vor der Belagerung, er wünschte eine Feldschlacht zu liefern. Agesilaos aber gab dies durchaus nicht zu und kam dadurch bei den Aegyptern in noch viel schlimmeren Ruf als vorher, so daß sie ihn jetzt geradehin einen Verräther des Königs nannten. Er nahm es diesmal mit Gelassenheit hin und wartete in aller Ruhe auf den geeigneten Zeitpunkt zu der Kriegslist, mit welcher er in der Stille umging. Als nun die beiden Enden des Grabens, der die Stadt umschließen sollte, einander begegneten und nur noch ein kleiner Zwischenraum sie von einander schied, wartete er den Abend ab, ließ die Hellenen sich waffnen und begab sich hierauf zu dem Könige: „Jetzt, junger Mann, ist die Zeit der Rettung gekommen; um sie nicht zu vereiteln, habe ich dir nicht eher davon gesagt, als bis sie erschienen ist. Die Feinde haben mit eigener Hand uns Sicherheit bereitet, indem sie einen so großen Graben um uns her gezogen. Denn so weit er fertig ist, hindert er sie, von ihrer Menge gegen uns Gebrauch zu machen; der gelassene Zwischenraum dagegen erlaubt uns, mit gleicher und angemessener Zahl gegen sie zu streiten. Wohlan! so denke denn darauf, dich als wackeren Mann zu bewähren, folge uns mit schnellen Schritten nach und rette dich mitsammt dem Heere!“

Ueberrascht von der überlegenen Klugheit des Agesilaos, stellte sich Nektanebis selbst in die Reihen der Griechen. Der Ausfall gelang vollständig; der Feind wurde mit geringer Mühe in die Flucht geschlagen, und da Agesilaos fortan das ganze Vertrauen des Königs besaß, wurde es ihm nicht schwer, den ganzen Krieg in der Kürze siegreich zu Ende zu bringen.

Nachdem nun Nektanebis zu einem ruhigen und gesicherten Besitz seiner Herrschaft gelangt war, hätte er den

Agesilaos, zu welchem er eine große Zuneigung gefaßt hatte, gern noch länger bei sich behalten. Aber den Greis verlangte nach der Heimath, wo neue Kriege auszufechten waren. Der König entließ ihn daher mit außerordentlichen Ehrenbezeigungen und gab ihm außer den übrigen Geschenken und Belohnungen noch zu Behuf des Krieges zweihundert und dreißig Talente mit.

Da der Winter schon eingetreten war, so mußte er sich mit den Schiffen nahe am Lande halten und legte an einem wüsten Orte Libyens an, der den Namen Menelaoshafen führte. Dort starb er in einem Alter von vier und achtzig Jahren, nachdem er über Sparta ein und vierzig Jahre regiert und dreißig Jahre lang bis auf die Schlacht bei Leuktra für den größten und mächtigsten Mann, ja, so zu sagen, für den Heerführer und König von ganz Griechenland gegolten hatte.

Seine Begleiter übergossen seine Leiche, da es an Honig fehlte, mit geschmolzenem Wachs und brachten sie auf diese Weise wohlerhalten nach Lakedämon. Die königliche Würde erbte sein Sohn Archidamos und sie verblieb bei seinem Geschlechte bis auf Agis, welcher im fünften Gliede von Agesilaos abstammte und über dem ruhmvollen Versuche, die ursprüngliche Verfassung Sparta's wieder aufzurichten, um's Leben kam.

Epaminondas und Pelopidas.

1. Das thebäische Heldenpaar.

Epaminondas stammte aus einer sehr geachteten, wiewohl unbegüterten Familie; doch sicherte ihm sein Vater Polymnis durch eine sorgfältige Erziehung ein Erbgut zu, dessen hohen Werth Epaminondas über alles schätzte, während ihm Reichthum für nichts galt. In der Weltweisheit, in Gesang und Tanz, in Flöten- und Saitenspiel hatten ihn die besten Meister unterwiesen. Seine Wißbegierde und Ausdauer brachten seine vortrefflichen Anlagen schnell zur Reife, so daß man schon an der raschen Geistesentwickelung des Jünglings merken konnte, wie sehr er einst als Mann allen Uebrigen werde überlegen sein. Bei aller Neigung zu den Wissenschaften vernachlässigte er jedoch die Leibesübungen keineswegs; nur daß er dabei denjenigen, welche dem Krieger von Nutzen sind, vor jenen, welche mehr der Schaulust oder der Unterhaltung dienen, bei weitem den Vorzug gab und sich daher besonders des Laufens, Ringens und der Führung der Waffen befleißigte.

Ueber alles Andere ging ihm die Beschäftigung mit der Philosophie und er liebte darum ein stilles, eingezogenes Leben. Wie beschränkt auch seine Glücksumstände waren, nahm er doch den Philosophen Lysis zu sich in's Haus und fand trotz seiner Jugend in dem Umgange mit diesem ernsten und gestrengen Greise mehr Vergnügen, als im Verkehr mit seinen Jugendgenossen und an jugendlicher Kurzweil.*) So spiegelt denn auch sein ganzes nachmaliges Leben und Wirken die großen sittlichen Grundsätze der pythagorischen Schule wieder, deren Jünger er durch Lysis geworden war, und läßt in ihm, auch während er die glänzendsten Thaten des Staatsmannes und des Helden verrichtet, niemals den schlichten Weisen verkennen. Seine strenge Wahrhaftigkeit gestattete ihm nicht einmal im Scherze zu lügen. Der edle Gleichmuth, zu welchem er sein Gemüth frühzeitig gewöhnt hatte, erhielt seine Sitten rein und bewahrte ihn vor jeder Leidenschaft, ja selbst vor der flüchtigsten Aufwallung des Zorns, der Empfindlichkeit oder Rachsucht. Herzgewinnend war seine Sanftmuth, Geduld und Güte; achtunggebietend seine unbeugsame Rechtlichkeit. An Muth und persönlicher Tapferkeit stand er keinem nach; an Ausdauer unter Mühseligkeiten und Beschwerden, an Langmuth gegen die Launen des Volkes und die noch schwerer zu tragenden seiner Freunde that er es allen zuvor; und wie er an Kraft der Beredtsamkeit alle Thebäer übertraf, so verstand er auch die größere und oft nützlichere Kunst zu schweigen und anvertraute Geheimnisse bei sich zu bewahren.

Sein Ernst, welcher sich schon in der Würde seiner Rede, seines Ganges, seiner ganzen Haltung aussprach, hatte doch nichts Mürrisches und Abstoßendes. Musik diente ihm bisweilen zur anmuthigen Beschäftigung seiner Mußestunden. Er blies die Flöte, das Lieblings-Instrument der Thebäer, mit meisterhafter Kunst, und bei Gastmahlen sang er, wenn ihn die Reihe traf, und begleitete seine Stimme mit der Leier.

Nachgiebig gegen andere, war er doch streng gegen sich selbst. Sein häusliches Leben war gleichsam eine tägliche Uebung der Enthaltsamkeit. Er hatte sich den Gebrauch des Weines untersagt und nahm oft zu seiner ganzen Nahrung nichts als ein wenig Honig zu sich. Seine Armuth fiel ihm nicht schwer, wie groß sie auch war. Einst fragten ihn seine Freunde, warum er seit einigen Tagen nicht ausgegangen sei? „Mein Mantel ist in der Wäsche!“ antwortete er gleichmüthig, und in der That hatte er nur einen. — Gleichwohl wies er alle Gelegenheiten sich zu bereichern mit beharrlicher Uneigennützigkeit von sich. Ein thessalischer Fürst wollte ihn durch ein Geschenk von funfzig Goldstücken bewegen, seinem ungerechten Antrage beizutreten. Epaminondas wies das Geld zurück; und doch war er damals in der Lage, funfzig Drachmen zur Anschaffung seines Feldgeräthes für die bevorstehende Heerfahrt von einem Freunde leihen zu müssen.

So kam auch einstmals Diomedon von Kyzikos im Auftrage des Perserkönigs Artaxerxes nach Theben, um ihn durch reiche Geschenke den Absichten des Königs geneigt zu machen. Nachdem er zunächst den Mikythos, einem Jünglinge, welchen Epaminondas sehr liebte, fünf Talente eingehändigt hatte, führte ihn dieser bei Epaminondas ein und befürwortete angelegentlich den Antrag des Gesandten, indem er zugleich auf die Freigebigkeit desselben deutlich genug hinwies. Epaminondas erwiederte: „Laß das Geld bei Seite! Stimmen die Absichten des Königs mit dem Vortheile des Vaterlandes zusammen, so bedarf es seiner

---

*) Ernst über seine Jahre war sein Sinn,
Auf große Dinge männlich nur gerichtet;
Durch unsre Mitte ging er stillen Geists,
Sich selber die Gesellschaft; nicht die Lust,
Die kindische, der Knaben zog ihn an;
Doch oft ergriff's ihn plötzlich wundersam,
Und der geheimnißvollen Brust entfuhr
Sinnvoll und leuchtend ein Gedankenstrahl,
Daß wir uns staunend ansahn, nicht recht wissend,
Ob Wahnsinn, ob ein Gott aus ihm gesprochen.
Schiller: Wallensteins Tod. Akt IV. Sc. 1.

Geschenke nicht; ist dies aber nicht der Fall, so ist all' sein Gold und Silber, ja aller Reichthum der Welt nicht hinreichend, mich zum Verräther am Vaterlande zu machen. Daß du von deiner Denkart auf die meinige geschlossen hast, verwundert mich nicht, und verzeihe ich dir. Aber verlaß sogleich die Stadt, damit du nicht andere verführest, nachdem es dir bei mir fehlgeschlagen hat. Und du, Mikythos, gieb diesem auf der Stelle sein Geld zurück! wo nicht, so werde ich dich der Obrigkeit überliefern."

Als er in der Folge das Heer anführte, erfuhr er einst, daß sein Waffenträger einem Gefangenen für Geld die Freiheit gegeben habe. „Gieb mir meinen Schild zurück", sprach er; „seitdem Geld deine Hände befleckt hat, kannst du nicht mehr in Gefahren mein Begleiter sein."

Nie konnte er von seinen wohlhabenden Freunden bewogen werden, etwas von ihnen für sich anzunehmen; für andere dagegen nahm er ihre Hülfe unbedenklich in Anspruch. Wenn z. B. einer seiner Mitbürger in Kriegsgefangenschaft gerathen war, oder wenn jemand wegen Armuth seiner Tochter keine Aussteuer geben konnte, so ließ er seine Freunde zusammenkommen und bestimmte einem jeden nach seinem Vermögen, wie viel er beisteuern solle. Hatte er auf diese Weise die nöthige Summe zusammen, so führte er den, für welchen sie bestimmt war, bei allen, die sich zur Theilnahme an diesem guten Werke bereit erklärt hatten, der Reihe nach herum, damit diese, indem sie ihm persönlich den bewilligten Beitrag gaben, ihren Schützling und jener seine Wohlthäter kennen lerne.

So viel Tugend wußte sich unter der Hülle der anspruchslosesten Bescheidenheit und eines in die Stille zurückgezogenen Lebens auf lange Zeit hin vor der Welt zu verbergen. Niemals bewarb sich Epaminondas um ein öffentliches Amt, so daß er schon im vierzigsten Jahre stand, als seine Mitbürger ihn zum ersten Male zu einem öffentlichen Geschäfte gebrauchten.

Wie Kastor und Polydeukes, Orest und Pylades, so sind auch Epaminondas und Pelopidas zwei unzertrennliche Namen. Dieser, der Sohn des Hippoklos, stammte aus einer der angesehensten und reichsten Familien Thebens, ein Mann von kühnem Geist und hitziger Natur, rastlos und unverdrossen, scharfsinnig und gewandt, von heldenhafter Tapferkeit und Sieger in allen Schlachten, wo er Thebäer anführte; dabei edelsinnig und großmüthig, durchglüht vom Feuer einer echten und reinen Begeisterung für Freiheit und Vaterland, für Recht und Tugend, — in jeder Hinsicht seines großen Freundes werth, ein ebenbürtiger Kampf- und Lebensgenosse des edelsten aller Hellenen; nur daß die Hast und Unruhe und die leidenschaftliche Heftigkeit seiner Gemüthsart ihn nicht zu der stillen Größe, dem sittlichen Ebenmaaße, der Geistesklarheit und harmonischen Seelengröße kommen ließ, durch welche uns Epaminondas vorzugsweise verehrungswürdig erscheint.

Pelopidas war in großem Wohlstande erzogen und schon als Jüngling der Erbe eines ansehlichen Vermögens; aber der edle Gebrauch, den er davon machte, zeigte, daß er wirklich der Herr und nicht der Sklave seines Reichthums war. Seine Freigebigkeit und Milde war überall zu helfen bereit, wo er Armuth und Rechtschaffenheit beisammen fand. Nur den Epaminondas lud er vergebens zum Mitgenusse seines Reichthums ein und nahm dagegen freiwillig an dessen Armuth Theil, gefiel sich in schlichter Kleidung und bei einfacher Kost und hätte sich geschämt, mehr als der einfachste Thebäer auf seinen Leib zu verwenden. Epaminondas hatte die von den Vätern ererbte Armuth durch frühe Wahl des ehelosen Standes sich erleichtert. Pelopidas hingegen hatte zwar eine glänzende Verbindung getroffen und war Vater mehrerer Kinder; gleichwohl war er auf nichts weniger bedacht, als seine Güter zu mehren, sondern widmete seine ganze Zeit den Staatsgeschäften und setzte dabei einen Theil seines Vermögens zu. Als ihm seine Freunde diese Sorglosigkeit verwiesen und vorstellten: Vermögen zu besitzen sei doch auch eine nothwendige Sache — erwiederte er: „Freilich, für diesen Nikodemos!" und zeigte dabei auf einen blinden Krüppel.

Beide Männer hatten zu jeder Tugend gleichen Trieb und Anlagen; doch fand Pelopidas mehr an Leibesübungen, Epaminondas am Lernen sein Vergnügen. Jener brachte seine müßigen Stunden auf den Ringplätzen und der Jagd zu, dieser erholte sich am liebsten in den Schulen der Philosophen und im sinnigen Gespräche. Aber der schönste Vorzug beider war ihre innige Liebe und Freundschaft, die sie unter allen Kämpfen des öffentlichen Lebens bei gemeinschaftlicher Verwaltung der höchsten Aemter im Krieg und in Staatsgeschäften von Anfang bis zu Ende einander unerschütterlich bewahrten. Wohl hat das Schicksal auch anderswo zuweilen das Wohl eines Volkes zu gleicher Zeit zweien an Geisteskräften und hohem Willen mit einander wetteifernden Männern überwiesen gehabt: doch stellt schon der erste Blick auf das neidvolle, eifersüchtig-hadernde Verhältniß zwischen Themistokles und Aristeides, Kimon und Perikles, Nikias und Alkibiades und anderseits auf das schöne Herzensbündniß der beiden Thebäer den für letztere so ehrenvollen Unterschied heraus. Denn jene haben allezeit mehr noch gegen einander als gegen den Feind um den Sieg gestritten. Diese dagegen waren im vollen Sinne des Wortes Waffen- und Amtsbrüder. Die Grundlage ihrer unwandelbaren Freundschaft war die Tugend, kraft deren sie mit ihren Verdiensten nicht um Ehre und Reichthum warben, an welche sich der gehässige und zanksüchtige Neid zu hängen pflegt, sondern, von einem göttlichen Triebe beseelt, ihr Vaterland berühmt und groß zu machen strebten, so daß jeder des anderen Sieg auch für den seinigen ansah.

Dieser Freundschaftsbund, so erzählt man, wurde auf dem Schlachtfelde von Mantineia geschlossen, wo die Thebäer und Lakedämonier über die Argeier, Arkadier und Athener einen wichtigen Sieg gewannen.*) Pelopidas und Epaminondas befanden sich unter dem Fußvolke und fochten wider die Arkadier. Der Flügel der Lakedämonier wurde zurückgeworfen und viele wandten sich zur Flucht; sie aber harreten neben einander aus und vertheidigten sich Schild an Schild gegen die andringenden Feinde. Von sieben Brustwunden erschöpft, sank Pelopidas endlich zu den Freundes- und Feindesleichen nieder, welche gehäuft um die Kämpfenden herlagen. Alsbald stellte sich Epaminondas, wiewohl er ihn schon für todt hielt, vor ihn hin, um mindestens den Leib und die Waffen des Freundes

*) Dieses Treffen ist nicht zu verwechseln mit der viel späteren und berühmteren Schlacht bei Mantineia, wo Epaminondas siegte und starb, 362 vor Chr.

zu retten, entschlossen, eher zu sterben als den Pelopidas so liegen zu lassen. Einer nahm mit vielen den Kampf auf; doch auch er ermattete, nachdem ein Lanzenstich ihn in die Brust und ein Schwerthieb in den Arm verwundet hatte, und war nahe daran, ein Opfer seiner Treue zu werden, als der spartische König Agesipolis vom anderen Flügel her zu Hülfe kam und beide wider alles Vermuthen noch errettete.

2. Emporkommen und Sturz der Gewaltherren zu Theben.

In der Folgezeit löste sich das freundschaftliche Verhältniß zwischen Sparta und Theben, aus welchem das erstere während des peloponnesischen Krieges so viel Vortheil gezogen hatte. Unter allen griechischen Staaten widersetzte sich Theben am meisten dem antalkidischen Friedensvertrage, durch welchen es verpflichtet werden sollte, die Unabhängigkeit der boiotischen Städte anzuerkennen, bis es endlich nothgedrungen gleich den übrigen Staaten sich in den Willen Spartas, welchem die Macht des Königs von Persien zur Seite stand, fügte.

Einige Jahre nachher (382 vor Chr.) zog **Phoibidas**, auf dem Marsche gegen Olynth begriffen, mit einem lakedämonischen Heere nach Boiotien und ließ es in der Nähe von Theben lagern. Die Bürgerschaft dieser Stadt war damals in zwei Parteien zerfallen. Die lakedämonisch d. h. aristokratisch Gesinnten forderten insgeheim den Spartiaten auf, die Burg von Theben, die Kadmeia, zu besetzen und ihnen dadurch zum Siege zu verhelfen. Phoibidas trug kein Bedenken, dieser Aufforderung zu genügen, wiewohl Theben damals mit Sparta im tiefsten Frieden lebte. Die spartische Regierung bestrafte den Vollzieher dieses Gewaltstreichs, ohne doch den Vortheil seines Verbrechens aus den Händen zu geben. Die lakedämonische Besatzung blieb in der Kadmeia, und die Häupter der thebäischen Aristokraten, **Leontidas**, **Archias** und **Philippos**, bemächtigten sich unter dem Schutze dieser Fremdlinge der Herrschaft über ihre Mitbürger. **Ismenias**, ein trefflicher Mann, welcher ihnen als Führer der Volkspartei am meisten verhaßt war, wurde von einem gegen ihn niedergesetzten Blutgerichte als unruhiger Kopf, der den Frieden Griechenlands gefährde, zum Tode verurtheilt und hingerichtet, Pelopidas aber und andere ihm Gleichgesinnte, welche sich nach Athen gerettet hatten, durch Heroldsruf in die Acht erklärt. Nur Epaminondas durfte unangefochten im Vaterlande verbleiben; denn sein einsiedlerisches Leben, seine Liebe zur Philosophie und seine Armuth ließen ihn den Machthabern als einen Mann erscheinen, von dem sie nichts zu fürchten hätten. Den Flüchtlingen aber, welche zu Athen nicht nur beim Volke beliebt waren, sondern auch von den Edeln mit Achtung behandelt wurden, schickte Leontidas heimlich Meuchelmörder nach. Androkleidas fiel unter ihren Dolchen, die Uebrigen verfehlte der Anschlag. Hierauf lief in Athen ein Schreiben der Lakedämonier ein, worin diese verlangten, daß man den thebäischen Flüchtlingen keinen Schutz vergönnen, noch weniger sie unterstützen, sondern als solche, welche von sämmtlichen Bundesgenossen für gemeinsame Feinde erklärt worden, aus dem Lande weisen solle. Die Athener gaben aber diesem Ansinnen keine Folge, theils aus angeborener Menschenfreundlichkeit theils in dankbarer Erinnerung daran, daß auch Theben ihnen einst zur Wiederherstellung der Volksherrschaft unter Thrasybulos behülflich gewesen war und durch öffentlichen Beschluß jedem Boiotier Hören und Sehen verboten hatte, wenn etwa ein Athener gegen die Tyrannen Waffen durch Boiotien führe.

Mit der Hinweisung auf die ruhmvolle That des Thrasybulos spornte aber auch Pelopidas seine Mitverbannten, wiewohl er der Jüngste unter ihnen war, zu einem gleichen Unternehmen an: wie dieser vormals aus Theben zum Sturze der Gewaltherren nach Athen aufgebrochen sei, so müßten *sie* jetzt aus Athen zur Befreiung Thebens hervorgehn. Nachdem die Vertriebenen sich hierzu vereiniget hatten, schickten sie heimlich nach Theben und gaben den dort zurückgebliebenen Freunden von ihrem Entschlusse Nachricht. Diese stimmten mit Freuden bei. **Charon**, der angesehenste unter ihnen, bot sein Haus zum Sammelplatze an, und **Philidas** wußte sich, um den Verschworenen in der Nähe der Machthaber dienlich sein zu können, bei den Kriegsobersten Archias und Philippos die Stelle eines Geheimschreibers zu verschaffen.

In anderer Weise wirkte unterdessen Epaminondas für die Befreiung seines Vaterlandes. Er suchte das Selbstgefühl der thebäischen Jugend anzufachen, indem er sie aufmunterte, auf den Turnplätzen es mit den Spartiaten aufzunehmen. Als sie es aber wirklich dahin gebracht hatten, diese beim Ringkampfe zu überwinden, und sich dessen mit großer Genugthuung rühmten, sprach er: „Ihr solltet euch vielmehr schämen, daß ihr aus Feigheit denjenigen, die ihr doch an Stärke weit übertreffet, unterthänig seid."

Nachdem nun ein bestimmter Tag zur Ausführung angesetzt worden (379 vor Chr.), beschlossen die Verbannten: Pherenikos sollte mit der vereinten Schaar der Uebrigen im thriasischen Felde nahe an der boiotischen Grenze warten, während einige Wenige von den Jüngsten vorausgehen und sich nach Theben einschleichen sollten. Zugleich wurde denjenigen, welche dies Wagstück übernahmen, im voraus zugesagt, daß, falls ihnen von den Feinden etwas widerführe, die Andern alle die Sorge für deren Hinterlassene übernehmen wollten. Pelopidas war der Erste, der sich zu diesem Abenteuer erbot, dann Mellon, Damokleidas und Theopompos, Männer aus den ersten Häusern Thebens, die bei aller gegenseitiger Freundschaft und Treue doch jederzeit um den Preis der Ehre und der Tapferkeit mit einander stritten. Es waren im Ganzen ihrer zwölf, die sich, nachdem sie von den Zurückbleibenden Abschied genommen und an Charon einen Boten vorausgeschickt hatten, nach Theben aufmachten; in kurzen Mänteln, mit Jagdhunden und Richtstangen, damit, wer ihnen unterwegs begegne, keinen Argwohn fasse, sondern meine, sie schweiften nur des Waidwerks wegen umher. In solcher Bauerntracht kamen sie noch am Tage truppweise durch verschiedene Thore glücklich in die Stadt hinein. Das Wetter unterstützte das Wagniß; denn die Luft hatte sich geändert, Wind und Schneegestöber hatte die meisten Leute in die Häuser getrieben und verhinderte um so mehr, daß jene erkannt wurden. Sie sammelten sich in Charons

Haus, wo auch diejenigen aus der Stadt, welche um das Vorhaben wußten, sich einfanden, so daß die Zahl der dort Versammelten mit Einschluß der Verbannten auf acht und vierzig stieg.

Philidas, der Geheimschreiber, der im Einverständnisse mit den Verbannten handelte, hatte den Archias und dessen Anhang schon lange vorher auf eben diesen Tag zu einem glänzenden Gastmahle eingeladen und ließ es an nichts fehlen, um seine Gäste recht von Vergnügungen erschöpft und von Wein berauscht den Verschwornen zu überliefern. Noch war es aber nicht so weit gekommen, als ihnen wie ein unverbürgtes und dunkles Gerücht die Nachricht zu Ohren kam, daß sich einige Verbannte in der Stadt versteckt hielten. Philidas suchte die Rede auf etwas Anderes zu bringen, konnte aber nicht verhindern, daß Archias an Charon einen Diener abschickte mit dem Befehle, daß derselbe sofort zu ihm kommen solle.

Es war Abend geworden: die Verschworenen waren drinnen bereits zusammengetreten, hatten den Harnisch angelegt und die Schwerter in den Händen — da klopft es plötzlich an die Thür; einer eilt hinaus, hört von dem Diener, daß Charon zum Kriegsherrn kommen solle, und meldet dies in größter Bestürzung denen im Hause. Augenblicklich bemächtiget sich aller der Gedanke, ihr Anschlag sei entdeckt und sie allesammt verloren, ohne etwas verrichtet zu haben, das ihrer Tapferkeit würdig wäre. Gleichwohl kam man darin überein, Charon solle dem Befehle Folge leisten und vor den Machthabern unbefangen sich darstellen. Dieser, sonst mannhaft und unerschrocken im Angesichte der Gefahr, gerieth jetzt um das Schicksal seiner Freunde in Furcht und Bekümmerniß; und mehr noch als dies quälte ihn der Gedanke, man möchte ihn selbst, wenn so viele edle Bürger um's Leben kämen, im Verdachte haben, als wäre er an ihnen zum Verräther geworden. Er holte daher, ehe er fortging, aus dem Frauengemache seinen Sohn herbei, der noch sehr jung war, aber an Kraft und Schönheit alle Knaben seines Alters übertraf, und übergab ihn dem Pelopidas mit den Worten: „Da, nehmet diesen von mir als Geißel und Unterpfand, und so ihr irgend welche Arglist und Verrätherei an mir erfindet, so sollt ihr mit ihm verfahren wie mit einem Feind und seiner nicht verschonen.“

Viele konnten bei diesem Vorgange, in welchem gleichermaaßen der tiefe Schmerz und die hochherzige Gesinnung Charons sich darstellte, nicht der Thränen sich enthalten; aber mit Unwillen wiesen sie insgesammt sein Anerbieten zurück und baten ihn dagegen, seinen Sohn in Sicherheit zu bringen, damit derselbe den Händen der Tyrannen entgehen und dermaleinst sein Vaterland und seine Freunde rächen möge. Charon aber weigerte sich dessen und sprach: „Wie könnte ihm Leben und Rettung schöner sein als ein ehrlicher Tod im Verein mit dem Vater und so vielen Freunden?“ Hierauf verrichtete er sein Gebet, und nachdem er von den Freunden Abschied genommen und ihnen noch Muth zugesprochen, ging er fort.

Unterwegs suchte er die nöthige Fassung wieder zu gewinnen, damit man nicht aus seinen Mienen oder dem Tone seiner Rede auf seine innere Verwirrung schließen könne, und nachdem er hierin seiner selber gewiß war, trat er in des Philidas Haus. Archias kam ihm aus dem Gastzimmer entgegen und sprach: „Charon, ich habe vernommen, daß sich Leute in der Stadt eingeschlichen haben und versteckt halten, und daß etliche Bürger mit ihnen gemeinsame Sache machen.“ Charon gerieth über diese Anrede anfangs in einige Bestürzung, doch fragte er: „Wer sind denn die, die sich eingeschlichen und die sie verbergen?“ und da er aus der Antwort des Archias entnahm, daß er nichts Gewisses sagen könne und jene Anzeige von keinem, der in das Geheimniß Eingeweihten ausgegangen sei, sprach er weiter: „Sehet zu, daß ihr euch nicht etwa durch ein leeres Gerücht beunruhigen lasset. Doch will ich der Sache weiter nachforschen, denn man darf nichts zu leicht nehmen.“ Philidas, welcher auch zugegen war, gab diesen Worten Beifall, führte den Archias wieder in das Zimmer und sprach ihm fleißig zu.

Als Charon nach Hause kam, fand er die Männer gerüstet und bereit, nicht sowohl zu siegen und sich zu retten, als vielmehr rühmlich zu sterben und ihr Leben mit dem Tode vieler Feinde theuer zu verkaufen. Doch theilte er nur dem Pelopidas und die zu ihm gehörten, den wahren Hergang mit; den Uebrigen, deren Muth er nicht auf allzuharte Proben stellen wollte, sagte er, Archias habe von ganz anderen Dingen mit ihm geredet.

Kaum war das erste Ungewitter vorüber, als das Schicksal schon ein zweites über die Verschworenen heraufführte. Von Athen nemlich traf jetzt ein Bote ein mit einem Briefe von Archias, dem Hierophanten, an den Archias zu Theben, seinen lieben Gastfreund, worin ihm jener nicht etwa bloße Vermuthungen, sondern den ganzen Anschlag mit allen Umständen auf das genaueste mittheilte. Der Ueberbringer wurde sogleich zu Archias hereingeführt und reichte ihm den Brief mit den Worten: „Der Zusender läßt dich bitten, dies Schreiben gleich nach Empfang zu lesen, da es Sachen von Wichtigkeit betreffe.“ Aber Archias war bereits betrunken: „Wichtige Sachen auf morgen!“ sprach er lächelnd, und damit schob er den Brief ungelesen unter das Polster, um sein Gespräch mit Philidas fortzusetzen. Diese verhängnißvolle Antwort ist nachmals bei den Griechen zum Sprüchwort geworden.

Jetzt schien den Verschworenen die rechte Zeit gekommen, um zur Ausführung zu schreiten. Sie theilten sich in zwei Haufen. Mit dem einen sollten Pelopidas und Damokleidas den Leontidas und Hypates überfallen, denn diese wohnten nahe bei einander; mit dem andern brachen Charon und Mellon gegen den Archias und Philippos auf. Der letztere Haufe der Verschworenen hatte Frauengewänder über die Harnische gezogen und die Gesichter mit dichten Tannen- und Fichtenkränzen beschattet. Als sie daher an der Thür des Saales erschienen, empfing sie lautes Jauchzen und Händeklatschen der Gäste, da diese in ihnen die längst erwarteten Tänzerinnen zu erblicken meinten. Wie selbige aber, in den Saal getreten, sich erst rings umsahen und jeden, der beim Gastmahle gegenwärtig war, scharf ins Auge faßten, dann die Schwerter zückten und über die Tische hin auf Archias und Philippos eindrangen: da erkannte man mit Entsetzen, wer sie wären. Nur wenige der Gäste vermochten es über sich, dem Rathe des Philidas zu folgen und ruhig auf ihren Plätzen zu bleiben; die Mehrzahl sprang auf, um mit den Kriegsherren Gegenwehr zu leisten, und wurden im Rausche ohne große Mühe erschlagen.

Dagegen hatten Pelopidas und die mit ihm waren, einen weit härteren Stand, da sie es mit einem nüchternen und herzhaften Mann, dem Leontidas, zu thun hatten. Da er schon schlief, so fanden sie sein Haus verschlossen und mußten lange Zeit vergebens an die Thür pochen. Endlich hörte sie der Diener, kam von drinnen an die Thür und zog den Riegel weg; und kaum war dies geschehen, als der ganze Haufe hineindrang und über den Knecht hinweg auf das Schlafgemach zurannte. Dieser merkte aus dem Lärm und Laufen, was vorging, sprang aus dem Bett und griff nach dem Schwerte. Allein er vergaß, die Lichter zu löschen, wodurch er sich hätte retten können, wenn er die Verschworenen im Finstern auf einander selber hätte gerathen lassen, während er so im hellen Lichte sogleich erkannt wurde. Gleichwohl ging er ihnen bis an die Schwelle des Gemachs entgegen und stach den Ersten, der hereinkam, den Kephisodoros, nieder. Hierauf wurde er mit Pelopidas handgemein; die Enge der Thür und der ihm vor den Füßen liegende Todte machten den Kampf für den Letztern schwer und gefährlich, bis er endlich über seinen Gegner die Oberhand behielt. Sobald er mit Leontidas fertig geworden, begab er sich mit seinen Gefährten zu Hypates, in dessen Haus sie auf gleiche Weise eindrangen. Dieser merkte sogleich, was vorging, und flüchtete sich zu den Nachbarn. Da man ihm aber auf dem Fuße folgte, so wurde auch er ergriffen und getödtet.

Nachdem sie dies vollbracht hatten, schickten sie an die in Attika zurückgebliebenen Verbannten, um ihre Ankunft zu beschleunigen und riefen auch die Bürger zur Freiheit auf. Um diejenigen, die sich in Folge dieses Aufrufs stellten, zu bewaffnen, nahmen sie die Rüstungen weg, welche zum Andenken früherer Siege in den Hallen aufgehangen waren, und erbrachen die nächstgelegenen Werkstätten der Lanzenschäfter und Schwertfeger. Auch eilten ihnen jetzt Epaminondas und Gorgidas in voller Rüstung zu Hülfe und führten ihnen eine nicht geringe Anzahl der trefflichsten Jünglinge und Männer zu. Schon war die ganze Stadt in Aufregung, Lärm in den Straßen, Lichter in den Häusern und unruhiges Hin- und Herlaufen. Doch nahm die Bürgerschaft selber noch keinen Antheil am Aufstande, sondern erwartete in Bestürzung über das, was vorging, und ohne Gewißheit, worum es sich handle, den Morgen. Mit Tagesanbruch rückten auch die Verbannten aus Attika wohlgerüstet in Theben ein und ließen ihre Mitbürger zur Volksversammlung zusammen rufen. Epaminondas und Gorgidas führten den Pelopidas und seine Gefährten herein, begleitet von den Priestern, welche, mit heiligen Kränzen in emporgehobenen Händen, die Bürger ermahnten, dem Vaterlande und den Göttern zu helfen, und die ganze Versammlung erhob sich bei diesem Anblicke mit Händeklatschen und Beifallsruf, um jene Männer als seine Wohlthäter und Retter zu empfangen.

Die lakedämonische Besatzung in der Kadmeia hatte den günstigen Zeitpunkt, wo sie des Aufstandes in der Stadt noch hätte Herr werden können, vorbeigelassen. Obwohl sie nicht weniger als funfzehnhundert Mann betrug und in jener Nacht noch durch viele in die Burg sich flüchtende Bürger verstärkt worden war, so hatte sie doch, geschreckt durch die Menge des die Straßen durchwogenden Volkes, die dem Beobachter aus der Ferne durch die vielen Fackeln und das tobende Geschrei noch furchtbarer erschien, keinen Ausfall auf die Stadt gewagt. Jetzt mußte sie diese Saumseligkeit mit einer Belagerung büßen, welche sie bald durch den Mangel an Lebensmitteln und den Ungestüm der Belagerer in große Bedrängniß versetzte. Denn Pelopidas, welcher gleich nach jenem Vorfalle mit Mellon und Charon zum Boiotarchen gewählt worden war, schloß die Burg alsobald ein und wagte Sturm auf Sturm, um die Belagerten zur Uebergabe zu nöthigen, ehe ein Heer aus Sparta ihnen zu Hülfe käme. Dies gelang ihm eben noch zur rechten Zeit; denn so gering war der Vorsprung, welchen er durch Bewilligung freien Abzuges gewann, daß die abziehende Mannschaft schon in Megara dem spartischen Heere begegnete, welches unter der Führung des Königs Kleombrotos gegen Theben auf dem Marsche war. Da dieser nun aber die Kadmeia schon übergeben fand, so zog er sich bald aus dem thebischen Gebiete wieder zurück, und den Lakedämoniern wurde keine andere Genugthuung für diesen empfindlichen Verlust zu Theil, als daß sie zwei der Harmosten, die ihn verschuldeten, zum Tode und den dritten zu einer harten Geldstrafe verurtheilten. Aber in ganz Griechenland, so weit Lakedämons übermüthiger Herrscherstolz gefühlt und verhaßt geworden, war unverhohlene Freude über die kühne That des Pelopidas, welche man in Rücksicht auf die Mannhaftigkeit der Unternehmer wie in Bezug auf die gleiche Gefahr, die Kämpfe und den glücklichen Erfolg mit vollem Rechte „die Schwester der That des Thrasybulos“ nannte.

3. Die Thebäer lernen es mit den Lakedämoniern aufnehmen und stiften die heilige Schaar.

Allein bei weitem das schwerere blieb noch zu thun und zu bestehen. Theben hatte es für sich allein mit dem mächtigsten Staate Griechenlands aufgenommen; es mußte darauf gefaßt sein, daß Sparta den Krieg mit um so größerem Nachdruck betreiben werde, je empfindlicher sein Stolz durch die Erhebung eines anfangs zu gering geachteten Gegners verletzt war. Die Thebäer sahen sich nach Bundesgenossen um. Die Athener hatten ihnen bei der Belagerung der Kadmeia Beistand geleistet; als aber Kleombrotos mit starker Heeresmacht so nahe an ihren Grenzen gegen Theben heranzog, kündigten sie aus Besorgniß für das eigene Land den Thebäern die Bundesgenossenschaft auf und straften diejenigen, die ihnen dazu gerathen hatten. Indessen wußte Pelopidas mit feiner List in kurzem es dahin zu bringen, daß Sparta durch einen unbesonnenen Streifzug seines Feldherrn Sphodrias in das attische Gebiet mit Athen sich wieder entzweiete. Fortan standen die Athener den Thebäern mit allem Eifer bei, versicherten sich des Meeres und fuhren überall umher, um alle Städte und Inseln, die sich zum Abfall von Lakedämon neigten, in ihrem Vorhaben zu unterstützen und auf ihre Seite zu bringen.

Gleichzeitig schlugen sich die Thebäer mit den Lakedämoniern in Boiotien auf allen Punkten wacker herum, und wenn auch alle diese Gefechte an sich unbedeutend waren, so waren sie doch für die Thebäer als eine Schule und tägliche Uebung des Krieges bedeutsam genug. Selbst der berühmte Agesilaos konnte in zwei Feldzügen nichts gegen sie ausrichten und mußte sich, als er gar mit Wunden aus Boiotien heimkam, von Antalkidas sagen lassen: „Du bekommst ein schönes Lehrgeld von den Thebäern dafür, daß du sie wider ihren Willen im Kriegshandwerk unterwiesen hast.“ Aber ihr wahrer Lehrmeister war nicht sowohl Agesilaos als vielmehr ihre eigenen Anführer, die mit großer Klugheit und zur rechten Zeit sie wie junge Jagdhunde an den Feind heranführten und, wenn sie die Lust des Sieges und der Tapferkeit ein wenig gekostet hatten, sie wieder sicher zurückbrachten. Unter diesen zeichnete sich vor allen Pelopidas aus, welcher seit seiner ersten Wahl zum Feldhauptmann, Jahr für Jahr mit den wichtigsten Aemtern betraut ward und entweder als Führer der sogenannten heiligen Schaar oder zumeist als Boiotarch bis an sein Ende im Dienste des Vaterlandes thätig war.

So wurden die Lakedämonier bei Platää und Thespiä, wo auch Phoibidas seinen Friedensbruch mit dem Leben büßte, ferner bei Tanagra, wo Pelopidas den Harmosten Panthoidas tödtete, von den Thebäern geschlagen. Da dies aber keine eigentlichen Feldschlachten oder regelrechte Treffen waren, so diente der glückliche Ausfall dieser Gefechte wohl dazu, um das Selbstvertrauen der Sieger zu steigern, ohne doch den Stolz der Ueberwundenen zu brechen. Dagegen war das Treffen bei Tegyra gewissermaaßen das Vorspiel der Schlacht bei Leuktra und beraubte den Feind jedes Vorwandes zur Bemäntelung seiner Niederlage. Hier nemlich geschah es, daß Pelopidas auf seinem Marsche von Orchomenos in einem Engpasse unvermuthet auf ein fast doppelt so starkes Heer der Lakedämonier stieß. „Wir sind dem Feind in die Hände gefallen!“ rief ein Thebäer mit Entsetzen aus. „Warum nicht vielmehr er uns?“ entgegnete Pelopidas in aller Ruhe, gab augenblicklich den Befehl zum Angriff und begnügte sich nicht damit, sich mitten durch das feindliche Heer glücklich durchzuschlagen, sondern wandte sich nochmals um und zerstreuete den Feind nach beiden Seiten hin. Unerhört war es bis auf jenen Tag gewesen, daß Lakedämonier vor einer Minderzahl von Feinden das Feld geräumt hätten: diese Schlacht aber gab den Hellenen Zeugniß, daß nicht der Eurotas allein streitbare Männer erzeuge, sondern daß jedes Volk seinen Feinden furchtbar werden könne, wenn seine Jünglinge sich vor Schande schämen, Muth und Eifer zu rühmlichen Thaten fassen und sich vor Schimpf mehr als vor Gefahr fürchten.

Den Kern der jungen thebischen Armee bildete die heilige Schaar, eine Einrichtung des Boiotarchen Gorgidas, welche Pelopidas seit dem Tage bei Tegyra, wo dieselbe sich glänzend bewährte, noch mehr vervollkommnete. Diese Schaar bestand aus dreihundert auserlesenen Männern, welche von der Stadt Wohnung und Kost erhielten und zunächst zur Besatzung der Burg Kadmeia bestimmt waren. Jeder derselben war mit einem oder etlichen seiner Waffengefährten durch innige Freundschaft und Zuneigung unzertrennlich verbunden, so daß die ganze Schaar eine Vereinigung von Freunden oder, nach griechischer Weise zu reden, von Liebhabern und Lieblingen war; und eben hierin lag ihre Stärke und Unüberwindlichkeit. Denn kraft dieser Freundschaftsbündnisse geschah es, daß jeder auf das eifrigste bestrebt war, durch männliche Tugend und Tüchtigkeit der Achtung des erwählten Freundes werth zu sein, und hingegen vor allem Unehrenhaften als vor dem, was ihn in den Augen seines Lieblings erniedrigte, mit um so ernsterer Scheu sich hüthete. Liebhaber und Liebling standen im Kampfe neben einander, theilten jede Gefahr, und dienten einander zu wetteifernder Ermunterung und gegenseitigem Schutze. Da war keiner, der nicht für den andern mit Freuden Leib und Leben gelassen hätte, oder der nicht lieber gestorben wäre, als daß er durch Feigheit sich der Liebe eines Helden unwerth bezeigt hätte. So rief einst einer aus der heiligen Schaar in dem Augenblicke, da der Feind ihn überwältigte, diesen flehentlich an: „Stoß mir das Schwert in die Brust, damit sich mein Liebling nicht zu schämen braucht, wenn er sieht, daß ich durch die Brust und nicht durch den Rücken*) gestoßen bin.“ — An dieser thebischen Schaar bestätigte sich der schöne Ausspruch Platons: „Weder edle Geburt noch Ehre noch Reichthum noch sonst etwas kann uns so wie die Liebe zu einem glückseligen und tugendhaften Leben führen. Denn diese Liebe ist nichts anderes als Abscheu vor dem Schändlichen und Eifer zur Tugend. Ohne diese kann weder eine ganze Stadt noch ein einzelner Bürger etwas Wichtiges und Löbliches vollbringen; und niemand ist von Natur so träge und feig, den nicht die Liebe begeistern und zu großen Dingen anspornen könnte.“

Die heilige Schaar blieb unüberwindlich bis auf die Schlacht bei Chäroneia (338 vor Chr.) und erlag gleichzeitig mit der Freiheit Griechenlands. Es wird erzählt, daß der König Philippos, als er nach dieser furchtbaren Schlacht die Wahlstatt besehen, an dem Orte stehen geblieben sei, wo jene dreihundert Männer noch reihenweise neben einander lagen, wie sie von den Händen der Makedonier gefallen waren; und als man ihm sagte: dies sei die Schaar der Liebhaber und Lieblinge, rief er mit Bewunderung und weinenden Augen aus: „Wehe dem, der von solchen Männern etwas schlimmes denkt!“

4. Sparta schließt die Thebäer vom allgemeinen Frieden aus und verliert durch die Niederlage bei Leuktra seine Macht und Geltung.

Seit der Schlacht bei Tegyra wurde Sparta geneigter, dem Drängen seiner Bundesgenossen nachzugeben und eine gütliche Ausgleichung mit seinen Gegnern zu suchen, zumal da auch Athen aus Eifersucht auf die wachsende Macht Thebens dazu die Hand bot. Zu diesem Zwecke versammelten sich die Abgeordneten Griechenlands zu Sparta, um über die Bedingungen eines allgemeinen

*) Wunden im Rücken galten für schmachvoll, weil sie für ein Zeugniß angesehen wurden, daß der Verwundete dem Feinde nicht Stand gehalten.

Friedens zu unterhandeln. Von Seiten Thebens traf Epaminondas ein. Er war damals etwa vierzig Jahre alt, und wiewohl er bis dahin noch keine Proben seiner Feldherrnkunst abgelegt hatte, stand er doch schon zu jener Zeit wegen seiner ungewöhnlichen Geistesbildung und seines philosophischen Charakters in hohem Ansehn. Theben hätte keinen besseren zum Vertreter des edlen Kraftbewußtseins, welches diesen Staat seit seiner Losreißung von Sparta beseelte, erwählen können. Während die übrigen Gesandten insgesammt sich gegen den König Agesilaos schüchtern und unterwürfig bezeigten, stellte er allein dem spartischen Stolz ein mit Freimuth gepaartes Selbstgefühl entgegen. Bei den Verhandlungen zeigte sich sein ausgezeichnetes Rednertalent zum ersten mal in vollem Glanze. Während er im Gespräche durch kraftvolle Kürze und den schlagenden Ausdruck seiner Antworten in Verwunderung setzte, fehlte seinen öffentlichen Reden auch der Schmuck der Kunst nicht, dem die Großheit seiner Gesinnung und die Wärme des Gefühls noch eine besondere Gewalt verlieh. Dies zeigte sich auch bei seinem Vortrage in der Versammlung der Abgeordneten Griechenlands. Seiner hohen Denkart gemäß faßte er nicht wie die andern die Sonderinteressen, sondern das Wohl des gesammten Griechenlands in's Auge. Er wies nach, daß der Krieg nur Sparta groß mache, während er allen übrigen zum Schaden gereiche, und rieth daher zu einem auf Recht und Billigkeit gegründeten Frieden; denn nur so könne derselbe von Dauer sein, wenn man unter allen griechischen Staaten das Gleichgewicht herstelle. Als nun Agesilaos bemerkte, daß diese Rede einen gewaltigen Eindruck auf die Hellenen machte und alle Hörer mit sich fortriß, fragte er den Epaminondas: ob er es für gerecht und billig halte, daß Boiotien für frei und unabhängig erklärt werde? Epaminondas antwortete sogleich ganz unbefangen mit der Gegenfrage: ob er es für gerecht und billig halte, daß Lakonien für frei und unabhängig erklärt werde? Da sprang Agesilaos zornig auf und befahl ihm, ohne Umschweif zu sagen: ob er Boiotien in Freiheit setzen wolle? Als nun Epaminondas in aller Ruhe ganz dasselbe entgegnete: ob er Lakonien in Freiheit setzen wolle? gerieth Agesilaos in solche Hitze, daß er mit Begier diesen Vorwand ergriff, den Namen der Thebäer in dem Friedensinstrumente sofort zu streichen und ihnen den Krieg zu erklären.

Dies war das Ende jener berühmten Versammlung, auf welche die Hoffnungen von ganz Griechenland gerichtet gewesen. Ihr Zweck war nur halb erreicht, da sie zwar zwischen Athen und Sparta und ihren Verbündeten auf Grund des antalkidischen Friedens eine gegenseitige Ausgleichung zu Stande gebracht, dagegen das feindselige Verhältniß zwischen den Lakedämoniern und den Thebäern nicht hatte beseitigen können. Indeß wäre doch noch durch Aufrichtigkeit und Mäßigung von Seiten der ersteren eine Vermittlung zwischen beiden nicht unmöglich gewesen; aber „schon riß sie“, um mit Xenophon zu reden, „der Dämon ins Verderben fort.“ Der nebenbuhlerische Haß beraubte sie ihrer sonstigen Besonnenheit. Statt das spartische Bundesheer, welches in Phokis stand, zu entlassen, wie es dem abgeschlossenen Vertrage gemäß hätte geschehen müssen, ließen sie dem König Kleombrotos den Befehl zugehn, dasselbe sofort nach Boiotien zu führen, um die Thebäer zur Freigebung der boitischen Städte mit Gewalt zu nöthigen. So war denn über Spartas Absicht bei jenem einseitigen Friedensschlusse kein Zweifel mehr: es hatte sich mit seinen übrigen Gegnern nur versöhnt, um den verhaßtesten unter ihnen um so sicherer zu überwältigen.

Ein Heer von zehntausend Mann Fußvolk und tausend Reitern rückte jetzt in Boiotien ein. Die ganze Landschaft war in Furcht und Schrecken. Man wußte, daß es diesmal nicht blos auf Unterjochung, sondern auf die völlige Zerstörung Thebens abgesehen sei, und konnte der feindlichen Kriegsmacht nicht mehr als sechstausend Mann und eine geringe Anzahl Berittener entgegenstellen. Doch blieb der Muth ihrer Führer unerschüttert. Als Pelopidas von seiner Gattin Abschied nahm, um sich zum Heere zu begeben, und diese ihn mit Thränen bat, er möge auf seine Erhaltung bedacht sein, erwiederte er: „Liebes Weib, daran muß man den gemeinen Soldaten erinnern, die Führer aber daran, daß sie andere retten.“ — Beim Ausrücken des Heeres verbreitete sich das Gerücht, es seien Unglück weissagende Wahrzeichen geschehen; Epaminondas antwortete denen, welche darüber ihre Besorgniß äußerten, mit dem homerischen Verse:

Ein Wahrzeichen nur gilt, das Vaterland zu beschützen.

Als er mit den übrigen Boiotarchen zu einer Berathung zusammentrat, fand er getheilte Meinung vor: ob man eine Schlacht wagen dürfe oder nicht. Er selbst war entschieden für das erstere, und der feurige Pelopidas, der damals zwar nicht Boiotarch sondern nur Führer der heiligen Schaar war, aber wegen seiner Verdienste in großer Geltung stand, trat sogleich seinem Antrage bei, und so wurde denn der kühne Wurf beschlossen.

Bei Leuktra, einem Orte in Boiotien, lagerten sich die feindlichen Heere einander gegenüber (371 vor Chr.). In der Ebene daselbst standen die Gräber der Leuktriden oder der Töchter des Skedasos, welche in alter Zeit in Folge eines von Spartiaten verübten Greuels sich selber den Tod gegeben hatten und in selbiger Gegend begraben worden. Hierauf hatte ihr Vater, nachdem seine Klage in Sparta kein Recht gefunden, unter entsetzlichen Flüchen über die Spartiaten auf den Gräbern seiner Töchter sich selbst entleibt. Seitdem hatten viele Weissagungen und Orakel von Zeit zu Zeit Sparta verwarnt, sich vor der leuktrischen Rache in Acht zu nehmen. Nun träumte dem Pelopidas, als er im Lager schlief, er sähe jene Jungfrauen an den Grabsteinen wehklagen und Verwünschungen gegen die Spartiaten ausstoßen und Skedasos befühle ihm: wenn er über die Feinde obsiegen wollte, so sollte er seinen Töchtern eine blonde Jungfrau opfern. Dies Gebot erschien ihm grauenhaft und entsetzlich; er erhob sich bekümmert vom Lager, rief die Wahrsager und Obersten zusammen und erzählte ihnen das Traumgesicht. Einige von ihnen waren der Meinung, er müsse diesem Befehle unbedingte Folge leisten und beriefen sich auf viele Beispiele der Vorzeit. Die andern thaten dagegen Einspruch, indem sie zu bedenken gaben: „Ein so barbarisches und unnatürliches Opfer kann keinem höheren Wesen, das über die Menschen waltet, wohlgefällig sein.*) Denn es

*) Der mißversteht die Himmlischen, der sie
Blutgierig wähnt; er dichtet ihnen nur
Die eignen grausamen Begierden an.
Göthe's Iphigenie Akt I. Sc. 3.

herrschen keine Unholde über uns, sondern der Vater aller Götter und Menschen. Thorheit ist es zu glauben, daß Götter an Menschenblut und Menschenopfern sich erfreuen sollten. Wäre es aber so, so hätte man ihrer als machtloser Wesen nicht zu achten. Denn solche grausame und widersinnige Begierden können nur in schwachen und verderbten Seelen aufsteigen."

Während nun die Oberen in solcher Weise für und gegen das Opfer sprachen und insonders Pelopidas zweifelhaft war, wofür er sich entscheiden sollte: siehe, da kam ein von der Heerde entsprungenes weibliches Füllen durch das Lager dahergerannt und blieb im vollen Laufe gerade an dem Orte, wo jene versammelt waren, plötzlich stehen. Allen gab die glänzende Feuerfarbe der fliegenden Mähne, der Muthwille, das hoffährtige, muthige Gewieher des Thieres ein überraschend anmuthiges Schauspiel; da rief der Seher Theokritos, wie aus einem Traum erwachend, dem Pelopidas zu: „Da kommt dir, du Glücklicher, das Opfer gegangen! Laß uns auf keine andere Jungfrau warten, sondern die der Gott giebt, nimm und gebrauche." Demnach griffen und führten sie das Fohlen zu den Gräbern der Jungfrauen, und nachdem sie es mit Gebeten geweiht und bekränzt hatten, opferten sie es mit Freuden. Man unterließ nicht, die ermuthigende Kunde vom Traumgesicht und Opfer des Pelopidas im ganzen Lager zu verbreiten und fast gleichzeitig trafen auch aus Theben Nachrichten von glückverheißender Bedeutung ein: aus dem Tempel des Herakles waren die aufgehängten Waffen verschwunden, und man schloß daraus, der Gott selber habe sie angelegt und sei zur Schlacht ausgezogen.*)

Noch wäre König Kleombrotos einem entscheidenden Zusammenstoß mit den Thebäern gern ausgewichen. Seine Reiterei war aufs Gerathewohl aus den schwächsten und wenig ehrliebenden Leuten zusammengerafft, schlecht beritten, ohne Uebung und Erfahrung; und ebenso wenig konnte er in dem bevorstehenden Kampfe auf den Muth und Eifer der Bundesgenossen rechnen, da diese überhaupt über die Wiedereröffnung der Feindseligkeiten äußerst ungehalten waren. Aber des Königs Freunde mahnten ihn mit den dringendsten Vorstellungen zum Kampfe: „Wenn du die Thebäer abziehen lässest, ohne ihnen eine Schlacht zu liefern, so droht dir von deinem Vaterlande die härteste Strafe: sie werden es dir gedenken, daß du in beiden Feldzügen wider die Thebäer nichts ausgerichtet hast. Willst du also für dich selber sorgen und deine Heimath wiedersehn, so mußt du diese Leute angreifen." Seine Gegner aber sagten geradehin: „Nun wird es ja an den Tag kommen, ob dieser Mann wirklich den Thebäern so wohl will, wie man sagt!" Durch solche Reden wurde Kleombrotos bewogen, die Schlacht zu wagen. Zum Unglück hielt er die letzte Berathung mit den Kriegshauptleuten erst am Tage der Schlacht und zwar nach dem Frühmahle; und da sie des Mittags ziemlich stark tranken, so soll auch der Wein sie etwas erhitzt und der nöthigen Besonnenheit während des Treffens beraubt haben.

Epaminondas entwarf schon Tages zuvor seine Anordnungen. Durch seine Erscheinung alles ermuthigend, wohin er trat, war er doch in seinem Innern von dem Gedanken, wie viel von der Entscheidung des morgenden Tages abhange, voll Unruhe und tief bewegt. Man meldete ihm, daß so eben einer der Oberen in seinem Zelte ruhig verstorben sei. „Gute Götter," rief er aus, „wie hat man doch Zeit unter solchen Umständen zu sterben."

Die außerordentliche Kriegskunst, welche am folgenden Tage den Thebäern den Sieg gewann, hat der Schlacht bei Leuktra in der Geschichte des Kriegswesens eine unvergeßliche Bedeutung verliehen und dem Epaminondas eine Stelle unter den größten Feldherren alter und neuer Zeit gesichert.

Kleombrotos hatte den Truppen der Bundesgenossen den linken Flügel angewiesen, den rechten, welchen er in eigner Person befehligte, bildete das lakedämonische Fußvolk, der Kern des ganzen Heeres, gedeckt durch die im ersten Treffen aufgestellte Reiterei. Epaminondas hielt sich des Sieges gewiß, wenn es ihm gelänge, in diese furchtbare Seite einzubringen, und hierauf war der ganze Plan seiner eigenthümlichen Schlachtordnung, welche hier zum ersten Male in Anwendung kam, berechnet. Er zog nemlich seine besten Völker auf den linken Flügel, dem Kleombrotos gegenüber, stellte sie funfzig Mann hoch, während die feindliche Schlachtordnung nur eine Tiefe von zwölf Mann hatte, und machte gleichfalls aus seiner Reiterei das erste Treffen. Auf den rechten Flügel wies er die schwächeren Truppen mit dem Befehl, sich in dem Maaße, als er mit dem linken vorrücke, zurückzuziehn und dadurch die Bundesgenossen der Feinde, indem sie nachrückten, von der lakedämonischen Phalanx*) zu entfernen. Hierdurch entstand jene Aufstellung, welche unter dem Namen der „schrägen Schlachtordnung"**) so berühmt geworden ist.

Epaminondas eröffnete die Schlacht durch einen Angriff seiner Reiterei auf die lakedämonische. Nach kurzem Handgemenge wurde letztere in die Flucht geschlagen und warf sich in der Verwirrung auf das hinter ihr stehende Fußvolk. Sofort drang auch Epaminondas mit dem ganzen Gewichte seiner Colonne auf dasselbe los, während Pelopidas mit der heiligen Schaar dem Feinde in die Flanke fiel und dadurch den Kleombrotos verhinderte, die unterbrochene Verbindung mit den Bundesgenossen durch Erweiterung des rechten Flügels wieder herzustellen oder die Schaar des Epaminondas zu überflügeln. Kleombrotos und seine Schaar leisteten die entschlossenste Gegenwehr. Aber selbst Wunder der Tapferkeit hätten der Wucht einer so dichtgedrängten Masse nicht widerstehen können. Kleombrotos fiel, seine Umgebung opferte das Leben auf, um wenigstens seine Leiche zu retten. Mit ihm fanden auch Dinon, der Kriegsoberste, Sphodrias, einer der königlichen Zeltgenossen, dessen Sohn Kleonymos und noch viele Andere den Tod. So wurde der rechte Flügel nach einem großen Blutbad überwältigt, und damit war, wie Epaminondas vorausgesehen hatte, der Sieg der Thebäer entschieden. Denn als die peloponnesischen Truppen die lakedämonische Phalanx geschlagen sahen, zogen sie sich in das durch einen Graben geschützte Lager auf einer benachbarten Anhöhe zurück. Die meisten zeigten die größte Entmuthigung, viele auch eine unverhohlene Schadenfreude über die Niederlage der Spartiaten, und so war die Wiederaufnahme

*) Vergl. S. 57.

*) Das in Schlachtordnung aufgestellte, schwerbewaffnete Fußvolk.

**) Dieselbe, durch welche Friedrich der Große 1757 die Schlacht bei Leuthen gewann.

des Kampfes, zu welcher die Führer der Lakedämonier aufforderten, unmöglich, wenn auch der ungeheure Verlust der letzteren ein solches Unternehmen verstattet hätte. Viertausend Lakedämonier bedeckten die Wahlstatt, von siebenhundert Spartiaten waren vierhundert geblieben. Dagegen betrug der Verlust der Boiotier im Ganzen nicht mehr als dreihundert Mann.

Die Freude der Thebäer über diesen herrlichen Sieg war unbegrenzt. Aber alle Ehren und Lobpreisungen seiner Mitbürger schmeichelten der großen Seele des Epaminondas nicht so sehr als der Beifall seiner grauen Eltern. Von der Höhe seiner schönsten Mannesthat blickte er noch mit kindlicher Ehrfurcht über sich und rechnete sich dies zum glücklichsten Loose seines Lebens: daß sein Vater und seine Mutter den Sieg bei Leuktra noch erlebt hatten.

Wie man zu Sparta die Nachricht der erlittenen Niederlage aufnahm, ist schon in der Lebensbeschreibung des Agesilaos (S. 175) erzählt worden. Die Ephoren riefen sofort alle Mannschaft bis zum vierzigsten Lebensjahre unter die Waffen und schickten dieses Heer, durch neue Hülfstruppen der peloponnesischen Bundesgenossen verstärkt, unter der Führung des Archidamos, dessen Vater Agesilaos noch immer krank war, nach Boiotien, um das dort noch stehende geschlagene Heer zu retten. Unterdessen hatte aber Jason, der Tyrann von Pherä, ein kluger, kühnaufstrebender Fürst, welcher schon damals in die griechischen Angelegenheiten ein gewichtiges Wort sprechen durfte, als Bundesgenoß der Thebäer und Gastfreund Spartas einen Vergleich zu Stande gebracht, zufolge dessen den Lakedämoniern bei Leuktra freier Abzug gestattet worden war. Diese trafen bei Megara auf das Heer des Archidamos, welcher hierauf mit ihnen nach Korinth zurückging, die Verbündeten daselbst entließ und die sieglose Schaar nach Sparta zurückgeleitete.

Ermuthigt durch die Schwäche Spartas und auf Anregung Athens suchten jetzt auch mehrere peloponnesische Städte und Staaten sich ihrer Abhängigkeit von Lakedämon zu entziehen und die im antalkidischen Frieden ihnen gewährleistete Selbständigkeit für sich in Anspruch zu nehmen. Die Mantineier, welche von den Lakedämoniern genöthiget worden waren, ihre Stadtmauer niederzureißen und sich unter Aufsicht lakedämonischer Hauptleute in vier verschiedenen Flecken niederzulassen, traten jetzt zusammen und beschlossen, aus Mantineia wieder Eine Stadt zu machen und diese den Spartiaten zum Trotz abermals durch eine Ringmauer zu befestigen. Gleichzeitig unterstützten sie den Plan der demokratischen Partei zu Tegea: das ganze arkadische Volk in einem Gesammtstaate zu vereinen, so daß jeder gemeinsam gefaßte Beschluß in allen Städten Arkadiens Gültigkeit haben sollte. Um dies zu hindern und Mantineia zu züchtigen, fiel Agesilaos in Arkadien ein, ohne jedoch etwas Sonderliches auszurichten, da die Feinde einem Treffen im offenen Felde aus dem Wege gingen, und die Nachricht vom Heranrücken eines gewaltigen Hülfsheeres in kurzem ihn zum Rückzuge nöthigte. Epaminondas und Pelopidas, beide diesmal gleichzeitig zu Boiotarchen erwählt, rückten mit einer Kriegsmacht, welche bald auf siebenzigtausend Mann anwuchs, im Peloponnesos ein. Mit den Thebäern, welche den zwölften Theil dieses Heeres ausmachten, hatten sich Phokier, Euboier, Lokrer, Akarnanier und Andere verbunden. Die Argeier, Eleier und Arkadier fielen ihnen gleich bei ihrer Ankunft zu. Der Ruhm jenes Heldenpaares war das mächtige Band, welches so viele Völker zu seinen Fahnen heranzog und die vielartige Menge in fester Einheit zusammenhielt. Denn von jeher hat sich dies als eins der ersten und gültigsten Gesetze in der Menschenwelt erwiesen: daß der Schutzbedürftige in dem Starken, der zu helfen bereit ist, seine natürliche Obrigkeit erkennt, welcher er freiwillig gehorsamt.

Mit diesem Heere wagte es Epaminondas über die steilen Grenzgebirge Lakoniens in ein Gebiet einzudringen, welches seit mehr als siebenhundert Jahren kein feindlicher Fuß betreten hatte, stieg in die Thäler hernieder, verwüstete das Land bis an das Meer hinab und hätte sogar die Stadt Sparta selbst erobert, wenn nicht die Beschwerden der winterlichen Jahreszeit, der einbrechende Mangel an Lebensmitteln und die ausgezeichnete Feldherrenklugheit des Agesilaos diesen letzten Hauptschlag vereitelt hätten.*)

Als Epaminondas mit seinem Heere endlich den Peloponnesos räumte, hinterließ er den Lakedämoniern außer ihrem verwüsteten Gebiete und der Erinnerung ihrer tiefsten Erniedrigung rings um ihre Grenzen feindliche Nachbarstaaten, welche sein Beistand ermuthiget und gestärkt, ja zum Theil erst ins Dasein gerufen hatte. Auf seinen Rath hatten die Arkadier „die große Stadt“, Megalopolis, angelegt, welche aus den Werken aller umhergelegenen, zwar befestigten aber wenig haltbaren Ortschaften aufgeführt, mit starken Mauern und Thürmen versehen und aus vierzig arkadischen Städten und Flecken bevölkert, als Hauptstadt Arkadiens und als gewaltige Vormauer gegen Lakedämon emporstieg. Noch empfindlicher aber traf das ohnehin geschwächte Sparta die unter dem Schutz der thebäischen Waffen vollzogene Rückkehr der Messenier in ihr freigewordenes Vaterland, wovon ein weiteres zu berichten hier füglich am Ort ist.

5. Die Rückkehr der Messenier.

Nach der Beendigung des dritten messenischen Krieges hatten die Athener, wie wir schon früher berichtet haben (s. S. 82), den aus Ithome abziehenden Messeniern die Stadt Naupaktos an der Grenze Aetoliens zum Wohnsitz eingeräumt. Ihren ehemaligen Drängern entrückt, bewahreten sie auch in der Ferne den Haß gegen die Lakedämonier und legten ihre Feindschaft gegen dieselben vorzüglich während des peloponnesischen Krieges durch den Eifer, mit welchem sie den Athenern Beistand leisteten, an den Tag. Sie gaben Naupaktos zum Haltpunkte gegen den Peloponnes her, und Schleuderer aus Naupaktos waren es, welche die in Sphakteria eingeschlossenen Spartiaten aufreiben halfen. Aber nach der Niederlage am Ziegenflusse verjagten die Lakedämonier, welche nun Herren zur See geworden, die Messenier aus Naupaktos, und diese zogen nun zum Theil nach Sicilien zu ihren Verwandten und nach Rhegion, der größte Theil aber segelte unter der Führung Komon's, der auch bei Sphakteria ihr Anführer

*) Das Nähere hierüber ist S. 175 f. zu lesen.

gewesen, nach Africa und fand in der von Griechen bewohnten kyrenischen Stadt Euesperides willkommene Aufnahme. Denn die Euesperiten, welche durch die benachbarten Barbaren mit Krieg hart bedrängt wurden, riefen Griechen jedes Stammes herbei, um bei ihnen zu wohnen.

Aber ein Jahr vor dem Siege der Thebäer bei Leuktra kündigte die Gottheit den in die Fremde verstreuten Messeniern ihre Rückkehr in den Peloponnesos an. Der Priester des Herakles im sicilischen Messene (Messina) sah nemlich in einem Traumgesichte, wie Zeus den Herakles nach Ithome zu Gaste lud; und gleichzeitig hatte auch Komon in Euesperides einen Traum, der ihm die Wiederbelebung des dahingeschiedenen Mutterlandes verkündete. Bald darauf traf die Lakedämonier bei Leuktra das Unglück, das ihnen schon längst zugedacht war; und nun schickten die Thebäer Boten nach Italien und Sicilien und zu den Euesperiten, und wo nur sonst noch Messenier sein konnten, und riefen sie von allenthalben zurück in den Peloponnesos. Diese fanden sich auch schneller zusammen, als man hoffen konnte, theils aus Sehnsucht nach der vaterländischen Erde, theils aus Haß gegen Sparta, welcher niemals bei ihnen erlosch. Epaminondas hielt es übrigens weder für leicht, eine Stadt zu gründen, die den Lakedämoniern das Gegengewicht halten könnte, noch wußte er einen geeigneten Ort, wo er sie anlegen sollte. Während er nun darüber noch ungewiß war, soll des Nachts ein Greis in Gestalt eines Oberpriesters zu ihm getreten sein und gesagt haben: „Dir ist von mir gegeben, zu besiegen, gegen wen du in Waffen heranziehst; und wenn du von der Erde geschieden bist, so will ich, o Thebäer, dafür sorgen, daß dein Name und dein Ruhm nie untergehen. Du aber schaffe den Messeniern Vaterland und Städte wieder, denn jetzt ist auch der Zorn der Dioskuren gegen sie beschwichtigt.“

Der Zorn der Dioskuren aber, welchem man den unglücklichen Ausgang der früheren Freiheitskämpfe Messeniens zuschrieb, hatte nach der Sage folgende Veranlassung. Zur Zeit des zweiten messenischen Krieges lebten zwei blühende Jünglinge aus Andania, Panormos und Gonippos, in enger Freundschaft und machten auch gemeinsame Streifzüge in das lakonische Gebiet. Als nun die Lakedämonier einst im Feldlager den Dioskuren ein Fest feierten und nach dem Mahle beim Trunk und Spiele waren, da erschienen vor ihnen Panormos und Gonippos, angethan mit weißen Unterkleidern und purpurnen Mänteln, auf den schönsten Pferden reitend, mit Hüten auf den Häuptern und mit Speeren in den Händen.*) Als die Lakedämonier diese herrlichen Jünglingsgestalten sahen, fielen sie vor ihnen nieder und beteten an, denn sie meinten, die Dioskuren selber seien zu ihrem Opfer gekommen. Die Jünglinge aber, als sie sich mitten unter sie gemischt, sprengten auf einmal durch sie hin, mit ihren Speeren überall um sich stoßend, und nachdem viele unter ihren Händen gefallen waren, kehrten sie nach Andania zurück und hatten somit dem Opfer der Dioskuren freventlich Hohn gesprochen. Daher, hieß es, sei der Zorn der Dioskuren gegen die Messenier gekommen,**) der aber nunmehr, jenem Traumgesichte des Epaminondas zufolge, der Rückkehr der Vertriebenen nicht mehr hinderlich sein wollte.

Zumeist jedoch trieben den Epaminondas zu einer neuen Begründung Messeniens die Sprüche des berühmten boiotischen Sehers Bakis, unter welchen auch folgende Weissagung stand:

> Dann wird die glänzende Blüthe von Lakedämon verwelken,
> Und Messene von neuem erstehn für ewige Zeiten.

Um dieselbe Zeit — erzählt man — gebot ein Traum dem Epiteles, den die Argeier zum Heerführer und zur Wiederherstellung Messeniens gewählt hatten: er solle auf Ithome da, wo er einen Smilaxstrauch und eine Myrthe fände, in der Mitte nachgraben und „die alte Frau“ erlösen; denn diese liege krank, in einem ehernen Gemache eingeschlossen, und sei dem Verscheiden nahe. Mit Tagesanbruch ging Epiteles an den besagten Ort und stieß im Graben auf eine eherne Urne. Er trug sie alsobald zum Epaminondas und erzählte den Traum, und hieß ihm den Deckel abnehmen und sehen, was darin wäre. Dieser öffnete, nachdem er geopfert und gebetet hatte, die Urne; und als er geöffnet hatte, fand er eine Zinnplatte darin, die war ganz dünn geschlagen und wie ein Buch zusammengerollt: darauf standen die geheimen Gebräuche beim Dienste der großen Göttinnen (d. i. der Demeter und Persephone) geschrieben. Und dies war jenes Geheime und Heilige, welches Aristomenes vor der Erstürmung der Feste Eira an jenem Orte vergraben hatte, und an dessen Erhaltung, einem alten Orakel zufolge, die Zukunft Messeniens geknüpft war (s. S. 20). Wie sich nun also diese Geheimnisse (Mysterien) wieder aufgefunden hatten, wurden sie von denen, welche zum priesterlichen Geschlechte gehörten, in Bücher eingetragen.

Epaminondas aber gebot den Wahrsagern, da ihm die Gegend von Ithome für den Aufbau einer Stadt die schicklichste zu sein schien, zu erforschen, ob der Wille der Götter es ihm hier gestatte; und da auch diese versicherten, die Opfer wären günstig, so machte er Anstalten zum Bau, ließ Steine fahren und Männer kommen, welche sich darauf verstanden, Gassen abzutheilen, Häuser und Tempel zu bauen und Mauern darum zu ziehen. Wie nun alles in Bereitschaft war, und die Arkadier die Opferthiere herbeigebracht hatten, opferte zunächst Epaminondas mit den Thebäern dem Dionysos und ismenischen Apollon nach herkömmlicher Weise, dann die Argeier der argeiischen Hera und dem nemeïschen Zeus, die Messenier aber dem Zeus Ithomatas und den Dioskuren — und so rief jede dieser Völkerschaften die Hauptgottheiten ihres Heimathlandes um Beistand und Segen dieses Beginnens an. Sodann aber beteten die Messenier zu den Heroen: sie möchten zurückkehren und unter ihnen wohnen, besonders die Messene, die Tochter des Triopas, von welcher einst diese ganze Landschaft ihren Namen erhalten hatte, ferner die Herakleiden Kresphontes und Aepytos, am feierlichsten aber riefen alle den Aristomenes zurück. Diesen ganzen Tag brachten sie mit Opfern und Gebeten hin, an den folgenden führten sie die Ringmauer auf und legten inner-

---

*) Also ganz in der Gestalt, in welcher man die Dioskuren abzubilden pflegte.

**) Man erinnere sich, daß auch in der Schlacht bei Stenykleros die Dioskuren, auf dem wilden Birnbaume sitzend, den glücklichen Waffenthaten des Aristomenes eine Grenze setzten; s. S. 18.

halb derselben die Häuser und Tempel an. Sie arbeiteten unter Musik und zwar unter keiner anderen als der boiotischen und argeiischen Flöten, dabei wurden denn die Lieder des Sakadas und Pronomos in Wettgesängen aufgeführt. Der Stadt selber gaben sie den Namen Messene. Sie bauten auch andere Städte wieder auf, aber die Nauplier, denen die Lakedämonier nach Vertreibung der Messenier die Stadt Mothone gegeben hatten, vertrieben sie nicht aus ihrem Wohnsitze, denn sie hatten den zurückkehrenden Messeniern Geschenke dargebracht von allem, was sie hatten, beteten unablässig zu den Göttern für ihre Rückkehr, und baten die Messenier, sie zu verschonen.

So kehrten denn die Messenier in den Peloponnesos zurück und richteten ihr Vaterland wieder auf im zweihundert und sieben und neunzigsten Jahre nach der Zerstörung von Eira, und in diesem Zeitraume von beinahe drei Jahrhunderten, während dessen sie in der Fremde zerstreut gewesen, hatten sie weder etwas von den väterlichen Sitten aufgegeben noch die dorische Mundart verlernt. Weil ihnen die Heimath unvergeßlich blieb, darum blieb sie ihnen nicht für immer verloren.

6. Epaminondas vor Gericht. Pelopidas in Makedonien und Thessalien.

Mit den Verdiensten und dem Ruhme des Epaminondas und Pelopidas wuchs auch der Neid gegen sie unter ihren eigenen Mitbürgern. Daher wurde ihnen bei ihrer Heimkehr von jenem glorreichen Feldzuge kein ehrender und würdiger Empfang zu Theil; sondern statt dessen wartete ihrer eine Anklage auf den Tod, weil sie die Boiotarchie volle vier Monate über die gesetzliche Zeit hinaus behalten hatten, welches eben die Zeit war, binnen welcher von ihnen in Messenien, Arkadien und Lakonien so große Dinge waren verrichtet worden.

Mit voller Seelenruhe und Würde erschien Epaminondas vor den Schranken des Gerichts, nahm die ganze Schuld sämmtlicher Feldherren auf sich allein und unterwarf sich im voraus dem richterlichen Spruche. „Das Gesetz verurtheilt mich;“ sprach er, „gut! ich verdiene den Tod. Nur verlange ich, daß man folgende Inschrift auf mein Grab setze: „„Die Thebäer haben den Epaminondas mit dem Tode bestraft, weil er sie bei Leuktra nöthigte, die Lakedämonier, denen sie vorher nicht unter die Augen zu treten wagten, anzugreifen und zu überwinden; weil er durch eine einzige Schlacht nicht nur Theben vom Untergange rettete, sondern auch dem ganzen Griechenland zur Freiheit verhalf; weil er dem Verhältnisse beider Staaten zu einander einen solchen Umschwung gab, daß die Thebäer vor Sparta erschienen und Lakedämon sich schon glücklich schätzte, daß es nicht gar aus mit ihm wurde; weil er von der Führung des Heeres nicht eher zurückgetreten ist, als bis er Messene wieder aufgerichtet und Sparta belagert hatte.““

Auf diese Rede wagten die Richter nicht, den Epaminondas zu verurtheilen, und welchen Richtern sollte nicht das Schwert aus den Händen fallen, wenn der Beklagte seine Verdienste für sich reden lassen kann? Doch ließ er niemals wegen dieses Vorfalls Rachsucht oder Empfindlichkeit blicken, wie der heftigere Pelopidas, welcher sich späterhin die Gelegenheit, dem Redner Menokleidas, als dem Anstifter jener Anklage, Gleiches mit Gleichem zu vergelten, nicht entgehen ließ. Epaminondas setzte den Verleumdungen und Nachstellungen seiner Neider Gelassenheit entgegen, indem er diese für die unerläßliche Eigenschaft eines wahrhaft großen Staatmannes erachtete.

In Thessalien war der schon oben erwähnte Jason mitten im steigenden Glücke und unter Entwürfen, welche die Freiheit von ganz Griechenland gefährdeten, ermordet worden (370 v. Chr.). Nach einjähriger Zwischenregierung seiner Brüder bemächtigte sich sein Neffe Alexandros des Thrones, ein scheußlicher Tyrann, mit dessen entmenschter Grausamkeit nur der wahnsinnige Blutdurst einiger römischer Kaiser sich etwa messen dürfte. So ließ er einst die Bürger zweier ihm verbündeten Städte, Meliboia und Skotusa, zusammenkommen, darnach durch seine Trabanten überfallen und alle Waffenfähigen niederhauen. Menschen lebendig zu begraben, andere, in Eber- oder Bärenhäute eingenäht, von seinen Jagdhunden zerreißen zu lassen oder eigenhändig mit Pfeilen zu erschießen, gehörte zu seinen Erlustigungen. Ja seine Raserei ging so weit, daß er den Speer, womit er seinen Vetter und Vorgänger in der Herrschaft, Polyphron, erstochen hatte, weihete und bekränzte, und demselben unter dem Namen Tychon, d. i. Treffer, gleich einem Gotte Opfer darbrachte.

Dieser heillose Tyrann setzte alle thessalischen Staaten theils durch offene Fehde, theils durch bedrohende Anschläge in Schrecken und Verwirrung, so daß diese sich an Theben als den damals mächtigsten Staat in ganz Griechenland mit dem Ansuchen wendeten, ihnen einen Feldherrn und einiges Kriegsvolk zur Unterstützung zu schicken. Epaminondas war damals mit einem Feldzuge gegen Sparta und das mit ihm verbündete Athen im Peloponnes (368 vor Chr.) beschäftiget, weshalb Pelopidas, unfähig, seine Kräfte jemals ruhen zu lassen, und in der Ueberzeugung, daß, wo Epaminondas sei, jeder andere Führer entbehrt werden könne, sich freiwillig zu jenem Unternehmen erbot und sofort nach seiner Ankunft in Thessalien die Ruhe wiederherstellte. Von da begab er sich nach Makedonien, wohin er als Schiedsrichter zwischen dem Könige Alexandros und seinem Halbbruder Ptolemäos Alorites, welcher ihn zu stürzen suchte, berufen wurde. Nachdem er auch hier den Streit beigelegt, Frieden gestiftet und Ordnung wiederhergestellt hatte, kehrte er nach Theben zurück und nahm dreißig Jünglinge aus den angesehensten Häusern Makedoniens als Geißeln mit sich, um ganz Griechenland zu zeigen, wie weit die Macht der Thebäer, gegründet auf den Ruhm ihrer Waffen und auf das Vertrauen der Völker zu ihrer Gerechtigkeit, sich erstrecke.

Unter diesen Geißeln befand sich auch der Bruder des Königs, Philippos, welcher nachmals selber den makedonischen Thron bestieg und als Sieger über Griechenland wie als Vater Alexanders des Großen berühmt worden ist. Philippos war damals achtzehn Jahre alt, und mit glänzenden Gaben des Geistes wie des Leibes ausgestattet. Man konnte ihn nicht sehen, ohne von seiner Schönheit entzückt zu werden; ihn nicht hören, ohne seinen Witz, sein Gedächtniß, seine Beredtsamkeit und die rei-

zende Anmuth seiner Worte zu bewundern. Seine muntere Laune quoll oft von witzigen Einfällen über, die aber nichts Beleidigendes hatten. Er war sanft, gesprächig, großmüthig und verstand besser als irgend jemand die Kunst sich beliebt zu machen. Während der vier Jahre seines Aufenthaltes in Theben eignete er sich alles an, was ihm zum Mittel seiner ehrgeizigen Pläne werden konnte, und so nährte Griechenland in seinem eigenen Schooße seinen künftigen Unterjocher groß. Im Umgange mit Epaminondas, den er sich zum Muster gestellt hatte, lernte er, was freilich der geringste Theil der Vorzüge des großen Thebäers war, die Kunst des Krieges, wovon er nachmals den Hellenen eine so furchtbare Probe ablegte; aber die Liebe zur Gerechtigkeit, die Selbstbeherrschung und Seelengröße, welche jenen wahrhaft groß machten, wurde ihm weder von Natur noch durch Nachahmung zu Theil.

Schon im folgenden Jahre nach dem thessalischen Feldzuge erneuerten sich die Beschwerden wider Alexandern von Pherä, weshalb Pelopidas in Gemeinschaft mit Ismenias abermals dorthin abgeordnet wurde. Da er aber in Hoffnung gütlicher Beilegung und im Vertrauen auf seine Gesandtenwürde ohne Heer erschien, so nahm der Tyrann, dem weder menschliche noch göttliche Rechte heilig waren, ihn sammt seinen Gefährten gefangen und ließ ihn nach Pherä in Gewahrsam bringen.

Anfangs verstattete er noch jedermann den Zutritt zu dem Gefangenen, indem er voraussetzte, das Unglück werde seinen stolzen Sinn genugsam gebeugt und gedemüthiget haben. Pelopidas aber redete im Kerker des Tyrannen so kühn und frei, als stünd' er noch an der Spitze seines Heeres. Er tröstete die Pheräer, die ihn besuchten und ihre Bekümmerniß aussprachen, mit der Versicherung, daß die verdiente Strafe ihres Zwingherren nicht mehr lange auf sich werde warten lassen. Ja, er ließ sogar dem Tyrannen selber das trotzige Wort entbieten: „Du handelst wie ein Thor, daß du arme, unschuldige Unterthanen Tag für Tag martern und morden lässest und doch meiner verschonest, von dem du doch für sicher und gewiß annehmen kannst, er werde sich an dir rächen, sobald er loskommt.“ Alexander erstaunte über die Unerschrockenheit dieses Mannes und sprach: „Warum ist denn Pelopidas so jähe nach dem Tode?“ worauf ihm dieser wiedersagen ließ: „Damit es mit dir um so schneller ende, wenn du durch diesen Mord noch gottverhaßter geworden, als du schon jetzt bist.“

Seitdem war jeder Besuch bei dem Gefangenen streng untersagt. Aber Thebe, des großen Jason Tochter und Alexanders Gemahlin, bekam ein Verlangen, den Mann zu sehen und zu sprechen, von dessen Muth und Heldensinn sie aus dem Munde seiner Wächter so viel gehört hatte. Sie begab sich daher zu dem Pelopidas in's Gefängniß. Der Zustand, in welchem sie ihn vorfand, ließ ihr weibliches Auge hinter so jammerhaftem Aeußeren nicht sogleich den großen Charakter erkennen, der solches Elend mit Gleichmuth ertragen konnte. Aber sein verwildertes Ansehen, seine vernachlässigte Kleidung, der Mangel aller Wartung sagten ihr deutlich genug, daß man mit diesem Manne auf das ungebührlichste verfahre, und rührten sie bis zu Thränen. Darüber verwunderte sich Pelopidas, wiewohl er nicht wußte, wer dies Weib war. Als er es aber erfuhr, begrüßte er sie als Tochter des Mannes, mit welchem er vormals in vertrauter Freundschaft gestanden hatte. „Mich jammert dein Weib!“ rief sie aus. „Und du mich,“ sprach er, „daß du, ohne an Ketten zu liegen, es doch bei einem Alexander aushältst.“ Dies Wort ging der Königin durch's Herz, da sie selber die Grausamkeiten und Schandthaten Alexanders tief verabscheuete. Seit jenem Tage kehrte sie noch oft in den Kerker des Pelopidas zurück, schüttete ohne Rückhalt allen Gram ihrer Seele vor ihm aus und faßte aus den Gesprächen mit dem freien Thebäer unauslöschlichen Haß und Verachtung gegen den Tyrannen.

Die Rettungsstunde der beiden Gefangenen ließ lange vergeblich auf sich warten. Epaminondas war damals in Folge boshafter Verdächtigungen aller seiner Aemter entsetzt. Ein ansehnliches Kriegsheer, welches die Loslassung der thebäischen Gesandten mit Waffengewalt vom Tyrannen erzwingen sollte, konnte wegen ungeschickter Anführung nichts ausrichten und wäre bei seinem Abzuge gänzlich aufgerieben worden, wenn nicht Epaminondas, der aus freier Liebe gegen sein undankbares Vaterland als gemeiner Soldat an diesem Feldzuge theilnahm, durch kluge Rathschläge die fast unvermeidliche Niederlage noch abgewendet hätte. Jetzt endlich schickten die Thebäer ihn selbst an der Spitze eines zweiten Heeres nach Thessalien. So wie der gefeierte Held auf dem Kriegsschauplatze erschien, gerieth das ganze Land in freudige Bewegung und bot ihm von allen Seiten zum Sturze des Tyrannen die Hand. Er aber zog die Erhaltung des Freundes seinem eigenen Ruhme vor. Aus Besorgniß, es möchte der Wütherich, wenn man ihm zu hart zusetzte, in der Raserei der Verzweiflung sich am Pelopidas vergreifen, suchte er den Krieg in die Länge zu ziehen, und seinen Gegner, wie von drohenden Gewittern umkreist, mehr einzuschüchtern als zu reizen. Und so geschah es denn, daß Alexander, geschreckt durch den Ruhm und Namen dessen, der wider ihn in Waffen stand, gleich einem überwundenen Hahne die Flügel sinken ließ und einige Männer an Epaminondas abschickte, die ihn entschuldigen und Versöhnung suchen sollten. Dieser aber erklärte für unstatthaft, daß die Thebäer mit einem solchem Manne Frieden und Freundschaft schlössen, gestand ihm weiter nichts zu, als einen Waffenstillstand auf dreißig Tage und zog, nachdem ihm Pelopidas und Ismenias ausgeliefert worden, wieder heim.

7. Pelopidas geht als Gesandter nach Persien und findet in Thessalien sein tief betrauertes Ende.

Um diese Zeit schickten Athen und Sparta Gesandte an den Hof des Perserkönigs, um ein Bündniß mit ihm zu schließen, da es ihnen selbst bei vereinter Macht nicht gelungen war, den Aufschwung Thebens darniederzuhalten. Als die Thebäer dies erfuhren, schickten auch sie eine Gesandtschaft dahin, wozu sie in verständiger Erwägung des Ruhmes und Ansehens, welches er auch im Auslande genoß, den Pelopidas erwählten. Und in der That erfüllte

sein Auftreten bei Hofe alle Satrapen, Feldhauptleute und Fürsten mit Bewunderung und Ehrfurcht. „Das ist der Mann," so hieß es, „der den Lakedämoniern die Herrschaft über Land und Meer entrissen und Sparta hinter den Taygetos und Eurotas zurückgeworfen hat, das stolze Sparta, welches noch vor kurzem sich erkühnen durfte, unter Agesilaos mit dem großen Perserkönige um Susa und Ekbatana zu streiten." Selbst der König Artaxerxes empfand über des Pelopidas Ankunft ein großes Vergnügen und zeichnete ihn um so ehrenvoller aus, da er sich gern das Ansehen gab, als ob die größten Männer sich vor ihm einfänden, um sein Glück zu preisen und seiner Macht zu huldigen. Wie er ihn aber auch von Angesicht kennen lernte, sich mit ihm unterhielt und wahrnahm, daß die Rede dieses Thebäers an Nachdruck die der Attiker und an Einfalt die der Lakonier übertraf, gewann er ihn noch lieber, verbarg auch seine Hochachtung keineswegs und ließ die anderen Botschafter wohl erkennen, wer ihm das meiste gelte. Denn er ließ dem Pelopidas von den herkömmlichen Geschenken nicht nur die kostbarsten und glänzendsten zustellen, sondern genehmigte auch alle seine Vorschläge, welche dahin gingen, daß die griechischen Staaten gegenseitige Unabhängigkeit genießen, auch Messenien ein selbständiges Gebiet ausmachen, und die Thebäer, wie es schon ihre Väter gewesen, Freunde und Bundesgenossen des Königs verbleiben sollten.*)

Mit diesem für die Thebäer überaus erwünschten Bescheid kehrte Pelopidas nach Griechenland zurück und nahm von allen ihm dargebotenen Geschenken nur diejenigen mit, die er als ein besonderes Merkzeichen der königlichen Gnade und Zuneigung ansehen durfte, — ein Beweis von Uneigennützigkeit, der ihn um so mehr ehrte, da es bereits üblich wurde, eine Gesandtschaft an den Perserkönig als ein Mittel anzusehen, sich mühelos zu bereichern.

Bald nach der Rückkehr des Pelopidas trafen auch Abgeordnete der Thessalier ein, um gegen Alexandern von Pherä, der sein tyrannisches Wesen wieder ganz in der alten Weise trieb, ein Hülfsheer unter der Anführung des Pelopidas sich auszubitten. Die Thebäer gewährten dies gern, und schon war alles zum Aufbruch bereit, als eine Sonnenfinsterniß das Kriegsvolk in Bestürzung versetzte. Pelopidas, der niemanden gegen seinen Willen der Gefahr entgegenführen und noch viel weniger das Leben von siebentausend Bürgern auf's Spiel setzen wollte, ließ daher den Heerbann zurück und brach nur mit dreihundert freiwilligen Reitern und einigen Miethstruppen nach Thessalien auf. Denn trotz allen Warnungen der Wahrsager brannte sein Herz vor Begier, den Tyrannen zu stürzen, begeistert von dem Gedanken: in dieser Zeit voll niedriger Denkart, wo Sparta dem sicilischen Tyrannen Dionysios mit seinen Hauptleuten und Vögten aushalf, wo Athen von diesem Alexander Gnadengelder annahm und ihm, als seinem Wohlthäter, eine eherne Bildsäule errichtete, den Hellenen zu zeigen, daß Theben allein noch für die Unterdrückten das Schwert führe und widerrechtlichen Gewaltherrschaften in Griechenland ein Ende mache.

Bei der thessalischen Stadt Pharsalos sammelte Pelopidas seine Truppen und ging dann stracks auf Alexandern los. Dieser aber war gutes Muthes, nachdem er erfahren hatte, daß Pelopidas nur wenige Thebäer mitgebracht habe, und die Thessalier der Menge seines Fußvolks kaum halb so viel Mannschaft entgegenstellen könnten. Man brachte dem Pelopidas die Nachricht: daß der Tyrann mit einem zahlreichen Heere heranrücke. „Desto besser," antwortete der Held, „so schlagen wir ihrer um so Mehrere."**)

In einer Gegend, welche den Namen Kynoskephalä führte, trafen die Heere auf einander. Von beiden Seiten war man bemüht, die dort sich erhebenden steilen Anhöhen durch das Fußvolk zu gewinnen, während in der Ebene die Reiterei des Pelopidas mit der des Tyrannen handgemein wurde. Hier entschied sich das Gefecht in kurzem zu Gunsten der ersteren, welche den flüchtigen Feind verfolgend sich über das Blachfeld zerstreute. Aber auf den Höhen war Alexander dem thessalischen Fußvolke zuvorgekommen und trat den von unten her wider ihn Anstürmenden so wehrhaft entgegen, daß alle Anstrengungen nichts wider ihn ausrichteten. Als Pelopidas dies gewahrte, rief er die Reiterei zurück und ließ ihr den Befehl zugehen, gegen die noch geschlossenen Reihen des Feindes einen Anlauf zu machen. Er selber ergriff den Schild und warf sich mitten unter das um die Hügel kämpfende Fußvolk. Durch die hintersten Glieder vorwärts dringend, erschien er plötzlich in den Vorderreihen und beseelte durch seine Gegenwart das ganze Heer dermaßen mit Kraft und Muth, daß der Feind ganz andere, mit einem Mal an Leib und Seele verwandelte Gegner vor sich zu sehen meinte. Zwei oder drei Angriffe schlug er noch zurück; dann aber, da er jene mit unermüdetem Eifer immer von neuem heranstürmen und auch die Reiterei von der Verfolgung sich gegen ihn umwenden sah, fing er an zu wanken und zog sich Schritt für Schritt zurück.

Auf den gewonnenen Höhen hielt Pelopidas einen Augenblick still, schaute umher und sah das feindliche Heer zwar noch nicht in völligem Rückzug begriffen, aber bereits in Unordnung und ängstlicher Verwirrung. Es bedurfte noch eines einzigen Angriffs, um den Sieg zu vollenden. Aber seine Augen suchten nur nach dem Tyrannen; und als er ihn endlich entdeckte, wie er auf dem rechten Flügel seine Söldner wieder zu sammeln und zu ermuthigen suchte, war seine Vernunft des Zornes nicht mehr Meister. Vom Anblicke des Verhaßten zur Wuth entflammt, vergaß er seines Lebens und der höheren Feldherrenpflicht, sprengte den Uebrigen weit voraus und rief Alexandern zum Zweikampfe vor. Doch dieser hielt dem Angriffe nicht Stand, sondern entwich und verbarg sich hinter seinen Trabanten. Auch hier suchte ihn der Unerschrockene zu erreichen, durchbrach die Vorderreihen der Söldner, die mit ihm handgemein wurden, und schlug deren etliche zu Boden. Aber der dichtgedrängte Haufe stieß jetzt aus der Ferne seine langen Spieße ihm durch die Rüstung, so daß er, über und über mit Wunden bedeckt, vom Rosse sank. In vollem

*) Die Thebäer hatten bekanntlich während des Krieges der Perser gegen die Hellenen auf Seiten der ersteren gestanden. Wenn ihnen daher unter den Griechen die medische Gesinnung mit Recht stets zum Vorwurf gereicht hatte, so hatte Pelopidas in seiner jetzigen Eigenschaft natürlich nicht unterlassen, diesen Umstand bei den gegenwärtigen Verhandlungen am persischen Hofe zu Gunsten seiner Landsleute geltend zu machen.

**) Der wackere Führer deutscher Lanzenknechte, Georg von Frundsberg, antwortete in einer ähnlichen Lage: »Viel Feind, viel Ehr; viel Leut, viel Beut!«

Laufe eilten die besorgten Thessalier von den Hügeln herab ihrem Feldherrn zu Hülfe, fanden ihn aber bereits gefallen. Gleich darauf sprengte auch die Reiterei heran, schlug die ganze Phalanx in die Flucht und bedeckte die Wahlstatt in weitester Verfolgung mit mehr denn dreitausend erschlagenen Feinden.

Die Trauer über den Tod des Pelopidas war unter den thessalischen Bundesgenossen nicht geringer als unter den gegenwärtigen Thebäern. Klagten diese um ihn als ihren „Vater und Retter und Führer zu den höchsten und herrlichsten Gütern,“ so erwiesen jene kraft öffentlicher Beschlüsse dem Verblichenen nicht nur alle Ehre, die man menschlicher Tugend erweisen kann, sondern bezeugten mehr noch durch die Tiefe ihres Schmerzes, wie theuer und werth ihnen dieser Mann gewesen. Denn keiner von allen, die an dem Waffenwerke theilgenommen hatten, gedachte auch nur daran, seinen Harnisch auszuziehen, sein Pferd zu entzäumen oder seine Wunden zu verbinden, als er von Pelopidas Ende hörte; sondern allesammt eilten noch glühend und in voller Rüstung zu dem Todten, legten, als ob er noch Empfindung hätte, die den Feinden abgenommene Beute rings um den Leichnam her,*) schoren den Rossen die Mähnen, schoren das eigene Haar; viele, die sich in ihr Gezelt entfernten, machten kein Feuer an, noch nahmen sie Speise zu sich. Schweigen und Niedergeschlagenheit herrschte im ganzen Lager, als hätte man nicht den vollständigsten und rühmlichsten Sieg erfochten, sondern wäre dem Tyrannen unterlegen und in Knechtschaft verfallen.

Nachdem die Trauerkunde in die Städte gelangt war, erschienen die obersten Behörden, von Jünglingen, Knaben und Priestern begleitet, unter Vortragung von Siegeszeichen, Kränzen und vollständigen Rüstungen von Gold, um die Leiche feierlich in Empfang zu nehmen. Als nun der Leib sollte bestattet werden, traten die Aeltesten der Thessalier heran und baten die Thebäer, ihnen die Bestattung zu überlassen. Einer von ihnen redete sie dabei mit folgenden Worten an: „Liebe Bundesgenossen, wir bitten euch um diese Vergünstigung, die uns allein noch in so tiefem Leid Ehre und Trost gewähren kann. Denn nicht mehr als einem Lebenden können wir Thessalier dem Pelopidas das Geleite geben, noch als einem Fühlenden die verdienten Ehren erweisen: aber wenn es uns vergönnt ist, seinen Leichnam zu berühren, mit eigener Hand ihn zu schmücken und zu bestatten, so hoffen wir euch zu überzeugen, daß dieser Verlust die Thessalier härter betroffen hat als die Thebäer. Denn euch war er nur ein trefflicher Feldherr, wir aber haben mit ihm nicht nur einen solchen, sondern auch die Freiheit verloren. Denn wie dürften wir wohl jemals wagen, uns von euch einen andern Feldherren auszubitten, da wir euch den Pelopidas nicht wiedergaben?“

Die Thebäer gewährten ihnen ihre Bitte; und so starb Pelopidas und ward begraben, zwar in einem fremden Lande, aber von Städten und Völkern betrauert und mit Ehren bestattet. Aber rühmlicher noch als sein Grab war sein Ende, welches ihn nach einem thätigen und ruhmvollen Leben im Dienste des Vaterlandes, während seiner dreizehnten Boiotarchie, mitten im edelsten Unternehmen für die Freiheit Thessaliens ereilte.

Wie groß die Betrübniß war, worein die Bundesgenossen durch des Pelopidas Tod sich versetzt fanden, so blieb derselbe doch nicht ohne Segen für sie. Denn die Thebäer zögerten nicht lange, den Verlust ihres Helden zu rächen, sondern zogen mit einem Heere von siebentausend Mann Fußvolk und siebenhundert Reitern unter Anführung des Malkitas und Diogeiton wider Alexandern zu Felde. Und da sie seine Macht durch die Niederlage bei Kynoskephalä noch schwer erschüttert und geschwächt vorfanden, so zwangen sie ihn ohne große Mühe, den Thessaliern ihre Städte, deren er sich bemächtigt hatte, wieder herauszugeben, die Magnesier, Phthioten und Achäer frei zu geben und seine Besatzungen aus ihren Gebieten zurückzuziehen; auch mußte er eidlich geloben, dem thebäischen Heerbann überallhin gehorsam Folge zu leisten. Mit dieser Genugthuung ließen sich die Thebäer damals genügen, aber nicht die rächende Gottheit; und welche Vergeltung diese an ihm übte, will ich noch erzählen.

Thebe, die unglückliche Gemahlin Alexanders, durch beständige Furcht vor der Treulosigkeit und den Gewaltthaten des Tyrannen auf's äußerste gebracht, fiel endlich auf den Entschluß, ihn mit Hülfe ihrer Brüder Tisiphonos, Pytholaos und Lykophron aus dem Wege zu räumen, und führte diesen Anschlag auf folgende Weise aus.

Der ganze Palast des Tyrannen war die Nacht über mit Wachen besetzt; aber vor seinem Schlafgemache im oberen Stockwerke hielt ein Kettenhund Wache, für jedermann furchtbar außer für Alexandern und seine Gemahlin und den Knecht, der ihn fütterte. Als nun die zur Ausführung ihres Vorhabens geeignete Zeit gekommen war, hielt Thebe ihre Brüder schon am Tage in einer nahegelegenen Kammer verborgen, begab sich bei einbrechender Nacht zu Alexandern und überzeugte sich, daß er bereits eingeschlafen war. Hierauf befahl sie dem Sklaven, den Hund hinwegzuführen, damit ihr Herr ruhig schlafen könne, und belegte dann selber die Treppe mit Wolle, um zu verhüthen, daß beim Hinaufsteigen der Jünglinge Geräusch entstehe. Nun führte sie ihre Brüder, mit Schwertern bewaffnet, bis vor die Thür des Gemaches, ging erst selber hinein, nahm das zu Alexanders Häupten hangende Schwert von der Wand und zeigte es vor, zum Zeichen, daß der Mann fest schlafe. Allein die Jünglinge wurden auf einmal erschrocken und verzagt, und zauderten, bis ihre Schwester sie schalt und im Zorne schwur, sie wolle Alexander selbst aufwecken und den Anschlag verrathen. Von Schaam und Furcht bewogen, folgten ihr jetzt die Brüder in's Gemach, worauf sie selbst einem jeden seine Stelle am Bett anwies und mit der Lampe leuchtete. Da faßt' ihn der Eine bei den Füßen fest, der Andere zog ihm an den Haaren das Haupt zurück, während der Dritte ihn tödtlich mit dem Schwerte traf; und so fand denn der Wütherich, Verbrechen durch Verbrechen büßend, den gebührenden Lohn seiner Missethaten.

*) Wie in der angelsächsischen Sage Beowulfs Waffenträger um seinen sterbenden Herrn die Schätze des erlegten Drachen aufhäuft.

8. Der letzte Feldzug des Epaminondas.

Im Peloponnes begannen die Verhältnisse eine den Thebäern ungünstige Wendung zu nehmen. Die von ihnen ausgegangenen Vorschläge zu einem allgemeinen Frieden, über dessen Bedingungen Pelopidas mit dem Könige von Persien übereingekommen war, fanden fast nirgends in Griechenland günstige Aufnahme. Keiner der zur Anhörung der königlichen Botschaft nach Theben berufenen Abgeordneten wollte den abgeforderten Eid leisten, denn selbst die bisherigen Bundesgenossen Thebens widerstrebten jetzt der bedenklichen Obmacht dieses Staates und suchten ihm gegenüber eine selbständige Haltung zu gewinnen, so besonders die Arkadier. Achaja, durch Waffengewalt gezwungen, in den thebäischen Bund einzutreten, fiel bald darauf wieder ab und schloß sich den Lakedämoniern an. Die Eleier, Argeier und die Mehrzahl der Arkadier, der steten Kriegsunruhen, in welche sie sich durch Theben verwickelt sahen, müde, suchten Frieden mit ihren Nachbarn, so daß für Theben zu befürchten stand, es möchte ohne seine Dazwischenkunft sein schwer errungener Einfluß unter den peloponnesischen Staaten verloren gehen. Demzufolge rückte Epaminondas im Jahre 362 vor Chr. mit einem Heere von Boiotiern, Euboiern und Thessaliern abermals in den Peloponnesos ein, zog die Hülfstruppen der Argeier, Sikyonier, Messenier und etlicher arkadischer Städte an sich und rückte bis Tegea vor, wo er, die Bewegungen der Feinde beobachtend, sein Lager innerhalb der Stadt aufschlug. Die gegen Theben verbündeten Peloponnesier, durch Athener verstärkt, sammelten sich unweit davon bei Mantineia. Kaum aber war Agesilaos mit den Lakedämoniern dorthin aufgebrochen, als Epaminondas unvermuthet auf Sparta losrückte; und diesmal wäre es unfehlbar verloren gewesen, hätte nicht die schleunige Rückkehr des Agesilaos und die verzweifelte Gegenwehr seines Sohnes Archidamos den kühnen Anschlag noch vereitelt.*)

Das Mißlingen dieser Unternehmung wurde für den Ausgang des ganzen Feldzugs entscheidend. Epaminondas erwog, daß er in wenigen Tagen gezwungen sein würde, den Peloponnes zu verlassen, weil die Zeit seines Feldzuges bald abgelaufen war, daß er dann die Verbündeten, zu denen er gekommen war, hülflos zurückließe, während er anderseits durch sein Einrücken in diese Halbinsel den Bund zwischen Lakedämon, Arkadien, Achaja, Elis und Athen veranlaßt hatte: auch war er wohl für seinen Ruhm und das Ansehen seines Vaterlandes in Sorgen. Dies alles bestärkte ihn in der Meinung, nicht ohne eine Schlacht abziehen zu dürfen.

So beschloß er denn, bei Mantineia zu schlagen, und nie zeigte sich seine Feldherrengröße in einem glänzendern Lichte. Schon das Heer, welches er sich gebildet hatte, zeigte den gewaltigen Geist dieses Kriegsfürsten, welcher einer Masse von drei und dreißigtausend Mann verschiedener Stämme gleichsam seine eigene Seele einzuhauchen wußte, daß sie bei Tag und Nacht durch keine Mühen sich ermüden, durch kein Mißlingen sich verschüchtern ließ, daß sie keiner Gefahr sich entzog und selbst, wenn ihr die Lebensmittel nur sparsam zugemessen waren, ihm doch willig gehorchte. So auch, als er ihnen zum letzten Male den Befehl ertheilte, sich zur Schlacht bereit zu halten, putzten auf sein Geheiß die Reiter mit vielem Eifer ihre Helme blank, und die schwerbewaffneten arkadischen Keulenträger bemalten ihre Rüstungen, als wären sie Thebäer: Alle schärften ihre Lanzen und Schwerter und machten ihre Schilde glänzend. Bewunderungswerth war ferner das Verfahren, durch welches Epaminondas den Feind über sein Vorhaben zu täuschen wußte. Denn nachdem seine Völker unter die Waffen getreten waren, stellte er sie, wie zu erwarten war, in Ordnung und schien damit anzudeuten, daß er sich zur Schlacht rüste. Als er jedoch das Heer nach seinem Plane geordnet hatte, so führte er es nicht auf dem kürzesten Wege gegen die Feinde, sondern ließ es nach den westlichen Bergen und gegenüber von der Stadt hinziehen; so daß er die Feinde glauben machte, er würde an diesem Tage kein Treffen liefern. Und wirklich, als er am Fuße des Gebirges angekommen war und seine Phalanx entwickelt hatte, ließ er unter den Anhöhen Halt machen, so daß es aussah, als ob er ein Lager schlagen wollte. Durch diese Anstalten entfernte er bei den meisten Feinden den Gedanken an eine Vorbereitung zur Schlacht, und veranlaßte, daß man die Anordnungen zu derselben aufgab. Als er aber die nach der Richtung des Flügels bisher bewegten Schaaren sich hatte schwenken und eine Fronte bilden lassen und so den Keil, bei dem er sich befand, verstärkt hatte: dann gebot er, die Waffen wieder aufzunehmen, und zog vorwärts; und sie folgten ihm.

Als die Feinde ihn unerwartet anrücken sahen, so war keiner im Stande ruhig zu bleiben, sondern die einen liefen auf ihren Posten, andere stellten sich in Ordnung, andere zäumten ihre Pferde, andere legten sich den Panzer an; alle aber schienen sich mehr leidend als handelnd verhalten zu wollen.

Epaminondas hatte auch diesmal alles auf die unwiderstehliche Gewalt des ersten Stoßes und der immer stärker nachdringenden Menge angelegt. Er führte daher sein Heer wie ein Kriegsschiff mit der Spitze gegen den Feind, in der Hoffnung, wo er auch angreifen und durchbrechen würde, das ganze feindliche Heer zu werfen; und um diesen Erfolg noch mehr zu sichern, eröffnete er den Angriff mit dem Kern seiner Leute, während er den schwächsten Theil seiner Mannschaften in einiger Entfernung hielt, damit nicht, wenn derselbe zurückgedrängt würde, dies die Seinen entmuthigen und dem Feinde zu Kräften verhelfen möchte. Auch die Reiterei stellte er keilförmig auf, mit Hamippen oder Beiläufern von Fußvolk untermischt; und damit die Athener vom linken Flügel nicht dem angegriffenen Theile zu Hülfe kommen möchten, stellte er auf einigen Hügeln Reiter und schweres Fußvolk ihnen entgegen, um bei ihnen die Besorgniß zu erregen, sie möchten, wenn sie sich in den Kampf mischten, von jenen im Rücken angegriffen werden.

So ordnete er das Treffen, und seine Erwartung täuschte ihn nicht. Während man auf anderen Punkten mit wechselndem Glücke focht, stürzte Epaminondas da, wo er selber den Angriff leitete, alles vor sich nieder und bewirkte eine allgemeine Flucht unter den Feinden. Mit glühendem Eifer bringt er den Fliehenden nach, aber

*) Die näheren Umstände dieses denkwürdigen Ueberfalls sind bereits in der Lebensbeschreibung des Agesilaos S. 176 f. erzählt worden.

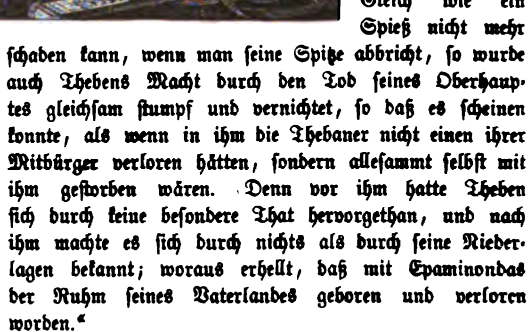
mitten im Siegeslauf trifft ihn ein Wurfspieß in die Brust und stürzt ihn zu Boden. Man trägt ihn aus dem Getümmel, und alsobald ist es, als stocke die Lebenskraft im ganzen thebäischen Heere. Das schwerbewaffnete Fußvolk bleibt wie betäubt und festgebannt an der Stelle stehn, wo der sieghafte Angriff geschehen. Niemand verfolgt die fliehende Phalanx, niemand erhebt die Waffe gegen den flüchtigen Feind; selbst die Reiterei, welche das zersprengte Geschwader vor sich herscheucht, tödtet beim Nachsetzen weder Reiter noch Fußgänger, sondern sprengt scheu und bestürzt, als wäre sie selbst besiegt, zwischen den fliehenden Feinden hindurch.



Epaminondas lag in seinem Gezelte. Freunde u. Kriegsgefährten standen, in Thränen zerfließend, um sein Bett. Die Aerzte erklärten, er werde sterben, sobald man das noch in der Brust steckende Eisen aus der Wunde ziehe. Ihn selber bewegte nur noch die Sorge für seine Waffenehre und das Vaterland. Er fragte nach seinem Schilde, der ihm im Sturze abhanden gekommen war. Man zeigte ihm denselben, und er küßte ihn als den Begleiter seines Ruhms und seiner Gefahren. — Dann schien er über den Ausgang des Treffens unruhig. Man sagte ihm, die Thebäer hätten gesiegt. „Gut!“ erwiederte er, „so habe ich genug gelebt.“ — Hierauf verlangte er, daß Daiphantos und Jollidas vor ihn kommen sollten, zwei Hauptleute, die er für würdig hielt, seine Stelle zu ersetzen; und als man ihm sagte, beide wären gefallen, sprach er: „O! dann rathet den Thebäern, Frieden zu machen.“ Nun ließ er das Eisen herausziehen, und in einem Strom von Blut, der ihm nachstürzte, verrann sein Leben. „Du stirbst, Epaminondas!“ rief einer seiner Freunde trostlos aus — „o, daß du doch wenigstens Söhne hinterließest!“ worauf er ausathmend erwiederte: „Ich hinterlasse zwei unsterbliche Töchter, die Siege bei Leuktra und Mantineia.“

Drei Städte stritten sich um die Ehre, der Geburtsort dessen zu sein, der ihm die tödtliche Wunde beigebracht hätte. Die Athener nannten als solchen den Gryllos, des berühmten Xenophon Sohn; den Mantineiern zufolge war es einer ihrer Mitbürger, Machärion; nach der Behauptung der Lakedamonier aber der Spartiat Antikrates. Sie überhäuften daher nicht nur diesen selber mit Ehren und Belohnungen, sondern verliehen auch seinen Nachkommen völlige Befreiung von allen Abgaben — ein hinlänglicher Beweis, wie furchtbar ihnen der lebende Epaminondas gewesen.

Wohl war es ein leichteres Werk, diesen Helden der Welt zu rauben, als ihn seinem Vaterlande zu ersetzen. Als fast ganz Hellas auf dem Kampfplatze von Mantineia sich versammelte, da war die Erwartung allgemein, wenn es zur Schlacht käme, so würde den Siegern die Herrschaft zu Theil werden, und das Loos der Besiegten werde Unterwerfung sein. Nun aber er den Thebäern fehlte, knüpfte sich an seinen Sieg weder ein Gewinn von Land und Städten noch sonst ein Zuwachs an Macht und Herrschaft, sondern nur das Gefühl der tiefsten Erschöpfung. „Mit Epaminondas,“ sagt Justinus, „schwanden alle Kräfte der Thebaner dahin. Gleich wie ein Spieß nicht mehr schaden kann, wenn man seine Spitze abbricht, so wurde auch Thebens Macht durch den Tod seines Oberhauptes gleichsam stumpf und vernichtet, so daß es scheinen konnte, als wenn in ihm die Thebaner nicht einen ihrer Mitbürger verloren hätten, sondern allesammt selbst mit ihm gestorben wären. Denn vor ihm hatte Theben sich durch keine besondere That hervorgethan, und nach ihm machte es sich durch nichts als durch seine Niederlagen bekannt; woraus erhellt, daß mit Epaminondas der Ruhm seines Vaterlandes geboren und verloren worden.“



Dion.

1. Dion als Vertrauter zweier Tyrannen.

Nach der Schlacht bei Mantineia trat unter den Staaten Griechenlands ein allgemeiner Friede ein, nicht in Folge gegenseitiger Versöhnung oder sonst welcher Lösung der bisherigen Wirrungen, sondern nur weil die allseitige Erschöpfung die Fortführung des Kampfes von selbst verbot. Dieser kurze Stillstand entscheidender Ereignisse im griechischen Mutterlande giebt uns Muße, auf einen andern Schauplatz hellenischen Lebens, nach Sicilien, hinüberzutreten und dort die Freiheitskämpfe Dion's und Timoleon's zu begleiten.

Schon zur Zeit, als Griechenland gegen Xerxes kämpfte, hatte Karthago, eine Pflanzstadt der Phönicier an der Nordküste Africa's, durch ausgebreiteten Seehandel reich und mächtig geworden, seine Arme nach der Insel Sicilien ausgestreckt. Gelon, welcher sich damals zum Alleinherrscher von Syrakus emporgeschwungen hatte, vereitelte durch eine glorreiche Schlacht an demselben Tage, wo bei Salamis die Asiaten den Hellenen unterlagen, den furchtbaren Angriff der africanischen Barbaren. In dem letzten Jahrzehnde desselben Jahrhunderts landeten sie abermals mit einem Heere von hunderttausend Mann auf Sicilien, unterwarfen sich die Südwestküste der Insel und zerstörten die Städte Selinos, Himera und das herrliche Akragas. Ihr nächster Angriff war auf die mächtigste aller griechischen Pflanzstädte dieses Eilandes, auf Syrakus, gerichtet. Innere Zwietracht hatte die Syrakusier verhindert, ihren hartbedrängten Nachbarn ausreichenden Beistand zu gewähren. Die jetzt von außen her immer näher rückende Gefahr stürzte die Stadt in die größte Verwirrung. Unter diesen Umständen gelang es dem Dionysios, einem Manne von geringem Stand und Herkunft, aber von nicht gewöhnlichen Talenten, durch die Gunst der Volkspartei den unbeschränkten Oberbefehl über das Heer zu erlangen, welchen er seitdem nicht wieder aus den Händen gab. Durch falsche Anklagen entledigte er sich seiner Widersacher. Mit Hülfe einer Leibwache von fremden Söldlingen, umgeben von einer Menge heimathlosen Gesindels und kühnen Abenteurern, welche ihre Hoffnungen an sein Glück knüpften, warf er sich zum Gewaltherrn seiner Vaterstadt auf. Mit den Karthagern schloß er einen verrätherischen Frieden, kraft dessen er ihnen die eroberten Städte überließ und dagegen ihrerseits als Herrscher von Syrakus anerkannt wurde. Um durch Verbindung mit einem angeseheneren Geschlechte seine Herrschaft zu befestigen, vermählte er sich mit einer Tochter des berühmten Hermokrates, unter welchem die Syrakusier einst die athenische Kriegsmacht vor ihren Mauern vernichtet hatten (S. 128). Erpressungen und freche Räuberei, welche selbst der Tempel und der Götterbilder nicht verschonte, verschafften ihm in unbegrenztem Maaße die Mittel seiner Herrschgier und Eitelkeit. Jede Auflehnung wider das ungewohnte Joch ertränkte er in Strömen von Blut; mehr denn zehntausend Bürger wurden das Opfer seiner Tyrannei. Rastlos nach allen Seiten hin thätig, im Kriege bewährt, ein Meister verschmitzter Staatskunst, bemächtigte er sich nach und nach nicht nur der ansehnlichsten Freistaaten Siciliens, sondern dehnte seine Eroberungen sogar über das Meer hinüber auf die südlichsten Gebiete des italischen Festlandes aus. Den Genuß seiner Macht verbitterte ihm, wie er selbst einst dem Höfling Damokles zu verstehen gab, das Bewußtsein steter Gefahr und die Qualen eines ruchlosen Argwohns. Eine mit Mauern, Gräben und Zugbrücken befestigte Burg war seine Wohnung; Söldner und Kriegsgeräth umgaben ihn; jede Nacht wechselte er sein Schlafgemach; seinen Bart vertrauete er keinem Scheermesser, sondern ließ ihn sich von seinen eigenen Töchtern mit glühenden Nußschaalen absengen. Niemand durfte ihm nahen, der nicht, um Gewißheit zu geben, daß er keine Waffe bei sich führe, im Vorzimmer die Kleider gewechselt und sodann beim Eintritt den Mantel ausgeschüttelt hatte. Auf solche Weise gelang es ihm, trotz aller Nachstellungen und Empörungen acht und dreißig Jahre lang (von 406 bis 368 v. Chr.) eine glänzende Herrschaft und ein unglückliches Leben sich zu bewahren.

Seine erste Gemahlin starb in Folge der Mißhandlungen, welche sie bei einem Aufstande der Syrakusier von dem zügellosen Haufen erlitten hatte. Dionysios nahm hierauf gegen hellenische Sitte und Herkommen zwei Frauen auf einmal, mit Namen Doris und Aristomache. Die Letztere war eine geborene Syrakusierin und aus einer der angesehensten Familien. Sie hatte einen Bruder, Namens Dion. Dieser stand zwar schon anfangs wegen seiner Schwester bei Dionys in Ehren, späterhin aber, nachdem er Proben seiner Klugheit abgelegt hatte, genoß er um seiner eigenen Person willen die Zuneigung des Tyrannen. Wie groß und aufrichtig dieselbe gewesen, geht unter Anderem auch daraus hervor, daß er seinem Schatzmeister befahl, dem Dion unbedenklich so viel Geld zu geben, als er verlangen würde, nur solle man noch an demselben

Tage ihm davon Anzeige machen. Trotz seines nahen Verhältnisses zu dem Tyrannen war Dion ein Mensch von großherziger und edler Denkart und nahm an diesen Tugenden noch zu, als wie durch göttliche Fügung der Philosoph Platon, der größeste unter den Schülern des Sokrates, nach Sicilien kam und in dem jungen Dion den gelehrigsten seiner Zöglinge kennen lernte. Trotzdem daß Dion am Hofe des Zwingherrn zu niedrigen Sitten erzogen und einer Lebensart gewohnt war, welche das Glück des Lebens nur im Reichthum und sinnlichen Vergnügen sucht, entbrannte seine Seele doch schnell von Liebe zur Tugend, nachdem er die Lehren und Anleitungen jenes hohen Meisters nur eben gekostet hatte; und da er in jugendlicher Einfalt meinte, es müßten dieselben Lehren auch auf den Dionysios dieselbe Wirkung ausüben, so gab er sich alle Mühe, um es dahin zu bringen, daß dieser den Platon zu sich kommen ließe und ihn anhörete.

Eine solche Unterredung kam wirklich zu Stande. Das Gespräch betraf die männliche Tugend überhaupt, insbesondere die Tapferkeit, wobei Platon behauptete: Niemand sei weniger tapfer als ein Tyrann. Indem er hierauf zur Gerechtigkeit überging, wies er nach, wie das Leben der Gerechten selig sei, das der Ungerechten aber elend. Solche Lehren waren dem Tyrannen um so unerträglicher, je mehr er sich von ihrer Wahrheit getroffen fühlte; er grollte seiner Umgebung, welche diesem Manne ihre Bewunderung bezeigte und von seinen Aussprüchen ganz entzückt war; und endlich gerieth er dergestalt in Zorn und Wuth, daß er auf den Philosophen mit der Frage einfuhr: aus was für Absichten er denn nach Sicilien gekommen sei? „Einen guten Menschen zu suchen," gab ihm Platon zur Antwort. „Ja bei den Göttern!" versetzte der Tyrann, „du thust, als hättest du noch keinen gefunden!"

Nach so unglücklichem Ausgange dieser ersten Unterredung fand es Dion gerathen, den Platon sobald als möglich in Sicherheit zu bringen. Er brachte ihn daher auf ein Schiff, welches den Spartiaten Pollis nach Griechenland überfahren sollte. An diesen wandte sich der tückische Tyrann heimlich mit der Bitte, er möge den Philosophen unterwegs entweder umbringen oder mindestens in die Sclaverei verkaufen. „Es wird ihm ja nichts schaden," setzte er mit boshaftem Witz hinzu, „sondern er wird als ein Gerechter in der Knechtschaft eben so glücklich sein." Pollis, so erzählt man, führte diesen schändlichen Auftrag wirklich aus und verkaufte den Platon auf Aegina in die Sclaverei, aus welcher er jedoch durch seine Freunde bald wieder losgekauft wurde.

Indessen minderte jener Vorfall in nichts die Achtung und das Vertrauen, welches Dionysios gegen Dion hegte. Er gebrauchte ihn zu den wichtigsten Gesandtschaften, und Dion erwarb sich dabei so große Ansprüche auf die Dankbarkeit des Tyrannen, daß er der einzige war, der ihm alles, was er für gut hielt, ungescheut sagen durfte, und dessen Freimuth jener sich gefallen ließ. Wie weit Dion diese Freiheit benutzte, läßt sich aus Folgendem ersehen. Einst war die Rede von der Regierung Gelon's, wobei sich Dionys über seinen großen Vorgänger die verächtliche Aeußerung erlaubte: Gelon habe sich zu einem „Gelos" oder Gelächter Siciliens gemacht. Alle Anwesenden versäumten nicht, dieses alberne Wortspiel als eine feine Spottrede zu bewundern; Dion aber verhehlte seinen Unmuth nicht, sondern erwiederte: „Um Gelon's willen hat man dir vertraut, daß man dich zum Alleinherrscher werden ließ; um deinetwillen wird man künftighin keinem mehr trauen."

Dionysios wurde gefährlich krank. Er verlangte von seinen Aerzten ein Mittel gegen die Schlaflosigkeit, die ihn quälte, und diese säumten nicht, ihm einen so starken Schlaftrunk zu geben, daß er alle Empfindung verlor und nicht wieder erwachte. Sein Sohn, Dionysios der Jüngere, folgte ihm in der Regierung. Seine Mutter war die oben erwähnte Doris; seine Gattin Sophrosyne, welche eine Tochter der Aristomache und mithin eine Nichte Dion's war. Eine zweite Tochter der Aristomache, mit Namen Arete, war an Dion selber verheirathet. Aber stärker als das Band der Verwandtschaft knüpfte den edlen Platoniker an das Haus des Tyrannen die Hoffnung, daß es ihm durch seinen Einfluß auf den jungen Herrscher gelingen werde, seine Vaterstadt durch eine gute und weise Regierung glücklich zu machen.

Gleich bei der ersten Berathung, welche Dionys mit seinem Vertrauten anstellte, sprach er sich über die zur Zeit nothwendigen Maßregeln in einer Weise aus, daß sich deutlich herausstellte, die Uebrigen alle seien nur Kinder an Verstand und in Hinsicht der Freimüthigkeit Sclaven der Tyrannei, die bei ihren Rathschlägen keinen anderen Zweck verfolgten, als bei dem jungen Könige sich in Gunst zu setzen. Am meisten aber setzte er sie in Erstaunen, als von Karthago her ein neuer Krieg die junge Herrschaft bedrohete, und Dion sich anheischig machte, falls Dionysios Frieden wünsche, sofort nach Africa zu segeln und ihm denselben unter den besten Bedingungen zu Stande zu bringen, oder, wenn er sich für den Krieg entscheide, funfzig Kriegsschiffe auf eigene Kosten auszurüsten und segelfertig zu halten.

So hohe Denkart und Bereitwilligkeit konnten nicht verfehlen, ihm die Achtung und Zuneigung des Königs zu gewinnen. Die Hofleute dagegen, welche fürchteten, Dions edelmüthiges Anerbieten möchte ihnen zum Vorwurf gereichen und sein zunehmender Einfluß ihren ehrgeizigen Hoffnungen hinderlich werden, machten alsobald den Anfang, ihm in aller Weise entgegenzuarbeiten, und sparten keine Reden, wodurch sie Dion dem jungen Könige verdächtig machen konnten. Die augenscheinlichste und hauptsächlichste Ursache ihrer neidischen und gehässigen Gesinnung bestand aber darin, daß er in seiner Lebensart nichts mit ihnen gemein hatte und ihren Umgang verschmähte. Ihnen war es vor allem darum zu thun, durch Schmeicheleien und Gefälligkeiten jeder Art sich des jungen Herrschers zu bemächtigen, ihn zu allen Lüsten zu verführen und die Härte der Tyrannenherrschaft durch die Trägheit und Ueppigkeit des Tyrannen gleichsam zu erweichen. Die schlechte Erziehung und die verderbten Neigungen des Dionys kamen ihnen dabei auf halbem Wege entgegen, wie er denn gleich den Antritt seiner Regierung mit einem neunzigtägigen Zechgelage feierte und in dieser ganzen Zeit seinen Pallast mit Trunkenbolden, Spaßmachern, Sängern, Tänzern und Possenreißern theilte, während er ernsten Männern und Geschäften ganz unzugänglich blieb.

Zwar gehörte er von Natur nicht zu den übelgeartetsten Tyrannen; aber sein Vater hat ihn aus Furcht,

er möchte ihm, wenn er klug würde und mit gescheiten Leuten umginge, nach dem Leben trachten und nach der Herrschaft streben, immer zu Hause einsperren und bewachen lassen, so daß er sich aus Mangel an Umgang und aus Unkenntniß einer ernsteren Beschäftigung dahin gebracht sah, daß er zum Zeitvertreibe kleine Wagen, Leuchter, Stühle und Tische drechselte. In dieser schlechten Erziehung des jungen Fürsten suchte Dion den Grund seiner Sittenlosigkeit und ließ es sich daher angelegen sein, demselben Lust zu einer edleren Unterhaltung beizubringen und ihn die Annehmlichkeit derjenigen Wissenschaften kosten zu lassen, welche die Menschen zu guten Sitten erziehen, damit er aufhöre, sich vor der Tugend zu fürchten, und sich gewöhne, am Guten und Schönen Freude zu haben. Er stellte ihm öfter vor, daß, um sich selbst und seine Unterthanen glücklich zu machen, er sich die Gottheit zum Muster nehmen müsse, welche aus der Unordnung der Elemente die Ordnung der Dinge hervorgerufen habe und welcher das Weltall wie einem Führer gehorsame. „Was dir die Bürger," sagte er, „jetzt nur aus Furcht und der Gewalt nachgebend leisten, das werden sie dann aus Liebe thun, wenn du sie wie ein Vater mit Weisheit und Gerechtigkeit regieren und aus einem Tyrannen ein König werden wirst. Denn die diamentenen Ketten, welche deinen Thron befestigen, sind nicht, wie dein Vater zu sagen pflegte, Furcht und Gewalt, die Menge der Schiffe und die Leibwache von zehntausend Barbaren, sondern Liebe, Bereitwilligkeit und Dankbarkeit des Volkes, die sich auf Tugend und Gerechtigkeit des Fürsten gründen.*) Und sollten diese Ketten auch weicher und lockerer sein als jene harten und straffen, so sind sie gleichwohl viel tauglicher, eine Herrschaft dauerhaft zu machen. Ein König verdient weder Ehre noch Hochachtung, der sich nur kostbar zu kleiden und in aller Pracht und Herrlichkeit zu leben pflegt, aber im Umgang und in Unterredungen von dem gemeinen Manne sich in nichts unterscheidet, weil er nicht darauf bedacht gewesen, auch sein Inneres auf eine königliche und würdige Weise auszuschmücken."

2. Platon am Hofe des jüngeren Dionys.

Durch öftere Vorstellungen dieser Art, worein Dion auch manchen Ausspruch Platon's verwebte, wurde in dem jungen Dionysios eine heftige, ja fast rasende Begier erweckt, den Platon zu hören und mit ihm umzugehen. Ein um das andere Mal schrieb er deshalb nach Athen und lud den Philosophen auf das dringlichste zu sich nach Sicilien ein. Mit den Bitten des Tyrannen vereinte Dion die seinen und ebenso ließen die Pythagoräer*) in Italien ihn ermahnen, jenem Rufe zu folgen und eines jungen Gemüthes, welches von großer Gewalt und Macht bald dahin bald dorthin gerissen werde, sich anzunehmen, damit es durch die Lehren der Weisheit einen festeren Halt gewinne. So entschloß sich denn Platon zu einer Unternehmung von so zweifelhaftem Erfolg, theils, weil er die Verpflichtung fühlte, den Grundsätzen, die er bisher als Philosoph gelehrt hatte, nun auch Eingang in die Wirklichkeit zu verschaffen, theils, weil ihn die Hoffnung lockte, durch Heilung eines einzigen Mannes das ganze kranke Sicilien zu heilen.

Bei seiner Ankunft in Sicilien wurde er mit großen Ehrenbezeugungen empfangen. Ein prächtiger königlicher Wagen wartete sein an dem Gestade, wo er ans Land stieg, und der Tyrann feierte ein Opferfest, gleich als ob seinem Reiche durch den Eintritt dieses Mannes ein großes Heil widerfahren wäre. In der That zeigte sich in kurzem eine wundersame Veränderung. Schaam und Sitte bei den Gastmählern, gute Zucht und Ordnung am Hofe und die Sanftmuth, welche der Tyrann in den Gerichtssitzungen zeigte, ließen die Bürger auf einen glücklichen Umschwung hoffen. Ja es fingen die Höflinge mit einem Male an, sich mit großem Eifer auf Wissenschaft und Philosophie zu legen; wegen der Menge derer, welche sich der Geometrie beflissen, waren alle Gänge der Tyrannenburg voller Sand, in welchen die neubekehrten Mathematiker Figuren zeichneten; und der Tyrann selber hatte dermaaßen seine Gesinnung geändert, daß er einst dem Herolde, welcher dem Herkommen gemäß bei einem feierlichen Opfer ausrief: „Möge die Alleinherrschaft noch lange Zeit unverrückt bestehen!" mit den Worten in die Rede fiel: „Wirst du nicht aufhören, uns zu verfluchen?"

Ueber eine solche Wandelung geriethen die Gegner Dions und die Freunde der Zwingherrschaft in große Unruhe; denn da sie sahen, daß Platon den jungen König durch einen so kurzen Umgang schon zu ganz anderer Denkart gebracht habe, fürchteten sie, daß sein Einfluß mit der Zeit und durch die Gewohnheit unüberwindlich werden würde. Um dem Philosophen entgegenzuwirken, hatte man schon vor seiner Ankunft den König bewogen, dem Philistos, welcher unter dem älteren Dionys verbannt worden war, aus Adria nach Sicilien zurückzurufen. Es war dies ein Mann von großer Gelehrsamkeit und außerordentlichem Talent; ausgezeichnet als Kriegskundiger wie als Geschichtsschreiber seines Vaterlandes, aber erfahren in den tyrannischen Sitten und ein Eiferer für die Gewaltherrschaft, die ihm für seinen erfolgreichen Beistand zu großem Danke verpflichtet war. Dieser Mann entwarf jetzt den Plan zum Sturze Dions, nach dessen Entfernung man mit dem alsdann einsam dastehenden

*) Pythagoras hatte um das Jahr 540 vor Chr. zu Kroton in Unteritalien einen philosophischen Bund oder Verbrüderung gestiftet, deren Hauptaufgabe sein sollte, die Völker sittlich zu veredeln und die Staaten nach den Grundsätzen der Weisheit umzugestalten. Die politische Wirksamkeit dieses Bundes, anfänglich von segensreichen Erfolgen begleitet, rief den Widerstand der Volkspartei hervor, welcher noch bei Lebzeiten seines Stifters seine gewaltsame Auflösung zur Folge hatte. Doch vergaßen die Anhänger dieser Schule auch in späteren Jahrhunderten nicht die staatsmännischen Zwecke ihres Meisters, so daß sie, wie wir aus Obigem ersehen, die Absicht Dions angelegentlich unterstützten, durch Platon der Philosophie in dem Herrscherhause der Dionysier Eingang zu verschaffen.

*) Fast mit denselben Worten spricht sich der edle Johann Moritz von Nassau-Siegen in der Denkschrift über seine Verwaltung von Niederländisch-Brasilien vom Jahre 1644 aus: »Nicht in Burgen und Waffen ruht die Herrschaft, sondern in den Herzen der Bürger; nicht nach dem Grund und Boden ist die Größe und Macht der Regierung zu bemessen, sondern nach der Treue, Zuneigung und Ehrfurcht der Regierten.« Vergl. die Lebensbeschreibung dieses Fürsten von Dr. Ludwig Driesen. Berlin 1849.

Philosophen leicht fertig zu werden hoffte. Was man früher nur heimlich und vereinzelt gethan hatte, das geschah jetzt öffentlich und gemeinsam. Spott, Klagen, Lügen und Verleumdungen gegen Dion wurden jetzt täglich laut und reizten in des Tyrannen Seele den schlummernden Argwohn: er suche den Dionys mit Platons Sprüchen zu bezaubern, um ihn zur freiwilligen Niederlegung seiner Herrschaft zu bewegen und dieselbe den Kindern seiner Schwester Aristomache in die Hände zu spielen; es sei eine Schmach, daß die Athener, welche in den vorigen Zeiten mit aller ihrer Heeresmacht Syrakus nicht hätten überwältigen können, nunmehr durch einen einzigen Sophisten die Herrschaft des Dionys umstürzten, indem sie ihn überredeten, sich seiner Macht zu entkleiden und all' sein neidenswerthes Glück daranzugeben, um in der Akademie*) das höchste Gut zu suchen, von welchem man doch nicht wüßte, worin es bestehen sollte.

Durch dergleichen Reden weckte man in der Seele des Fürsten erst den Verdacht, dann den Unmuth und Zorn gegen den redlichsten seiner Rathgeber; und als man nun gar mit der Anschuldigung eines geheimen Einverständnisses zwischen ihm und den Karthagern hervortrat, da hatten jene Schändlichen ihr Ziel erreicht. Unter einem freundlichen Vorgeben führte Dionys den Dion eines Tages hinter der Burg an's Meer hinab und ließ ihn dort ohne weiteres in ein Schiff setzen, welches ihn schleunigst nach Italien hinüberfuhr. Gleich darauf ließ er dem Platon eine Wohnung in der Burg einräumen, um sich unter ehrenvollem Scheine seiner Person zu bemächtigen, damit er nicht dem Dion folgen und bei den Hellenen zum Zeugen des erlittenen Unrechts dienen möchte. Gleichwohl faßte er eben jetzt, da er den Platon beständig in seiner Nähe hatte und mit ihm verkehrte, zu dem Weltweisen eine wahrhaft tyrannische Liebe, so daß er von ihm verlangte, er solle niemanden mehr als ihn lieben und hochachten, und ihm alles, was er hatte, sammt seiner Herrschaft anbot, wenn er seine Freundschaft der Freundschaft Dions vorziehen wollte. Gleich einem Verliebten rasete er zuweilen vor Eifersucht, ward in einem Augenblicke böse und gleich darauf versöhnte er sich wieder und bat ihn für alle Unbilden demüthig um Verzeihung. So mußte der arme Philosoph alle Launen des Fürsten ertragen, ohne auf sein unstetes, leidenschaftliches Gemüth einen nachhaltigen Einfluß gewinnen zu können, bis ihn dieser endlich bei Gelegenheit eines ausbrechenden Krieges wieder nach Griechenland entließ.

Dort hatte sich unterdessen auch Dion niedergelassen. Er wohnte in Athen bei Kalippos, einem seiner alten Bekannten, befliß sich der Weltweisheit und brachte die meiste Zeit in der Akademie zu. Der vertrauteste seiner Freunde war Speusippos, ein angenehmer, frohsinniger Mann, welcher auch den ernsten Dingen durch anständigen Scherz ein heiteres Gewand zu verleihen wußte, und von dessen Anmuth im Umgang Platon hoffte, er werde das allzustrenge Wesen Dions mildern und erheitern. Denn von Natur war dieser bei aller wohlwollenden Gesinnung doch zu mürrisch und ungesellig zum Staatsmanne, so daß ihn Platon schon früher mit prophetischem Blicke gewarnt hatte: er möge vor Stolz und Eigensinn sich hüten, dem die Einsamkeit auf dem Fuße nachfolge.

Zur Erholung zog sich Dion zuweilen auf ein Landgut zurück, welches er sich gekauft hatte und nachmals bei seiner Heimkehr nach Sicilien aus Dankbarkeit jenem Speusippos schenkte. Doch besuchte er auch viele andere Städte in Griechenland, wohnte allen Festen und öffentlichen Zusammenkünften bei und machte sich mit den geschicktesten und klügsten Staatsmännern jener Zeit bekannt. Durch seine Freigebigkeit, wozu ihn sein großer Reichthum befähigte, machte er sich viele Freunde unter dem Volke; aber mehr noch erwarb ihm die Gunst und Zuneigung aller sein edles Benehmen, in welchem weder etwas Unanständiges noch Tyrannisches noch verweichlichte Sitte sich zeigte, sondern vielmehr Bescheidenheit, Zucht, männlicher Sinn, so wie Liebe zu den Wissenschaften und zur Weltweisheit deutlich hervortrat. Daher wurde ihm in allen Städten, die er besuchte, viele Ehre erwiesen und mancher für ihn höchst rühmlicher Volksbeschluß gefaßt. So z. B. ertheilten ihm die Lakedämonier das Bürgerrecht, indem sie ihn für einen Spartiaten erklärten, ohne sich viel an den Zorn des Dionys zu kehren, wiewohl er ihnen damals gegen die Thebäer eiferig Beistand leistete.

Ueberhaupt quälten den Tyrannen, seitdem er Dion von sich entfernt hatte, Argwohn und Eifersucht gegen den Entfernten in noch viel höherem Maaße. Um sich für dieses bittre Gefühl an ihm zu rächen, hörte er jetzt auf, ihm die Einkünfte von seinen Gütern nachzuschicken, und ließ die letzteren durch seine eignen Hofmeister verwalten. Um die üble Nachrede, die er sich durch sein Benehmen gegen Platon in der gelehrten Welt zugezogen hatte, von sich abzulehnen, berief er viele Männer an seinen Hof, die für Gelehrte galten, und stellte mit ihnen allerlei Unterredungen an, bei denen er die andern alle zu übertreffen suchte und wegen seiner närrischen Ruhmbegierde von demjenigen, was er bei Platon gehört hatte, natürlich einen verkehrten Gebrauch machte. Im Stillen aber wurde er bei solchen Gelegenheiten um so deutlicher bewußt, wie mangelhaft er die Lehren des Weltweisen aufgefaßt, und bereuete es lebhaft, daß er sich die Anwesenheit desselben nicht besser zu Nutze gemacht hatte. Mit aller Macht erwachte daher auf's neue in ihm die Begierde, den Platon um sich zu haben. Er schrieb mit eigner Hand an ihn, stellte ihm als den Preis seiner Herüberkunft die Begnadigung Dions in nahe Aussicht und bat auch die Pythagoräer in Italien dringend um ihre Verwendung. Ueberdies erhielt auch Dion von seiner Schwester und Gemahlin, welche am Hofe von Syrakus zurückgeblieben, Briefe über Briefe, worinnen sie ihn auf das beweglichste baten, daß er den Platon zur Willfährigkeit gegen die Bitten des Tyrannen bewegen und diesem zu einem härteren Verfahren gegen sich keinen Vorwand geben möchte. So geschah es denn, daß Platon noch einmal sich auf das sicilische Meer wagte, um die Kunst seiner Weisheit an dem Fürsten zu versuchen.

Abermals nahm ihn Dionys mit großer Freude auf, und ganz Sicilien rief die Götter an, daß Platon über den Philistos, und die Philosophie über die Tyrannei obsiegen möchte. Gleich bei seinem Eintritt erwies der König

*) Eine bei Athen gelegene Ringschule oder Gymnasium, umgeben von bedeckten Spaziergängen und einem anmuthigen Garten, wo Platon seine Schüler unterwies. Die von ihm gestiftete Philosophenschule hat davon den Namen der akademischen.

ein Vertrauen gegen ihn, wie er es gegen keinen seiner besten Freunde bezeigte, indem er ihn vor sich kommen ließ, ohne ihn vorher durchsuchen zu lassen, ob er nicht etwa eine Waffe bei sich führe. Auch bot er ihm wiederholt große Summen zum Geschenk an, konnte ihn aber niemals bewegen, selbige anzunehmen, was dem Philosophen Aristippos, dem Kyrenäer,*) welcher sich damals auch am Hofe des Dionysios aufhielt, zu dem Witzworte Gelegenheit gab: „Dionys geht bei seiner Freigebigkeit gar sicher zu Wege; er giebt denen wenig, die viel brauchen, und dem Platon viel, der nichts annimmt.“

Allein schon nach den ersten Freundschaftsbezeugungen brachte Platon die Rede auf die Angelegenheiten Dions. Dionysios bat sich einen Aufschub nach dem andern aus, Platon dagegen ließ sich durch alle Höflichkeiten und Ehrenerweisungen, womit jener ihn von der Freundschaft zu Dion abzuziehen suchte, nicht begütigen, und so trat denn bald genug zwischen beiden die frühere Verstimmung wieder ein. Wiewohl nun der Eine wie der Andere dies eine Zeit lang vor der Welt zu verbergen bemüht war, konnte es doch schon jetzt dem schärferen Beobachter nicht entgehen. Helikon, einer von Platons vertrauten Freunden, hatte eine Sonnenfinsterniß vorausgesagt; und als diese Voraussagung eintraf, bezeigte ihm der Tyrann seine Bewunderung und beschenkte ihn mit einem Talente Silbers. Da ließ sich Aristipp scherzhafter Weise gegen die andern Philosophen aus: „Ich bin auch ein Prophet und kann auch etwas Außerordentliches voraussagen;“ und als sie nun in ihn drangen, sich näher zu erklären, versetzte er: „Ich prophezeihe, Platon und Dionys werden in kurzer Zeit Feinde werden.“

Diese Prophezeihung ging nur zu bald in Erfüllung. Dionysios, der seinem Hasse gegen Dion immer freieren Lauf ließ, verkaufte jetzt dessen Güter und behielt das daraus gelöſ'te Geld für sich; dem Platon aber, welcher bis dahin in einem nahe an der königlichen Burg gelegenen Garten gewohnt hatte, wies er eine Wohnung unter seinen Söldnern an, die ihn, in der Meinung, er werde den Dionys bereden, die Herrschaft niederzulegen und seine Leibwachen abzudanken, schon von früheren Zeiten her grimmig haßten und nicht ungern aus dem Wege geräumt hätten. Kaum aber hatten Archytas*) und die übrigen Pythagoräer zu Tarent von der Gefahr, in welcher Platon sich befand, Nachricht erhalten, als sie sofort eine Gesandtschaft auf einem dreißigrudrigen Kriegsschiffe abschickten und den Platon vom Dionys zurückverlangten, indem sie erklärten: sie hätten für seine Sicherheit Bürgschaft geleistet, ehe er dem Rufe nach Syrakus gefolgt sei. Dionysios suchte dem Vorwurfe, als ob er gegen Platon feindselig gesinnt sei, durch glänzende Gastmähler, die er ihm zu Ehren veranstaltete, zu begegnen. Beim Abschiede sprach er zu ihm: „Nicht wahr, Platon, du wirst uns viel Böses nachsagen, wenn du wieder mit deinen Schülern zusammen bist?“ Dieser aber gab lächelnd zur Antwort: „Verhüte Gott, daß es in der Akademie jemals dermaaßen an Stoff zur Unterredung fehle, um deiner zu erwähnen.“

3. Dions Heerfahrt gen Syrakus zum Sturze der Zwingherrschaft.

Hatten schon die bisherigen Feindseligkeiten Dions Unmuth gegen Dionysios in hohem Grade rege gemacht, so wurde nun der Bruch zwischen beiden unheilbar, als der Tyrann sich sogar erkühnte, Dions Gemahlin Arete trotz ihres heftigsten Widerstrebens einem seiner Günstlinge, mit Namen Timokrates, zu vermählen. Der beleidigte Gatte rüstete sich jetzt zum Kriege. Platon betheiligte sich in keiner Weise an dieser Unternehmung, theils weil er zu alt war — denn er hatte bereits das siebzigste Jahr überschritten — theils aus heiliger Scheu vor der Gastfreundschaft, welche er mit Dionys geschlossen hatte. Seine übrigen Freunde dagegen, besonders Speusippos, welcher selbst in Sicilien gewesen und die Gesinnung der Einwohner erforscht hatte, unterstützten ihn mit allem Eifer. Ganz Sicilien, betheuerte ihm der Letztere, strecke die Hände nach ihm aus und erwarte von ihm die Freiheit; alle Syrakusier hätten einerlei Sprache geführt: sie verlangten von ihm weder Schiffe noch Fußvolk noch Reiterei, sondern einzig und allein, daß er sich in ein Kaufmannsschiff setze und mit seiner Person und seinem Namen ihnen zu Hülfe komme. Diese Nachrichten bestärkten den Dion noch mehr in seinem Vorhaben. Mit einem kleinen, aber wohlgerüsteten und kriegserfahrenen Heere hellenischer Söldner trat er von Zakynthos aus die Seefahrt an und landete, nachdem sie erst durch heftigen Nordsturm bis nach Africa verschlagen, dann durch Windstille in ihrer Fahrt aufgehalten und geängstet worden waren, bei dem sicilischen Städtchen Minoa, 357 vor Chr.

Hier wollte Dion seinem Kriegsvolke, welches auf der See lange Zeit viel Ungemach ausgestanden hatte, einige Rasttage geben. Als man aber erfuhr, daß Dionysios eben erst vor kurzem mit achtig Schiffen nach Italien gesegelt sei, verlangten die Soldaten selbst, daß man diesen glücklichen Zufall mit beiden Händen ergreifen und ohne Verzug auf Syrakus losrücken solle. Das Gerücht von Dions Ankunft eilte ihm dorthin voraus, und sofort schickte Timokrates — derselbe, welchem Dionys seine Schwester, die Gemahlin Dions, zum Weibe gegeben hatte — in aller Eile einen Boten mit Briefen an den Tyrannen ab, worin er denselben von der drohenden Gefahr benachrichtigte. Diesem Abgesandten aber begegnete ein wunderlicher Zufall. Als er nemlich schon glücklich in Italien angekommen war und seinen Weg bei Rhegion vorbei nahm, um nach Kaulonia zum Dionys zu eilen, begegnete er einem seiner Bekannten, welcher so eben ein Opfer verrichtet hatte, nahm ein Stück von dem Opferfleische an, welches derselbe bei sich trug, und setzte damit eilends seinen Weg fort. Nachdem er fast die ganze Nacht hindurch gegangen war, wurde er müde und legte sich, wie er war, in einem Walde am Wege nieder, um ein

*) Schüler des Sokrates, Stifter der sogenannten kyrenäischen Philosophenschule, welche, dem sokratischen Geiste entfremdet, den Zweck des Daseins in einen nach Klugheitsregeln geordneten Lebensgenuß setzte.

*) Der Tarentiner Archytas war einer der berühmtesten Philosophen aus der pythagoräischen Schule und diente seinem Vaterlande nicht nur als Staatsmann, sondern auch als Feldherr mit großer Auszeichnung.

wenig auszuruhen; und kaum war er eingeschlafen, da kam ein Wolf, der durch die Witterung des Fleisches herbeigelockt wurde, faßte das Fleisch, welches an die Brieftasche angebunden war, und lief mit beidem, dem Fleische und der Tasche davon. Beim Erwachen vermißte der Bote jene Sachen, lief weit und breit vergebens umher und suchte, ohne sie zu finden, und da er sich nicht getrauete, ohne die Briefe vor dem Tyrannen zu erscheinen, machte er sich aus dem Staube. So kam es, daß Dionysios erst sehr spät und von anderen Leuten davon Kunde erhielt, daß in Sicilien der Krieg ausgebrochen sei.

Inzwischen kam Dion immer näher gegen Syrakus heran; täglich vermehrte sich sein kleines Heer, je weiter er vorrückte, indem erst zweihundert agrigentinische Reiter, dann die Geloer und Kamarinäer zu ihm stießen; Timokrates, an der Spitze der Anhänger des Tyrannen, bot alle Mittel auf, um in der Stadt selbst den Unruhen und Zusammenrottungen vorzubeugen; und wiewohl die Einwohner, so sehr sie auch insgesammt zur Empörung geneigt waren, aus Furcht und Ungewißheit, wie die Sache ablaufen würde, vor der Hand sich noch still und ruhig verhielten, so begaben sich deren doch eine Menge auf's Land und eilten unter die Fahnen des Befreiers.

Als er nun selbst mit seinem Heere, welches bis über fünftausend Mann angewachsen war, vor der Stadt erschien, da war kein Bleiben und Halten mehr. Die Vornehmen und Angesehenen kamen ihm in Feierkleidern bis an die Thore entgegen; das gemeine Volk fiel über die Freunde des Tyrannen her und griff vor allen die Spione und heimlichen Angeber auf, heillose und verruchte Menschen, die in der Stadt umherschlichen, sich unter die Syrakusier mischten und an allem betheiligten, um nachher dem Tyrannen zu hinterbringen, was jeder dachte und redete. Diese fielen jetzt dem Volksgericht anheim und wurden von denen, die sie ertappten, redlich durchgeprügelt. Timokrates selbst, welcher sich nicht mehr im Stande sah, zu der Besatzung in der Burg zu stoßen, warf sich auf's Pferd und entfloh aus der Stadt, überall, wohin er kam, alles mit Furcht und Schrecken erfüllend, indem er Dions Macht mit Fleiß vergrößerte, damit es nicht scheinen möchte, als habe er ohne Noth die Stadt dem Gegner überlassen.

Während dessen hielt Dion seinen feierlichen Einzug. Er selbst, vor allen sichtbar, war mit einer prächtigen Rüstung angethan, neben ihm zu beiden Seiten, mit Kränzen auf den Häuptern, sein Bruder Megakles und Kalippos der Athener. Diesen folgte zunächst Dions Leibwache, bestehend aus hundert Mann Fremdlingen, darnach die übrigen Hauptleute mit ihren festlich geschmückten Schaaren — ein herzerhebender Anblick für die Syrakusier, welche ihren Rettern mit so hoher Freude und Herzlichkeit entgegenkamen, als hielte nach acht und vierzig Jahren der Knechtschaft die wiederkehrende Freiheit und Volksherrschaft in diese Stadt ihren heiligen und gottgefälligen Einzug.

Nachdem Dion mit den Seinen in die Stadt eingetreten, ließ er mit der Trompete ein Zeichen geben, und, als das Getümmel sich gelegt hatte, durch den Herold ausrufen: „Dion und Megakles sind gekommen, die Tyrannei auszurotten und die Syrakusier sammt den übrigen Siciliern vom Tyrannen zu befreien.“ Da er aber gern persönlich zu dem Volke reden wollte, so schritt er durch Achradine *) weiter hinauf mitten durch die Reihen der Syrakusier, welche zu beiden Seiten des Weges mit Opferthieren, Tischen und Bechern standen, ihn im Vorübergehen mit Blumen bestreueten und fast göttlich verehrten. Am Fuße der Akropolis stand eine Sonnenuhr, welche Dionysios hatte errichten lassen, auf einer hochgelegenen und weithin bemerkbaren Stelle. Diesen Ort bestieg er und hielt von dort aus eine Rede an die Bürger, worin er sie zum Kampfe für die Freiheit anfeuerte. Das Volk hörte mit Wohlgefallen an, ernannte sofort Dion und seinen Bruder zu unumschränkten Feldherren und gab ihnen auf dringendes Verlangen derselben zwanzig Mitfeldherren bei.

Die Wahrsager sahen es zwar für ein glückliches Zeichen an, daß Dion bei seiner Rede an das Volk ein so glänzendes Werk und Denkmal des ehrgeizigen Tyrannen gleichsam unter seine Füße getreten hatte; daß es aber die Sonnenuhr gewesen war, auf der er gestanden, als man ihn zum Feldherrn ausrief, dieser Umstand schien ihnen die Beständigkeit seines Glückes sehr zweifelhaft zu machen. Sie kannten wohl den Wankelmuth der Menge und den Spruch der Furien:

Der Mensch ist ungleich, ungleich sind die Stunden. **)

*) Dieß war der größte und ansehnlichste, unmittelbar am Meere gelegene Stadttheil von Syrakus.

**) Göthe's Faust, 2. Thl. (Ausg. in 40 Bdn. XII. S. 33.)

4. Dion rettet die Stadt und erliegt den Umtrieben des Herakleides.

Zunächst nahm Dion Epipolä *) ein, setzte die Bürger, welche daselbst gefangen lagen, in Freiheit, und ließ die Burg, welche noch in den Händen der Söldner des Tyrannen war, ringsum mit einer Mauer einschließen. Unterdessen kamen auch von Minoa die Wagen mit dem Kriegszeug an, welches er aus Griechenland mit sich herübergeführt hatte; worauf er die Waffen unter die Bürger vertheilte. Von den übrigen, für die der Vorrath nicht ausgereicht hatte, bewaffnete sich jeder, so gut er konnte, und zeigte so viel Muth und Kampflust als wie ein wirklicher Kriegsmann.

Mittlerweile war auch Dionys in der Burg wieder angekommen. Das Erste, was er that, war der Versuch, mit Dion insgeheim in Unterhandlung zu treten. Da ihm dieser aber zurückmelden ließ: er möge sich an die Syrakusier selber wenden, denn diese seien freie Leute, über welche kein anderer zu verfügen habe; so wandte er sich dorthin mit den glimpflichsten Vorschlägen und verlangte, man solle einige Bürger zu ihm schicken, mit denen er sich unterreden und einen gütlichen Vergleich zum gemeinen Besten abschließen könne. Diese Anträge des Tyrannen waren aber nichts als Trug und Arglist. Die Abgeordneten aus der Stadt ließ er beim Eintritt in die Burg festnehmen und einsperren und hierauf von seinen Söldnern, nachdem sie sich toll und voll getrunken, früh-

*) s. S. 125 f. Auf dieser an der Nordwestseite der Stadt gelegenen, felsigen Anhöhe befanden sich die sogenannten Latomien oder Steinbrüche, welche als Gefängnisse gebraucht wurden. s. S. 129.

morgens auf die Belagerungsmauer einen Angriff thun. Da dieser Angriff ganz unvermuthet geschah, und die Barbaren mit großem Ungestüm und Toben die Mauer niederstürzten und auf die Syrakusier losgingen, so wagte niemand zu bleiben und Widerstand zu leisten, die fremden Truppen Dions ausgenommen, welche auf den ersten Lärmen sogleich zur Hülfe herbeieilten. Allein auch diese wußten nicht, was da zu thun sei, und konnten vor Geschrei und Verwirrung der flüchtigen Syrakusier, welche sich unter sie mischten und ihre Reihen durchbrachen, die Worte der Befehlshaber nicht vernehmen; bis endlich Dion, um ihnen durch die That zu zeigen, was zu thun sei, sich zuerst auf die Barbaren stürzte, worauf es um ihn her zu einem harten und hitzigen Kampfe kam, da er eben so wohl von den Feinden als von den Freunden erkannt wurde; und wiewohl ihn sein Alter für dergleichen Gefechte schon zu schwerfällig machte, hielt er doch den wider ihn Anstürmenden muthvoll Stand und tödtete ihrer nicht wenige, bis er selbst an der Hand verwundet ward und sein von Spießen und Lanzen durch den Schild hart mitgenommener Panzer den Geschossen und Stößen aus Feindeshand ferner kaum noch Widerstand leistete. Endlich stürzte er gar zu Boden und sah sich genöthiget, sich bei Seite bringen zu lassen und den Truppen statt seiner den Timonidas zum Führer zu geben. Er selber warf sich auf's Pferd, sprengte durch die Straßen der Stadt und brachte die Flüchtigen wieder zum Stehen, rief die Fremdlinge, welche Achradine besetzt hielten, zu den Waffen und ging so mit frischer und muthiger Mannschaft gegen die Barbaren, welche bereits ermattet und entmuthiget ihre anfängliche Hoffnung vereitelt sahen, und statt der ganzen Stadt mit einem Handstreiche sich zu bemeistern, sich in die Burg zurückziehen mußten. Die Griechen setzten ihnen eifrig nach, tödteten noch eine Menge von ihnen, während auf Dions Seiten nur vier und siebenzig Mann blieben, trieben sie hinter die Mauer zurück und schlossen sie alsbald wiederum ein. Für diesen glänzenden Sieg belohnten die Syrakusier die Schaar der Fremdlinge mit einem ansehnlichen Geldgeschenke, diese dagegen den Dion mit einem goldenen Kranze.

Dionysios hatte aber noch andere und gefährlichere Waffen als die seiner Söldlinge, Waffen, denen weder die ehrliche Natur Dions noch der Unverstand der Syrakusier gewachsen war. Es kamen Herolde des Tyrannen in die Stadt, welche dem Dion Briefe von seinen Blutsverwandtinnen überbrachten. Dion ließ dieselben allesammt angesichts der öffentlichen Volksversammlung erbrechen und vorlesen. Sie waren mit Bitten und Klagen der Frauen angefüllt, wie sie in ihrer gegenwärtigen Lage natürlich waren, und sonst von keiner Bedeutung. Der letzte dieser Briefe trug außen die Aufschrift: „Hipparinos an seinen Vater Dion." Die Syrakusier weigerten sich aus Zartgefühl, auch dieses Schreiben sich vorlesen zu lassen. Dion aber erbrach es wider ihren Willen und ließ es gleichfalls der Versammlung mittheilen. Es enthielt aber dieses Blatt im Widerspruche mit seiner Aufschrift ein eigenhändiges Schreiben des Dionysios an Dion, dessen lügenhafter Inhalt ganz darauf berechnet war, diesen dem Volke verdächtig zu machen. Dionys erinnerte darin seinen Schwager an den Eifer, mit welchem er selber vormals zur Befestigung der Tyrannenherrschaft behülflich gewesen; er drohete ihm, sich für seinen jetzigen Abfall an seiner Schwester und Gattin und seinem Sohne, die ihm doch alle lieb und theuer wären, zu rächen. Diesen Drohungen waren dann wieder — was dem Dion am allerempfindlichsten war — Bitten und Betheuerungen beigegeben: er solle doch Leuten, denen er nun einmal verhaßt sei und die ihm das angethane Unrecht niemals vergessen würden, nicht die Freiheit geben, sondern selber die Alleinherrschaft übernehmen und seinen Freunden und Verwandten Sicherheit verschaffen.

Dieser Brief des verschmitzten Tyrannen verfehlte nicht seine Wirkung. Statt die Selbstverleugnung und Seelengröße Dions zu bewundern, faßte das Volk Verdacht und Mißtrauen gegen ihn, als ob er des Tyrannen um der nahen Blutsfreundschaft willen nothwendig verschonen müßte. Sie sahen sich nach anderen Führern um. Das Schicksal selber schien ihren Wünschen die Hand zu bieten; alle Gemüther geriethen in die lebhafteste Bewegung, als sich die Kunde verbreitete, Herakleides sei im Anzuge.

Dieser Herakleides war einer der Verbannten, ein Mann, der auf Kriegswesen sich wohl verstand und als Feldherr unter beiden Tyrannen sich einen Namen gemacht hatte; aber von wankelmüthiger Gesinnung, leichtsinnig in jeder Hinsicht und von unzuverlässiger Treue bei jeder gemeinschaftlichen Unternehmung, sobald seine Herrschsucht oder sein Ehrgeiz dabei in's Spiel kamen. Dieser hatte, nachdem er sich im Peloponnes mit Dion entzweit, den Entschluß gefaßt, für sich allein und mit einer eigenen Flotte den Tyrannen zu bekriegen. Er fand, als er mit sieben Galeeren und drei anderen Schiffen vor Syrakus anlangte, den Dionys zum zweiten Male in seiner Burg belagert und die Syrakusier voller Uebermuth. Er suchte daher alsobald sich bei dem großen Haufen in Gunst zu setzen, was ihm um so eher gelang, da in seiner Natur etwas lag, was den Pöbel, der nur geschmeichelt sein will, leicht bereden und bewegen konnte, und da das Volk, welches seit jenem Siege ganz zuversichtlich und frech geworden, an seine Führer schon alle Ansprüche eines freien Volkes machte, ehe es noch ein freies Volk geworden war. Darum war man des ernsten Dions überdrüssig geworden, fand ihn zu mürrisch und nicht bürgerfreundlich genug und ließ sogar hin und wieder die Klage vernehmen: man habe bei dem ganzen Handel gegen einen unbesonnenen und trunkenen Tyrannen einen wachsamen und nüchternen Gebieter eingetauscht.

So kam es, daß man zunächst von freien Stücken eine Volksversammlung veranstaltete, in welcher man den Herakleides zum Admiral ernannte; und als Dion hierauf in der Versammlung erschien und Beschwerde erhob, daß man durch dieses Verfahren die ihm übertragene Würde beeinträchtige, indem er ja nicht unumschränkter Befehlshaber bleibe, wenn ein Anderer auf dem Meere zu befehlen haben solle, — so entsetzte man den Herakleides wieder des ihm so eben übertragenen Amtes nur mit Widerwillen. Nachdem dies geschehen war, ließ Dion den Herakleides zu sich in's Haus berufen und gab ihm einen leichten Verweis darüber, daß er auf eine so unlöbliche und nachtheilige Weise einen Rangstreit anfange zu einer Zeit, wo selbst der kleinste Umstand für das Schicksal der Stadt von verderblicher Bedeutung werden könne. Alsdann aber ernannte er ihn öffentlich vor der Volksversammlung, die er zu diesem Zwecke wieder zusammenrufen

ließ, zum Admirale und überredete die Bürger, daß auch diesem eine Leibwache gegeben wurde; dergleichen er selber hatte. Herakleides aber, der sich zwar seinen Reden und seinem Benehmen nach gegen Dion dankbar und ergeben bezeigte, ihm mit vieler Demuth überall nachfolgte und allen seinen Befehlen Folge leistete, wußte unter der Hand den Pöbel und die Neuerungssüchtigen zu verführen und aufzuregen, wodurch er dem Dion so viel Unruhe und Verlegenheiten bereitete, daß dieser sich kaum noch zu rathen und zu helfen wußte. Denn stellte er den Antrag, daß man mit Dionysios einen Vergleich schließe und demselben freien Abzug gestatte, so beschuldigte man ihn, er wolle den Tyrannen verschonen und retten; setzte er dagegen, um bei den Syrakusiern nicht anzustoßen, die Belagerung ruhig fort, so hieß es, er ziehe den Krieg mit Fleiß in die Länge, um desto länger die Bürger in Furcht und Unterthänigkeit zu erhalten.

Mit gleichem Mißtrauen behandelte man die fremden Miethstruppen, welche mit Dion gekommen waren. Auch glaubten die Syrakusier ihrer für den weiteren Krieg ganz entbehren zu können, da nunmehr die meisten Gefechte gegen den Tyrannen zur See vorfielen; und als sie nun gar über die Flotte, mit welcher Philistos dem Dionys aus Gapygia zu Hülfe gekommen war, den Sieg gewannen (wobei Philistos selber in ihre Hände fiel und auf eine barbarische Weise getödtet ward), so meinten sie vollends, jene fremden Landsoldaten müßten ihnen als den Seeleuten, welche den Hauptschlag ausgeführt hätten, unterthänig sein. Endlich entsetzten sie auf den Antrag des Volksredners Hippon den Dion seines Amtes und wählten fünf und zwanzig andere Anführer, unter den sich auch Herakleides befand. Durch lockende Anerbietungen suchten sie die fremden Truppen von Dion abzuziehen und auf ihre Seite zu bringen. Diese aber hielten sich mit Treue und Eifer zu ihrem Führer, nahmen ihn, da sein Leben bedroht war, in ihre Mitte und brachten ihn unter dem Schutze ihrer Waffen zur Stadt hinaus, wobei sie auf seine dringenden Bitten, trotz der Angriffe des wüthenden Pöbels, sich standhaft jeder Feindseligkeit gegen die undankbare Stadt enthielten. Die Leontiner nahmen den verstoßenen Feldherrn mit großen Ehren auf, bewirtheten seine Soldaten auf's freundlichste und verliehen ihnen das Bürgerrecht; ja sie schickten sogar Abgeordnete an die Syrakusier mit dem Verlangen, den fremden Kriegsleuten den schuldigen Sold zu zahlen. Die Syrakusier antworteten mit einer Anklage Dions, und selbst, als die meisten ihrer Bundesgenossen auf der Versammlung zu Leontinoi erklärten, die Syrakusier seien im Unrecht, kehrten sie sich nicht im mindesten an diesen Ausspruch; denn ihr Stolz und Uebermuth war bereits so hoch gestiegen, daß sie glaubten, sich um niemanden mehr bekümmern zu müssen.

5. Die Reue der Syrakusier und die Großmuth Dions.

In der That schien das Kriegsglück das kecke Selbstvertrauen der Syrakusier zu rechtfertigen. Seitdem Philistos sein Ende gefunden, hatte Dionys sich in der Burg nicht mehr für sicher gehalten und war, nachdem er dieselbe seinem ältesten Sohne Apollokrates anvertraut hatte, bei dem ersten günstigen Winde mit denjenigen Personen und Schätzen, die ihm am liebsten waren, davongesegelt. Ein kleines Geschwader, welches unter der Anführung des Neapolitaners Nypsios den Belagerten Korn und Geld zuführen sollte, wurde in einem Seetreffen von den Syrakusiern geschlagen und fiel theilweis sogar in ihre Hände. Die siegestrunkene Menge überließ sich nach ihrer zügellosen Weise den tollsten Zechgelagen und Gastereien bis in die späte Nacht hinein; man glaubte schon die Tyrannenburg ganz sicher in den Händen zu haben, während man über dieser thörichten Sicherheit die eigene Stadt verlor. Denn kaum hatte Nypsios bemerkt, wie unordentlich es in allen Theilen der Stadt herging, als er sofort einen Angriff gegen die Belagerungsmauer machen ließ. Er eroberte sie, ließ sie niederreißen und befahl darauf seinen Barbaren, in die Stadt selber einzudringen und mit allen, die ihnen aufstoßen würden, zu thun, wie sie wollten und könnten. Schrecken und Bestürzung lähmte alle Gegenwehr und Hülfeleistung. In ohnmächtiger Verzweiflung sahen die Anführer der Syrakusier den Feind die Stadt verwüsten, die Mauern niederreißen, die Männer morden, Weiber und Kinder unter lautem Geheul in die Burg schleppen und von Minute zu Minute die Möglichkeit des Widerstandes sich verkürzen, da ein großer Theil der Bürger, noch ehe er sich sammeln konnte, sich bereits mitten unter den vordringenden Barbaren befand.

Als nun die Gefahr sich sogar der Achradine näherte und die Anführer schon alles verloren gaben: da gedachte jeder an den, auf welchem einzig und allein ihre noch übrige Hoffnung beruhete; doch wagte niemand ihn zu nennen aus Schaam über den Undank und die Unbesonnenheit, mit welcher man gegen Dion verfahren war. Endlich aber, als die Noth immer dringender wurde, hielten die Bundesgenossen und Ritter*) nicht länger an sich und riefen wie aus einem Munde, man solle den Dion rufen und die Peloponnesier aus Leontinoi kommen lassen. So wie diese Stimme nur laut ward, brach ein helles Geschrei des Beifalls und der Freude, untermischt mit Schluchzen und Weinen, aus der Menge hervor; alle beseelte plötzlich nur der eine Wunsch, diesen Mann bei sich zu haben und sein Angesicht wieder zu sehn. Jetzt erinnerte man sich ohne Scheu seiner in aller Fährlichkeit bewiesenen Tapferkeit und Stärke und tröstete sich mit dergleichen Erinnerungen, gleich als ob er nicht allein für seine Person ein unerschrockener Mann wäre, sondern ihnen allen Muth und Vertrauen zu einem neuen Angriffe einzuflößen vermöchte. Es wurden daher sofort zwei von den Bundesgenossen und fünf aus der Zahl der Ritter an ihn abgeschickt. Mit verhängten Zügeln ritten diese nach Leontinoi, wo sie bei sinkendem Tage anlangten, sprangen von den Rossen, fielen dem Dion weinend zu Füßen und meldeten ihm das Unglück der Syrakusier.

*) Da in den Staaten des Alterthums jeder Bürger auf eigne Kosten sich waffnen mußte, so gehörten diejenigen, welche den Kriegsdienst zu Rosse leisteten, nothwendig den Reichen zu und bildeten gewissermaaßen einen Stand der Edlen des Landes, wie auch im Mittelalter aus ähnlichen Umständen die adelige Ritterschaft hervorging.

Dion führte sie vor die Volksversammlung, welche sich auf seinen Wunsch eilends versammelte, und hier erzählten die Gesandten noch einmal in der Kürze die Größe ihres Mißgeschicks, worauf sie sich an die fremden Kriegsvölker mit der Bitte wandten, den Syrakusiern Beistand zu leisten und das von ihnen erlittene Unrecht zu vergessen, da jene bereits eine weit härtere Strafe getroffen hätte, als der beleidigte Theil selber ihnen auferlegen würde.

Als sie geendet hatten, herrschte tiefes Schweigen im ganzen Theater. Da trat Dion auf und begann zu reden; aber häufige Thränen erstickten seine Stimme, bis daß er unter dem tröstenden Zuspruche seiner Kriegsleute von seiner Betrübniß sich ein wenig erholt hatte und hierauf also anhob:

„Peloponnesische Männer und Bundesgenossen, ich habe euch hieher berufen, um über eure eigenen Entschließungen mit einander zu berathen. Für mich aber schickt es sich nicht, erst mit mir berathen, was ich thun oder lassen solle, während Syrakus zu Grunde geht; sondern ich gehe hin, um es zu retten oder unter den Flammen und Trümmern meines Vaterlandes mich zu begraben. Wenn ihr uns unbesonnensten und unglücklichsten Menschen jetzt noch einmal helfen wollet, so richtet den Staat der Syrakusier, welcher doch euer Werk ist, wieder auf. Wenn ihr ihnen aber noch grollet und darum eure Hülfe verweigert, so wünsche ich, daß euch die Götter für die Rechtschaffenheit und Liebe, die ihr mir bisher bewiesen habt, den verdienten Lohn geben und ihr des Dion eingedenk bleiben möget, der weder euch, als ihr Unrecht erlittet, noch seine Mitbürger, als sie unglücklich waren, treulos verlassen hat.“

Dion hatte noch nicht ausgeredet, als die Fremden mit lautem Geschrei aufsprangen und verlangten: man möge sie führen und eilends den Syrakusiern zu Hülfe kommen. Die syrakusischen Gesandten fielen ihnen mit dem Ausdrucke der innigsten Freude und Dankbarkeit um den Hals und riefen die Götter an, daß sie dem Dion und diesen Männern alles Gute möchten widerfahren lassen. Als es endlich wieder still geworden, machte Dion bekannt, daß man sich sofort zum Aufbruche fertig machen und nach dem Abendessen in voller Rüstung an demselben Orte wieder versammeln solle, da er noch in dieser Nacht gen Syrakus aufzubrechen gedenke.

Dort hatten die Feinde, so lange der Tag währte, der Stadt in jeder Weise übel zugesetzt und dann bei einbrechender Nacht mit geringem Verluste sich wieder in die Burg zurückgezogen. Dieser Umstand richtete den Muth der Volksführer dermaaßen wieder auf, daß sie, in der Hoffnung, der Feind werde es bei diesem glücklichen Handstreiche bewenden lassen, die Bürger ermahnten, man solle den Dion wieder fahren lassen und, wenn er mit den fremden Truppen anlange, ihm den Zutritt in die Stadt versagen. Demzufolge ließen die Feldherren durch Abgeordnete, die sie ihm entgegenschickten, sich seinen Zugug verbitten, ja man besetzte sogar die Thore, um nöthigenfalls ihn mit Gewalt zurückzuweisen. Nypsios dagegen ließ seine Söldner, die nunmehr noch viel kühner geworden, in größerer Menge als das vorige Mal aus der Burg in die Stadt hinabrücken. Wie im Nu war die ganze Vormauer niedergerissen und die Stadt abermals der Plünderung und Verwüstung preisgegeben. Diesmal mordete man nicht mehr nur Männer, sondern auch Weiber und Kinder; es schien den erbitterten Barbaren weniger um Beute, als um völlige Vernichtung der Stadt zu thun, ehe Dion herankäme, gleich als wollten sie der stürzenden Tyrannenherrschaft die Trümmer von Syrakus zum Grabmal setzen. Die nahegelegenen Orte zündeten sie mit Fackeln und Feuerbränden an, die entlegeneren steckten sie mit feurigen Pfeilen in Brand, so daß diejenigen, welche sich in die Häuser geflüchtet hatten, durch die um sich greifenden Flammen aus ihren Verstecken vertrieben und, während sie rathlos in den Straßen umherschweiften, theils von den Feinden niedergemetzelt theils von den einstürzenden Gebäuden erschlagen wurden.

Dieses Unglück öffnete dem Dion die Thore. Er hatte durch jene kränkende Zurückweisung sich in seinem edlen Vorhaben nicht irre machen lassen. und war mit seiner Schaar gegen Tagesanbruch etwa noch sechzig Stadien oder anderthalb Meilen von Syrakus entfernt, als ihm einige Ritter die Nachricht brachten, daß die Feinde die Stadt zum zweiten Male erobert hätten. Bald darauf kamen auch etliche seiner Widersacher ihm entgegen, und baten auf das beweglichste um schleunige Hülfe; ja selbst Herakleides scheute die tiefe Demüthigung vor seinem Nebenbuhler nicht und ließ ihn wiederholt erst durch seinen Bruder, dann durch seinen Vetter Theodotes inständigst bitten, sich der unglücklichen Stadt anzunehmen; denn niemand mehr leiste den Feinden Widerstand, er selber sei verwundet und die Stadt fast umgekehrt und in einen Schutthaufen verwandelt.

Auf diese Nachrichten beschleunigte Dion seinen Marsch aus allen Kräften; aber noch immer kam Bote auf Bote entgegen und bat ihn zu eilen. Seine Truppen, die er von der Gefahr in Kenntniß gesetzt und zur Ausbauer ermuntert hatte, zeigten eine bewunderungswürdige Behendigkeit und Hingebung. Ungesäumt drang er mit ihnen durch die Thore in denjenigen Stadttheil, welcher das Hekatompedon hieß, und ließ seine leichte Mannschaft sogleich auf den Feind losgehen, um durch ihren Anblick den Muth der Syrakusier wieder anzufachen; die Schwerbewaffneten stellte er selber auf, ordnete die Bürger, welche zu ihm stießen, um in seinen Reihen zu fechten, in verschiedene Colonnen und versah sie mit Anführern, um zusammen auf einmal von vielen Seiten her den Angriff zu thun und dadurch den Feinden desto furchtbarer zu werden. Nachdem er diese Anstalten getroffen und zu den Göttern gebetet hatte, ging er mitten durch die Stadt den Feinden entgegen. In allen Straßen, durch welche er zog, erhoben die Syrakusier ein jauchzendes Freudengeschrei, untermischt mit lautem Gebet und ermunterndem Zuruf; sie nannten den Dion einen Heiland und Gott, und die fremden Krieger ihre Brüder und Mitbürger; ja es hatte in diesem Augenblicke keiner sich selbst und seine Seele so lieb, daß er nicht um den einzigen Dion besorgter gewesen wäre, als um alle die andern, um ihn, der allen voran durch Blut und Feuer und Leichen in die Todesgefahr hineinging.

Der Angriff war ebenso mühsam als gefahrvoll. Die Ankunft Dions hatte die Barbaren gleichwie ein wildes Thier, dem man seine Beute entreißen will, mit Grimm und Wuth erfüllt, und ihre Furcht zeigte sich zunächst nur in Gestalt eines um so hartnäckigeren Widerstandes.

Sie hatten ihre Stellung an der niedergerissenen Mauer genommen, so daß man nur mit der äußersten Mühe an sie herankonnte. Auch schreckte die Angreifenden das Feuer, welches ringsumher alle Häuser ergriffen hatte und den Kampfplatz furchtbar beleuchtete. Um zum Feinde zu gelangen, mußte daher Dions Schaar mitten über glühende Schutthaufen, zwischen stürzendem Gebälk und wankenden Mauern hindurch den Anlauf nehmen, wobei neben allen diesen Hindernissen besonders auch der wirbelnde Rauch und die auffliegende Asche es fast unmöglich machten, in geschlossenen Gliedern sich zusammenzuhalten. Als es nun zum Handgemenge kam, konnten wegen der Enge der Straßen und der Ungleichheit des Bodens doch nur wenige gegen wenige fechten, so daß der Ausgang eine Zeit lang unentschieden blieb, bis die Peloponnesier, angefeuert durch den Zuruf und Beistand der Syrakusier, die Schaar des Nypsios überwältigten. Der größte Theil der letzteren zog sich in die nahe Burg zurück und kam davon; diejenigen aber, welche außerhalb derselben zurückgeblieben und sich zerstreut hatten, wurden von den Fremden verfolgt und niedergehauen.

Die Umstände verstatteten diesmal nicht, nach diesem Siege sich der Ruhe zu überlassen und die Freudenfeste anzustellen, welche ein so glückliches Ereigniß verdiente; denn alles wandte sich jetzt, nachdem man mit dem Feinde fertig geworden, den brennenden Häusern zu, und nur der äußersten Anstrengung gelang es, in der Nacht dem tobenden Elemente Einhalt zu thun.

6. Dion nimmt die Burg ein, findet die Seinen wieder, giebt den Syrakusiern eine Verfassung und entledigt sich seines Nebenbuhlers.

Am andern Morgen war keiner der bisherigen Volksführer zu blicken; sie hatten sammt und sonders sich selber das Urtheil gesprochen und für gut befunden, die Stadt zu verlassen. Nur Herakleides und Theodotes waren zurückgeblieben und überlieferten sich freiwillig in Dions Hände, indem sie sagten: „Wir bekennen, daß wir Unrecht gethan haben, und bitten, dich billiger gegen uns zu bezeigen, als wir es gegen dich gewesen.“ Dions Freunde ermahnten ihn, dieser übelgesinnten und nichtswürdigen Männer nicht zu schonen, sondern sie den Soldaten preiszugeben; er solle den Staat von den Umtrieben der Volksschmeichler befreien, dieser rasenden Krankheit, welche nicht minder verderblich sei als die Tyrannei. Dion aber suchte sie zu besänftigen und sprach: „Andere Feldherren wenden den meisten Theil ihrer Uebungen den Waffen und dem Kriege zu; ich hingegen habe in der Akademie viel Zeit und Mühe daran gesetzt, um allen Zorn und Neid und Ehrgeiz überwinden zu lernen; und diese Fertigkeit bewährt man nicht sowohl durch Mäßigung im Umgang mit seinen Freunden und rechtschaffenen Männern, als vielmehr dadurch, daß man bei erlittenem Unrecht sich sanftmüthig und versöhnlich zeigt gegen diejenigen, die sich an uns vergangen haben.*) Ich will der Welt zeigen, daß ich diesem Herakleides nicht so sehr an Macht und Klugheit als an Gerechtigkeit und Güte überlegen bin. Soll Dion etwa darum seine Tugend durch den Zorn verderben, weil jener aus Neid die Rechtschaffenheit und die Treue darangiebt? Zudem glaube ich, daß keines Menschen Bosheit bis zu dem Maaße wild und unbändig sei, daß sie nicht durch Liebe und oft sich wiederholende Gutthat sich überwinden und bekehren ließe.“ Aus solchen Gründen eines edlen Herzens ließ Dion den Herakleides und seinen Anhang los.

Mit allem Eifer nahm er jetzt wieder die Belagerung der Burg vor und schloß sie in einer Nacht durch seine Söldner mit einem Pfahlwerk ein, so daß sich am andern Morgen die Bürger ebenso sehr als die Feinde über das Werk und die Schnelligkeit seiner Ausführung verwundern mußten. Bald darauf stellte er auch die frühere Mauer wieder her, und da den Belagerten jetzt von außen niemand mehr zu Hülfe kam, in der Burg selber die Lebensmittel ausgingen, der Hunger ausbrach und die Miethsvölker meuterisch wurden, so gab des Dionysios Sohn seine Sache verloren und überlieferte dem Dion gegen die Verstattung freien Abzugs die Burg mit allen Waffen und Kriegsgeräthen. In Begleitung seiner Mutter und Schwestern segelte er mit fünf bemannten Schiffen ab. Ganz Syrakus lief zusammen, um dieses Schauspiel zu genießen, und schalt laut über die, welche nicht zugegen waren und es versäumten, solch einen Tag und die Sonne zu sehen, die auf das freie Syrakus herniederleuchtete.

Als Apollokrates abgesegelt war, und Dion sich aufmachte, die Burg in Besitz zu nehmen, da litt es die Frauen, die dort zurückgeblieben waren, nicht länger in den verhaßten Mauern. Sie warteten nicht, bis Dion hereinkam, sondern eilten ihm bis vor das Thor entgegen. Dions Schwester, Aristomache, mit seinem jungen Sohne Hipparinos an der Hand, ging voraus; aber Arete folgte ihr weinend nach, denn sie wußte nicht, wie sie ihren Gemahl empfangen und anreden sollte, da sie einem Anderen war zum Weibe gegeben worden. Dion umarmte zuerst seine Schwester und dann seinen Sohn, worauf Aristomache ihre unglückliche Schwägerin mit diesen Worten zu Dion hinführte: „Wir sind unglücklich gewesen, o Dion, seit du in die Verbannung gingst! aber deine Heimkunft als Sieger hat die Traurigkeit von uns allen hinweggenommen, außer von dieser Einen, die ich Unglückliche einst gezwungen sah, sich einem Anderen zu vermählen, während du noch lebest. Wie wirst du die Gewalt, der sie sich fügen mußte, ansehen, nun dich das Glück zu unserem Herren gemacht hat? Soll sie dich als Oheim oder als ihren Gemahl begrüßen?“ Bei diesen Worten seiner Schwester brach Dion in Thränen aus, umarmte sein Weib mit großer Innigkeit, übergab ihr seinen Sohn und hieß sie in sein Haus hinabgehen, wo er selber wohnte, da er die Burg den Syrakusiern überlassen hatte.

Da ihm nunmehr alles nach Wunsch ergangen war, wollte er nicht eher seines gegenwärtigen Glückes genießen, als bis er die Bundesgenossen reichlich beschenkt und vornehmlich seinen Bekannten in der Stadt, so wie seinen

*) „Denn so ihr liebet, die euch lieben, was werdet ihr für Lohn haben? Thun nicht dasselbe auch die Zöllner? und so ihr euch nur zu eueren Brüdern freundlich thut, was thut ihr Sonderliches? Thun nicht die Zöllner auch also?“ Matth. 5, 46 f.

Kriegsgefährten aus der Fremde sich erkenntlich gezeigt hätte, wobei seine Freigebigkeit fast über sein Vermögen hinausging. Er selber lebte so schlicht und einfach und zeigte sich in seiner täglichen Lebensart so mäßig, als ob er stets der Tischgenosse Platons und niemals der Kriegskamerad von fremden Hauptleuten und Lanzenknechten gewesen, welche alle Tage schmausen und schlemmen, um sich für die ausgestandenen Drangsale und Gefahren schadlos zu halten. Mit Recht schrieb ihm Platon, daß die Bewohner des ganzen Erdkreises jetzt auf einen einzigen Ort hinsähen, und an diesem wiederum zumeist auf ihn; Dion hingegen schien seine Augen gleichfalls auf einen einzigen Ort einer einzigen Stadt zu richten, nemlich auf die Akademie Athens, und wußte gar wohl, daß die dortigen Zuschauer und Richter seines Lebens weder seine Thaten noch Kühnheit und Siege bewunderten, sondern einzig und allein darauf Acht hätten, ob er sich seines Glückes mit Würde und Mäßigung bedienen und bei so erhabener Lebensstellung die Demuth bewahren werde.



Nur von seinem ernsten Wesen im Umgange und von seiner unbiegsamen Strenge gegen das Volk wollte er mit Fleiß nichts nachlassen oder auch nur auf eine Milderung dieser herberen Seite seines Charakters bedacht sein, wiewohl die Eigenthümlichkeit der Verhältnisse ein größeres Maaß von Freundlichkeit an ihm wünschenswerth machte. Aber wie ihm dieselbe schon von Natur versagt schien, so bestärkten ihn vollends die bisherigen Erfahrungen in dem ganz entgegengesetzten Bestreben. Unter einem Volke, welches einer langen und harten Knechtschaft plötzlich enthoben, um so mehr zur Zügellosigkeit geneigt und durch selbstsüchtige Schmeichler verderbt war, schien ihm mehr als alles Ernst und Festigkeit der Regierung nothwendig und heilsam. Aus diesem Grunde ging er damit um, die unbeschränkte Demokratie, die er für gar keine Staatsverfassung, sondern, mit Platon zu reden, für einen Jahrmarkt aller Verfassungsformen ansah, zu beseitigen und eine nach dem Muster der lakonischen und kretischen Regierung gebildete Aristokratie einzurichten. Zu diesem Zwecke ließ er einige staatskluge Männer aus Korinth zu sich kommen, um sich ihres Beistandes bei seinem Vorhaben zu bedienen; denn Korinth war die Mutterstadt von Syrakus und hatte gleich den meisten dorischen Staaten eine oligarchische Verfassung.

Herakleides aber wirkte den Absichten Dions in aller Weise entgegen. Kein Mittel war ihm zu schlecht, um sich bei der Menge in Gunst zu setzen; kein Gefühl der Dankbarkeit verhinderte diesen gewissenlosen Mann, seinen edlen Gegner in den Augen des Volkes, wie und wo er konnte, herabzusetzen und zu verdächtigen: Dion sei kein Volksfreund, darum habe er sich denen widersetzt, welche eine Theilung der Aecker und Häuser vorgeschlagen, und alle hierüber bereits gefaßte Volksbeschlüsse für ungültig erklärt, als ob nicht die Gleichheit der Anfang zur Freiheit und die Armuth der Anfang zur Sklaverei wäre. Daß er aber ein Tyrannenfreund und der Willkürherrschaft ergeben sei, das lasse sich an vielen seiner Handlungen klärlich erweisen. Darum habe er die Tyrannenburg nicht geschleift und das Volk verhindert, das Grab des älteren Dionys zu erbrechen und seine Gebeine herauszuwerfen; und so habe er auch mit Uebergehung seiner Mitbürger etliche Fremblinge aus Korinth nach Syrakus gerufen, um ihm als Rathgeber und Amtsgenossen in der Staatsverwaltung beizustehen.

Dion konnte sich nicht länger verhehlen, daß alle seine Pläne in Hinsicht einer neuen Ordnung der öffentlichen Verhältnisse scheitern müßten, so lange ein so unruhiger, veränderlicher und aufrührerischer Mensch, ausgerüstet mit jedem Talente der Bosheit und der Heimtücke, ihm entgegenarbeite; und so ließ er es endlich geschehen, daß die-

jenigen, welche schon lange vorher den Herakleides umgebracht haben würden, wenn Er es ihnen nicht verwehret hätte, in das Haus dieses Mannes eindrangen und ihn aus dem Wege räumten. Dieser Mord erregte unter den Syrakusiern heftigen Unwillen. Dion aber ließ dem Gefallenen ein prächtiges Leichenbegängniß veranstalten, welchem er selber mit dem ganzen Heere sich anschloß, und hielt darnach eine Rede an das Volk, worin er auseinandersetzte, daß der tieferschütterte Staat unmöglich hätte zur Ruhe gelangen können, so lange ein Herakleides und ein Dion zu gleicher Zeit am Staatsruder gesessen hätten.

7. Dion kommt durch den Kalippos um.

Unter Dions Freunden befand sich der schon erwähnte Kalippos aus Athen, ein Mann von erprobter Tapferkeit, welcher den Dion auf seinem Feldzuge begleitet hatte und schon damals so hoch in Ehren stand, daß er bei dem feierlichen Einzuge in Syrakus allen übrigen voran und mit bekränztem Haupte an der Seite des Feldherrn ritt. Nachdem nun die angesehensten und vorzüglichsten unter Dions Freunden durch den Krieg aufgerieben worden und Herakleides den Tod gefunden hatte, entging es ihm nicht, daß das niedere Volk von Syrakus gegenwärtig ohne Führer sei, so wie, daß Dions Soldaten ihm die meiste Anhänglichkeit bewiesen; und diese Wahrnehmung machte ihn zum verruchtesten Menschen. Er schmeichelte sich nemlich mit der Hoffnung, ganz Sicilien müsse ihm zum Lohne zufallen, wenn er seinen Gastfreund ermorde, und machte den allerboshaftesten und tückischsten Anfang dazu auf folgende Weise.

Da Dion der Unsicherheit seiner Stellung sich bewußt war, so benutzte Kalippos eben dieses Mißtrauen dazu, um sich in Besitz seines unbedingten Vertrauens zu setzen. Mit großer Beflissenheit trug er ihm alles zu, was er da und dort im Volke an ungünstigen Urtheilen über Dion aufgefangen oder wohl auch selber ersonnen hatte; und nachdem er dies lange genug gethan, erbot er sich, ihm ein Mittel an die Hand zu geben, wie er den Absichten seiner Feinde am sichersten begegnen und jeder im Geheimen sich entspinnenden Verschwörung zeitig genug auf die Spur kommen könne. Er müsse nemlich einen seiner Vertrauten die Rolle eines Gegners übernehmen lassen, damit derselbe sich unter die Uebelgesinnten mischen und ihre Gedanken und Pläne erforschen könne. Dion beauftragte ihn selber mit dieser Rolle, und so konnte Kalippos nunmehr ungescheut, wie und wo er wollte, die frechsten und nachtheiligsten Reden gegen Dion führen und mit den Mißvergnügten zu geheimen Berathungen zusammentreten, ohne von Dion etwas fürchten zu müssen, da dieser, wiewohl ihn Freunde, Verwandte und wohlgesinnte Bürger oft genug vor Kalippos Ränken warnten, in der Meinung verharrte, er handle nur so in seinem eignen Auftrage und zu dem besagten Zwecke.

Eben zu jener Zeit, während Kalippos im Geheimen eine Verschwörung gegen Dion zu Stande brachte, wurde derselbe durch eine furchtbare und unerklärliche Erscheinung erschreckt. Als er nemlich einstmals spät am Tage einsam und in Gedanken versunken in der Vorhalle seines Hauses saß, hörte er plötzlich ein Geräusch, und als er aufblickte, sah er am andern Ende des Säulenganges, da es noch etwas helle war, ein großes Weib, welches in Gewand und Antlitz einer tragischen Furie völlig ähnlich war*) und mit einem Besen kehrte. Dion war darüber bestürzt und von Furcht ergriffen, daß er seine Freunde herbeirufen ließ, ihnen das Gesicht erzählte und sie bat, die Nacht über bei ihm zu bleiben, weil er ganz außer sich war und befürchtete, das Gespenst möchte, wenn er allein wäre, ihm abermals erscheinen. Wenige Tage darauf stürzte sich Hipparinos, Dions einziger Sohn, ein Knabe, welcher eben in's Jünglingsalter hinübertrat, aus Lebensüberdruß häuptlings vom Dache herab und starb auf der Stelle. Vom Dionys aus verruchter Politik zu allen Lastern erzogen, deren seine zarte Jugend kaum fähig war, hatte er sich, seit er der väterlichen Zucht übergeben ward, in die veränderte Lebensart nicht finden können und darum einem tugendhaften Leben den Tod vorgezogen.

Während Dion sich in so traurigen Umständen befand, eilte Kalippos um so mehr, sein Vorhaben auszuführen, und seine ganz entmenschte Bosheit wußte gerade aus jenem Unglück eine Waffe zu schmieden, die sein langerlesenes Schlachtopfer endlich zum Falle brachte. Er sprengte in der Stadt das Gerücht aus, Dion habe, da er nunmehr kinderlos sei, beschlossen, den Apollokrates, den Sohn des Dionys herbeizurufen und ihn als Brudersohn seiner Gemahlin und Tochtersohn seiner Schwester für seinen Nachfolger zu erklären. Jetzt fingen auch Dion und die Frauen seines Hauses an, gegen das Unternehmen des Kalippos einigen Verdacht zu schöpfen; von allen Seiten her gingen ihnen warnende Anzeigen zu. Gleichwohl ließ sich Dion durch keinerlei Vorstellungen bewegen, gegen jenen einzuschreiten. Die Reue über das, was man dem Herakleides angethan hatte, nagte an seinem Herzen, und dieser Mord, den er als einen Schandflecken seines Lebens und seiner Thaten schwer beklagte, machte es ihm unmöglich, ein so blutiges Verfahren zum zweiten Male zu seiner Sicherstellung zu ergreifen. Er wolle, sagte er, lieber tausendmal sterben, und seinen Hals jedem Messer freiwillig darreichen, als sein Leben mit steter Furcht nicht allein vor seinen Feinden, sondern auch vor seinen Freunden erkaufen. Unterdessen gerieth Kalippos selber, als er sah, daß jene Frauen alles genau ausforschten, in große Furcht vor Entdeckung. Er ging daher selbst zu ihnen, stellte mit Thränen im Auge ein so schändliches Vorhaben in Abrede und erbot sich, jede Bürgschaft, die sie nur haben wollten, zu leisten. Sie nahmen dies Erbieten an und verlangten, er solle „den großen Eid" schwören. Dieser bestand darin,

---

*) So schritten keine ird'schen Weiber!
Die zeugete kein sterblich Haus!
Es steigt das Riesenmaaß der Leiber
Hoch über menschliches hinaus.
Ein schwarzer Mantel schlägt die Lenden,
Sie schwingen in entfleischten Händen
Der Fackel düsterrothe Gluth;
In ihren Wangen fließt kein Blut.
Und wo die Haare lieblich flattern,
Um Menschenstirnen freundlich wehn,
Da sieht man Schlangen hier und Nattern
Die giftgeschwollenen Bäuche blähn.

Schiller.

daß derjenige, welcher ihn leisten sollte, in den Hain der Thesmophoren hinabging, ein Opfer verrichtete, hierauf den Purpurmantel der Göttin sich selber anlegte und so mit einer brennenden Fackel in der Hand den Eid schwur. Kalippos that dies alles und schwur den Eid; aber als ein Mensch ohne Religion und Glauben, verlachte er den Zorn der Götter dermaaßen, daß er den Mord, welchen er vorhatte, bis auf das Fest derselben Gottheit hinausschob, bei welcher er geschworen hatte, und ihn alsdann vollführte.

An diesem Tage machten sich sämmtliche Männer, welche sich zu so verruchter That mit einander verbunden hatten, nach Dions Wohnung auf, und nachdem ein Theil derselben das Haus von außen umstellt, ein anderer die Thüren und Fenster besetzt hatte, drangen die Zakynthier, welche an Dion ihre Hände legen sollten, ohne Schwerter in das Zimmer, wo sich derselbe mit seinen Freunden befand, während diejenigen, welche draußen geblieben waren, die Thür verschlossen und besetzt hielten. Jene fielen sofort über Dion her und suchten ihn niederzuringen und zu erwürgen. Da ihnen aber das letztere bei dem kräftigen Widerstande, welchen er leistete, nicht gelang, verlangten sie ein Schwert; aber niemand wagte, die Thür zu öffnen, denn es war die Anzahl der Freunde Dions, welche mit ihm drinnen im Zimmer waren, nicht gering; doch getraute sich keiner von diesen allen, ihm zu Hülfe zu kommen, indem jeder sein eignes Leben zu retten hoffte, wenn er den Dion preisgäbe. So verging denn eine lange Frist, ehe jene ihr schreckliches Werk vollbringen konnten, bis Lykon der Syrakusier einem der Zakynthier durch das Fenster einen Dolch reichte, womit sie den Dion wie ein Opferthier, das sie schon lange festgehalten und geängstet hatten, abwürgten. Unmittelbar nach Dions Ermordung bemächtigte man sich auch seiner Schwester und seiner Gemahlin und warf beide in's Gefängniß (354 vor Chr.).

Dies also war das Werk des Kalippos aus Athen, welcher mit dieser gottlosen That die Wahrheit jenes Ausspruches seiner zweiten Hälfte nach bestätigte, daß nemlich Athen unter den tugendhaften Männern die besten, unter den lasterhaften die verworfensten hervorgebracht habe, gleichwie die Umgegend Athens den süßesten Honig und den tödtlichsten Schierling erzeuge.

Anfangs schien ihm das Glück noch günstig; er bekam Syrakus in seine Gewalt und schrieb dies mit prahlerischem Frohlocken an seine Vaterstadt, vor welcher er sich doch nach einer so abscheulichen That nächst den Göttern am meisten hätte schämen und fürchten sollen. Indessen blieb er nicht lange ein Vorwurf für das Schicksal und die Gottheit, als ob dieselben gleichgültig ansähen, daß ein Mensch durch eine so abscheuliche That zu einer so großen Herrschaft und Geltung gelangt sei. Vielmehr ereilte ihn ganz in der Kürze die verdiente Strafe. Denn während er auszog, um Katana zu gewinnen, verlor er Syrakus; bei einem Angriff auf Messina büßte er die meisten seiner Soldaten ein, unter denen auch Dions Mörder sich befanden, und wurde von keiner einzigen Stadt in Sicilien aufgenommen, sondern von jedermann gehaßt und verabscheut. Zuletzt setzte er sich in Besitz von Rhegion, mußte sich aber so kümmerlich behelfen, daß er kaum seine Söldner unterhalten konnte, und wurde endlich von Leptines und Polyperchon umgebracht. Ein bedeutungsvolles Spiel des Zufalls fügte es, daß sie sich dabei desselben Dolches bedienten, womit man vormals den Dion ermordet hatte. Denn er war sehr kurz nach Art der lakonischen und von so kunstvoller, prächtiger Arbeit, daß man ihn leicht wiedererkannte. Diese Vergeltung also traf den Kalippos.

Aristomache und Arete wurden nach dem Sturze ihres Bedrängers aus dem Gefängnisse entlassen und von dem Syrakusier Hiketes, welcher einer von Dions Freunden gewesen, liebreich aufgenommen. Später jedoch gab auch dieser dem Zureden der unversöhnlichen Feinde Dions nach, brachte jene Frauen unter dem Vorgeben, sie nach dem Peloponnes zu schicken, auf ein Schiff und ließ unterwegs beide sammt dem Söhnlein, welches Arete im Gefängniß geboren und aufgezogen hatte, in's Meer versenken. Aber auch diesen traf die gerechte Strafe, wovon der Leser in der Lebensbeschreibung Timoleons das Weitere vernehmen wird.

T i m o l e o n.

1. Die Syrakusier bitten Korinth um Hülfe gegen Dionys und die Karthager. Die Wahl des Feldherrn fällt auf Timoleon.

Acht Jahre nach Dions Tode, 346 vor Christus, trafen Gesandte der Syrakusier zu Korinth ein, um diese ihre Mutterstadt, welche sich schon öfter ihrer angenommen und durch Freiheitsliebe und Tyrannenhaß sich vor anderen griechischen Staaten auszeichnete, dringend um Hülfe gegen die Feinde zu bitten, welche Syrakus von innen und außen theils bedrängten theils bedrohten. In der That war ihre Lage höchst bedenklich. Seitdem nemlich Dion, der Befreier der Stadt, durch Meuchelmord umgekommen war, und seine Genossen sich unter einander veruneinigt hatten, war Syrakus aus den Händen eines Tyrannen immer wieder in die eines anderen gerathen und unter der Menge von Unfällen beinahe zur Einöde geworden; während vom übrigen Sicilien ein Theil durch die Kriege bereits gänzlich verwüstet und entvölkert war, und die meisten Städte sich in der Gewalt zusammengelaufener Barbaren und dienstloser Soldaten befanden, welche den häufigen Wechsel der Oberherrschaft sich gern gefallen ließen.

Unter solchen Umständen war es dem Dionysios im zehnten Jahre seiner Entfernung gelungen, mit einem Söldnerhaufen sich unerwartet der Gewalt wieder zu bemächtigen, und übte nun über die unglückliche Stadt die Herrschaft eines sonst auch nicht milden, nun aber durch die erlittenen Drangsale völlig erbitterten Tyrannen. Die besten und angesehensten Syrakusier hatten sich darauf an den Fürsten von Leontinoi, Hiketes, gewendet und ihm den Oberbefehl im Kriege übertragen, nicht weil er etwa besser war, als die erklärtesten Tyrannen, sondern weil sie keine andere Zuflucht hatten und auf ihn als gebornen Syrakusier und seine Macht, die der des Dionysios gewachsen war, Vertrauen setzten. Mittlerweile hatten sich auch die Karthager mit einer Flotte Sicilien genähert und bedrohten die Insel. Hiketes, der, wie sich in der Folge zeigte, den übertragenen Oberbefehl zur Unterjochung, nicht zur Befreiung der Syrakusier zu brauchen gedachte, hatte sich mit ihnen heimlich in Unterhandlung eingelassen; öffentlich aber hatte er dem Entschlusse der Syrakusier, in dieser Noth die Korinther durch eine Gesandtschaft um Hülfe anzusprechen, seinen Beifall gegeben und zugleich mit ihnen Gesandte nach dem Peloponnes geschickt, in der stillen Hoffnung, die Korinther würden, durch die Unruhen Griechenlands zu sehr beschäftigt, die Hülfe verweigern.

Darin aber hatte der Tyrann sich getäuscht. Bei Ankunft der Gesandten beschlossen die Korinther, die stets für ihre Pflanzstädte und namentlich für Syrakus eifrig besorgt waren und eben damals glücklicher Weise in Ruhe und Frieden lebten, schleunigen Beistand. Als man nun zu diesem Unternehmen einen Feldherrn suchte, und die Behörden diejenigen Bürger, die sich hervorzuthun bestrebten, bezeichneten und in Vorschlag brachten, trat Einer aus der Menge hervor und nannte den Timoleon, Timodemos Sohn, einen Mann, der an den öffentlichen Geschäften nicht mehr theilnahm und weder dergleichen Hoffnung noch Entwürfe hegte; vielmehr war es, als hätte ein Gott jenem diesen Vorschlag in den Sinn gegeben. Mit so hoher Gunst leuchtete das Glück dem Timoleon gleich bei seiner Wahl entgegen, mit solcher Huld geleitete es fortan seine Thaten und verherrlichte des Mannes Tapferkeit!

Timoleon stammte von Eltern, die beide zu Korinth in hohen Ehren standen, dem Timodemos und der Demariste. Er war ein Vaterlandsfreund, von ungemeiner Sanftmuth, nur gegen Tyrannei und Bosheit mit unversöhnlichem Haß erfüllt und für das Kriegswesen von so schön und harmonisch verbundenen Eigenschaften, daß er als Jüngling große Klugheit und als Greis eine nicht geringere Tapferkeit an den Tag legte. Sein älterer Bruder Timophanes war ihm ganz ungleich, voller Unbesonnenheit und Herrschgier, dabei ungestüm und gefahrliebend, wodurch er die Bürger so sehr an sich zog, daß sie ihn als einen kriegerischen und thatkräftigen Mann an die Spitze des Heeres stellten. Hierzu war ihm Timoleon sehr behülflich, indem er seine Fehler ganz verdeckte oder doch milderte, dagegen seine glänzenden Eigenschaften geflissentlich hervorhob.

In der Schlacht der Korinther gegen die Argeier und Kleonäer, wo Timoleon unter den Schwerbewaffneten stand, gerieth Timophanes, der die Reiterei anführte, in schwere Gefahr. Sein Pferd erhielt eine Wunde und schleuderte ihn, sich überbäumend, mitten unter die Feinde. Seine Gefährten stäubten vor Schrecken aus einander, und die wenigen, welche bei ihm blieben, hielten nur mit Mühe dem zahlreichen Feinde Stand. Kaum gewahrte Timoleon den Unfall, als er eilig beisprang, den am Boden liegenden Timophanes mit dem Schilde deckte und endlich, nachdem er viele Wurfspieße und viele Schwertschläge mit Leib und Waffen aufgefangen, die Feinde zurücktrieb und seinen Bruder rettete. — In der Folge ging Timophanes darauf aus, mit Hülfe einer zum Schutze Korinths bestimmten

Söldnerschaar, deren Anführung ihm die Bürger vertraut hatten, sich die Stadt unterwürfig zu machen; ließ viele der vornehmsten Bürger unverhörter Sache umbringen und erklärte dann endlich sich selbst zum Tyrannen. Timoleon, der mit tiefer Betrübniß die Schlechtigkeit des Bruders als sein eigenes Unglück ansah, versuchte, ihn durch Vorstellungen zu bewegen, daß er jene wahnsinnige und unselige Leidenschaft aufgäbe und seine Vergehungen gegen die Bürger möglichst wieder gut machen möchte. Da ihn jener aber mit Verachtung zurückwies, so verband er sich mit zwei Freunden und begab sich nach wenigen Tagen wiederum zu seinem Bruder auf die Burg. Die Drei stellten sich um ihn her und baten flehentlich, doch endlich einmal der Vernunft zu folgen und umzukehren. Als aber Timophanes sie erst verlachte, dann in Zorn gerieth und Drohungen ausstieß, so trat Timoleon ein wenig beiseit, verhüllte sein Gesicht und blieb weinend stehen, indeß die beiden Andern die Schwerter zogen und den Tyrannen auf der Stelle niedermachten.

Als die That ruchbar wurde, lobten zwar die Besten unter den Korinthern die Großherzigkeit Timoleons, daß ihm bei aller Sanftmuth und Verwandtenliebe das Vaterland mehr gegolten als seine Familie, da er den Bruder als tapfren Kämpfer für das Vaterland gerettet, als hinterlistigen Unterdrücker getödtet habe. Diejenigen hingegen, die in einem freien Staate nicht zu leben vermochten, äußerten zum Schein zwar Freude über den Tod des Tyrannen, schalten aber die That Timoleons als gottlos und abscheulich und stürzten ihn dadurch in tiefe Trauer. Wie er nun gar erfuhr, daß auch seine Mutter, heftig erzürnt, schreckliche Verwünschungen gegen ihn ausstoße; und da sie, als er hinging, sie zu besänftigen, seinen Anblick nicht ertragen konnte, sondern ihm das Haus verschloß, da versank er in so große Schwermuth und Geisteszerrüttung, daß er damit umging, sich durch Enthaltung von Speise das Leben zu nehmen. Seine Freunde aber ließen weder Bitten noch Zwangsmittel unversucht, dies zu verhindern, bis er endlich beschloß, für sich in der Einsamkeit zu leben. Er entsagte allen Staatsgeschäften und kam in den ersten Zeiten nicht einmal in die Stadt, sondern trieb sich, nur seinem Grame lebend, in den einsamsten Ländereien umher.

Diese Trauer Timoleons über das Geschehene brach und vernichtete all' seine Geisteskraft so sehr, daß er beinahe zwanzig Jahre lang sich mit keinem bedeutenden oder öffentlichen Geschäfte abgab. Als er nun zum Feldherrn vorgeschlagen wurde, und das Volk ihn mit Bereitwilligkeit dazu erwählte, erhob sich Telekleides, damals an Macht und Ehre der erste Bürger Korinths, und ermahnte ihn, sich in diesem Unternehmen als edel und tüchtig zu bewähren. „Denn,“ sagte er, „wenn du mit Ehre kämpfest, so werden wir glauben, du habest einen Tyrannen, wenn mit Unehre, du habest einen Bruder getödtet.“*)

2. Glück verheißende Zeichen bei Timoleons Abfahrt; glücklich überwundene Hindernisse bei seiner Ankunft.

Während Timoleon zum Seezuge sich rüstete, lief ein Schreiben vom Hiketes ein, das seine verrätherische Gesinnung deutlich an den Tag legte. Man solle, schrieb er, Mühe, Aufwand und Gefahr einer Fahrt nach Sicilien sich ersparen, zumal weil die Karthager sie verböten und der ankommenden Flotte mit vielen Schiffen auflauern würden. Er selbst habe sie, durch Korinths Zögerung gezwungen, zu seinen Bundesgenossen gegen den Tyrannen gemacht. — Dieser Brief wurde öffentlich verlesen und entflammte aller Herzen dergestalt mit Unwillen gegen Hiketes, daß man nun um so eifriger Timoleon mit allen Bedürfnissen versorgte und die Zurüstungen beförderte.

Nicht minder befeuerten günstige, gottgesendete Zeichen die Gemüther zu diesem heiligen Unternehmen. Priesterinnen der Persephone sahen im Traume die Göttin mit ihrer Mutter Demeter sich zur Reise anschicken, um Timoleon zu begleiten; weswegen auch die Korinther eine heilige Galeere ausrüsteten, die sie nach den Göttinnen benannten. Und dem Timoleon selbst fiel zu Delphoi, als er dem Gotte geopfert und in das Heiligthum hinabstieg, eine mit Kränzen und Siegeszeichen bunt durchwirkte Binde von der Decke auf das Haupt herab, gleich als würde er von Apollon selbst bekränzt und zu großen Thaten ausgeschickt.*) Er ging jetzt mit zehn Schiffen unter Segel, und als er zur Nacht mit günstigem Winde die hohe See erreichte, schien sich auf einmal der Himmel über seinem Schiffe aufzuthun und hellleuchtendes Feuer darüber auszugießen, und eine Fackel, ähnlich den bei den Mysterien gebräuchlichen, stieg daraus hervor und lief mit ihnen in gleicher Richtung, bis sie sich in der Gegend Italiens, wo die Steuerleute anzulegen gedachten, niedersenkte. In dieser Erscheinung sah man eine neue Bestätigung, daß die Göttinnen den Zug nach Persephones heiliger Insel**) geleiteten; alle waren getrostes Muthes, fuhren in schnellem Laufe durch die offene See und dann längs der Küste Italiens weiter.

Die Nachrichten von Sicilien aber versetzten Timoleon in nicht geringe Verlegenheit und machten die Soldaten mißmüthig. Hiketes nemlich hielt, seitdem er den Dionysios in einem Treffen besiegt und den größten Theil von

---

*) Ein erhabenes Loos, ein göttliches ist ihm gefallen,
Schon vor des Kampfes Beginn sind ihm die Schläfe bekränzt.
Ihm ist, eh' er es lebte, das volle Leben gerechnet;
Eh' er die Mühe bestand, hat er die Charis erlangt.
Groß zwar nenn' ich den Mann, der, sein eigner Bildner und Schöpfer
Durch der Tugend Gewalt selber die Parze bezwingt,
Aber nicht erzwingt er das Glück, und was ihm die Charis
Neidisch geweigert, erringt nimmer der strebende Muth.
Vor Unwürdigem kann dich der Wille, der ernste, bewahren;
Alles Höchste, es kommt frei von den Göttern herab.

Schiller.

*) Zu einer schweren That beruft ein Gott
Den edeln Mann, der viel verbrach, und legt
Ihm auf, was uns unmöglich scheint, zu enden.
Es siegt der Held, und büßend dienet er
Den Göttern und der Welt, die ihn verehrt.

Göthe's Iphigenie, Akt II. Sc. 1.

**) Hades oder Pluto gab nach der Sage der Persephone oder Proserpina die Insel Sicilien zum Brautgeschenk. Demeter, welche die geraubte Tochter überall zu suchen sich anschickte, zündete an der Flamme des Aetna zwei Fackeln an, weshalb man auch bei der Feier der Mysterien brennende Fackeln trug.

Syrakus genommen hatte, jenen in der Burg und dem „die Insel“ genannten Stadttheile eingeschlossen. Die Karthager dagegen sollten dafür sorgen, daß Timoleon nicht auf Sicilien lande, damit sie beide, der Korinther entledigt, sich ungestört in Sicilien theilen könnten. Sie schickten also zwanzig Galeeren nach Rhegion, auf denen sich Gesandte des Hiketes an Timoleon befanden, mit Anträgen, die seinem Thun entsprachen: artige Vorspiegelungen und Ausflüchte bei schlechten Absichten. Timoleon solle, wenn ihm beliebe, als Rathgeber und Theilnehmer an allen errungenen Vortheilen zum Hiketes kommen, die Schiffe und Soldaten aber nach Korinth zurückschicken, da ja der Krieg beinahe beendet und die Karthager ernstlich entschlossen seien, ihm die Ueberfahrt zu verwehren. Als nun die Korinther zu Rhegion diese Gesandtschaft antrafen und die Punier*) in geringer Entfernung vor Anker sahen; schien es allem Zorne gegen Hiketes und aller Besorgniß für die Sicilier ganz unmöglich, hier die noch einmal so starke Flotte der Barbaren und drüben die Macht des Hiketes zu bewältigen.

Dessen ungeachtet begegnete Timoleon den Gesandten und karthagischen Befehlshabern ganz gelassen und sagte, er gehorche ihren Befehlen; denn was könnte ihm auch Widerstand fruchten? — doch wünsche er, daß die beiderseitigen Erklärungen in Gegenwart einer griechischen und beiden Theilen befreundeten Bürgerschaft, wie die rheginische, gewechselt würden. Es sei dies zu seiner eigenen Sicherheit und zur gewisseren Verbürgung dessen, was sie etwa zu Gunsten der Syrakusier versprächen. Alle Vorsteher der Rheginer unterstützten den schlauen Plan, da sie die Leitung der sicilischen Angelegenheiten lieber in den Händen der Korinther sahen, indem sie sich vor der Nachbarschaft der Barbaren fürchteten.

Zu diesem Zwecke beriefen sie eine Volksversammlung und schlossen die Thore unter dem Vorwande, daß die Bürger sich indeß mit nichts anderem abgeben sollten. Sodann traten sie vor dem Volke auf und hielten weitläufige Reden, einer nach dem andern, und immer über denselben Gegenstand und zu keinem andern Zwecke, als um nur so die Zeit hinzubringen, bis die korinthischen Galeeren abgefahren wären. Richtig ließen sich auch die Karthager ohne Argwohn in der Versammlung hinhalten, weil ja auch Timoleon zugegen war und immer glauben ließ, er werde nun gleich auftreten und eine Rede halten. Wie ihm aber jemand insgeheim meldete, daß die übrigen Galeeren abgefahren und nur die seinige zurückgeblieben sei und ihn erwarte, da schlich er sich durch die Menge, indem die um die Rednerbühne stehenden Rheginer ihn verbergen halfen, ging an's Meer hinab und schiffte eilig davon. Sie landeten in Sicilien bei Tauromenion, wo sie bei dem Fürsten dieser Stadt, Andromachos, der sie schon lange eingeladen hatte, bereitwillige Aufnahme fanden. Dieser war bei weitem der Beste unter den damaligen Machthabern Siciliens, regierte seine Bürger nach Gesetz und Billigkeit und war ein abgesagter Feind der Tyrannen. Darum überließ er auch seine Stadt dem Timoleon zum Waffenplatz und beredete die Bürger, mit den Korinthern zur Befreiung Siciliens gemeinschaftliche Sache zu machen.

*) d. i. die Karthager.

Die Karthager zu Rhegion aber waren, als Timoleon abgefahren und die Versammlung entlassen war, höchlichst aufgebracht, sich so überlistet zu sehen, und gaben dadurch den Rheginern Anlaß, sich über sie durch die Frage lustig zu machen: ob sie denn als Punier an solchen Betrügereien keinen Gefallen fänden?*) — Sie schickten also auf einer Galeere nach Tauromenion einen Gesandten, der viel Worte machte und mit der Grobheit eines Barbaren dem Andromachos drohete, wenn er die Korinther nicht auf der Stelle hinausweisen würde. Zuletzt hielt er ihm den Rücken der Hand hin, kehrte sie dann um und erklärte: so sei jetzt seine Stadt, und so wolle er sie machen. — Andromachos aber lachte und erwiederte weiter nichts, als daß er die Hand wie jener jetzt mit dem Rücken, jetzt flach hinhielt, und ihm befahl, zu machen, daß er fortkomme, wenn er nicht wolle, daß sein Schiff statt so bald so stehe.

Als Hiketes die Ueberfahrt Timoleons erfuhr, erschrak er und ließ viele karthagische Schiffe herbeikommen, so daß nun die Syrakusier an ihrer Rettung vollends verzweifelten, da sie nun den Hafen in der Macht der Karthager, die Stadt von Hiketes besetzt und die Burg in Dionysios Gewalt sahen; während Timoleon im Städtchen Tauromenion, wie auf einem schmalen Rande an Sicilien hing, mit schwacher Hoffnung und geringen Kräften. Denn er hatte nur tausend Soldaten nebst dem nöthigen Unterhalte, sonst weiter nichts. Dazu kam, daß die Städte zu Timoleon, wie überhaupt zu allen Führern von Soldatenschaaren, ein schlechtes Zutrauen faßten. Hatten doch vor nicht gar langer Zeit griechische Anführer unter dem Vorwande, Sicilien zu befreien, einen Zustand der Dinge herbeigeführt, daß man die, welche in der Knechtschaft gestorben, für glücklicher hielt, als die, so die neue Freiheit erlebten. Darum wiesen jetzt alle aus Argwohn die Aufforderungen der Korinther zurück, mit Ausnahme der Einwohner von Adranon.

Die Bürger dieser kleinen, vom älteren Dionysios in der Nähe des Aetna angelegten Stadt waren in zwei Parteien zerfallen, wovon die eine den Hiketes, die andere den Timoleon herbeirief. Zufälliger Weise langten beide, da jeder sich beeilte, zu gleicher Zeit bei Adranon an. Aber Hiketes kam mit fünftausend Soldaten, wogegen Timoleons ganze Macht zwölfhundert Mann betrug. Mit diesen war er Tags zuvor von Tauromenion aufgebrochen, welches dreihundertvierzig Stadien oder neuntehalb Meilen von Adranon entfernt lag, eilte am folgenden Tage im angestrengtesten Marsche auf beschwerlichen Wegen vorwärts, und schon ging der Tag zu Rüste, als Timoleon erfuhr, daß eben Hiketes das Städtchen erreicht habe und sein Lager aufschlage. Die Hauptleute ließen die Vordersten Halt machen, um sie durch Essen und Ruhe für den Kampf zu stärken. Timoleon aber ging hin und bat, dies nicht zu thun, sondern rasch vorzurücken und den Feind zu überfallen, den sie jetzt, wo er vom Marsche ausruhe und mit den Zelten und dem Abendessen beschäftigt sei, gewiß noch in Unordnung antreffen würden. Mit diesen Worten faßte er zugleich seinen Schild und schritt vor allen her zu gewissem Siege. Jene folgten freudiges Muthes, und nach-

*) Die Punier standen, wie die Phönicier, von denen sie abstammten, wegen ihrer Untreue und Betrüglichkeit in übelm Rufe.

dem sie den Zwischenraum von nicht vollen dreiviertel Meilen zurückgelegt hatten, fielen sie über die Feinde her, welche sogleich bei ihrem Anblick voller Bestürzung die Flucht ergriffen. Daher wurden nicht viel mehr als dreihundert getödtet, aber doppelt so viele gefangen genommen und das Lager erobert. Die Adraniten öffneten nun ihre Thore und verbanden sich mit Timoleon, indem sie mit Schauder und Staunen erzählten, beim Beginn des Treffens seien am Tempel ihres Schutzgottes Adranos die heiligen Pforten von selber aufgesprungen, und man habe des Gottes Lanze an der Spitze beben und sein Gesicht in starken Schweiß ausbrechen sehen.

3. Dionys geht als Gefangener nach Korinth. Wunderbare Rettung des Timoleon.

Sofort schickten mehrere Städte Abgeordnete und schlossen sich dem Timoleon an; auch Mamerkos, Tyrann von Katana, ein kriegerischer und durch seine Reichthümer mächtiger Fürst, bot ein Bündniß an. Was aber das Wichtigste war: Dionysios selbst, der bereits alle Hoffnung aufgegeben hatte und sich gegen die Belagerer kaum mehr halten konnte, verachtete jetzt stolz in Hiketes den schmählich geschlagenen Mann, wie er gleichermaaßen den Timoleon bewunderte, und übergab durch Gesandte ihm und den Korinthern sich und die Burg. Timoleon ergriff sein ungehofftes Glück. Er schickte unter Euklides und Telemachos vierhundert Soldaten ab, die in kleinen Haufen und von den Wache haltenden Umlagerern unbemerkt sich einschlichen und von der Burg, dem Pallaste und den ungeheuren Kriegsvorräthen Besitz nahmen. Dazu kamen noch zweitausend Soldaten, welche Dionysios sammt allem andern dem Timoleon übergab. Er selbst ging, indem er des Hiketes Aufmerksamkeit täuschte, mit wenigen Freunden zu Schiff und kam in Timoleons Lager. Hier erschien er zum ersten Male als ein gar bemüthiger Privatmann und ward auf einem einzigen Schiffe und mit wenigem Gelde gen Korinth geschickt. Nachdem er aber daselbst angekommen, gab es keinen Griechen, der ihn nicht zu sehen und zu sprechen begehrte. Die Einen, von Haß und Schadenfreude getrieben, fanden sich mit Vergnügen ein, um den vom Schicksal zu Boden geworfenen Mann mit Füßen zu treten. Andere aber, von solch einem gewaltigen Umsturz erschüttert und gerührt, erkannten in den schwachen, dem Auge des Sterblichen sichtbaren Fäden menschlichen Geschicks das wunderbare Walten einer geheimen göttlichen Macht.

So außerordentlich das Mißgeschick des Dionysios erschien, so an's Wunderbare grenzte das Glück des Timoleon. Erst seit funfzig Tagen war er auf Sicilien und schon hatte er die Burg von Syrakus inne und den Dionys nach dem Peloponnes geschickt. Durch solche Erfolge ermuthigt, schickten ihm die Korinther zweitausend Schwerbewaffnete und zweihundert Reiter. Diese kamen bis Thurioi. Als sie hier aber, wegen der vielen karthagischen Schiffe, die das Meer gesperrt hielten, die Ueberfahrt unmöglich fanden und eine günstige Gelegenheit ruhig abwarten mußten, machten sie von ihrer Muße den edelsten Gebrauch. Während nemlich die Thurier gegen die Bruttier zu Felde zogen, hielten sie ihre Stadt besetzt und bewachten sie so treu und redlich, als wär' es ihre eigne Vaterstadt.

Unterdessen belagerte Hiketes in der Burg von Syrakus die Korinther, die sich hineingeworfen, und schnitt ihnen die Zufuhr ab. Zugleich gewann er gegen Timoleon zwei Söldner zum Meuchelmord und schickte sie nach Adranon, wo Timoleon, der auch sonst keine Leibwache um sich zu haben pflegte, nun jetzt zumal im Vertrauen auf den Schutz des Gottes ohne Furcht und Argwohn unter den Adraniten weilte. Die abgeschickten Mörder erfuhren zufällig, daß er eben im Begriff sei, zu opfern. Sie kamen also, die Dolche unter den Mänteln verborgen, in den Tempel, mischten sich unter das den Altar umstehende Volk und drängten sich allmählig immer näher herzu. Und schon ermunterten sie einander, das Werk zu beginnen: da haut jemand den Einen von ihnen mit dem Schwerte über den Kopf, und wie er fiel, blieb weder der Thäter noch der Gefährte des Erschlagenen stehen; sondern jener mit dem blutigen Schwerte in der Hand nahm die Flucht und sprang auf einen hohen Felsen; dieser dagegen umklammerte den Altar und bat den Timoleon um Gnade, unter dem Versprechen, ihm alles zu gestehen. Und als man ihm die Bitte gewährt hatte, entdeckte er, daß er und der Erschlagene ausgeschickt seien, Timoleon zu ermorden. Inzwischen brachten andere den Mann vom Felsen herab, der immerfort schrie: „Ich habe kein Verbrechen begangen! nein, mit Fug und Recht hab' ich den Mann getödtet, der mir vordem meinen Vater zu Leontinoi erschlug." Auch fand er dessen mehrere Zeugen unter den Anwesenden, die zugleich die weise Fügung des Schicksals bewunderten, wie es Eins durch das Andre in Bewegung setzt, alles von weitem anlegt und scheinbar ganz fremdartige Verhältnisse, die nichts mit einander gemein haben, so verknüpft, daß das Ende des einen den Anfang des anderen bilden muß. Die Korinther gaben daher jenem Manne eine Belohnung von zehn Minen, zum Danke, daß er dem Schutzgeiste Timoleons seine gerechte Empfindung geliehen und seine Rache bis zu dem Augenblicke aufgeschoben, wo er sie durch eine glückliche Fügung mit Timoleons Rettung vereinen konnte. Das Glück der Gegenwart, worin zugleich eine schöne Bürgschaft für die Zukunft lag, ermunterte alle Anwesenden, in Timoleon einen heiligen und von Gott zum Rächer Siciliens gesendeten Mann zu verehren und über sein Leben zu wachen.

4. Syrakus wird eingenommen, die Zwingburg zerstört, die verödete Stadt neu bevölkert.

Da Hiketes diesen Versuch fehlgeschlagen und viele zum Timoleon übertreten sah, schalt er sich selbst, daß er bisher von der so großen Macht der Karthager, die ihm zu Gebote stand, gleichsam als wenn er sich dieser Bundesgenossenschaft schäme, nur theilweise und verstohlen Gebrauch gemacht habe, und rief ihren Feldherren Magon

mit der ganzen Flotte herbei. Dieser kam mit einer furchtbaren Macht, nahm mit hundert und funfzig Schiffen den Hafen ein, setzte sechzigtausend Mann Landsoldaten aus und lagerte sich in der Stadt Syrakus; so daß alle meinten, die lange vorhergesagte und gefürchtete Zeit, wo Sicilien in Barbarei versinken sollte, sei gekommen. Zu gleicher Zeit befand sich die korinthische Besatzung der Burg in höchst mißlicher Lage; wegen Sperrung der Häfen litten sie empfindlichen Mangel, während sie sich auf den Mauern beständig in Mühen und Kampf gegen alle Arten von Rüstzeug und Belagerungskünsten vertheilen mußten. Doch Timoleon wußte zu helfen. Aus Katana schickte er Getraide in kleinen Schifferkähnen und leichten Nachen, die insonders bei heftigem Winde, wenn die Schiffe der Barbaren wegen der hochgehenden See weit auseinander lagen, unbemerkt zwischen denselben hindurchschlüpften.

Sobald Hiketes und Magon dies bemerkten, beschlossen sie Katana wegzunehmen und gingen mit dem Kerne ihrer Macht dahin ab. Indessen bemerkten die Belagerten die Sorglosigkeit der zurückgebliebenen Feinde, machten einen Ausfall, bemächtigten sich der Achradina, welche für den stärksten und unbezwinglichsten Bezirk von Syrakus galt, und setzten sich hier fest. Magon und Hiketes waren bereits in der Nähe von Katana, als ein Reiter von Syrakus sie einholte und die Eroberung der Achradina hinterbrachte. In ihrer Bestürzung kehrten sie nun eilends um, ohne die Stadt, gegen welche sie ausgezogen waren, genommen, noch die, welche sie inne hatten, behauptet zu haben.

Wenn Klugheit und Tapferkeit diese Erfolge dem Glücke einigermaßen noch streitig machen können; so muß man das, was bald darauf geschah, wohl einzig der Gunst des Zufalls zuschreiben. Jene korinthischen Hülfstruppen, welche, durch die karthagischen Schiffe unter Annon und das stürmische Wetter an der Ueberfahrt verhindert, sich bisher in Thurioi aufgehalten, beschlossen endlich, den Landweg durch Bruttien einzuschlagen, und gelangten bald in Güte bald mit Gewalt glücklich durch das Land der Barbaren nach Rhegion. Der karthagische Admiral, der hier umsonst zu liegen vermeinte, weil er die Korinther hier nicht erwartete, bildete sich unter dessen ein, eine recht schlaue Kriegslist zur Berückung der Feinde ersonnen zu haben. Er befahl den Schiffsleuten, sich zu bekränzen, schmückte die Galeeren mit griechischen Schilden und rothen Wimpeln und schiffte nach Syrakus. Wie er nun der Burg unter lautem Ruderschlag, Händeklatschen und Gelächter vorüberfuhr, rief er, um die Belagerten muthlos zu machen, er habe die Korinther bei ihrer Ueberfahrt erwischt, gänzlich besiegt und gefangen genommen. Während er aber diesen albernen Betrug spielte, waren die Korinther aus dem Lande der Bruttier nach Rhegion herabgekommen, und da sie hier niemanden Wache halten und den Sund bei unvermuthet eingetretener Windstille wellenlos und spiegelhell vor sich sahen, bestiegen sie eilend die vorhandenen Fähren und Fischerkähne, stießen ab und fuhren nach Sicilien hinüber, mit solcher Sicherheit und bei so tiefer Meeresstille, daß die Pferde neben den Fahrzeugen herschwimmend an den Zügeln nachgezogen wurden. Mit diesen Hülfstruppen vereinigt, nahm Timoleon sofort Messene ein, und ging, obwohl nur viertausend Mann stark, auf Syrakus los. Zu der Furcht und Bangigkeit, womit Magon die Nachricht von seinem Anzuge vernahm, gesellte sich noch der Argwohn gegen Hiketes aus folgender Veranlassung. In den um die Stadt gelegenen Sümpfen, welche viel süßes Wasser aus den Quellen, Teichen und Flüssen erhalten, hält sich eine Menge von Aalen auf, so daß, wer da will, hier jederzeit einen reichlichen Fang thut. Hierher kamen die bei beiden Heeren dienenden Söldner, wenn sie Muße und Waffenruhe hatten, zu gemeinsamem Fange zusammen. Als Griechen, die eben keine Ursache zu Privatfeindschaften gegen einander hatten, schlugen sie sich wohl in den Gefechten tüchtig mit einander herum, bei Stillstand der Waffen aber kamen sie häufig mit einander zusammen und pflogen freundschaftlichen Zwiespräch. So unterhielten sie sich auch damals beim gemeinschaftlichen Fischfange voll Bewunderung über die Ergiebigkeit jenes Meeres und den Reichthum dieser Gegenden. Da sagte ein bei den Korinthern dienender Söldner: „Und eine Stadt von solcher Größe und mit so herrlichen Vorzügen geschmückt, begehrt ihr gleichwohl, die ihr doch Hellenen seid, der Barbarenherrschaft anheim zu geben, und führet dadurch dieses nichtswürdige und blutdürstige Volk der Karthager in unsere Nachbarschaft, gegen welche man viele Sicilien zu Vormauern Griechenlands wünschen sollte! Hätte Hiketes den Geist eines Feldherrn, er würde nicht die Stammväter der Stadt austreiben, noch die Feinde gegen sein Vaterland herbeiführen, sondern in Güte von den Korinthern und Timoleon alle ihm gebührende Ehr' und Macht erlangen.“ Diese Reden verbreiteten die Söldner im Lager und erweckten bei Magon, welcher ohnehin schon längst einen Vorwand suchte, einen Argwohn wegen Verrätherei. Trotz allen Bitten und Vorstellungen des Hiketes schiffte er sofort nach Afrika und ließ Sicilien gegen alle menschliche Berechnung schimpflicher Weise aus den Händen.

Am folgenden Tage erschien Timoleon in Schlachtordnung. Wie sie nun die Flucht der Feinde erfuhren und die Schiffswerften vereinsamt sahen, mußten sie über Magons Feigheit lachen, liefen in der Stadt umher und riefen aus: wer ihnen ansage, wohin die karthagische Flotte ihnen entlaufen sei, solle eine gute Belohnung haben. Dessenungeachtet hatte Hiketes noch Lust zum Kampfe, entschlossen, die von ihm besetzten Stadtbezirke, welche allerdings fest und schwer anzugreifen waren, aus allen Kräften zu behaupten. Timoleon aber theilte sein Heer in drei Abtheilungen, nahm durch einen gleichzeitigen Angriff von allen Seiten die Stadt mit Sturm und verjagte den Feind, wobei das Glück auf wunderbare Weise mit Timoleons Trefflichkeit und der Tapferkeit seiner Truppen wetteiferte; denn kein Korinther war in diesem Kampfe getödtet, ja keiner erhielt auch nur eine Wunde. Binnen wenigen Tagen verbreitete sich das Gerücht von dieser herrlichen That durch Sicilien, Italien und ganz Griechenland, so daß die Stadt der Korinther, noch ungewiß, ob sie die Fahrt vollendet, auf einmal die glückliche Ueberkunft und den Sieg der entsendeten Männer erfuhr.

Nachdem nun Timoleon Herr der Burg geworden, gab er nicht jenem Gefühle nach, welches einst dem Dion erst Verdacht und üblen Ruf und sodann gar den Untergang bereitet hatte. Unbestochen von der Schönheit und unermeßlichen Pracht des Tyrannensitzes, schonte er seiner

nicht, sondern ließ die Syrakusier durch Heroldsruf auffordern, sich mit eisernen Werkzeugen einzufinden und die Burg bis auf den Grund niederzureißen. Denn wohlgesicherte Freiheit ist schöner, als alle Pracht der Tyrannei. Darauf ließ er sofort den Platz ebnen und die Gerichtshöfe darauf erbauen, und mit Freuden sahen nun die Bürger, welche schon jenen Heroldsruf als der Freiheit sichersten Anfang begrüßt, die Volksherrschaft über den Trümmern der Tyrannei siegreich sich erheben.

Noch fehlte es aber der Stadt an Bürgern. Denn ein großer Theil derselben war theils in den Kriegen und Unruhen umgekommen, theils vor den Gewaltherrschaften ausgewandert. Der Markt von Syrakus war zur Einöde geworden, und das hohe Gras in solcher Fülle daselbst aufgewuchert, daß die Pferde darin weideten, während die Hüter daneben im jungen Grün lagerten. Die anderen Städte, mit sehr wenigen Ausnahmen, wimmelten von Hirschen und wilden Schweinen, so daß Leute, die sonst nichts zu thun hatten, in den Vorstädten und um die Mauern oft Jagd hielten. Keiner von denen, welche Burgen und Festen bewohnten, war zu bewegen, in die Stadt herabzusteigen, nein Haß und Abscheu gegen Markt, bürgerliche Verfassung und Rednerbühne, von wo ihnen die meisten Tyrannen erwachsen waren, erfüllte sie alle. Unter solchen Umständen wandten sich Timoleon und die Syrakusier an Korinth mit der Bitte, Ansiedler aus Griechenland nach Syrakus zu schicken. Denn sonst mußte das Land unbebaut liegen bleiben; und überdies war man eines schweren Krieges aus Afrika gewärtig, da man erfahren, daß die Karthager den Leichnam Magons, der sich selbst entleibt hatte, aus Zorn über sein Benehmen im Feldherrnamte an's Kreuz geschlagen hätten und für einen neuen Feldzug nach Sicilien im nächsten Frühjahre eine große Macht zusammenzögen. Auf jenen Antrag gaben die Korinther abermals einen schönen Beweis ihrer Uneigennützigkeit. Statt nemlich den angebotenen Vortheil zu ergreifen und die Stadt sich zuzueignen, ließen sie durch Herolde bei den heiligen Kampfspielen und den besuchtesten Festversammlungen Griechenlands, so wie durch Boten nach den verschiedenen Gegenden Asiens und den Inseln alle sicilischen Flüchtlinge auffordern, nach Korinth zu kommen, wo ihnen die Korinther auf eigene Kosten sicheres Geleit, Fahrzeuge und Führer nach Syrakus geben würden, um fortan nach Zerstörung der Gewaltherrschaft die Stadt frei und unabhängig zu bewohnen und das Land nach gleichen und gerechten Grundsätzen zu theilen. In Folge dieser Bekanntmachung, welche der Stadt den gerechtesten und schönsten Ruhm einer höchst uneigennützigen Befreierin aus Tyrannen- und Barbarenhänden erwarb, ging eine Schaar sicilischer Ausgewanderter, auf ihre Bitten durch hellenische Ansiedler verstärkt, zehntausend an Zahl, nach Syrakus unter Segel. Schon hatten sich auch aus Italien und Sicilien viele bei Timoleon eingefunden, und als sich die Zahl auf sechzigtausend belief, vertheilte er unter sie das Land; die Häuser aber verkaufte er um tausend Talente, doch so, daß er den alten Syrakusiern bei den ihrigen den Vorkauf verstattete. Dadurch brachte er denn auch in die Staatscasse Geld, woran ihr, namentlich bei der nahen Aussicht auf Krieg, bis dahin sehr gebrach.

5. Sieg am Krimesos.

Während nun solchermaaßen die Stadt von neuem sich bevölkerte und wieder auflebte, beschloß Timoleon, auch die übrigen Städte zu befreien und die Gewaltherrschaften in Sicilien ganz auszurotten. Den Hiketes nöthigte er, dem karthagischen Bündniß zu entsagen, und zu dem Versprechen, seine Burgen zu schleifen und als Privatmann zu Leontinoi zu leben. Dem Tyrannen von Apollonia, Leptines, der sich ihm freiwillig ergab, schenkte er das Leben und schickte ihn nach Korinth; denn er erachtete es für gar schön, daß die freien Griechen die Tyrannen Siciliens in der Mutterstadt als Verbannte und in niedrer Lebensart sähen. Während er selbst hierauf nach Syrakus zurückging, um der Stadt eine Verfassung zu geben, und in Verbindung mit den aus Korinth angekommenen Gesetzgebern Kephalos und Dionysios die wirksamsten Anordnungen traf, ließ er auch seine Söldner nicht müßig gehen, sondern sendete sie in das karthagische Gebiet, wo sie viele Städte den Barbaren abwendig machten und nicht nur selbst in Ueberfluß lebten, sondern auch noch vieles Geld für den bevorstehenden Krieg einbrachten.

Indessen setzten die Karthager nach Lilybäon über, mit einem Heere von siebzigtausend Mann, zweihundert Galeeren und tausend Frachtschiffen, welche Kriegsmaschinen, Streitwagen, eine große Menge von Lebensmitteln und anderen Vorräthen führten. Denn man wollte den Krieg nicht mehr gegen einzelne Theile führen, sondern auf einmal die Griechen aus ganz Sicilien vertreiben. Und in der That war diese Macht hinreichend, Sicilien zu bewältigen, auch wenn es nicht innerlich zerrüttet und entkräftet gewesen wäre. Wie sie nun hörten, daß ihr Gebiet verheert werde, gingen sie sogleich voll Zorn auf die Korinther los. Ihre Anführer waren Hasdrubal und Hamilkar. Auf die Nachricht, welche schnell nach Syrakus gelangte, ergriff die Syrakusier über die ungeheure Macht der Karthager eine solche Bestürzung, daß von so vielen tausenden kaum dreitausend es wagten, die Waffen zu ergreifen und sich um Timoleon zu sammeln. Selbst von den viertausend Söldnern kehrten unterwegs gegen tausend aus Feigheit wieder um. „Timoleon," meinten sie, „ist nicht recht bei Sinnen, nein, er ras't trotz seiner Jahre, daß er gegen siebenzigtausend Feinde mit fünftausend Mann Fußvolk und tausend Reitern in's Feld rückt und sein kleines Heer acht Tagereisen weit von Syrakus entfernt, so daß weder Zuflucht den Fliehenden, noch ein Grab den Gefallenen zu Theil werden kann." Timoleon achtete es für Gewinn, daß sich der schlechte Theil seines Heeres von selber ausgeschieden hatte, redete den Uebrigen Muth ein und rückte mit aller Eile nach dem Flusse Krimesos, wo auch die Karthager, wie er ausgekundet hatte, sich sammeln und vereinigen wollten.

Als er einen Hügel hinaufzog, von dessen Gipfel man die ganze Macht des Feindes erblicken sollte, begegneten ihm Maulthiere mit Eppich beladen, und den Soldaten kam in den Sinn, es sei dies ein schlimmes Zeichen, weil man die Todtenmäler mit Eppich zu bekränzen pflegt,

woher man auch im Sprichworte von einem gefährlich Kranken zu sagen pflegte: „der braucht Eppich.“ Um ihnen diese abergläubische und entmuthigende Furcht zu benehmen, ließ Timoleon sogleich Halt machen und wies in einer dem gegenwärtigen Augenblicke angemessenen Rede darauf hin, daß ihnen der Kranz schon vor dem Siege gebracht werde und freiwillig in die Hände komme. Die Korinther krönten nemlich die Sieger in den isthmischen Spielen mit dem von Alters her für heilig gehaltenen Eppichkranze. Nach dieser Anrede an die Soldaten, nahm Timoleon von dem Eppich und bekränzte zuerst sich selbst damit, worauf die Hauptleute um ihn her und die Gemeinen seinem Beispiele folgten. Jetzt sahen die Wahrsager zween Adler heranfliegen, deren einer eine zerrissene Schlange in den Fängen trug, der andere mit lautem und muthigem Geschrei folgte. Sie zeigten dies dem Kriegsvolke, und alle wendeten sich mit Gebet und Flehen zu den Göttern.

Es war um Sommersanfang des Jahres 339 v. Chr. gegen Ausgang des Monates Thargelion (Mai); man nahte sich schon dem längsten Tage. Ein dichter Nebel, der aus dem Flusse aufgestiegen war, hüllte anfangs das Gefild in Dunkel und ließ nichts vom Feinde sichtbar werden; nur ein dumpfes, verworrenes Getös stieg aus der Ferne beim Aufbruch eines so großen Heeres zum Hügel empor. Als aber die Korinther den Hügel erstiegen und ihre Schilde niedergestellt hatten, um auszuruhen, wurden von der höher steigenden Sonne die Dünste emporgezogen. Die trübe Luft sammelte sich um die Berge und hing in dichten Wolken an den Spitzen derselben. Jetzt hellte sich die zu ihren Füßen liegende Gegend auf, der Krimesos kam zum Vorschein, und man gewahrte die Feinde, wie sie eben über den Fluß setzten: voran die Streitwagen, furchtbar zum Kampfe ausgerüstet, hinter denselben zehntausend Schwerbewaffnete mit weißen Schilden. Diese erkannte man gleich am Glanze ihrer Rüstung und der Langsamkeit und Ordnung ihres Marsches als geborne Karthager. Hinter diesen flutheten die übrigen Völker heran und bewerkstelligten in verworrenem Gedränge den Uebergang. Jetzt erkannte Timoleon, daß ihm der Fluß die Feinde gleichsam zuzähle und ihm verstatte, gerade so viel von der Menge abzusondern, als ihm selber zum Kampfe genehm wäre. Er hieß die Soldaten hinabschauen, wie die Schlachtordnung durch den Strom zerrissen, ein Theil herüber, der andere aber noch jenseits wäre, und befahl dem Demaretos, mit der Reiterei in die Karthager einzuhauen und sie zu verwirren, ehe sie sich in Schlachtordnung aufgestellt hätten. Er selbst stieg darauf in die Ebene herab. Während er den übrigen Siciliern, denen er wenige von den fremden Truppen beigab, die beiden Flügel anwies, sammelte er im Mitteltreffen die Syrakusier und die Streitbarsten der Söldner um sich und wartete eine Weile, um den Erfolg des Reiterangriffs zu beobachten.

Als er aber sah, daß jene wegen der vor der Fronte daherrollenden Streitwagen mit den Karthagern nicht handgemein werden konnten; sondern, um selbst nicht in Verwirrung zu gerathen, fortwährend Schwenkungen machen und immer wieder von neuem zum Angriffe ansprengen mußten: hob er den Schild auf und rief dem Fußvolke, ihm getrost zu folgen, mit einer Stimme, die übernatürlich und weit stärker als gewöhnlich zu sein schien; so daß den



meisten es vorkam, als ob zu gleicher Zeit ein Gott seine Stimme erhöbe. Die Krieger erwiederten sogleich mit einem muthigen Geschrei und forderten den Feldherrn auf, sie ohne Verzug gegen den Feind zu führen. Er gab daher den Reitern ein Zeichen, seitwärts längs der Reihe der Streitwagen hinabzuziehen und dem Feinde in die Flanke

zu fallen. Er selbst aber ließ die Vorderreihe, Schild an Schild gedrängt, sich dicht zusammenschließen, die Trompete schmettern und stürzte auf die Karthager.

Den ersten Anlauf hielten sie wacker aus; die eisernen Panzer und ehernen Helme, womit sie gedeckt waren, sowie die vorgehaltenen großen Schilde hielten die Lanzen ab. Schon schritt man zum Schwertkampfe, wobei es nicht weniger auf Geschicklichkeit als auf Stärke ankommt: als mit einem Male furchtbare Donnerschläge von den Bergen herunterdröhnten und zugleich flammende Blitzstrahlen hervorbrachen. Sodann senkte sich das um die Hügel und Bergspitzen hangende, dunkle Gewölk, von Platzregen, Sturmwind und Hagel begleitet, auf das Schlachtfeld, so daß das Wetter den Hellenen in den Rücken kam, den Barbaren aber in's Gesicht schlug und die ununterbrochen aus den Wolken zückenden Blitze ihre Augen blendeten. Da war denn vieles, was die Feinde bedrängte, insonders die ungeübten; am nachtheiligsten aber wirkte das Krachen des Donners und das Getöse der vom Regenguß und Hagel geschlagenen Waffen, weil sie die Befehle der Feldherren zu vernehmen hinderten. Ueberdieß war den Karthagern, die nur schwere Rüstungen trugen, der Morast und das Wasser, welches sich in den Falten ihrer Kleider sammelte, höchst beschwerlich und machte sie für den Kampf schwer und unbehülflich, so daß sie von den Griechen leicht zu Boden geworfen wurden, und wenn sie fielen, unvermögend waren, sich aus dem Kothe mit den Waffen wieder aufzurichten. Auch wurde jetzt der Krimesos, der schon durch die Regengüsse sehr angeschwollen war, durch die Menge der Uebersetzenden aus seinen Ufern gedrängt und die daranliegende mit Thalgründen und Felsenschluchten durchschnittene Ebene von regellos daherströmenden Gebirgswassern überschwemmt, welche die Karthager von allen Seiten in's Gedränge brachten. Endlich wandte sich unter fortwährendem Ungewitter, nachdem die erste Heerreihe, vierhundert Mann stark, von den Griechen überwältigt worden, die Menge zur Flucht. Viele von ihnen wurden noch in der Ebene erreicht und niedergemacht. Viele stießen im Strome auf die, welche noch herüberkamen, und wurden von den Wellen mit fortgerissen und verschlungen; den meisten aber, welche den Hügel zu erreichen suchten, machten die nachsetzenden leichten Truppen den Garaus. Unter den zehntausend Gebliebenen sollen allein dreitausend Karthager gewesen sein, ein schmerzlicher Schlag für die Stadt, welche keine anderen Bürger hatte, die diese, sei es an Adel, Reichthum oder Ruhm, übertroffen hätten. Auch weiß man sonst keinen Fall, wo in Einer Schlacht so viele von den Karthagern selbst gefallen wären; denn sie bedienten sich für ihre Schlachten mehrentheils der Libyer, Spanier und Numidier und erlitten so ihre Niederlagen nur auf fremde Kosten.

Den vornehmen Stand der Gefallenen erfahen die Griechen aus der Beute. Erz und Eisen wurde von den Plündernden kaum beachtet, so groß war die Menge des Silbers, so groß die Menge des Goldes; denn auch des Lagers mit allem Gepäcke hatten sie sich, nachdem sie über den Fluß gesetzt, bemächtigt. Der Gefangenen war eine sehr große Zahl; auch wurden zweihundert Streitwagen erbeutet. Den herrlichsten Anblick bot Timoleons Zelt, rings umhäuft von Beute aller Art, worunter namentlich tausend Panzer von ausgezeichneter Arbeit und Schönheit und zehntausend Lanzen zur Schau gestellt waren. Bei der kleinen Anzahl der Plündernden und der großen Menge der Beute fand man erst am dritten Tage nach der Schlacht Zeit, das Siegeszeichen zu errichten.

Zugleich mit der Nachricht von dem Siege schickte Timoleon die schönsten von den erbeuteten Waffen nach Korinth; denn er wollte, daß seine Vaterstadt die einzige unter allen griechischen Städten sei, wo man die vorzüglichsten Tempel nicht mit traurigen Denkmalen von Siegen über griechische Volksgenossen, nein mit Rüstungen der Barbaren ausgeschmückt sähe, deren Inschriften sowohl die Tapferkeit der Sieger, als auch ihre dankbare Gesinnung gegen die helfenden Götter beurkundeten.

6. Die Befreiung Siciliens vollendet.

Hierauf ließ Timoleon die Söldner im Feindeslande zurück, um das karthagische Gebiet auszuplündern; er selbst begab sich nach Syrakus. Dort befahl er jenen tausend Söldnern, von denen er vor der Schlacht verlassen worden war, Sicilien zu räumen, und zwang sie, noch vor Sonnenuntergang aus Syrakus zu gehen. Sie schifften nun nach Italien über, wo sie durch Treulosigkeit der Bruttier umkamen. Solche Strafe für ihren an Timoleon verübten Verrath verhängte über sie die Gottheit.

Die Tyrannen Mamerkos und Hiketes konnten Timoleons glückliche Fortschritte nicht ohne Neid und Besorgniß ansehen und schlossen mit den Karthagern ein Bündniß, in Folge dessen G i s k o n mit siebzig Schiffen herüberkam. Er führte griechische Söldner mit sich; das erste mal, daß die Karthager Griechen in Dienst nahmen, die sie jetzt als die unwiderstehlichsten und streitbarsten aller Menschen bewundern gelernt hatten. Diese Truppen vereinigten sich sämmtlich im Messenischen und erschlugen vierhundert von Timoleon zu Hülfe gesendete Söldner. Auch im karthagischen Gebiete rieben sie die vom Leukadier Euthymos befehligten Söldner durch Ueberfall auf. Aber gerade diese Verluste machten Timoleons Glück am meisten weit und breit berühmt. Jene Söldner gehörten nemlich zu denen, welche unter den Phokiern Philomelos und Onomarchos Delphoi erobert und an dem Tempelraube theilgenommen hatten.*) Nachdem sie mit aller Haß und Fluch beladen im Peloponnes umhergeirrt, waren sie endlich in Timoleons Dienst gekommen und hatten seine Siege getheilt. Jetzt aber ereilte sie vereinzelt das rächende Geschick, so daß die Guten von der Züchtigung der Bösen keinen Schaden litten.

Bald darauf, als Timoleon nach Kalauria gezogen war, fiel Hiketes in das syrakusische Gebiet, machte große Beute, verübte vielen Schaden und Frevel und zog endlich voll Verachtung gegen Timoleon, und seine kleine Macht gerade an Kalauria vorüber. Dieser ließ ihn

*) Dies geschah im sogenannten heiligen Kriege, von welchem in der folgenden Lebensbeschreibung das Nähere wird mitgetheilt werden.

ruhig vorbei und setzte ihm dann mit Reitern und Leichtbewaffneten nach. Als es Hiketes bemerkte, ging er über den Damyrias und stellte sich längs des Ufers auf, um den Angriff abzuwehren, wozu ihn die Schwierigkeit des Uebergangs und die Steile der beiden Ufer ermuthigte. Unter Timoleons Hauptleuten aber entstand ein wunderbarer Streit und Wetteifer, der den Angriff verzögerte; denn da wollte keiner beim Uebergange der letzte, nein jeder verlangte der erste auf den Feind zu sein, so daß, weil sie einander wegdrängten und überliefen, an keine Ordnung beim Uebergange zu denken war. Timoleon beschloß daher, das Loos entscheiden zu lassen; er ließ sich von jedem seinen Ring geben, warf sie zusammen in seinen Mantel und zeigte, nachdem er sie gehörig gemischt, den zuerst herausgekommenen vor, und von ungefähr war in diesem ein Siegeszeichen eingegraben. Bei diesem Anblick erhoben die Krieger ein lautes Freudengeschrei, und nun warteten sie nicht mehr die weitere Verloosung ab, sondern stürzten, so geschwind nur ein jeder konnte, durch den Fluß und waren alsbald mit den Feinden im Handgemeng. Diese hielten dem Ungestüme nicht Stand, sondern warfen sich in die Flucht, verloren alle sammt und sonders ihre Waffen und ließen tausend Mann auf dem Platze.

Bald darnach fiel Timoleon in das Gebiet des Hiketes selbst ein und bekam ihn nebst seinem Sohne Eupolemos und seinem Reiterobersten Euthymos durch Auslieferung lebendig in seine Gewalt. Nach Timoleons Rückkehr stellten die Syrakusier auch Hiketes' Frauen und Töchter in der Volksversammlung vor Gericht und verurtheilten sie zum Tode. Timoleon konnte es nicht verhindern, sondern mußte sie wie zum Sühnopfer für das, was einst die Hinterlassenen des edlen Dion vom Hiketes erlitten hatten, der Rache der Bürger preisgeben. Hiketes nemlich war es, der vordem Dions Schwester, Tochter und Söhnlein lebendig in das Meer hatte werfen lassen.*)

Timoleon wandte sich jetzt gegen den Mamerkos und schlug ihn am Flusse Abolos in förmlicher Schlacht; worauf die Karthager, die in diesem Treffen wiederum empfindliche Verluste erlitten hatten, um Frieden baten und ihn unter der Verpflichtung erhielten, sich auf das Land jenseits des Lykos zu beschränken, denjenigen, welche von dort nach Syrakus übersiedeln wollten, ungekränktes Auswanderungsrecht zu gestatten und endlich den Tyrannenbündnissen zu entsagen. Mamerkos sah sich zuletzt genöthiget, bei Hippon, dem Tyrannen von Messene, Schutz zu suchen. Hier aber von Timoleon zu Land und zu Wasser belagert, wurde Hippon auf der Flucht ergriffen und den Bürgern von Messene ausgeliefert, welche ihre Kinder aus den Schulen in's Theater führten, um sie hier die Hinrichtung des Tyrannen als das schönste Schauspiel für die Söhne einer Republik ansehen zu lassen. Mamerkos ergab sich an Timoleon unter der Bedingung, sich vor den Syrakusiern vertheidigen zu dürfen, ohne daß Timoleon als Ankläger auftrete. Er gewährt' es ihm, und Mamerkos trat öffentlich vor dem Volke auf, um eine Rede, die er schon vor geraumer Zeit verfaßt hatte, vorzutragen. Da ihn aber die Versammlung unter lautem Getümmel nicht zum Worte kommen ließ, warf er, an seiner Rettung verzweifelnd, den Mantel ab, rannte mitten durch das Theater hin und stieß seinen Kopf gegen eine Bank, um so den Tod zu finden. Allein auch ein solches Ende war ihm nicht vergönnt, sondern, noch lebend fortgeführt, erlitt er die Strafe der Straßenräuber.

7. Timoleon im Frieden und Alter.

Auf diese Weise zerstörte Timoleon die Gewaltherrschaften und machte den Kriegen ein Ende. Ueber die ganze Insel, die er durch Unglück verwildert und von ihren eignen Bewohnern verabscheut vorgefunden hatte, verbreitete sich so viele Anmuth und allgemeines Wohlbehagen, daß jetzt neue Ansiedler dahin zu Schiffe gingen, von wo vordem selbst die einheimischen Bürger sich geflüchtet hatten. Die Städte erhoben sich jetzt wieder aus ihren Trümmern und die Flüchtlinge suchten ihre Heimathsstätten wieder auf. Timoleon gewährte allen bei ihrer Niederlassung nicht allein Sicherheit und Ruhe nach einem so langen Kriege, sondern versah sie auch mit allen übrigen Bedürfnissen mit so bereitwilligem Eifer, daß sie ihn insgemein als den Gründer ihrer Städte liebten und ehrten; ja, so hoch stand er nicht nur bei diesen sondern allen Siciliern überhaupt in Liebe und Achtung, daß man keinen Krieg endigen, kein Gesetz geben, keine Gegend anbauen, kein Gemeinwesen gründen und keine Verfassung einrichten zu können glaubte, wenn nicht Timoleon daran Theil hätte, alles anordnete oder am vollendeten Werke wenigstens die letzte Hand anlegte und ihm gleichsam das Siegel göttlicher Bestätigung aufdrückte.

Eben hierin hat man die eigenthümliche Bedeutsamkeit zu suchen, welche das Leben Timoleons von dem seiner übrigen großen Zeitgenossen merkwürdig unterscheidet. Während nemlich bei diesen der Glanz ihrer Thaten durch einen gewissen Anstrich von Gewaltthätigkeit und mühenreicher Anstrengung getrübt wurde, so daß einigen sogar Tadel und Reue nachfolgte; so findet sich in Timoleons Thaten, abgesehen von dem Gewaltschritte gegen seinen Bruder, auch nicht eine, bei welcher nicht die Genien der Schönheit gleichsam mitwirksam sich bethätigt hätten. Es sind nicht Werke des bloßen Glückes, aber des beglückten Verdienstes, in denen sich zu der Tüchtigkeit, Kraft und Energie Anmuth und heiteres Gelingen gesellen, die alle Thaten Timoleons gewissermaaßen zu reinen Kunstwerken herausgestalten.

Timoleon selbst schrieb alles, was er glücklich in's Werk gesetzt hatte, dem Glücke zu; wie er denn sowohl in Briefen an Freunde in der Heimath, als auch in öffentlichen Reden an die Syrakusier oft äußerte: er wisse es der Gottheit Dank, daß sie für ihre Absicht, Sicilien zu retten, gerade ihn zum Werkzeuge berufen habe. Auch errichtete er in seinem Hause der Glücksgöttin eine Capelle; das Haus selbst weihete er dem heiligen Genius. Er bewohnte nemlich ein Haus, welches ihm die Syrakusier nebst dem anmuthigsten und schönsten Landgute zum Ehrengeschenk für seine Heerführung erlesen hatten. Auf letzterem brachte er die meiste Zeit mit Weib und Kindern, die er von Korinth hatte zu sich kommen

*) Vergl. S. 207.

lassen, in stiller Muße zu. Denn fern von ungemessener Begier nach Ruhm und Macht, welche die meisten Feldherren zuletzt dem Neid und Haß ihrer Mitbürger und dem Untergange preisgegeben hat, kehrte er nicht mehr nach Korinth zurück; sondern weilte hier im Genusse selbstgeschaffener Güter, deren größtes war: so viele Städte und so viele tausende von Menschen einzig durch ihn beglückt zu sehen.

In vorgerücktem Alter fühlte er sein Gesicht immer schwächer werden, und bald trat völlige Blindheit ein. Dieses Schicksal trug er mit einer Seelenruhe, wie sie sich bei der Großheit seines Charakters erwarten läßt. Rührend und bewundrungswerth ist die dankbare Verehrung, welche die Syrakusier dem blinden Manne erwiesen. Sie bezeugten ihm nicht nur durch achtungsvolle Besuche ihre ungeschwächte Aufmerksamkeit, sondern führten auch die auf einige Zeit dort verweilenden Fremden in sein Haus und auf sein Landgut, um ihnen ihren Wohlthäter zu zeigen, voll freudigen Stolzes, daß er bei ihnen sein Leben zu beschließen vorzog und die so glänzende Rückkehr nach Griechenland, welche ihm seine herrlichen Thaten bereitet hätten, verschmähte.



Einen schönen Anblick gewährte auch die Ehre, welche ihm stets in den Volksversammlungen wiederfuhr. Gewöhnliche Sachen machten die Syrakusier für sich selbst ab; bei wichtigeren Angelegenheiten aber riefen sie Timoleon herbei. Dann kam er in einem Zweigespann über den Markt in das Theater gefahren; und indem der Wagen, auf welchem er sitzen blieb, hineinkam, begrüßte ihn das Volk mit einstimmigem Zuruf. Er erwiederte den Gruß, und nachdem er dem Jubel und Lobpreisen einige Zeit vergönnt hatte, ließ er sich den Gegenstand der Untersuchung darlegen und sagte seine Meinung. Hatte dann diese von der Versammlung ihre Bestätigung erhalten, so führten die Diener seinen Wagen durch das Theater zurück; die Bürger begleiteten ihn unter lautem Zuruf und Händeklatschen und verhandelten dann für sich die sonstigen Angelegenheiten.

Unter solcher Lieb' und Ehre verlebte Timoleon, wie ein gemeinsamer Vater, seine alten Tage und starb endlich an einer kleinen Unpäßlichkeit, welcher seine Altersschwäche nicht mehr Widerstand leisten konnte. Man bereitete ihm ein glänzendes Leichenbegängniß. Erlesene Jünglinge trugen die geschmückte Bahre über die Trümmer der dionysischen Tyrannenburg. Der Leiche folgten tausende von Männern und Frauen. Bekränzt und in weißen Gewanden, gewährte der Zug einen festlichen Anblick, während die Wehklagen u. Thränen, die sich unter die Seligpreisungen des Verstorbenen mischten, tiefempfundene Trauer u. aufrichtige Dankbarkeit und Liebe an den Tag legten. Nachdem man zuletzt die Bahre auf den Scheiterhaufen gesetzt hatte, las Demetrios, welcher unter den damaligen Herolden die stärkste Stimme hatte, die öffentlichen Beschlüsse ab, durch welche das syrakusische Volk das Andenken an Timoleons Verdienste zu ehren gedachte. Sein Grabmal errichtete man auf dem Markte, umgab es späterhin mit Säulenhallen, baute Ringschulen daran und überwies sie den Jünglingen unter dem Namen: „Timoleonteion.“

Demosthenes.

1. Wie Demosthenes sich zum Redner gebildet hat und mit welchem Erfolge.

Der Vater des Demosthenes war ein angesehener Bürger Athens. Er hieß gleichfalls Demosthenes und führte den Zunamen „Schwertfeger," weil er eine große Waffenfabrik besaß, worin er eine Menge Sklaven beschäftigte. Als er starb, war sein Sohn erst sieben Jahre alt. Er hinterließ ihm ein ansehnliches Vermögen von beinahe funfzehn Talenten, doch ging ihm dasselbe durch die unredliche oder nachlässige Verwaltung der vom Vater bestellten Vormünder verloren. Unter solchen Umständen läßt sich nicht erwarten, daß diese für die Erziehung ihres Mündels die pflichtmäßige Sorge getragen; und hierzu kam noch seine körperliche Schwächlichkeit, um deren willen seine Mutter die Lernbegier des Knaben zu mäßigen suchte und seine Lehrer ihn zu keiner Anstrengung anzutreiben oder zu nöthigen pflegten. Aus diesem Grunde nahm er auch an den Leibesübungen der athenischen Jugend keinen Theil und ward um deswillen von seinen Altersgenossen als Schwächling verspottet. So sah er sich schon in der Jugend darauf hingewiesen, unter den Mitlebenden eine einsame Stellung einzunehmen und in der Stärke des Charakters, in der Macht der Gedanken und der Worte die Möglichkeit männlicher Kraftäußerung zu suchen, welche ihm die Ungunst der Natur und der Menschen abzusprechen schien.

Als Jüngling war er einst mit seinem Erzieher zugegen, als Kallistratos vor öffentlichem Gericht eine Rede hielt. Eine zahllose Menge hatte erwartungsvoll sich herzugedrängt. Der berühmte Redner feierte den schönsten seiner Siege. Der junge Demosthenes staunte über die Macht der Beredtsamkeit, die hier alles überwältigte und mit sich fortriß, und wie er nun am Schlusse den Sturm des Beifalls vernahm und sah den Redner von der Volksmenge umringt, von Lobsprüchen überhäuft und im Triumph aus dem Gerichtshofe nach Hause begleitet, da brannte sein Herz wie von Eifersucht, und der Entschluß stand in ihm fest, nach derselben Palme zu ringen.

Seitdem widmete er alle Zeit und Kraft der Erlernung der Beredtsamkeit. Er wurde ein fleißiger Zuhörer Platons und die Einwirkung dieses Philosophen läßt sich an der Gedankentiefe, dem sittlichen Ernst und der Großheit des Ausdrucks in den nachmaligen Reden des Demosthenes unschwer erkennen. In den Regeln der Redekunst ließ er sich von Isäos unterweisen, denn dieser schien ihm seiner Kraft und Einfachheit wegen zur Ausbildung eines Volksredners und Staatsmannes bei weitem geeigneter als der damals nicht minder berühmte Isokrates, der unter einer weichen, geglätteten Form nicht selten Schwäche der Gedanken und Kälte des Gefühls verbarg. Als Muster des Styls galt ihm Thukydides und sein Eifer, sich denselben anzueignen, war so groß, daß er nicht weniger als achtmal das Geschichtswerk jenes Meisters abschrieb.

Kaum hatte er seine Volljährigkeit erreicht, so zog er seine Vormünder wegen Veruntreuung seines Vermögens vor Gericht. Dieser Prozeß währete drei bis vier Jahre und wurde zuletzt zu Gunsten des Demosthenes entschieden. Zwar hatte er nur noch einen geringen Theil des väterlichen Erbes retten können, aber der größere Gewinn dieses entschlossenen Unternehmens lag für ihn darin, daß es ihn in beständiger, angestrengter Uebung des erwählten Berufs erhielt und durch den endlichen, schwererrungenen Erfolg in dem Vertrauen auf ein glückliches Gelingen seines höheren Strebens stärkte.

Zunächst widmete er sich nur, wie in dem vorgenannten Falle, der gerichtlichen Beredtsamkeit; d. h. die von ihm ausgearbeiteten Reden waren bestimmt, von oder für andere in ihren Rechtsangelegenheiten gehalten zu werden.*) Späterhin wagte er es, sich auch der öffentlichen Angelegenheiten anzunehmen und mit einer Staatsrede vor der Volksversammlung aufzutreten. Dieser Versuch mißlang aber vollständig. Lange, mühsam gebrechselte Satzgefüge, über einander gehäufte Gedanken, vorgetragen mit schwacher Stimme, undeutlicher Aussprache und kurzem Athem, der, mitten in den Sätzen abbrechend und von neuem ansetzend, Sinn und Zusammenhang ganz verwischte: — unter Lärmen und Zischen mußte Demosthenes die Rednerbühne verlassen. Der tiefen Niedergeschlagenheit, worein ihn dieser Unfall gestürzt hatte, entriß ihn die tröstende Versicherung des alten Eunomos, dem er einst im Peiräeus begegnete: er habe etwas von perikleischer Manier; er müsse darum nicht aus Feigheit und Weichlichkeit an sich selber zum Verräther werden, sondern den Muth sich aneignen, ein in der Versammlung entstehendes Geräusch gelassen anzuhören, und nicht aus Trägheit den in ihm liegenden Schatz von Fähigkeiten ungeübt verkommen lassen.

*) Wie z. B. der Redner Lysias für den Sokrates eine Vertheidigungsrede ausarbeitete und demselben zum Gebrauche vor Gericht darbot. s. S. 160.

Hierdurch zu einem zweiten Versuch ermuthigt, erging es ihm kaum besser als das erste Mal. Bestürzt, mit verhülltem Angesicht eilte er nach Hause, um seine Schande zu verbergen. Mit inniger Theilnahme ging sein Freund, der Schauspieler Satyros, ihm nach. Demosthenes beklagte sich bitter über die Laune des Publikums, welches rohe und unwissende Menschen, Schiffer und Trunkenbolde mit Vergnügen anhöre, während es ihm, der unter allen Rednern den meisten Fleiß aufwende und beinahe schon seine Gesundheit dabei aufgeopfert habe, seinen Beifall hartnäckig versage. „Du hast Recht,“ erwiederte Satyros, „aber ich will der Ursache deines Mißgeschicks bald abhelfen, wenn du mir eine Stelle aus dem Sophokles oder Euripides hersagen willst.“ Demosthenes that dies, und nun wiederholte Satyros dieselbe Stelle mit so viel Kraft und Angemessenheit des Ausdrucks, mit solcher Lebendigkeit körperlicher Darstellung in Haltung und Mienen, daß Demosthenes ganz andere Verse zu hören glaubte. Er erkannte hieraus, wie viel eine Rede an Schönheit, Leben und Anmuth durch die Aussprache, Stellung und Gebärdung des Redners gewinnen könne, und wie durch diese der Erfolg eines rednerischen Vortrags wesentlich bedingt sei.

So begann er denn von neuem seine Uebungen. Sein Eifer, den ein glänzender Erfolg bei dem ersten Auftreten vielleicht gedämpft hätte, war durch das anfängliche Mißlingen gesteigert; und sein Entschluß war gefaßt, die zu seinem Zwecke nöthigen Anstrengungen bis zur äußersten Grenze seiner Kräfte zu treiben. Um vor allem seiner undeutlichen Aussprache abzuhelfen, so versuchte er öfter, mit Kieselsteinen im Munde deutlich und ohne Anstoß zu sprechen. Seinen kurzen Athem gewöhnte er dadurch zu längerer Ausdauer, daß er, während er lange Sätze laut hersagte, mit schnellen Schritten steile Bergeshöhen hinanstieg. Dann wandelte er am Ufer des stürmischen Meeres auf und ab und suchte das Getöse der Wellen mit seiner Stimme zu übertönen, damit sie hinlängliche Kraft gewinne, auch unter dem Toben einer leidenschaftlich bewegten Volksversammlung sich verständlich zu machen. In seinem Hause ließ er sich ein unterirdisches Gemach anlegen, wo er die für seine Arbeiten und Uebungen nöthige Ruhe und Stille fand. Hier verweilte er tage- ja monatelang, ohne ein einziges Mal auszugehen. Von der Decke des Gemachs hing ein entblößtes Schwert herab, unter welches er sich während seines Vortrags zu stellen pflegte, damit es ihn jedesmal verwunde, so oft er, einer üblen Gewohnheit zufolge, mit den Schultern eine zuckende Bewegung mache. Alles, was vorging, alles, was er hörte, alle Begebenheiten, die ihm besuchende Freunde erzählten, machte er zum Gegenstande seines Fleißes; er begab sich, sobald er wieder allein war, in seine unterirdische Schule und erzählte alles, was man geredet, was man dafür und dagegen gesprochen, den stummen Wänden wieder. Unter so unglaublichen Anstrengungen, so strenger Entsagung und unermüdlichem Fleiße reifte in der Stille und Abgeschiedenheit die goldene Frucht demosthenischer Beredtsamkeit: allen Strebenden zur Lehre, zur Mahnung und zum Troste, daß dem beharrlich Wollenden der Preis der Tüchtigkeit sich nicht entziehen könne.

Aber auch als vollendeter Redner hat er nie die ehrfürchtige Vorstellung von der Höhe der Kunst, in deren Dienst er sich gestellt hatte, aufgegeben. Nie gab er dem Gedanken Raum, daß man in diesem Fache aus Uebung und Gewohnheit unter Eingebung und Gunst des Augenblickes etwas Gutes und Gedeihliches leisten könne. Gleich dem Perikles sprach er fast niemals öffentlich ohne Vorbereitung. Seine leichtfertigen Gegner und Nebenbuhler machten ihm daher öfter den Vorwurf, seine Reden röchen nach der Lampe. Er stellte den nächtlichen Fleiß, den er auf seine Reden verwende, keineswegs in Abrede, sondern rechnete sich denselben zum Verdienst an. „Ich glaube,“ sagte er, „derjenige erweise sich als echter Bürgerfreund, welcher vorher überdenkt, was er öffentlich reden will, und durch solche Vorbereitung seine Achtung gegen das Volk zu erkennen giebt; dahingegen diejenigen, welche auf ihre Reden nicht die geringste Mühe verwenden, sich als oligarchisch gesinnt bezeigen, indem sie einen Hochmuth beweisen, der sich über das verständige Urtheil der Bürger hinwegsetzt und den Beifall mehr erzwingen als mit Gründen zu erlangen sucht.“

Wenn er aber mit weiser Besonnenheit weder die Sache, für welche er sprechen wollte, noch sein eigenes Ansehen dem Glücke und Zufalle anheimgab, so versagte sich ihm doch in besonderen Fällen keineswegs das Vermögen, auch aus dem Stegreife mit Nachdruck und Erfolg zu sprechen. Als Lamachos seine auf die beiden makedonischen Könige Philipp und Alexander verfaßte Lobrede, worin er den Thebäern und Chalkidiern viel Böses schuldgab, bei den olympischen Spielen öffentlich vorlas, trat Demosthenes unvorbereitet, wie er war, gegen ihn auf, wies aus der Geschichte und mit schlagenden Gründen nach, wie viel Verdienste sich die von jenem Beschuldigten um Hellas erworben und wie viel Unheil dagegen die Schmeichler der Makedonier angerichtet hätten, und verwandelte den Eindruck, welchen die Rede des Lamachos auf die Zuhörer gemacht hatte, dergestalt in sein Gegentheil, daß der Sophist aus Furcht vor einem Aufstande sich still aus der Versammlung entfernte.

Wie seine Denkart, in vielem der des großen Perikles verwandt, so war auch der Vortrag des Demosthenes jederzeit ernst und nach einem Ausdrucke der Alten weniger der Anmuth als „den furchtbaren Grazien“ geweiht. Aber dem Ernste vermählte sich die Milde zu einer wunderbaren Harmonie. Er war „streng ohne Härte, feierlich ohne Gravität, mächtig ohne Uebertreibung, natürlich ohne Gemeinheit.“ Mit der nüchternsten Klarheit und der sorgfältigsten in die Tiefe gehenden Behandlung seines Gegenstandes verbindet er die innigste Wärme der Empfindung, oder mit einem Neueren zu reden, „die festverbundene Kette von Gedanken ist bei ihm von dem lebendigsten Feuer des Affects durchglüht.“ Indem er den Verstand überzeugt, weiß er zugleich alle Gefühle des Herzens, welche er will, zu entzünden; und hierin liegt das Geheimniß der hinreißenden, überwältigenden Macht seiner Reden, die sich selbst an dem Leser einer späten Nachwelt noch geltend macht. „Nehme ich eine Rede des Demosthenes zur Hand“ — sagt der feinsinnige Kunstrichter Dionysios von Halikarnaß*) — „so werde ich begeistert und fühle mich hierhin und dorthingetrieben. Ein

*) Griechischer Geschichtschreiber zur Zeit des Kaisers Augustus in seiner Schrift »über die Rednergewalt des Demosthenes.«

Affect nach dem andern bemächtigt sich der Seele; Mißtrauen, Theilnahme, Furcht, Verachtung, Haß, Mitleid, Wohlwollen, Zorn, Scheelsucht, alle Affecte insgesammt, welche das Gemüth bestürmen, erwachen in mir. Ich unterscheide mich in nichts von den Priestern der Kybele, die korybantische und ähnliche Feste feiern und, sei es durch Dämpfe oder Töne oder durch der Dämonen Einwirkung, sich dermaaßen angeregt fühlen, daß sie viele und fremdartige Gefühle äußern. . . Wenn nun der so lange Zeit hindurch in diesen Schriften lebende Geist noch jetzt einen so ausgezeichneten Eindruck macht und noch gegenwärtig bei ihrer Lesung uns in Leidenschaft versetzt, wahrlich, so müssen damals seine Reden als etwas Uebernatürliches und Furchtbares betrachtet worden sein.“ *)

In der That genoß Demosthenes schon bei seinen Zeitgenossen ein Ansehen, welches auch seine erbittertsten Gegner nicht in Abrede stellen konnten. Philipp von Makedonien fürchtete die Reden des Demosthenes mehr als die Heere und Flotten der Athener. Selbst bis zu den Barbaren drang sein Ruhm, und der König der Perser ehrte ihn als einen seiner mächtigsten Bundesgenossen gegen jenen gemeinsamen Feind der Perser und Hellenen.

Doch hieße es die eigentliche Größe des Demosthenes geradehin verkennen, wollte man seinen Ruhm ausschließlich oder auch nur größtentheils seinen rednerischen Leistungen beimessen. Die Erfolge seiner Kunst beruhen auf der Größe seines sittlichen Charakters. Er selber setzte den Werth eines Redners in die Reinheit und Zuverlässigkeit seiner patriotischen Gesinnung. „Nicht das Wort des Redners,“ sprach er, „ist ehrenwerth, auch nicht der Klang seiner Stimme, sondern, daß er gleiche Bestrebungen hat wie das Volk und dieselben Gegenstände des Hasses und der Liebe wie das Vaterland.“ Der goldene Strom seiner Rede, wie die Fülle seiner Staatsweisheit, entsprang aus der Tiefe seines edelwollenden und hochgesinnten Gemüthes. Was er als das Rechte und Gute erkannt hatte, sprach er mit rücksichtsloser Entschiedenheit und kühnem Freimuth aus und blieb unter allem Wechsel der äußeren Verhältnisse immer sich selbst getreu. Panätios, einer der geachtetsten Moralphilosophen des Alterthums,*) giebt ihm das schöne Zeugniß: „Die meisten demosthenischen Reden gründen sich auf den Grundsatz, daß nur das Sittliche um sein selbst willen zu wählen sei, wie z. B. die „von der Krone“, „gegen Aristokrates“, „von den Freiheiten“ und „die philippischen Reden“, in welchen allen er seinen Mitbürgern nicht sowohl das Angenehmste, das Leichteste und Vortheilhafteste empfiehlt, sondern sie vielmehr darauf hinweis't, daß selbst die Sicherheit und gemeine Wohlfahrt gegen das, was schön und geziemend sei, zurückstehen müsse.“

Solch ein Mann war von der Vorsehung berufen, Griechenland vor seinem nahenden Sturze zu warnen und ihm den einzigen Weg zu seiner Rettung oder doch zu einem ehrenvollen Untergange zu zeigen. „Die Stütze eines sinkenden Staates zu sein, war sein schwerer Beruf. Dreißig Jahre blieb er ihm treu und wich nicht, bis er unter seinen Trümmern erschlagen ward.“ **)

So ist die Geschichte des Untergangs der hellenischen Freiheit mit dem Leben des Demosthenes auf das innigste verflochten. Dieser Umstand nöthiget uns, ehe wir die staatsmännische Wirksamkeit des Demosthenes im Einzelnen verfolgen, unsere Erzählung zuvor auf den Mann hinüberzulenken, in welchem der Selbständigkeit der Hellenen der gewaltigste Feind erstand und an dessen Bekämpfung Demosthenes die ganze Kraft und Arbeit seines Lebens setzte.

2. Wie König Philipp von Makedonien emporkam.

Der König Perdikkas, Bruder des Philippos, hatte in einer großen Schlacht gegen die Illyrier Sieg und Leben verloren. Auf diese Nachricht entfloh Philippos, damals ein Jüngling von etwa zwei und zwanzig Jahren, aus Theben, wo er neun Jahre lang als Geisel festgehalten worden, und ergriff als Vormund seines unmündigen Neffen Amyntas die Zügel der Herrschaft über Makedonien (360 v. Chr.). Das Reich befand sich damals in größter Verwirrung und war dem gänzlichen Umsturze nahe. Feindliche Nachbarvölker verwüsteten seine Grenzen, das Heer war durch Niederlagen entmuthigt, das Scepter lag in den Händen eines Kindes, welchem noch dazu zwei Nebenbuhler von königlichem Geschlechte, Pausanias und Argäos, der eine vom König der Thrakier, der andere von den Athenern in seinen Ansprüchen unterstützt, die Krone streitig machten. Aber Philippos zählte mehr auf die Kräfte seines Geistes als auf die des Reichs. Im Umgange mit Epaminondas glaubte er gelernt zu haben, ein bedrängtes Vaterland erst zu retten und alsdann groß zu machen.

Durch häufige Volksversammlungen erhielt er die Makedonier in Bewegung und wehrete der Erschlaffung, welcher bei scheinbar übermächtigen Gefahren die Menge so leicht sich überläßt. Seine ungewöhnliche Beredtsamkeit befeuerte ihren Muth, seine anmuthige Erscheinung, seine gefälligen Sitten herrschten über die rohen Gemüther dieses halbbarbarischen Volkes wie mit zauberischer Gewalt. Sodann versicherte er sich des Heeres. Er erfand eine neue Schlachtordnung, welche Glieder und Rotten so dicht an einander schloß, daß sie gleich einer undurchdringlichen Mauer den gewaltigsten Anfällen des Feindes Stand hielten. Dies ist die berühmte makedonische Phalanx. Sie bestand aus achttausend Mann Schwerbewaffneten, sechzehn Mann hoch dicht hinter einander aufgestellt, und ihre Lanzen waren von so ansehnlicher Länge, daß, wenn sie gefällt wurden, selbst die des fünften Gliedes noch über die Stirn des ersten hinausragten und dem in der Fronte angreifenden Feinde ein fünffacher Stachelzaun entgegenstarrte. Durch beständige Waffenübungen machte Philippos den makedonischen Krieger wieder sein selbst

*) Wenn Cicero von der Tribüne stieg,
Rief alles Volk entzückt: Kein Sterblicher spricht schöner!
Entstieg ihr Demosthen, so riefen die Athener:
Krieg gegen Philipp, Krieg!
Pfeffel.

*) Aus Rhodos gebürtig, lebte im zweiten Jahrhunderte vor Chr.

**) H. L. Heeren, Ideen über die Politik u. s. w. Göttingen 1812—13. III. Thl. 1. Abth. S. 420.

gewiß, beseelte die Massen mit dem Geiste der Zucht und Ordnung und lehrte sie durch sein eigenes Beispiel alle Mühsal und Entbehrung mit Leichtigkeit ertragen. So vorbereitet, stellte er das Reich zunächst vor inneren Feinden sicher, indem er den Pausanias und Argäos nöthigte, ihre Ansprüche auf den Thron Makedoniens aufzugeben. Die im Kampfe gegen den letzteren gefangenen attischen Söldner ließ er ohne Lösegeld frei, um sich den Athenern freundlich zu erweisen, und schloß mit denselben einen Friedensvertrag, welcher ihm möglich machte, seine Kräfte ungeschmälert gegen die feindlichen Grenznachbarn zu richten (359 v. Chr.). Demnach griff er zunächst die Päonen an und unterwarf sich einen Theil ihres Gebietes; dann wagte er den Kampf mit den Illyriern, schlug sie in einer blutigen Schlacht und zwang sie zur Herausgabe aller Städte, welche sie unter seinen Vorfahren den Makedoniern abgenommen hatten.

Durch diese glücklichen Anfänge seiner Landesverwaltung hatte er sich dermaaßen das Vertrauen des Volkes gesichert, daß es nur noch etlicher Kunstgriffe bedurfte, um seinen Neffen aus der Herrschaft zu verdrängen. Orakelsprüche, unter der Menge geflissentlich verbreitet, verkündeten, daß unter einem Amyntassohne Makedonien seinen alten Glanz wiedererhalten solle. So fand man es dem Willen der Götter wie dem Wohle des Landes gemäß, daß derjenige den Thron einnehme, welcher allein vermögend war, ihn zu vertheidigen; und Philippos, des Amyntas Sohn, wurde durch den Volkswillen erklärter König der Makedonier.

Jetzt, nachdem er die Grenzen des Reiches gesichert hatte, trat er seinen Eroberungsplänen näher und verfolgte sie während seiner drei und zwanzigjährigen Regierung mit unermüdlicher Thätigkeit und unüberwindlichem Glücke. Ohne sich an den Friedensvertrag, den er zur Zeit der Bedrängniß mit den Athenern geschlossen hatte, ferner zu binden, unterwarf er sich die athenische Pflanzstadt Amphipolis, wodurch er sich den Weg nach Thrakien öffnete. Die Athener mußten es ungestraft geschehen lassen, da sie zu jener Zeit in einen schweren und erfolglosen Kampf mit Byzantion, Chios, Kos und Rhodos, welche ihnen den Zins verweigerten, begriffen waren. Es war dies der sogenannte **Bundesgenossenkrieg**, welcher vom Jahre 357—355 v. Chr. währete und mit einem für die Athener nicht gar rühmlichen Frieden endete. Diese Frist benutzte der verschlagene Fürst, um sich der wichtigen Städte Pydna und Potidäa zu bemächtigen, wodurch er festen Fuß am Meere faßte; hierauf setzte er sich durch Eroberung der von den Thasiern gegründeten Stadt Krenidä, die er nach seinem Namen Philippi nannte, in Besitz der thrakischen Goldgruben, die ihm, durch bessere Bearbeitung von jetzt an reichlicher ausgebeutet, jährlich sechzig Talente eintrugen und das mächtigste Mittel für seine herrschsüchtigen Zwecke in die Hand gaben. Denn Philipp wirkte mehr durch Gold als durch Waffen, und die sittliche Verderbtheit der Hellenen seiner Zeit kam ihm bei diesem Verfahren leider nur zu bereitwillig entgegen. In allen Städten, gegen welche er feindselige Absichten hegte, hatte er erkaufte Anhänger und Verräther. Keine Stadtmauer, pflegte er selbst zu sagen, sei so hoch und steil, daß nicht ein mit Gold beladener Esel sie übersteigen könne. Alle Verhältnisse wußte der schlaue Makedonier seinen Zwecken dienstbar zu machen. Seinen gefährlichsten Umtrieben gab er den Schein des Unverfänglichen. Die Maaßlosigkeit seiner Wünsche verbarg er der Welt durch die scheinbare Mäßigung, mit welcher er der erlangten Vortheile sich bediente. Mit klug abwartender Geduld und Langmuth vereinte er die Blitzesschnelle entschlossenen Handelns, den günstigen Moment zu ergreifen. Immer wachsam und im Verborgenen thätig, verstand er, den erwachenden Verdacht der Bedrohten durch freundliche Zusicherungen wieder einzuschläfern. Nur schrittweis und mit Vorsicht seinem Ziele sich nähernd, täuschte er die Völker über den Umfang seiner Absichten; aber jeder noch so vereinzelt dastehende Erfolg wurde seiner scharfsinnigen Berechnung zur versteckten Grundlage seiner ferneren Unternehmungen.

Thessalien, das Land steter Unordnungen und Zwistigkeiten, bahnte dem Philippos den erwünschten Weg zur Einmischung in die inneren Angelegenheiten Griechenlands. Hier regierten Jasons Söhne nach Ermordung ihres Schwestermannes, des Tyrannen Alexandros von Pherä (s. S. 192) mit harter Gewaltthätigkeit. Die Aleuaden, ein vornehmes thessalisches Geschlecht, riefen gegen sie den Philippos zu Hülfe. Wie vormals Pelopidas, trat er als Befreier auf und erwarb sich durch manche nützliche Dienste Zuneigung und Vertrauen. Daß er zugleich ein Lebemann war, ein fröhlicher, zu Späßen aufgelegter, mit Witz und Scherz begabter Genosse bei ihren Gastgeboten und Trinkgelagen, galt den schwelgerischen Thessaliern für eine nicht geringere Empfehlung dieses Mannes. So gewann er auf griechischem Boden selbst eine treue Bundesgenossenschaft gegen die Freiheit Griechenlands und verstärkte seine Kriegsmacht durch die von Alters her vortreffliche Reiterei der Thessalier. Insgeheim aber nährte er die vorhandenen Zwistigkeiten, statt sie wirksam beizulegen, und begnügte sich, die Schwächeren zu stärken, die Mächtigeren zu schwächen, wodurch er seinen Einfluß auf ihre ferneren Händel bewahrte und sich dem einen Theile ebenso unentbehrlich als dem anderen furchtbar machte.

Eine so rasch sich entwickelnde nachbarliche Macht hätte die Hellenen gegen die Pläne des kühnen Emporkömmlings wohl mißtrauisch machen und sie mahnen sollen, mit vereinten Kräften, so lange er noch besiegbar war, ihm entgegen zu treten. Statt dessen waren sie unter einander selbst in erbittertem Kampfe begriffen, durch welchen sie ihre Kräfte nutzlos erschöpften. Dieser Krieg führt im herben Widerspruche mit seinen unheilvollen Folgen den Namen des **heiligen** und hatte folgende Veranlassung. Im Jahre 356 waren die Phokier auf Antrieb der Thebäer vom Amphiktyonengerichte zu einer Geldstrafe verurtheilt worden, weil sie einen Theil des dem delphischen Gotte geheiligten Gebietes angebaut hatten; und da sie die unerschwinglich hohe Summe nicht bezahlten, wurde ihr eigenes Land für Eigenthum des beleidigten Gottes erklärt. Die Phokier widersetzten sich der Ausführung dieses Urtheils mit den Waffen, bemächtigten sich Delphois und des Apollontempels und leisteten, durch starke Söldnerheere unterstützt, welche sie aus dem geraubten Tempelschatze bezahlten, den Thebäern, Lokrern, Thessaliern und wer sonst von den hellenischen Völkern gegen sie auszog, so hartnäckigen Widerstand, daß man an ihrer Ueberwältigung fast verzweifelte, zumal, da die Athener,

die Lakedämonier und einige andere Staaten im Peloponnes für die Phokier Partei nahmen.

Mit Lykrophon, dem Tyrannen von Pherä, verbündet, drang Onomarchos an der Spitze der Phokier in Thessalien ein. Das in seinem Innern bedrängte Land rief jetzt abermals den Philippos um Beistand an. Zweimal geschlagen und zum Rückzuge genöthigt, gelang es ihm endlich mit Hülfe der thessalischen Reiterei das feindliche Heer zu vernichten (352 vor Chr.). Dreitausend Phokier, die sich dem Sieger ergaben, ließ Philippos als Tempelschänder in's Meer stürzen und die Leiche des Onomarchos an einen Galgen henken. Dieser Sieg war zwar für den Krieg selber, welcher von da an noch jahrelang in gleicher Erbitterung fortwährete, von keiner Entscheidung; aber das Volk sah in Philipps Bereitwilligkeit zur Theilnahme an diesem Kampfe ein Zeichen seiner Gottesfurcht und in seinem Siege ein Zeugniß, daß ihn die Götter zum Vertheidiger ihrer Altäre auserſehen hätten. Nichts war dem arglistigen Makedonier willkommener als dieser Glaube. Sein heiliger Eifer schien sich mit den bisher geleisteten Diensten nicht zu begnügen. Unter dem Vorwande, die Phokier in ihrem eigenen Lande züchtigen zu wollen, schickte er sich an, durch den Engpaß der Thermopylen in das eigentliche Hellas einzubringen. Zum Glück lag aber eben damals an der dortigen Küste eine Flotte der Athener, welche den Phokiern Truppen zuführen sollte. Nausikles, der dieselben befehligte, setzte sie schnell an's Land und besetzte den verhängnißvollen Paß, durch welchen vormals schon der asiatische Eroberer in das Herz von Griechenland eingedrungen war. Philippos sah diesmal seinen Plan vereitelt und kehrte heim. Ein glücklicher Zufall schien den Hellenen Frist zu geben, ob sie ihres Heiles endlich wahrnehmen und die über ihren Häuptern schwebende Gefahr erkennen wollten.

3. Demosthenes beginnt den Kampf gegen Philippos.

In der That hatte Philippos diesmal durch sein allzukühnes Vorschreiten den Athenern sich verrathen. Man fing an, seinen fortwährenden Freundschaftsversicherungen zu mißtrauen und auf Maaßregeln der Sicherheit zu denken. Aber bald verscheuchte der Leichtsinn und die Trägheit, welche damals die Menge beherrschte, diese Besorgnisse. Man überließ sich dem bequemen Glauben, die einmal abgewendete Gefahr sei für immer vorbei; der König habe in dem Mißlingen seiner ersten Unternehmung gegen das freie Griechenland eine Lehre gefunden und überlasse sich seitdem der Unthätigkeit und dem Lebensgenusse. Mit der Verschönerung seiner Hauptstadt Pella beschäftigt, habe er, so hieß es, seine ehrgeizigen Entwürfe aufgegeben und im Wein ertränkt; und so glaubte man alles gethan zu haben, was irgend erforderlich sei, wenn man mit einem kleinen, von einem Fremdlinge befehligten Heere an der Grenze von Attika Wache hielte.

Damals trat Demosthenes mit der ersten seiner sogenannten philippischen Reden auf. Er, wie wenige andere, hatte schon damals den unruhig strebsamen Charakter und die ehrgeizigen Pläne des makedonischen Königs mit tiefblickendem Geiste durchschaut. Seinen Mitbürgern die von dorther sie bedrohenden Gefahren zu enthüllen und alle Kräfte des Staates zum entschiedenen Handeln gegen die Umgriffe des Philippos aufzurufen, ehe Freiheit und Ehre des Vaterlandes unwiederbringlich an ihn verloren gingen, das war fortan der Gedanke und die Arbeit seines Lebens. Mit überraschender Kenntniß und klarer Würdigung der äußeren und inneren Verhältnisse hatte er alles erwogen, was unter den gegenwärtigen Umständen zu thun und was dazu nöthig sei. Er bestimmte die Zahl der aufzubringenden Schiffe und Truppen, er zeigte die Art ihrer Verwendung, die Mittel zu ihrem Unterhalte an; aber als auf die Grundbedingung jedes glücklichen Erfolgs in dieser Sache wies er mit schonungslosem Ernste darauf hin, daß die Athener ihr eignes Wesen ändern, ihrer gewohnten Saumseligkeit, ihren eiteln Hoffnungen entsagen und, statt in Tagesneuigkeiten sich zu ergehen und mit unausgeführten Beschlüssen sich zu begnügen, sich zum Gefühl ihrer beleidigten Würde und zu energischer Thatkraft erheben müßten.

„Wann, ihr Männer Athens," so sprach er, „wann werdet ihr thun, was nöthig ist? Ihr sagt: „Wann die Nothwendigkeit eintritt." Aber, wie soll man denn das nennen, was jetzt geschieht? Ich wenigstens glaube, daß es für freie Männer keine größere Nothwendigkeit gebe, als die Schaam über ihr Thun. Wollt ihr immer auf den Marktplatz kommen und fragen: „Was giebt's neues?" Kann es wohl etwas neueres geben, als daß ein Makedonier Athener bekriegt und unter Hellenen den Herrn spielt? — „Ist Philippus gestorben?" „Nein, aber krank ist er."*) — Was liegt euch daran? Denn stürbe auch dieser, so würdet ihr euch bald einen zweiten Philippos schaffen, wenn ihr die Sache auf diese Weise treibt. Denn auch er ist nicht so sehr durch eigne Kraft emporgewachsen, als durch eure Sorglosigkeit."

„Wir verschwenden die Zeit des Handelns mit den Zurüstungen, und die Gunst des Augenblicks wartet auf unsre Langsamkeit nicht. — Wer einen Krieg recht führen will, der muß den Ereignissen nicht nachgehen, sondern ihnen voraueilen; und wie ein Feldherr sein Heer führen soll, ebenso sollen auch wohlberathene Menschen die Ereignisse leiten, damit das, was sie wünschen, geschehe und sie nicht gezwungen werden, dem Zufall zu folgen. — Ihr besitzt, ihr Männer Athens, von allen die größte Macht, Kriegsschiffe, Schwerbewaffnete, Reiter, Zufluß an Geld; aber von dem allen habt ihr bis auf den heutigen Tag nichts nach Gebühr benutzt und doch fehlt ihr bei nichts. Wie aber Barbaren den Faustkampf treiben, so ihr den Krieg mit Philippos. Denn dort greift der Getroffene immer nach dem Schlage hin, und wenn diesen der Gegner irgendwo anders hinrichtet, so nehmen seine Hände auch den Weg dorthin; aber sich gegen einen Streich decken und ihn dem Gegner an den Augen absehen, das können und

*) Die Athener setzten ihre Hoffnung lieber auf einen glücklichen Zufall, als auf die eigene That und hatten daher schon früher einmal auf die Nachricht von Philippos Erkrankung die gegen ihn beschlossene Kriegsrüstung wieder eingestellt und den günstigen Zeitpunkt vorbeigelassen. Neubegier und Neuigkeitskrämerei, dem Leichtsinn nahe verwandte Schwächen, waren überhaupt ein Grundzug im Charakter der Athener. »Die Athener aber alle waren gerichtet auf nichts Anderes, denn etwas neues zu sagen oder zu hören.« Apostelgesch. 17, 21.

wollen sie nicht. So auch ihr: wenn ihr hört, daß Philippos im Chersones ist, so beschließt ihr, Hülfe dorthin zu senden; wenn in Pylä,*) dorthin; wenn anderswo, so lauft ihr neben ihm her auf und ab und dienet unter seinem Befehl, ohne selbst etwas Heilsames über den Krieg zu beschließen noch etwas zum voraus zu sehn, bis ihr vernehmt, daß etwas geschehen ist oder geschieht. Dies durfte vielleicht vormals stattfinden; jetzt aber, wo alles auf der Spitze steht, ist es nicht mehr zulässig. Mir scheint es aber, ihr Männer Athens, daß ein Gott aus Schaam für die Stadt über das, was geschieht, diese unruhige Vielthätigkeit dem Philippos eingestößt habe. Denn wenn er zufrieden mit dem, was er erobert und vorweggenommen hat, Ruhe halten und nichts weiter unternehmen wollte, so glaube ich, daß sich mancher von euch bei dem beruhigen würde, woraus der Vorwurf schmachvoller Feigheit und des Schimpflichsten auf uns fallen würde; nun aber, da er immer neues beginnt und immer nach mehrerem strebt, so wird er euch vielleicht aus dem Schlummer wecken, wenn ihr nicht gänzlich an euch selbst verzweifelt seid. . .“

„Ich für meine Person wundre mich, daß keiner von euch, ihr Männer Athens, sich erinnert und zürnend bedenkt, daß der Anfang des Kriegs darauf hinging, Rache an Philippos zu nehmen, und das Ende jetzt ist, daß wir zufrieden sind, wenn uns nichts böses von ihm widerfährt. Daß er aber hierbei nicht stehen bleiben wird, ist offenbar, wenn ihm nicht jemand entgegentritt.“

„Wenn ihr immer nur Feldherren ohne einheimische Truppen, leere Decrete und die Hoffnungen der Rednerbühne aussendet, so geschieht nichts von dem, was geschehen sollte; sondern die Feinde lachen und die Bundesgenossen sterben vor Furcht über dergleichen Aussendungen. Denn es ist nicht möglich; nicht möglich ist es, daß euch ein Mann alles das leisten könne, was ihr wünscht; aber Verheißungen machen, schwatzen, diesen beschuldigen und jenen, das ist möglich; dadurch aber geht die Sache verloren. Denn wenn der Feldherr an der Spitze elender, soldloser Fremdlinge steht, hier aber Leute sind, die euch über das, was er dort verrichtet, belügen, und ihr auf diese Berichte hin, wie es sich eben trifft, Beschlüsse faßt, was muß man da erwarten? — Jetzt sind die Sachen schändlicher Weise soweit gekommen, daß jeder eurer Feldherren zwei bis drei Mal bei euch auf Leben und Tod vor Gericht gestellt wird, gegen den Feind aber keiner auch nur einmal auf Leben und Tod zu kämpfen wagt, sondern den Tod der Menschenräuber und Kleiderdiebe dem Tode aus Pflicht vorzieht; denn der Verbrecher soll nach Urthel und Recht sterben, der Feldherr aber im Kampfe mit dem Feinde. — Von euch aber gehen hier etliche umher, die erzählen, Philippos betreibe mit den Lakedämoniern die Auflösung der Thebäer und die Vernichtung der Verfassungen; andere, er habe Gesandte an den König der Perser geschickt; ein Dritter, er befestige Städte in Illyrien, und alle ziehen wir, jeder mit seinem Märchen umher. Nun glaube ich zwar, bei Gott, ihr Männer Athens, daß ihn die Größe dessen, was er vollbracht hat, trunken macht, und daß er viele dergleichen Träume im Sinne hegt, wenn er nirgends Widerstand findet; nicht aber, daß er seine Pläne so entwerfe, daß die unverständigsten Menschen unter uns — denn niemand ist unverständiger, als diese Neuigkeitskrämer — wissen sollten, was er zu thun willens ist. Wenn wir aber dieses bei Seite setzen, und uns an das halten, was wir wissen: daß er unser Feind ist, daß er uns unser Eigenthum raubt, daß er seit langer Zeit frevelt, daß aller Beistand, auf den wir für uns hoffen, gegen uns gerichtet ist, daß wir künftig nur auf uns rechnen können, und wenn jetzt nicht dort mit ihm Krieg führen wollen, wir vielleicht genöthigt sein werden, dies hier zu thun; wenn wir also dieses wissen, so werden wir auch einsehen, was die Umstände erfordern, und unnützer Worte überhoben sein. Denn nicht, was einst sein wird, müssen wir erforschen, sondern fest überzeugt sein, daß es schlecht steht, wenn ihr eure Sache unbeachtet laßt und, was die Umstände fordern, nicht thun wollt.“

Ob und welchen Erfolg diese Rede des Demosthenes gehabt hat, ist nicht bekannt. Jedenfalls, auch wenn sie einen Volksbeschluß der Art, wie ihn der Redner beantragt hatte, zu Stande brachte, ist die Ausführung, wie dies damals so oft geschah, hinter dem anfänglichen Willen zurückgeblieben, und nichts geschehen, was die Geschichtschreiber der Aufzeichnung werth gehalten hätten. Wer die Bestimmung hat, unter den Menschen nur durch die Macht des Wortes zu wirken, der muß auf langsam reifende Erfolge gefaßt sein; zumal, wenn er sich, wie Demosthenes, nicht blos ein äußerliches Geschehen, sondern die sittliche Umwandelung und innere Wiedergeburt der Handelnden zum Ziele setzt. Und so war es auf lange Zeiten hin das tragische Geschick auch dieses gewaltigsten Redners, gleich der Kassandra, mit Seherblicken den Abgrund zu erkennen, der sich vor seinem Vaterlande öffnete, ohne für seine Warnerstimme glaubende Gemüther zu finden.

4. Bemühungen des Demosthenes zur Rettung der Stadt Olynthos.

Nicht lange litt es den Philippos in jener, wenn auch nur scheinbaren Unthätigkeit, durch welche er seinen Angriff auf die Thermopylen bei den Hellenen in Vergessenheit zu bringen beflissen war. Wie ein geschickter Schachspieler schob er seine Macht, auf dem einem Punkte zurückgedrängt, nach einer anderen, minder beachteten Seite hin um so unaufhaltsamer vor. Es galt der Herrschaft über die chalkidische Halbinsel, die wie ein natürliches Bollwerk in dreifacher Gliederung vom makedonischen Festlande sich in das ägeische Meer hinausstreckt. Dort lag Olynthos, eine korinthische Pflanzstadt von so ansehnlicher Macht, daß sie noch unter Amyntas, Philipps Vater, einen Theil Makedoniens an sich reißen und sogar mit Lakedämon mehrere Jahre lang den Kampf aufnehmen konnte. Philipp hatte bisher mit dieser mächtigen Nachbarin durch freigebige Schenkungen und Bundesgenossenschaft sich in gutem Einvernehmen gehalten. Jetzt aber, nachdem Amphipolis, Pydna, Methone und andere wichtige Küstenpunkte bereits in seinen Händen waren, schien ihm auch Olynth zum Falle reif. Unvermuthet drang er über das

*) Thermopylä.

Grenzgebirge in die chalkidische Halbinsel ein, eroberte die mit den Olynthiern verbündeten Städte und rückte dann vor ihre Mauern selbst, mit der Erklärung: entweder müßten sie aus Olynth oder er aus Makedonien weichen.

Olynthische Gesandte erschienen in Athen mit der Bitte um Beistand. Die makedonische Partei; (denn für eine solche hatten die Umtriebe und Bestechungen des Königs auch hier gesorgt,) widerrieth eine Bundesgenossenschaft, durch welche man einen den Athenern wohlwollenden Fürsten sich zum Feinde mache. Mit ihr ging die große Menge derer, welche aus Selbstsucht und Gemächlichkeit oder aus Mißtrauen gegen die Leistungsfähigkeit des damaligen Staates und Volkes unter allen Umständen und um jeden Preis den Frieden erhalten wissen wollten, Hand in Hand; und Demades, ein Mann, dessen unersättliche Hab- und Genußsucht sein bedeutendes Talent in den Dienst des Makedoniers verkauft hatte, lieh ihrem Antrage seine beredte Zunge. Demosthenes dagegen begrüßte diese den Athenern dargebotene Gelegenheit, endlich einmal aus der bisherigen Halbheit eines zwischen Krieg und Frieden schwankenden Verhältnisses zum offnen Kampfe gegen Philippos herauszutreten, als „eine Gunst und Wohlthat der Götter". Er hielt in dieser Angelegenheit drei noch vorhandene Reden. In der ersten wies er nach, daß man den Olynthiern helfen müsse und wie man dies könne. Der frische, muthige Geist der Freudigkeit und der Hoffnung, welcher diese Rede durchweht, mußte nothwendig auch die Hörer ergreifen. Das Volk beschloß, die erbetene Hülfe zu schicken. Allein die Ausrüstung gerieth bald wieder in's Stocken, da die makedonisch Gesinnten nicht aufhörten, dem Fortgange der Sache entgegenzuwirken und durch übertriebene Schilderungen der Macht des Philippos die Gemüther zu beunruhigen und einzuschüchtern. Diesen Bemühungen trat Demosthenes in seiner zweiten olynthischen Rede entgegen. Alle Saiten des Gemüthes wußte er mit meisterhafter Kenntniß des menschlichen Herzens zu berühren; keine Art der Gründe, kein wirksames Gefühl war außer Acht gelassen, um die Hoffnung eines glücklichen Erfolgs zu beleben und den Entschluß zu bestärken, durch eigene Anstrengung der Gunst der Umstände entgegen zu kommen. Was aber vor allem in dieser Rede uns die sittliche Größe des Demosthenes zeigt, ist dies, daß er für seinen Zweck nicht nach der Weise gemeiner Klugheit nur die äußeren Mittel in's Auge faßt, die athenische und makedonische Macht, die fördernden und hemmenden Umstände gegen einander abwägt und auf diesem Wege, so zu sagen, eine Wahrscheinlichkeitsrechnung zu Stande bringt, sondern an das, was das religiöse Gemüth als das Höchste und Unwandelbare kennt, knüpft er seine Hoffnung und Zuversicht: an die ewigen Gesetze der göttlichen Weltordnung, welche nur dem Guten Bestand verleiht, aber jeder lügnerischen Größe, die auf unsittlichem Boden sich auferbaut, endlich einen jähen Untergang bereitet.

„Auch ich, ihr Männer Athens," so spricht er, „würde den Philippos für furchtbar und bewunderungswürdig halten, hätt' ich ihn durch gerechte Thaten emporsteigen sehn. Nun finde ich aber bei genauer Ueberlegung, daß niemand mit ihm zu thun gehabt, den er nicht getäuscht hätte; und nur dadurch, daß er immer den Unverstand und die gutmüthige Einfalt derer, die ihn noch nicht kannten, betrog und zu Hülfe nahm, ist er so emporgewachsen. So wie er nun durch diese Künste groß geworden ist, so lange jeder glaubte, er werde etwas ihm Vortheilhaftes thun, so muß er hinwiederum durch eben diese Mittel von seiner Höhe herabgezogen werden, weil er überwiesen ist, alles um sein selbst willen zu thun. — Sollte aber mancher unter euch glauben, daß Philippos dadurch, daß er die festen Plätze, die Häfen und ähnliche Vortheile vorweggenommen, sich mit Gewalt in seiner jetzigen Lage behaupten werde, so urtheilt er nicht recht. Wenn eine Sache durch gegenseitiges Wohlwollen befestigt wird, und alle Theilnehmer eines Krieges gleiche Vortheile erwarten, so wird jeder gern die Mühe mit übernehmen, die Unfälle ertragen und ausdauern. Wenn aber einer, wie hier der Fall ist, durch Habsucht und schlimme Künste mächtig geworden ist, so reicht der erste beste Vorwand und ein geringer Anstoß hin, alles umzustürzen und aufzulösen. Denn unmöglich, ja unmöglich ist es, ihr Männer Athens, daß der Ungerechte, der Meineidige, der Lügner eine dauerhafte Macht besitze. Eine solche Macht hält für einmal und auf kurze Zeit wieder; sie blüht, wenn es glückt, in Hoffnung auf, aber, von der Zeit belauert, fällt sie von selbst zusammen. Denn wie bei einem Hause, einem Schiffe und andern ähnlichen Dingen das Unterste auch das Stärkste sein muß, so soll auch bei Handlungen der Anfang und die Grundlage wahr und gerecht sein. Dies aber ist jetzt bei dem, was Philippos gethan hat, nicht zu finden."

Die dritte Rede, mit welcher Demosthenes in derselben Angelegenheit auftrat, überbot noch an Kraft und Lebendigkeit die beiden früheren. Die Mattherzigkeit, mit welcher auch jetzt noch die Kriegsrüstungen betrieben wurden, hatte seine Geduld ermüdet; die hoffende Freudigkeit, die ihn beim Beginne dieser Unternehmung beseelt hatte, war vor der Schwermuth zurückgetreten, mit welcher ihn die neue Bestätigung der sittlichen Erschlaffung seines Volkes erfüllte. Die edle Entrüstung seines patriotischen Herzens riß ihn zu unerhörter Kühnheit fort. Wie er in der vorigen Rede den Philippos einen Nichtswürdigen genannt, den sein böser Dämon dem Verderben entgegenführe, so hielt er jetzt mit noch schonungsloserem Freimuth seinen Mitbürgern das Bild der eigenen Entartung vor. Auf die Wahrheit gestützt, daß der persönliche Genuß vor der Sorge für die Wohlfahrt des Vaterlandes zurückstehen müsse, sprach er unumwunden aus, was er früherhin nur behutsam anzudeuten gewagt hatte: man müsse die Gesetze über die bisher übliche Austheilung der Theatergelder aufheben, um die nöthigen Mittel für den Krieg zu beschaffen. Es verhielt sich damit folgendermaaßen. Schon seit den Zeiten des Perikles war jährlich eine ursprünglich für das Kriegswesen bestimmte Summe von tausend Talenten zu Theatergeldern verwendet worden. Jeder Bürger erhielt davon zwei Obolen, einen, um seinen Platz im Theater zu bezahlen, den andern, um ihn für den durch den Besuch des Schauspiels verursachten Zeitverlust schadlos zu halten. Diese verschwenderischen Geldspenden auf Kosten des Staatsschatzes waren der genußsüchtigen Menge so lieb und unentbehrlich geworden, daß man noch neuerdings auf Antrag des Demagogen Eubulos ein Gesetz erlassen hatte, welches verbot, aus den Theatergeldern

jemals wieder Kriegsgelder zu machen, und jeden mit der Todesstrafe bedrohete, welcher förmlich darauf antragen würde. Dessenungeachtet erklärte sich Demosthenes in kühner Selbstvergessenheit gegen diesen schmachvollen Mißbrauch und wies dagegen auf die hochherzige Denkart der Vorfahren hin, welche das Wohl des Staates jedem Genusse vorzogen. Die großartige Einfalt und eindringliche Kraft dieses vergleichenden Sittengemäldes einer großen Vergangenheit und entarteten Gegenwart hat schon im Alterthume die lebhafteste Bewunderung gefunden und noch jetzt „tönt die schöne und edle Klage des Redners über die Kluft versunkener Jahrhunderte vernehmlich und rührend herüber.“ *)

„Nicht habe ich dies alles so leichthin ausgesprochen, um mich einigen von euch verhaßt zu machen; denn so unverständig und wahnwitzig bin ich nicht, daß ich mir ohne Hoffnung eines Nutzens den Haß der Menschen zuziehen sollte; aber ich halt' es für die Pflicht eines rechtschaffenen Bürgers, das Heil des Staates dem Beifall der Zuhörer vorzuziehn. Und so habe ich und vielleicht auch ihr gehört, daß diejenigen, die vor unsern Vorfahren sprachen, sie, deren Ruhm alle, die hier auftreten, preisen, ohne ihnen sonderlich nachzueifern, den Staat in diesem Sinne und nach dieser Weise verwalteten, ein Aristeides, ein Nikias, jener, mit dem ich gleichen Namen führe,**) und Perikles. Seitdem aber Sprecher aufgekommen sind, die bei euch umherfragen: „Was soll ich in Vorschlag bringen? womit kann ich euch einen Gefallen erzeigen?“ seitdem wird dem Genusse des Augenblicks das Wohl der Stadt zum Opfer gebracht, und der Erfolg ist, daß bei jenen alles vortrefflich, eure Sache aber schmachvoll steht. Erwäget, ihr Männer Athens, was sich hier zusammenfassen läßt, den Zustand zur Zeit der Vorfahren und den zu eurer Zeit. Bei einer bekannten Sache werden wenige Worte hinreichend sein; denn nicht bedarf es fremder Muster, sondern durch einheimische Beispiele, ihr Männer Athens, könnt ihr glücklich werden.“

„Jene also, denen ihre Redner nicht nach Gefallen sprachen und keine solche Liebe bewiesen, wie diese euch jetzt, herrschten fünf und vierzig Jahre***) hindurch ohne Widerspruch über die Hellenen und brachten mehr als zehntausend Talente in die Akropolis, und der König jenes Landes gehorchte ihnen, wie es Barbaren geziemt. Sie errichteten viele ruhmvolle Trophäen in Kriegen zu Land und zu Wasser, die sie nicht durch Söldner, sondern selber führten, und hinterließen unter allen Menschen allein einen über den Neid erhabenen Ruhm. So erschienen sie in ihren Verhältnissen zu andern Hellenen. Sehet nun auch, wie sie sich in der Stadt selbst benahmen sowohl im öffentlichen als im häuslichen Leben. Als Bürger des Gemeinwesens versahen sie die Stadt mit Gebäuden und dem Schmuck so zahlreicher Tempel und solcher Weihgaben in ihnen, daß keinem ihrer Nachkommen eine Hoffnung, sie zu übertreffen, blieb. Als Privatleute aber waren sie so mäßig und dem Charakter der Verfassung so treu, daß, wer von euch die Wohnungen eines Aristeides, eines Miltiades und anderer damals ausgezeichneter Männer nach ihrer Beschaffenheit kennt, wohl sieht, daß sie vor der Wohnung ihrer Nachbarn keinen Vorzug hatten. Denn nicht zu eigenem Vortheil verwalteten sie den Staat, sondern jeder glaubte, das Gemeinsame stärken und heben zu müssen. Indem sie also in der Sache der Hellenen Redlichkeit, in dem Dienste der Götter Frömmigkeit, in den gegenseitigen Verhältnissen Gleichheit beobachteten, erwarben sie sich mit allem Rechte ein ausgezeichnetes Glück. Auf solche Weise also stand damals ihre Sache, als sie jenen Führern folgten; und wie steht sie euch jetzt durch die guten Leute der jetzigen Zeit? Etwa auf gleiche Weise oder doch fast gleich? Von andern Dingen schweige ich hier, so viel ich auch zu sagen hätte; aber ihr seht, welche Einsamkeit uns umgiebt, da die Macht der Lakedämonier seit der Schlacht bei Leuktra zu Grunde gerichtet ist, die Thebäer durch den Krieg mit den Phokiern hinlänglich beschäftigt sind, und von den übrigen Staaten keiner bedeutend genug ist, um euch den Vorrang streitig zu machen, so daß wir also das unsrige in Sicherheit besitzen und über die Gerechtsame der andern entscheiden könnten. Statt dessen aber sehen wir uns des eigenen Landes beraubt; mehr als funfzehnhundert Talente sind zwecklos verschwendet, die Bundesgenossen, die wir im Kriege erworben hatten, haben uns jene dort verloren gehen lassen, den gefährlichsten Feind aber haben wir selbst gegen uns eingeübt. Oder es trete jemand auf und sage mir, wodurch anders Philippos stark geworden als durch uns selbst.“

„„Aber, Freund, (sagt etwa jemand,) wenn die äußeren Zustände schlecht sind, so ist dagegen der Zustand in der Stadt jetzt besser!““ — Und was kann man dafür sagen? Die Mauerzinnen, die wir übertünchen, die Straßen, die wir ausbessern, die Brunnen und solches Geschwätz? Schauet dagegen auf die Verwalter des Staates. Einige von ihnen sind aus Bettlern reiche Leute geworden; einige, die namenlos waren, stehen in Ehren; andere haben ihre Wohnhäuser prunkender als die öffentlichen Gebäude ausgestattet. Denn in dem Maaße, wie der Staat gesunken ist, ist ihr Wohlstand gewachsen.“

„Was ist nun an diesem allen schuld? und warum stand damals alles so schön und jetzt nicht mehr? Erstlich, weil das Volk, welches den Muth hatte, seine Kriege selbst zu führen, über die Verwalter des Staates Herr war und alle Belohnungen in seiner Gewalt hatte, und jeder andere zufrieden war, ein Ehrenzeichen, ein Amt und irgend ein Gut aus den Händen des Volkes zu erhalten; jetzt hingegen alle Vortheile in den Händen der Staatsverwalter sind und alles durch diese gethan wird; ihr aber, das Volk ohne Nerv, der Güter und Bundesgenossen beraubt, in die Stellung eines Dieners, gleichsam als Zugabe des Ganzen, getreten, seid zufrieden, wenn euch jene an den Theatergeldern Theil nehmen lassen oder euch armselige Rinder*) austheilen; und was von allem das Schmählichste ist, ihr glaubt euch ihnen verpflichtet für euer eigenes Gut. Sie aber halten euch in

*) Jakobs Staatsreden des Demosthenes. 2. Ausg. 1833. S. 174.

**) Der Feldherr Demosthenes während des peloponnesischen Krieges; s. S. 111 ff., 125 ff.

***) Nemlich von der Zeit an, da die Hellenen, des Uebermuthes der Lakedämonier unter Pausanias müde, sich der Leitung der Athener anvertrauten, bis zu dem Anfange des peloponnesischen Krieges.

*) Bei den gewöhnlichen Fleischaustheilungen.

der Stadt eingeschlossen, gewöhnen euch hierzu und machen euch für ihre Hand kirr und zahm. Nie aber kann der große Gesinnungen hegen, welcher kleine und schlechte Dinge treibt; denn wie die Beschäftigungen der Menschen sind, so müssen auch ihre Gesinnungen sein."

Der nächste Erfolg dieser Rede übertraf vielleicht jede Erwartung. Athen entriß sich seiner Schlaffheit, trat in Bundesgenossenschaft mit den Olynthiern und schickte ihnen in drei Zügen eine Hülfsmacht von funfzig Galeeren, zehntausend Söldnern und viertausend Schwerbewaffneten aus der Bürgerschaft; denn auch darin scheint man dem dringenden Rathe des Demosthenes endlich gefolgt zu sein, daß man den Krieg nicht mehr blos durch fremde Söldlinge wollte ausfechten lassen. Allein Demosthenes hätte auch die Führer mit seinem Geiste müssen beseelen können, um einen Erfolg zu sichern, der jenem Kraftaufwande entsprochen hätte. Chares, welcher den ersten Zug befehligte, ein geistloser Wüstling, begnügte sich mit einem kleinen Siege über einen vereinzelten Heerhaufen der Makedonier und kehrte dann nach Athen zurück, um auf dem Marktplatze den Bürgern ein Festessen zu geben, Dankopfer zu verrichten und dafür vom Volke eine goldene Krone in Empfang zu nehmen. Charidemos, der Führer des zweiten Zugs, mehr zu einem Freibeuter als zum Feldherrn geeignet, machte einige Streifzüge und überließ sich und seine Kriegsvölker den gewohnten Ausschweifungen in einem Maaße, daß die Olynthier von solchen Helfern fast mehr zu leiden hatten als von den Feinden. Der dritte Zug aber langte zu spät an. Gleichwohl vertheidigten sich die Olynthier mit äußerster Hartnäckigkeit. Ihre schöne Stadt war fest und wohlgerüstet und mit tapfern Streitern angefüllt. Philippos, bei jedem Sturme zurückgeschlagen, verlor täglich mehr Mannschaft. Aber sein Gold fand Eingang, wo seine Waffen nicht hindringen konnten. Zwei Vorsteher der Olynthier, Euthykrates und Lasthenes, lieferten ihm fünfhundert Reiter ohne Schwertstreich in die Hände und öffneten ihm endlich sogar die Thore. Die unglückliche Stadt wurde der Plünderung und den Flammen preisgegeben. Zwei Brüder des Philippos, welche seit mehreren Jahren dort Zuflucht und Sicherheit gefunden und ihm dadurch einen Vorwand zur Kriegserklärung gegeben hatten, ließ er dem Tode überliefern. Was das Schwert verschont hatte, wurde heerdenweise, mit Ketten belastet, auf den Landstraßen fortgetrieben und in die Sklaverei verkauft (347 v. Chr.).

Wie zum Hohne für ganz Griechenland feierte Philippos die Eroberung dieser hellenischen Stadt mit prächtigen Dankopfern und Siegesfesten und gewann sich dabei durch glänzende Freigebigkeit neue Freunde und Verräther. Vor allen wurden diejenigen, welche sich im Kampfe ausgezeichnet hatten, reichlich beschenkt, wozu ihm die Menge der zusammengeschleppten Beute und der Erlös aus dem Verkauf der Gefangenen mehr als hinreichende Mittel bot. Aber auch Euthykrates und Lasthenes empfingen den verdienten Lohn ihrer Schändlichkeit. Belastet von den Verwünschungen ihrer Mitbürger, traf sie nun auch die Verachtung derer, denen ihre Verrätherei nützlich gewesen war. Sie traten vor den König mit der Klage, daß sie von seinen Soldaten Schurken und Verräther genannt würden. „Laßt euch das nicht anfechten," sprach er, „die Makedonier sind rohe und ungeschliffne Leute, die jedes Ding bei seinem Namen nennen." Er überließ sie den Mißhandlungen der Kriegsleute, unter deren Händen sie starben.

5. Philippos schließt mit Athen einen trügerischen Frieden und wird Amphiktyone.

Die Nachricht von dem Falle Olynths verbreitete in Athen die größte Bestürzung. Eines so harten Schlages schien es bedurft zu haben, um den Funken der schlummernden Thatkraft hervorzurufen. Alles athmete Zorn und Kampfbegier. Ueber die Verräther von Olynth wurde feierlich der Fluch gesprochen und die Menge der Flüchtlinge dieser unglücklichen Stadt ohne Rücksicht auf die drohende Rache des Makedoniers freundlich aufgenommen und verpflegt. Athenische Gesandte eilten von Stadt zu Stadt, um ganz Hellas gegen den gemeinsamen Feind aufzurufen und einen Reichstag in Athen anzusagen, in welchem man über den Krieg sich berathen wolle. Allein diese Versuche schlugen fehl. Auch in Athen erlosch das Feuer der Kriegslust bald unter der Erwägung der gegenwärtigen Erschöpfung. Mit Vergnügen nahm man daher die unverhoffte Nachricht auf, daß Philipp zu Unterhandlungen geneigt sei; und selbst Demosthenes, welcher wohl einsah, daß unter diesen Umständen an einen wirksamen Widerstand nicht zu denken sei, suchte den Abschluß eines Friedensvertrages möglichst zu fördern. Ein solcher kam auch, wiewohl unter sehr ungünstigen Bedingungen, zu Stande.

Aber dem hinterlistigen Könige war es auch diesmal mit seinen Freundschaftsversicherungen nicht Ernst gewesen. Er wollte nur Zeit und Raum für seine nächsten Plane gewinnen, an deren Ausführung der fortgesetzte Krieg mit den Athenern ihn behindert hätte. Während diese mit leichtsinniger Eilfertigkeit den Frieden ihrerseits beschworen und sofort alle Rüstungen einstellten, rückte Philippos gegen ihren Verbündeten, den thrakischen König Kersobleptes, in's Feld und bemächtigte sich einiger festen Plätze am Hellespont, wodurch er den Athenern empfindlichen Schaden zufügte. — Demosthenes hatte seine Absicht errathen und daher verlangt, daß eine Gesandtschaft dem Könige auf dem Fuße nachreisen und ihm den Eid auf den von den Athenern bereits beschworenen Vertrag abnehmen solle. Es hätte auf dem Seewege nur drei bis vier Tage bedurft, um nach dem Hellespont zu gelangen. Aber die Gesandtschaft schlug den Landweg ein, kam nach drei und zwanzig gemächlichen Tagereisen nach Pella und wartete dort abermals sieben und zwanzig Tage, bis der König, nachdem er seinen Kriegszug in Thrakien nach Wunsch beendet hatte, in seiner Hauptstadt eintraf. An dem zur Verhandlung festgesetzten Tage ließ er auf sich warten. Der König liege noch zu Bett, hieß es, und als die Gesandten darüber murreten, gab ihnen sein Feldherr Parmenion die höhnisch stolze Antwort: „Wundert euch nicht, daß Philipp schläft, während ihr wacht. Er hat gewacht, während ihr schliefet!" Endlich erschien er. Er bezeigte sich wohlwollend und leutselig, gab aber in Betreff dessen, worauf es den Athenern ankam, nur ausweichende Antwort. Auch entließ er sie nicht gleich den

übrigen hellenischen Botschaftern, welche sich bei ihm eingefunden hatten, sondern nahm sie mit sich nach Thessalien, und erst, nachdem er alles zum Einmarsch in Phokis in Bereitschaft gesetzt hatte, beschwor er den Frieden — nicht an heiliger Stätte, sondern, als entbände ihn der ungeheiligte Ort von der Heilighaltung des Eides, in einer Herberge zu Pherä. Uebrigens schloß er die mit den Athenern verbündeten Phokier von dem Frieden aus, angeblich, um seinen den Thessaliern und Thebäern geleisteten Eid nicht zu verletzen. So entließ er die Gesandten mit verheißenden Worten, welche alles hoffen ließen, und mit einem Schreiben, in welchem er sich zu nichts verpflichtete.

Während sie auf dem Heimwege begriffen waren, rückte er auf Thermopylä los. Athen gerieth in Unruhe. Man wollte Truppen nach dem bedroheten Punkte senden. Aber die Redner Aeschines und Philokrates, welche Philippos wohl bei Gelegenheit jener „Truggesandtschaft" in sein Goldnetz gezogen hatte, suchten das erwachende Mißtrauen zu beschwichtigen. Sie verbürgten sich für die wohlwollende Gesinnung des Königs: nicht den Phokiern gelte seine Herrschaft, sondern der Demüthigung der Thebäer; er werde Boiotien von Thebens Herrschaft losmachen, das zerstörte Thespiä und Platää wieder herstellen, den Athenern ihre Grenzstadt Oropos zurückgeben und zum Ersatz für Amphipolis die Insel Euboia überlassen. Demosthenes erklärte es für Aberwitz, solchen Lockungen zu trauen; aber das bethörte Volk schenkte abermals sein Vertrauen den Aussagen derer, die seinen Wünschen und Hoffnungen schmeichelten. Es sagte sich von den Phokiern los, und wenige Tage darnach war Philipp durch die Thermopylen in Hellas eingedrungen. Sein plötzliches Erscheinen lähmte allen Widerstand. Der König gewährte dem Phalākos mit seinen achttausend Söldnern freien Abzug in den Peloponnes; das von Vertheidigern entblößte Phokis ergab sich in die Willkür des Makedoniers. Ohne Schwertstreich, ohne Verlust eines einzigen Mannes hatte Philippos den heiligen Krieg, welchen zehnjährige Anstrengungen nicht hatten dämpfen können, beendigt (346 vor Chr.).

Ueber das Schicksal von Phokis zu entscheiden, überließ er mit erheuchelter Mäßigung dem Spruche des Amphiktyonengerichts, welches übrigens unter dem Einflusse der Thessalier und Thebäer ganz im Sinne und nach den Wünschen des Makedoniers handelte. Die Urheber des Tempelraubes wurden feierlich dem öffentlichen Fluche übergeben und geächtet, die phokischen Städte niedergerissen, die Einwohner in kleine, zerstreute Dörfer vertheilt, ihre Waffen vernichtet, ihre Rosse hinweggeführt. Von dem Ertrage des Landes, das man ihnen zur Bebauung überließ, sollten sie jährlich sechzig Talente an den delphischen Schatz abtragen, bis die entwendeten Summen, auf mehr als zehntausend Talente geschätzt, ersetzt wären. Sitz und Stimme im Amphiktyonengericht wurde ihnen für immer genommen und an ihrer Statt dem Könige von Makedonien ertheilt, dem man zugleich mit den Boiotiern und Thessaliern den Vorsitz bei den pythischen Spielen zuerkannte. Damit war dem makedonischen Könige ein entschiedener Einfluß auf die inneren Angelegenheiten Griechenlands förmlich und gesetzlich eingeräumt. Als Amphiktyone konnte er nicht mehr für einen Fremdling und Barbaren gelten, sondern für ein ebenbürtiges und gleichberechtigtes Mitglied im Rathe der Hellenen.

Athen zeigte unverhohlen seinen Groll. Als des Philippos und Thessaliens Gesandte eintrafen, das Geschehene zu melden, und von den Athenern die Erklärung verlangten, „daß Philippos Amphiktyone sei," verweigerte das Volk diesen Akt seiner Zustimmung und Anerkennung. Aeschines, der mit Eifer die Bewilligung des Geforderten anrieth, wurde von der erbitterten Volksversammlung zum Abtreten genöthigt. Gleichwohl trat auch Demosthenes, der unversöhnliche Feind des Makedoniers, diesmal als Fürsprecher des Friedens auf und zeigte damit, daß sein gerechter Haß ihm doch niemals die ruhige Umsicht und klare Besonnenheit raube, und daß ihm das Wohl des Vaterlandes mehr gelte als der persönliche Ruhm einer starren Folgerichtigkeit seiner Handlungsweise. Zwischen der sklavischen Hingebung an den glücklichen Gegner, welcher Aeschines das Wort geredet hatte, und der tollkühnen Raserei der Kriegspartei zeigte er die einzig richtige Mitte, welche ebensosehr der Klugheit als der Würde gemäß war. Man müsse, sagte er, der Macht der Umstände nachgeben, ohne darum das Geschehene gut zu heißen; man solle nicht einen Krieg anfangen um jenen „Schatten in Delphoi," wie er die amphiktyonischen Gerechtsame des Königes nannte, einen Krieg, in welchem man alle Hellenen gegen sich und keinen für sich haben würde. „Hüthen wir uns, den versammelten Staaten, welche sich jetzt Amphiktyonen nennen, zu einem gemeinschaftlichen Kriege gegen uns den Vorwand zu geben. Denn wenn die Argeier, die Messenier, die Megalopoliter und andere jenen gleichgesinnte peloponnesische Staaten wegen unsres friedlichen Verhältnisses zu Sparta gegen uns Feindschaft hegen; wenn die Thebäer ihren ehemaligen Haß noch dadurch vermehrt fühlen, daß wir ihren Vertriebenen Schutz gewähren, die Thessalier, weil wir die vertriebenen Phokier retten, Philippos endlich, weil wir ihn am Amphiktyonenbunde theilzunehmen hindern: so fürchte ich, daß sie alle, jeder aus einem ihm eignen Grunde, ihrem Zorne Gehör geben, die Beschlüsse der Amphiktyonen zum Vorwande nehmen und einen gemeinsamen Krieg gegen uns erheben werden. — Sollen wir uns aber durch diese Furcht bewegen lassen, alles, was uns geboten wird, zu thun? Keinesweges. Vielmehr werden wir zeigen, daß wir den Krieg vermeiden, ohne unsrer Würde entgegen zu handeln, und jedermann wird erkennen, daß wir vernünftig urtheilen und gerecht reden."

Athen handelte in diesem Sinne. Es enthielt sich in Hinsicht des Antrags des Philippos eines bejahenden Beschlusses und schickte diesmal weder Abgeordnete zur Amphiktyonen-Versammlung noch Vertreter der Stadt zu den pythischen Spielen; aber es hielt den mit Philippos geschlossenen Frieden.

6. Demosthenes bringt gegen Philippos zwei glückliche Feldzüge zu Stande.

Die Ungunst der öffentlichen Ereignisse, welche fast alle bisherigen Anstrengungen des Demosthenes als vergeblich erscheinen ließ, war doch nicht vermögend, seine starke Seele zu entmuthigen und ihn zu bestimmen, den Kampf gegen Philippos, den er gleichsam zum Losungsworte seines Lebens erwählt hatte, aufzugeben. Auch seinen Mitbürgern muthete er um so mehr, je übler ihre Sache stand, eine solche Gesinnung zu: nichts aufzugeben, so lange nicht alles verloren sei. „Denn so lange," sagte er, „ein Fahrzeug, gleichviel wie groß oder wie klein, noch über dem Wasser ist, so ist es die Pflicht des Steuermannes und aller, die darauf sind, zu arbeiten und Acht zu haben und dafür zu sorgen, daß es niemand weder geflissentlich noch unabsichtlich umstürze. Wenn es aber einmal von den Fluthen verschlungen ist, so ist aller Eifer umsonst."

In der Stimmung des Volkes war ein Wechsel eingetreten, welcher seinen Bemühungen fortan günstigere Erfolge versprach. Viele, welche bisher noch an die Redlichkeit des Makedoniers oder an die Gefahrlosigkeit seiner Unternehmungen geglaubt hatten, fanden sich durch seine jüngsten Schritte enttäuscht. Was Demosthenes über die Pläne dieses Königs und den Gang der Dinge vorausgesagt hatte, war eingetroffen oder schritt zusehens seiner Erfüllung entgegen; während anderseits alle schmeichelhaften Hoffnungen, welche Philokrates, Aeschines und andere Führer der makedonisch Gesinnten dem Volke in Betreff der wohlwollenden Absichten Philippos erweckt hatten, in nichts zerrannen. Mit dieser Erkenntniß gewann die Geneigtheit in den Gemüthern Raum, das Verfehlte, so weit es möglich, wieder gut zu machen. In dem Maaße, als die Anhänger des Königs in der Gunst des Volkes sanken, stieg das Ansehen und der Einfluß des Demosthenes und seiner Freunde. Durch das öffentliche Vertrauen gestärkt, ging sein Bestreben vor allem dahin, die Stadt von Verräthern zu reinigen und dem Feinde dadurch gleichsam diejenigen Posten wieder zu entreißen, die er bereits innerhalb der Stadt selber innehatte. Zunächst wurde Philokrates durch den Redner Hyperides, einen Freund und Kampfsgenossen des Demosthenes, vor dem Volke der Verrätherei angeklagt, und da er unterdessen, in Voraussicht seiner Verurtheilung, flüchtig geworden war, zum Tode verdammt. Gegen Aeschines, den gefährlichsten seiner Gegner, erhob Demosthenes selber die Anklage, und auch er entging dem verdienten Schicksale nur durch eine Mehrzahl von wenigen Stimmen, welche seine Lossprechung durchsetzten. Auch durch Gesetzverbesserungen und Beseitigung nachtheiliger Mißbräuche suchte er in die Staatsverwaltung gesunderes Leben und kräftigere Haltung zu bringen. Als Vorsteher des Seewesens bewirkte er trotz dem Widerstreben der reicheren Bürger eine neue Anordnung in Betreff der Trierarchie*) und heilte damit ein Grundübel des Staates, welches bis dahin alle kriegerischen Unternehmungen gelähmt hatte.

Während dieser reformirenden Bestrebungen nach innen, verlor Demosthenes keineswegs die auswärtigen Verhältnisse aus dem Auge. Wie von einer Warte herab hüthete er alle Schritte des Philippos und entfaltete mit geschickter Hand das ganze Gewebe seiner Anschläge. Daß ein Mann, „der, in dem kleinen unbekannten Pella geboren, doch hochsinnig genug war, nach der Herrschaft über die Hellenen zu streben, der um des Herrschens und Gebietens willen sich ein Auge zerstören, sein Brustbein zerschellen, seine Hand und seinen Schenkel verstümmeln ließ und bereit war, jedes Glied des Körpers, welches das Schicksal forderte, preiszugeben, um nur mit den übrigen glorreich und ruhmbedeckt zu leben," daß ein solcher weit entfernt sei, mit dem bisher Erlangten sich zu begnügen, sondern, wenn man ihn nicht hindere, immer weiter greifen werde, legte er dem Volke, den freundlichen Zusicherungen des Königs gegenüber, mit überzeugender Klarheit dar. „Und alle seine Pläne," sagte er, „sind gegen diese Stadt gerichtet. Dazu ist er gewissermaaßen genöthigt. Bedenket es selbst. Er will herrschen, und hierbei findet er keinen Gegner auf seinem Wege als euch. — Und fürwahr, nicht gleiche Gefahr bedrohet die andern und euch. Denn nicht blos unterwerfen will er die Stadt, sondern sie gänzlich ausrotten. Denn er weiß nur allzugut, daß ihr seine Sklaven nicht sein wollt, noch, wenn ihr es wolltet, es zu sein verständet: denn ihr seid zu herrschen gewohnt."

Philippos Verhalten ließ es diesen Warnungen auch ferner nicht an Bestätigung fehlen. Nach seinem Abzuge aus Phokis hielt er den Paß der Thermopylen durch ihm ergebene Truppen der Thessalier besetzt, um bei nächster Gelegenheit unbehindert in Hellas eindringen zu können. In Thrakien erweiterte er seine vor dem Friedensschlusse begonnenen Eroberungen, nahm manches in Besitz, was den Athenern gehörte, und verwüstete auf's grausamste die dort von ihm eroberten hellenischen Städte. Mit Thessalien schaltete er nach Belieben, den Städten von Euboia nahm er die Freiheit und ließ sie durch einheimische Tyrannen, die von ihm abhängig waren, regieren, während er gleichzeitig sich in die Zwistigkeiten der peloponnesischen Staaten einmischte. Aber, von Demosthenes angeregt, gaben die Athener jetzt auf alle seine Bewegungen Acht und sendeten Gesandte nach den durch seine Ränke bedroheten Punkten. An diesen Gesandtschaften nahm Demosthenes oft selber Theil, und so finden wir ihn in diesem Zeitraume bald in Illyrien und Thessalien, bald an den Höfen der thrakischen Könige Teres und Kersobleptes, bald in Epeiros und zweimal im Peloponnes. Hier waren es besonders die Staaten von Argos, Arkadien und Messenien, welche aus Furcht vor der auf's neue sich regenden Herrschsucht Spartas dem angetragenen Bündnisse mit Philippos sich zuneigten. Demosthenes wirkte auch hier, wenigstens auf eine Zeit lang, mit Glück diesem die Freiheit des Peloponnes gefährdenden Vorhaben entgegen.

„Ihr seht wohl," sprach er zu den Messeniern, „den schenkenden und verheißenden Philippos; wenn ihr aber weise seid, so betet zu den Göttern, daß ihr nicht bald den täuschenden und betrügenden seht. Mancherlei ist erfunden worden, um Städte zu schützen und zu vertheidigen, als Wälle, Mauern, Gräben und anderes dergleichen; und alle diese Dinge sind von Menschenhänden

*) s. S. 103 Anm.

gemacht und fordern Aufwand. Aber die Natur kluger Menschen besitzt in sich selbst eine gemeinsame Schutzwehr, die allen nützlich und heilsam ist, vorzüglich aber den Völkern gegen die Tyrannei. Und welches ist diese? Das Mißtrauen. Dieses bewahrt; an dieses haltet euch.“

Unterdessen machte die feindselige Geschäftigkeit Philippos die Erhaltung des Friedens immer schwieriger. Er band den Athenern die Hände, während er dem Makedonier freie Hand gab. Daher ging des Demosthenes Streben unermüdlich dahin, seine Mitbürger zu überzeugen, daß Philippos bei aller Bewahrung des guten Scheins die Friedensverträge jederzeit breche, daß man nicht abwarten dürfe, bis er selber eingestehen werde, daß er die Athener befehde, was er stets leugne, sondern mit offener Gewalt seinen Ungerechtigkeiten wehren müsse, so lange es noch Zeit sei. Diesen Zweck verfolgt er besonders in der 343 vor Chr. gehaltenen, sogenannten dritten philippischen Rede, in welcher er jene stürmische, hinreißende, unwiderstehliche Kraft der Beredtsamkeit, die ihm eigen war, im vollen Maaße entfaltet.

„Wenn es der Stadt vergönnt ist, Frieden zu halten, und dies in unsrer Gewalt steht, so behaupte ich, daß wir ihn halten müssen, und verlange, daß, wer dies sagt, Vorschläge thue und handle und ohne Rückhalt verfahre. Wenn aber der andere, mit den Waffen in der Hand und von einer großen Macht umringt, euch zwar den Namen des Friedens vorhält, in der That aber Krieg führt: was bleibt da übrig, als Widerstand zu thun? Wollt ihr auch sagen, daß ihr Frieden hieltet nach seiner Weise, so habe ich nichts dagegen. Will aber einer das für Frieden halten, was jenen in den Stand setzt, wenn er alles andere genommen hat, auf uns loszugehen, so ist dies für's erste Wahnsinn, dann aber ein Friede, den er nicht gegen uns, sondern wir gegen ihn beobachten. Dies ist aber eben, was Philippos mit allem Gelde, was er aufwendet, erkauft, daß er uns bekriegen darf, von euch aber nicht bekriegt wird. Denn wahrlich, wenn wir warten wollen, bis er uns eingesteht, daß er Krieg führe, so sind wir die einfältigsten aller Menschen. Denn selbst wenn er gegen Attika anrückt und gegen den Peiräeus, wird er dasselbe sagen, wenn wir aus seinem Verfahren gegen andere schließen sollen.“

„Aber, beim Zeus! welcher Mensch von gesundem Verstande möchte den Freund und den Feind, den Friedlichen oder den Kriegführenden lieber aus den Worten als nach den Thaten beurtheilen? Gewiß keiner. Nun aber hat Philippos, als der Friede eben geschlossen war, Serrion und Doriskos weggenommen und aus Serrion-Teichos und Hieron-Oros*) die Besatzung herausgeworfen, die unser Feldherr hineingelegt hatte. Was that er nun, da er dies vollbrachte? Er hatte doch den Frieden beschworen!**) Und daß Niemand sage: „Was hat das weiter zu bedeuten? oder was kümmert das die Stadt?“ Denn wenn dies Kleinigkeiten sind, oder ihr euch nicht darum kümmert, so ist dies eine andere Sache; aber in Rücksicht auf Gott und auf Gerechtigkeit ist das Vergehen bei dem Großen wie bei dem Kleinen von demselben Gewicht. Wie aber, wenn er in den Chersones, den der Perserkönig und alle Hellenen als euer Eigenthum anerkannt haben, Söldner schickt und Hülfe zu leisten erklärt und dieses schriftlich meldet, was thut er da? Er sagt zwar, daß er uns nicht bekriege; ich aber bin so weit entfernt, ihm bei solchen Handlungen einzuräumen, daß er Frieden mit uns halte, daß ich vielmehr behaupte, durch das Unternehmen gegen Megara, durch Einsetzung der Tyrannen in Euboia, durch den jetzigen Einmarsch in Thrakien, seine Ränke in dem Peloponnes und alles, was er mit seiner Macht unternimmt, breche er den Frieden und führe Krieg gegen euch, wenn ihr nicht auch vielleicht von denen, welche das Belagerungszeug aufstellen, sagen wollt, daß sie Frieden halten, so lange sie die Mauern noch nicht wirklich bestürmen. Dies werdet ihr nicht sagen. Denn wer alles thut und treibt, um mich zu fangen, der führt Krieg mit mir, wenn er auch weder Speer noch Pfeil nach mir wirft.“ —

„Aber ich sehe, daß alle Menschen, und ihr von allen zuerst, ihm etwas zugesteht, worüber in der ganzen vorigen Zeit alle hellenischen Kriege entstanden sind. Was ist nun dies? Zu thun, was er will; die Hellenen der Reihe nach zu schwächen und zu plündern, ihre Städte zu überfallen und zu unterjochen. Nun habt ihr doch drei und siebenzig Jahre an der Spitze der Hellenen gestanden; die Lakedämonier neun und zwanzig,*) auch die Thebäer haben in den letztvergangenen Zeiten eine gewisse Macht besessen; nie aber, ihr Männer Athens, nie ist euch oder den Thebäern oder den Lakedämoniern dies von den Hellenen zugestanden worden, zu thun, was ihr wolltet; daran fehlte viel; sondern, wenn sie meinten, daß ihr oder vielmehr die Athenäer jener Zeit nicht mit Billigkeit gegen diese oder jene verführen, glaubten alle, auch die, welche für sich keine Klage zu führen hatten, sich mit den Gekränkten zum Kriege verbinden zu müssen; und wiederum, als die Lakedämonier die Oberhand bekommen und eure Stelle eingenommen hatten, fingen sie nicht alsobald an, ihre Macht zu mißbrauchen und das Bestehende übermäßig zu erschüttern, als sich alle zum Kriege erhoben, auch die, welche keine Klage zu führen hatten. Und was soll ich von andern sprechen? habt ihr nicht selbst und die Lakedämonier, ohne daß ihr im Anfang gegenseitige Unbilden anzuführen hattet, doch, weil wir andere ungerecht behandelt sahen, zu den Waffen gegriffen? Und doch sind alle Vergehungen, deren sich die Lakedämonier in jenen dreißig Jahren und unsere Vorfahren während der siebzig Jahre schuldig gemacht haben, gering gegen die Ungerechtigkeiten, die Philippos in nicht ganz dreizehn Jahren, während er oben schwimmt, an den Hellenen begangen hat, oder sie sind vielmehr nicht der kleinste Theil von ihnen.“ —

„Und dieses alles sehen wir Hellenen insgesammt und hören es, und beschicken uns nicht gegenseitig durch Gesandte und zürnen nicht; sondern unsre Stadt ist so gelähmt, Stadt von Stadt so geschieden, daß wir bis auf

*) In Thrakien gelegene Orte.

**) Dies war damals, genau gesagt, noch nicht der Fall, da zwar die Athener den Friedensvertrag bereits beschworen hatten, Philippos aber die Vereidigung seinerseits aus böser Absicht noch hinhielt.

*) Hier ist die Zeit der athenischen Hegemonie in ungefähren Angaben vom zweiten persischen Kriege an bis auf die Schlacht am Ziegenflusse (405), und die der lakedämonischen Herrschaft von der Einnahme Athens durch Lysander (404) bis zur Schlacht bei Naxos, in welcher der Athener Chabrias die Seemacht Spartas vernichtete (376), berechnet.

den heutigen Tag nichts von dem, was Pflicht und Vortheil erheischt, haben thun, uns nicht an einander anschließen, noch eine Gemeinschaft der Hülfe und Freundschaft haben errichten können; sondern wir sehn seiner Vergrößerung unthätig zu, und jeder, wie es mir scheint, sieht die Zeit, in der ein andrer zu Grunde geht, für gewonnen an, ohne an die Rettung von Hellas zu denken oder etwas dafür zu thun: da doch jeder weiß, daß er, so wie der periodische Anfall eines Fiebers oder eines andern Uebels auch dem nahen wird, der jetzt gar weit entfernt zu stehen glaubt. Und auch das fürwahr wißt ihr, daß alles, was die Hellenen von den Lakedämoniern oder von uns erlitten, ihnen wenigstens von ächten Söhnen von Hellas widerfuhr; und das nahm wohl mancher eben auf, als wenn der ächte Sohn eines großen Hauswesens etwas davon nicht gut und recht verwaltet, so daß er in dieser Beziehung Tadel und Vorwürfe verdient, niemand aber sagen darf, er habe nicht als ein Angehöriger oder als Erbe des Vermögens so gehandelt. Wenn aber ein Knecht oder ein untergeschobener Sohn das, was ihm nicht angehört, verschwendet und verwüstet, wie viel ärger, o ihr Götter, und empörender würde das allen erscheinen! Aber gegen Philippos und das, was er jetzt thut, hegen sie diese Gesinnung nicht; gegen ihn, der nicht nur kein Hellene ist und nichts mit Hellenen gemein hat, sondern nicht einmal ein Barbar aus einem mit Ehren genannten Lande, sondern ein nichtswürdiger Makedonier, von wo man vordem nicht einmal einen tauglichen Sklaven kaufen konnte."

Es wird erzählt, daß Philippos, nachdem er eine der gegen ihn gerichteten demosthenischen Reden gelesen hatte, ausgerufen habe: „Bei Gott! wenn ich sie hätte halten hören, so würde ich selbst zum Kriege gegen mich gestimmt haben!" Wie hätten die, auf deren Herzen die Feuerströme solcher Reden gerichtet waren, unbewegt bleiben können? Jetzt endlich war dem Demosthenes die Zeit gekommen, wo er, wie Jason in der Sage, aus den Drachenzähnen, die er unermüdlich ausgesäet hatte, geharnischte Männer erwachsen sah. Die Uebergriffe Philipps auf Euboia gaben die nächste Veranlassung. Unter Anführung des Phokion, des tüchtigsten unter den damaligen Feldherren Athens, ging ein Heer dorthin ab, welches die makedonischen Besatzungen vertrieb, die von Philipp eingesetzten Tyrannen stürzte und die Geltung Athens auf dieser Insel wiederherstellte. Philipp, der dies nicht verhindern konnte, suchte sich vorerst durch die Eroberung der thrakischen Küstenländer an der Propontis und dem Bosporos*) zu entschädigen und rückte mit seinen Heeren vor die beiden mächtigsten Städte jener Gegenden, Perinthos und Byzantion. Auf Antrag des Demosthenes erklärten die Athener damit den Frieden für gebrochen, stürzten die Säulen um, worauf der Friedensvertrag geschrieben stand, und kamen den bedrängten Städten mit hundert und zwanzig Schiffen, mit Waffen und Kriegsvolk zu Hülfe. Auch dieses Unternehmen wurde, nachdem man an Chares Stelle den Phokion berufen hatte, vom glücklichsten Erfolge bekrönt. Durch die Schiffe der Inseln Chios, Kos und Rhodos unterstützt, zwangen die Athener den König, die Belagerung beider Städte aufzugeben. Mehrere Städte, in welche er bereits makedonische Besatzung gelegt hatte, wurden ihm wieder entrissen, seine Flotte geschlagen und somit seine Absichten auf den Hellespont für diesmal gänzlich vereitelt. So hatte Athen, eingedenk seines von den Ahnen ererbten Berufs als Verfechter der hellenischen Freiheit, zuerst unter allen Griechen den Beweis geliefert, daß Philippos nicht unüberwindlich sei, wofür er so lange gegolten hatte. Durch Streifzüge und Abschneidung der Zufuhr geängstet, mußte Philippos um Frieden nachsuchen, und wendete, um sein Schaamgefühl über die erlittene Niederlage zu verbergen, seine Waffen gegen einige skythische Völkerschaften des Nordens. Die geretteten oder befreiten Städte aber bewiesen auf das glänzendste den Athenern ihre Erkenntlichkeit dafür, daß sie, wie jene in ihren Decreten sich ausdrückten, durch ihren Hülfszug „die Verfassung und die Gesetze und die Gräber hergestellt hatten." Die Perinthier und Byzantiner erkannten den Athenern in ihren Städten das Bürgerrecht nebst anderen ansehnlichen Freiheiten zu und stellten am Bosporos drei Bildsäulen auf, jede von sechzehn Fuß Höhe, welche darstellten, wie das athenische Volk von dem perinthischen und byzantischen Volke bekrönt wurde. Vier Städte des thrakischen Chersones, welche durch jenen Feldzug gleichfalls Schutz vor den Makedoniern gefunden hatten, ließen den Athenern eine Krone, sechzig Talente an Werth, überreichen und errichteten zwei Altäre, einen der Dankbarkeit, den andern dem athenischen Volke geweiht. Aber auch die Athener selber vergaßen nicht, wem vor allen sie diese ruhmvolle Herstellung ihrer Waffenehre wie die Rettung Euboias und der hellespontischen Städte verdankten. Auf Antrag des Aristonikos wurde Demosthenes mit einer goldenen Krone**) beschenkt und diese Verleihung auf dem Theater bei dem Feste der Dionysien öffentlich verkündigt.

7. Der letzte Freiheitskampf der Hellenen.

Dies waren die letzten Siege freier Hellenen; denn bald darnach lieferte sich dieses unglückliche Volk durch seine eigne Unbesonnenheit und Leidenschaft dem lauernden Unterjocher völlig in die Hände. Aeschines, der in diesem ganzen Zeitraume wie der böse Dämon Athens erscheint, war von dem Schicksal oder vielleicht vom Philippos selbst dazu ausersehen, die Veranlassung dazu herbeizuführen.

In der Nähe von Delphoi nemlich lag der Bezirk von Kirrha, welcher schon seit Solons Zeiten in Folge eines Frevels seiner Bewohner durch einen Orakelspruch und Beschluß der Amphiktyonen dem Apollon geweiht worden war und daher unbebaut bleiben mußte. In diesem Landstriche hatten die Lokrer von Amphissa eine Niederlassung gegründet und einen Hafen angelegt. Wegen dieser angeblichen Entweihung des heiligen Gebietes erhob nun Aeschines als Abgeordneter der Athener bei der Amphiktyonen-Versammlung ohne besonderen Auftrag von Seiten seines Staates eine Klage wider die Amphissäer. Alsobald machten sich die Amphiktyonen mit den Bürgern von

*) Jetzt Marmormeer und Straße von Constantinopel genannt.

**) d. h. mit einem in Gold nachgebildeten Ehrenkranze.

Delphoi nach Kirrha auf, steckten die Wohnungen in Brand und verschütteten den Hafen. Während sie aber diesem Werke der Zerstörung oblagen, wurden sie von den Amphissäern überfallen und zur Flucht genöthigt. Die Amphiktyonen belegten sie dafür mit schweren Bußen, und da sie diese zu leisten verweigerten, wurde der Krieg gegen sie beschlossen. Athen nahm auf den Rath des Demosthenes daran keinen Antheil. Die übrigen Griechen aber wählten den Philippos zum Feldherren des Amphiktyonenbundes und Vollstrecker des Strafurtheils. So trat er denn zum zweiten Male in Griechenland unter dem ehrwürdigen Namen eines Rächers der Gottheit auf. Der Widerstand der Lokrer war bald überwältigt; gleichwohl ging Philippos nach Vollführung des ihm gewordenen Auftrags nicht wieder zurück, sondern blieb mit seinem Heere in Lokris stehen. Plötzlich besetzte er die Stadt Elateia in Boiotien und befestigte sie (339 v. Chr.). Er hatte die Maske abgeworfen. Ueber seine Absicht, den letzten Streich auf die Unabhängigkeit von Hellas zu führen, konnte länger kein Zweifel sein.

Es war Abend, als ein Bote in Athen eintraf und den Prytanen*) meldete, Elateia sei genommen. Diese Nachricht versetzte alles in die größte Bestürzung. Die Prytanen standen sogleich von der Mahlzeit auf, begaben sich auf den Markt, trieben die Leute aus den Buden fort und steckten sie in Brand, um die entfernten Gemeinden durch dieses Feuerzeichen herbeizurufen. Andere schickten nach den Strategen oder Kriegsräthen, riefen die Trompeter herbei und ließen sie die ganze Nacht hindurch blasen. Die Nachricht lief von Haus zu Haus; die Stadt war in größter Bewegung und voll banger Erwartung. Mit Tagesanbruch versammelten die Prytanen den Senat zur Berathung auf das Stadthaus; das ganze Volk eilte dem Theater zu, noch ehe es die Vorsteher, wie es sonst gewöhnlich war, zusammenriefen. Als hierauf der Senat eintrat und die Prytanen das, was ihnen gemeldet war, öffentlich bekannt machten und den Ueberbringer der Nachricht vorführten, und dieser vor dem Volke seine Meldung wiederholt hatte, rief der Herold nach herkömmlicher Sitte: „Wer will sprechen?“ Niemand aber meldete sich. Mehr als einmal wiederholte der Herold seine Frage: wer für die Rettung des Staates einen Vorschlag thun wolle? Aller Blicke richteten sich in Verlegenheit und Bestürzung auf Demosthenes. Da trat er auf und sein erstes Wort galt der Ermuthigung des Volkes, sein zweites wies den Weg nach, den man zur Abwehr der dringenden Gefahr betreten müsse. Man sei deshalb, sagte er, in so große Bestürzung gerathen, weil man glaube, daß Theben sich bereits für den Philippos entschieden habe; dies sei nicht der Fall; denn wenn es sich also verhielte, so würde Philippos nicht in Elateia, sondern an den Grenzen von Attika stehn. Man müsse also unverzüglich Abgeordnete nach Theben schicken, der alten Zwistigkeiten vergessen, die Thebäer auffordern, am Kampf für die Freiheit theilzunehmen, und den Waffenbund mit ihnen ohne für sie lästige Bedingungen sofort abschließen. Zu gleicher Zeit müsse die athenische Mannschaft nach Eleusis ausrücken, um jenen Vertrauen zu erwecken und zu zeigen, daß man zur Vertheidigung Boiotiens bereit sei.

Diesen Anträgen des Demosthenes gemäß wurde der Volksbeschluß gefaßt. Zur Gesandtschaft an die Thebäer erlas man die fünf beredtesten Sprecher, und Demosthenes war bereit, dem Rufe zu folgen, wo man seiner bedurfte. In Theben trafen sie die Gesandtschaft Philipps an, welcher die Thebäer durch glänzende Versprechen für sich zu gewinnen suchte. Eine starke Partei unter diesen selbst, welche es auch jetzt noch mit dem Makedonier hielt, und die Geschicklichkeit seines Unterhändlers, des durch die Macht seiner Rede weitberühmten Python, machten es mehr als wahrscheinlich, daß ihm dies gelingen werde. Python stellte den Thebäern vor: als Bundesgenossen Philipps könnten sie die Schätze der Athener mit ihm theilen und an ihnen für frühere Unbilden Rache nehmen; im entgegengesetzten Falle aber würden sie und ihr Land die nächsten und größten Gefahren von dem Kriege zu befürchten haben. Gegen einen solchen Gegner, welcher die Macht seiner Beredtsamkeit mit so nachdrücklichen Verheißungen und Drohungen unterstützen konnte, hatte Demosthenes einen doppelt schweren Stand. Auch entging den Thebäern keineswegs, auf welcher Seite sie ihren Vortheil zu suchen hätten. Noch schwebten ihnen alle Drangsale des Krieges vor Augen, denn die Wunden, welche ihnen der phokische Krieg geschlagen hatte, waren noch frisch und ungeheilt. Allein die Gewalt des attischen Redners stachelte, wie Theopompos sagt, ihren Zorn auf, entflammte ihren Ehrtrieb und verdunkelte jede andere Bedachtnahme dermaaßen, daß sie weder der Furcht noch der Klugheit noch der Erkenntlichkeit länger Gehör gaben, sondern begeistert der Sache der Pflicht und der Ehre sich zusagten.

Dieses von Demosthenes zu Stande gebrachte Werk erschien so groß und herrlich, daß Griechenland ermuthigt sein Haupt erhob und mit Eifer sich rüstete. Demosthenes wirkte und waltete überall und riß alle Geister in seine Bahn. Nicht nur die athenischen Strategen, sondern auch die Boiotarchen gehorchten ihm und thaten, was er anordnete. Er regierte in der Volksversammlung zu Theben nicht minder als in der zu Athen und genoß bei beiden die größte Liebe und unbedingte Geltung.

Philippos aber war über diese unvermuthete Erhebung Griechenlands dermaaßen betroffen, daß er noch einmal den Weg der Unterhandlungen einschlug. Phokion, wohl in richtiger Schätzung der gegenseitigen Streitkräfte und seinen politischen Grundsätzen gemäß, rieth auch diesmal zur Annahme des Friedens. Gegen den Feuereifer des Demosthenes, der, wo er die Freiheit in Gefahr sah, keine Wahl kannte, vermochte er nichts. Mit Widerwillen fügte er sich in eine hoffnungslose Nothwendigkeit. Als Demosthenes den Athenern den Rath gab, das Treffen so weit als möglich von Attika zu liefern, entgegnete er bitter: „Freund, laß uns ja nicht darauf denken, wo wir streiten, sondern lieber, wo wir siegen wollen. Nur in dem Falle wird der Krieg von uns entfernt sein; werden wir aber geschlagen, dann ist jede Gefahr uns immer nahe auf dem Halse.“

*) Ein Ausschuß von funfzig Männern aus dem athenischen Senate, welchen die Zusammenberufung der Senats- oder Volksversammlungen, so wie Vorsitz und Vortrag in denselben zukam und überhaupt die Leitung sämmtlicher Geschäfte des Senates oder der Bule oblag. Während der Zeit dieser Amtsführung, welche alle fünf- oder sechsunddreißig Tage nach dem Loose wechselte, war der gewöhnliche Aufenthaltsort der Prytanen das Prytaneion oder Stadthaus (s. S. 78), wo sie auch täglich zusammen speis'ten.

Auch Götterstimmen schienen ihre Warnungen gegen den bevorstehenden Kampf zu erheben: grauenvolle Weissagungen der Pythia*) gingen umher. Demosthenes aber setzte sein Vertrauen auf die alte Freiheitsliebe und neuerwachte Kampflust der Hellenen und verachtete solche Abergläubigkeiten, die den Menschen in seinen edelsten Gefühlen beirren. „Sie philippisirt!" sagte er von der Pythia, d. h. sie hält es mit dem Philippos und redet nach seinen Eingebungen. Die Thebäer erinnerte er an Epaminondas, die Athener an Perikles, welche beide dergleichen Anzeichen für einen bloßen Vorwand der Feigheit ausgegeben und bei ihren Handlungen nichts als ihre Vernunft zu Rathe gezogen hätten.**)

Die ganze junge Mannschaft von Athen war bereitwillig zum Kampfe ausgerückt und hatte sich mit dem Heere der Boiotier vereinigt. Durch die Megareer, Euboier, Korinthier, Achäer, Leukadier und Kerkyräer verstärkt, bezogen sie ein gemeinschaftliches Lager bei Chäroneia in Boiotien, wo sie den Angriff des Feindes erwarteten. Einem alten Tempel des Herakles gegenüber lagerte Philippos, als wollte er unter dem Schutze dessen fechten, den die makedonischen Könige für ihren Stammvater ausgaben. An Kampflust, Muth und Tapferkeit standen beide Heere einander gleich, an Truppenzahl und Tüchtigkeit der Feldherren aber war der König im Vortheil. Theben hatte keinen Epaminondas und Pelopidas mehr; auch die besten athenischen Heerführer jenes Zeitalters, Iphikrates, Chabrias und Timotheos waren damals nicht mehr am Leben. Phokion der den Kampf widerrieth, war übergangen worden; und so hatte Griechenland am entscheidungsvollsten Tage sein Schicksal in die Hände eines Chares und Lysikles gelegt, von denen der erstere sich in nichts von einem gemeinen Krieger unterschied, der andere aber, der sich erst unlängst aus der Dunkelheit emporgeschwungen, bis jetzt noch nichts verrichtet hatte, was das Vertrauen der Seinen hätte rechtfertigen können.

Es war in den ersten Tagen des August im Jahre 338 vor Chr. Mit Tagesanbruch rückten die Heere in Schlachtordnung gegen einander aus. Der König stellte seinen Sohn Alexandros, einen Jüngling von achtzehn Jahren, der aber schon damals männlichen Muth und einen raschen, kräftigen Geist bewies, auf den linken Flügel; er selber befehligte den anderen; in der Mitte stellte er diejenigen Hellenen, welche sich mit ihm gegen ihr Vaterland verbündet hatten, die Thessalier und Aetolier. Der makedonischen Phalanx unter Philippos gegenüber standen die Athener, den andern Flügel nahmen die Boiotier ein, das Mitteltreffen die übrigen Hellenen.

Die Schlacht begann mit mörderischer Wuth. Eine große Zahl fiel auf beiden Seiten. Eine Zeitlang schwankte die Hoffnung des Sieges in unentschiedenem Kampfe. Der junge Alexander war der Erste, welcher in die geschlossenen Reihen der Boiotier eindrang, und warf alles vor sich nieder. Die heilige Schaar der Thebäer, bisher in allen Schlachten unbesiegt, lag reihenweise, wie sie gestanden, Freund bei Freund, auf der Wahlstatt. Während er nach dieser Seite hin den Sieg verfolgte, waren auf dem anderen Flügel die Athener in die makedonische Phalanx eingebrochen. „Mir nach!" rief Lysikles, „der Sieg ist unser; laßt uns die Elenden nach Makedonien zurückjagen!" In ordnungslosem Eifer setzten sie den Flüchtigen nach. Philippos blickte ruhig darein. „Die Feinde verstehen nicht zu siegen!" sprach er mit spottender Kälte, stellte die Ordnung wieder her und rückte in geschlossenen Gliedern von einer Anhöhe herab gegen die aufgelös'ten Schaaren der Athener los. Aller Widerstand der Tapfern war fruchtlos gegen die überlegene Kriegskunst des Makedoniers, bis der hoffnungslose Kampf in verzweifelter Flucht sich auflös'te. Mehr als zweitausend Thebäer und Athener hatten den Ehrentod gefunden, zehntausend Schwerbewaffnete und tausend Reiter fielen dem Feinde in die Hände. Die Freiheit Griechenlands war verloren.

Dieser thränenwerthe Sieg riß den Philippos anfangs zu ganz ungemessener Freude fort. Beim festlichen Mahle überließ er sich, nach seiner Gewohnheit von Tänzern und Gauklern umgeben, der ausgelassensten Völlerei, lief mit diesem ehrlosen Gefolge auf das Schlachtfeld hinaus, spottete der Erschlagenen, verhöhnte die Gefangenen und wiederholte mit nachgeäfftem Rednertone, indem er mit dem Fuße den Takt schlug, die Eingangsworte jenes Volksbeschlusses, durch welchen Demosthenes die Griechen gegen ihn bewaffnet hatte. Da rief ihm der Redner Demades, welcher sich unter den Gefangenen befand, mit attischem Freimuth entgegen: „König, das Schicksal hat dir Agamemnons Rolle angewiesen, und du schämst dich nicht, wie ein Thersites*) zu handeln?" Diese Worte brachten ihn mit einem Male wieder zur Besinnung. Die Gefahr erwägend, in welcher er sich noch am Morgen dieses Tages befunden hatte, erzitterte er bei dem Gedanken an die Heftigkeit und Gewalt jenes großen Gegners, welcher ihn gezwungen hatte, sein Reich und Leben dem ungewissen Ausgange einer einzigen Schlacht zu überlassen. Durch Mäßigung und Edelmuth suchte er jetzt sein voriges unkönigliches Benehmen vergessen zu machen. Er warf den Kranz, den er auf dem Haupte trug, zu Boden, schenkte dem Demades die Freiheit und entließ auf dessen Fürbitte auch die übrigen gefangenen Athener ohne Lösegeld. Als seine Vertrauten ihm riethen, Athen zu züchtigen und diesen Heerd aller gegen ihn erhobenen Kriege der Erde gleich zu machen, erwiederte er: „Das wollen die Götter nicht, daß ich den Schauplatz des Ruhmes zerstöre, der ich selber blos für den Ruhm arbeite!" Und als er vernahm, daß die Athener sich auf eine Belagerung gefaßt machten und aus allen Kräften sich dagegen rüsteten, schickte er seinen Sohn Alexandros in Begleitung des Antipatros dorthin und bot ihnen Freundschaft und Frieden an, welcher denn auch unter sehr milden Bedingungen durch Phokions Vermittelung zu Stande kam.

Die Thebäer dagegen behandelte er dafür, daß sie in diesem letzten Kampfe ihm ihre bisherige Bundesgenossenschaft aufgesagt hatten, nicht ohne Härte. Ihre Gefangenen ließ er verkaufen oder gab sie doch nur gegen

*) So hieß jederzeit die weissagende Priesterin zu Delphoi.

**) Belege dafür s. S. 87, 185.

*) Agamemnon war bekanntlich der Anführer aller gegen Ilion vereinten hellenischen Völker. In dem mißgestaltigen, frechen, lästersüchtigen Thersites, der lächerlichsten Figur in der Volksversammlung der Hellenen, stellte Homer das vollkommenste Gegenbild eines edeln und hochgesinnten Herrschers dar.

schweres Lösegeld zurück, ihre freie Verfassung stieß er um und legte in ihre Burg eine makedonische Besatzung. Im übrigen verfuhr er mit Schonung und Vorsicht, denn er fühlte wohl, wie viel leichter es sei, die Griechen zu überwinden als sie an das Joch zu gewöhnen, und wies daher den Rath, sich zur Sicherung seiner Herrschaft der festesten Plätze Griechenlands zu bemächtigen, mit der Versicherung zurück: daß ihm ein dauernder Ruf der Milde lieber sei als der vergängliche Schimmer der Herrschaft.

8. Selbstvertheidigung des Demosthenes in der Rede über die Krone.

Athen bewahrte in seinem Unglücke die edle Haltung einer ungebrochenen Denkart. Es zeigte dem Sieger, daß es auch jetzt noch keine Reue darüber empfinde, den Kampf um die Freiheit mit ihm aufgenommen zu haben, wiewohl es in demselben erlegen war. Lysikles wurde wegen der erlittenen Niederlage zum Tode verurtheilt; dagegen ließ das Volk dem Demosthenes den unglücklichen Ausgang seiner Rathschläge nicht entgelten. Zwar wurde er von seinen Gegnern auf das heftigste angegriffen, indem sie an der gegenwärtigen Lage des Staates eine sichere Gehülfin zu seinem Sturze gefunden zu haben meinten. Die Anklagen häuften sich gegen ihn, und fast Tag für Tag mußte er vor Gericht stehen; aber jedesmal sprachen ihn die Richter frei. Nach wie vor wurde er zu den wichtigsten Staatsgeschäften berufen, ja man übertrug ihm sogar das ehrenvolle Amt, den bei Chäroneia gefallenen Mitbürgern, deren irdische Ueberreste nach Athen gebracht und begraben wurden, die Leichenrede zu halten.*) Auf diese Gunst der öffentlichen Meinung gestützt, wagte Ktesiphon den Antrag zu stellen: Demosthenes solle für die Dienste, welche er fortwährend dem Staat geleistet, so wie dafür, daß er noch jüngst zur Ausbesserung der Stadtmauern aus seinem eigenen Vermögen drei Talente aufgewendet habe, von dem Volke mit einem goldenen Kranze geehrt werden. Um dies zu verhindern, reichte Aeschines eine Anklage gegen Ktesiphon ein, worin er die Beschuldigung erhob, daß jener Antrag gesetzwidrig und Demosthenes einer solchen Auszeichnung unwürdig sei. Dieser Prozeß schwebte acht Jahre lang, ehe er zur öffentlichen Verhandlung gelangte, vielleicht, weil die damaligen Zeitumstände ein freies Besprechen der makedonischen Angelegenheiten nicht gestatteten. Da die Anklage des Aeschines zwar dem Namen und der Form nach gegen Ktesiphon, dem Inhalt und der Absicht nach aber gegen Demosthenes gerichtet war, so lag es in der Natur der Sache, daß er selber zu seiner eigenen und des Ktesiphon Vertheidigung auftrat (330 v. Chr.). So sah er sich denn im zwei und funfzigsten Jahre seines mühenreichen Lebens in die harte Nothwendigkeit versetzt, für das letzte, unveräußerliche Gut zu kämpfen, welches ihn allein noch über den Verlust aller Erfolge und Hoffnungen seiner Lebensarbeit trösten konnte, für seinen guten Namen bei Mit- und Nachwelt. Ganz Griechenland nahm an diesem Rechtsstreite, in welchem seine zwei größesten Redner einander gegenüberstanden, lebhaften Antheil; eine unzählbare Menge von Fremden hatte sich am Tage der öffentlichen Verhandlung in Athen eingefunden. In einer kunstvollen, mit glänzendem Witz ausgestatteten Rede ergoß Aeschines alles Gift verschmitzter Bosheit und eines langjährigen Hasses über seinen Gegner. Demosthenes antwortete mit der berühmten Rede: „über die Krone.“ Er legte darin die ganze Laufbahn seines staatsmännischen Lebens, die unverrückbaren Gedanken und Grundsätze seiner patriotischen Bestrebungen, so wie die Erfolge seiner Wirksamkeit dem öffentlichen Urtheile vor und begegnete den zahllosen Verunglimpfungen und Scheingründen des Aeschines mit so überzeugender, ja zermalmender Macht der Wahrheit, daß dieser selbst, noch ehe Demosthenes seine Rede beendigt hatte, sich für besiegt erkannte und den Gerichtsplatz verließ. Bei der Abstimmung erhielt er nicht den fünften Theil der Stimmen und fiel in eine schwere Geldstrafe. Diese Niederlage machte ihm den ferneren Aufenthalt in Athen unerträglich; er begab sich nach Rhodos und verblieb daselbst bis an sein Ende als Lehrer der Beredtsamkeit. Zur Unterweisung seiner Schüler pflegte er ihnen öfters die Reden vorzulesen, welche er und Demosthenes in jenem Rechtsstreite gegen einander gehalten hatten; und wenn dann seine Zuhörer über letzteren in lautes Lob und Bewunderung ausbrachen, rief er: „Was würdet ihr erst gesagt haben, wenn ihr ihn selber gehört hättet.“

In der That hatte Demosthenes mit diesem schönsten seiner rednerischen Werke den Gipfel seiner Kunst erstiegen. Wir stehen nicht an, insonders nachfolgende Stelle mit einem der geistvollsten Redner unseres Zeitalters*) als „das Höchste“ zu bezeichnen, „was von menschlicher Beredtsamkeit erreicht worden ist.“ Demosthenes rechtfertigt sich in ihr gegen die schwerste aller gegen ihn erhobenen Beschuldigungen seines Gegners, als habe er dadurch, daß er seinen Mitbürgern zum Widerstande gegen Philippos gerathen und das Bündniß mit den Thebäern zu Stande gebracht, jenen unglückseligen Tag von Chäroneia herbeigeführt, durch welchen Athen und ganz Griechenland seiner Freiheit verlustig geworden war. Wir rücken sie hier in unsre Erzählung ein, als den würdigsten Schlußstein für diesen bedeutendsten Lebensabschnitt unsres Redners.

„Dies war der Anfang und das erste Verfahren in der thebäischen Sache, da vorher die Städte zur Feindschaft, zum Haß und Mißtrauen von diesem verleitet worden waren. Dieser Beschluß verscheuchte nun die der Stadt damals drohende Gefahr wie ein Gewölk. Es stand also einem guten Bürger an, damals allen zu zeigen, ob er etwas Besseres wüßte als dies, nicht aber jetzt es zu tadeln. Denn der Rathgeber und der Sykophant, die sich auch in anderen Dingen nicht gleichen, unterscheiden sich am meisten darin von einander: der Eine spricht die Meinung vor den Begebenheiten aus und macht sich denen, die ihm folgen, dem Glücke, den Ereignissen, jedem, der will, verantwortlich; jener aber schweigt, wenn er sprechen sollte, und wenn sich etwas Widriges ereignet, schmäht er es. Es war dies also, wie ich sagte, die rechte Zeit

*) Die bei einer solchen Todtenfeier üblichen Gebräuche sind S. 98 mitgetheilt.

*) Franz Theremin: Demosthenes und Massillon. Berlin 1845. S. 132.

für einen Mann, dem das Wohl der Stadt am Herzen lag, und für gerechte Reden. Ich aber gehe so weit, daß, wenn noch jetzt jemand etwas Besseres vorzubringen weiß, oder wenn überhaupt etwas Anderes möglich war, als was ich wählte, ich mein Unrecht eingestehe. Denn wenn jetzt einer irgend etwas wahrnimmt, was Nutzen gebracht hätte, wenn es damals geschehen wäre, so sage ich, daß mir dies nicht hätte entgehen sollen; wenn es aber so etwas nicht giebt noch gab, und Niemand heute oder irgend einmal es vorbringen wird, was sollte da der Rathgeber thun? Mußte er nicht von dem, was ihm vor Augen lag und möglich war, das Beste wählen? Dies also hab' ich gethan, Aeschines, als der Herold fragte: Wer will sprechen? nicht: Wer will Vergangenes anklagen? oder: Wer will für die künftigen Ereignisse Bürgschaft leisten? Und während du zu jener Zeit stumm in der Versammlung saßest, trat ich auf und sprach.' Was du aber damals nicht thatest, das zeige doch jetzt. Sage, welcher Gedanke, den ich hätte finden sollen, oder welche für die Stadt günstige Gelegenheit von mir vernachlässigt worden ist, oder welches Bündniß, welche That, zu der ich meine Mitbürger eher hätte veranlassen sollen. Aber das Vergangene lassen alle immer unbeachtet gehen und niemand stellt weiter eine Berathung darüber an; die Zukunft aber oder die Gegenwart ruft den Rathgeber auf seinen Posten. Damals nun war ein Theil der drohenden Gefahr noch im Anzuge, der andere war schon da; bei diesem prüfe das Streben meiner Verwaltung, nicht aber hänge dich schmähend an den Erfolg. Der Erfolg liegt bei allen Dingen in den Händen der Gottheit; bei dem Streben aber giebt sich die Gesinnung des Rathgebers kund. Rechne dies also nicht mir zum Verbrechen an, wenn Philippos in der Schlacht obgesiegt hat; denn der Ausgang hiervon lag in Gottes Hand, nicht in der meinigen. Daß ich aber nicht alles, was nach menschlicher Berechnung möglich war, ergriffen und dies mit aller Gerechtigkeit, Sorfalt und Arbeitsamkeit über Vermögen vollbracht, oder daß ich nicht rühmliche und der Stadt würdige und nothwendige Unternehmungen begonnen habe, das thue mir dar, und dann erst klage mich an. Wenn aber der einbrechende Orkan mächtiger war, nicht blos als wir, sondern als alle die andern Hellenen, was sollte man da thun? Wie wenn jemand dem Schiffspatron, der alles zur Erhaltung seines Fahrzeugs gethan und es mit allem ausgerüstet hat, was zu seiner Sicherheit nöthig war, wenn ein Sturm sich erhebt, und sein Geräthe beschädigt oder auch gänzlich zerstört wird, den Schiffbruch zur Last legen wollte! Aber ich lenkte das Schiff nicht, würde er sagen, so wie auch ich nicht das Heer führte; auch war ich nicht Herr über das Glück, sondern dieses über alles." —

„Da er uns aber doch so gewaltig über das, was nun einmal geschehen ist, drängt, so will ich etwas sagen, das auffallend sein mag; aber niemand, beim Zeus und den Göttern, lasse sich das Ueberschwengliche meiner Rede wundern, sondern erwäge, was ich sage, mit Wohlwollen. Hätte das, was sich ereignen sollte, allen offen vor Augen gelegen, hätten es alle vorher gewußt, und hättest du, Aeschines, es vorhergesagt und mit Geschrei und Lärm betheuert, du, der nicht einmal den Mund darüber öffnete: so durfte die Stadt doch auch dann nicht von ihrem Wege abweichen, wenn sie den Ruhm der Vorfahren oder das Urtheil künftiger Geschlechter beachtete. Jetzt freilich scheint sie in ihrem Unternehmen verunglückt, was allen Menschen begegnen kann, wenn es Gott so gefällt; wäre sie aber zurückgetreten, sie, die den andern vorzugehen begehrt, so hätte sie der Vorwurf getroffen, alle an Philippos verrathen zu haben. Mit welchen Augen, beim Zeus, würden wir die Fremden, die hieher kommen, ansehen müssen, wenn die Sache auch so wie jetzt gekommen, Philippos zum Führer und Machthaber über alles gewählt worden wäre, andere aber, um dies abzuwehren, den Kampf ohne uns unternommen hätten, da in voriger Zeit die Stadt niemals eine ruhmlose Sicherheit dem gefahrvollsten Kampfe für Ehre und Ruhm vorgezogen hat? Denn wer von den Hellenen, wer von Barbaren weiß nicht, daß der Stadt von den Thebäern und von den früher als diese mächtigen Lakedämoniern und von dem Könige der Perser gern und mit vielfältigem Danke alles, was sie wünschte, gegeben und, was sie besaß, gelassen worden wäre, hätte sie nur Befehlen gehorchen und die Führung der Hellenen einem Andern gestatten wollen. Aber das war, wie es scheint, den damaligen Athenern nicht angeboren, nicht erträglich, noch eingeimpft, noch hat jemals einer die Stadt zu irgend einer Zeit bereden können, sich denen anzuschließen, die zwar mächtig waren, nicht aber gerecht handelten, und sich einer gefahrlosen Knechtschaft hinzugeben, sondern zu aller Zeit hat sie unablässig für den Vorrang gekämpft und für Ehre und Ruhm keine Gefahr gescheut. Und dies haltet ihr für etwas so Würdiges und euren Sitten Angemessenes, daß ihr auch unter den Vorfahren die, welche so gehandelt haben, am höchsten preiset. Mit Recht. Denn wer sollte nicht die Tugend jener Männer bewundern, die den Muth hatten, das Land und die Stadt zu verlassen und sich in die Schiffe zu werfen, um nur nicht einem fremden Machtgebote sich zu fügen; die den Themistokles, welcher hierzu gerathen hatte, zum Feldherrn wählten, den Kyrsilos hingegen, der sich zur Unterwerfung geneigt bewies, steinigten? denn nicht suchten die Athener jener Zeit einen Staatsmann oder Heerführer, um durch ihn glückliche Knechte zu werden; sondern nicht einmal zu leben begehrten sie, wenn es nicht mit Freiheit sein konnte. Denn jeder von ihnen glaubte, nicht blos dem Vater und der Mutter geboren zu sein, sondern auch dem Vaterlande. Welchen Unterschied macht dies? Daß der, welcher nur den Eltern geboren zu sein glaubt, den natürlichen, vom Schicksal bestimmten Tod erwartet; der Andere aber für das Vaterland zu sterben bereit ist, um es nicht der Knechtschaft unterworfen zu sehn, und die Frevel des Uebermuths und die Schmach der Ehrlosigkeit, welche die Einwohner einer unterjochten Stadt ertragen müssen, für furchtbarer hält als den Tod."

„Wenn ich nun behaupten wollte, euch zu solchen der Vorfahren würdigen Gesinnungen angeführt zu haben, so würde mich jeder mit vollem Rechte tadeln können. Nun aber zeige ich, daß dies eben eure eignen Gedanken waren und thue dar, daß auch vor mir die Stadt diese Gesinnung hegte; behaupte aber, daß bei allem, was gethan worden, auch ich für meinen Theil Dienste geleistet habe; dieser aber, welcher alles tadelt und euch auffordert, feind-

lich gegen mich zu verfahren, weil ich Schuld an den Schrecknissen und Gefahren der Stadt gehabt hätte, trachtet zwar eben danach, mich jetzt einer Ehrenbezeugung zu berauben, entzieht euch aber für die ganze künftige Zeit das gebührende Lob. Denn wenn ihr den Ktesiphon aus dem Grunde verurtheilt, daß ich den Staat nicht auf die beste Weise berathen hätte, so wird man glauben, daß ihr durch eure Fehler, nicht aber durch die Unbilligkeit des Geschicks in das Unglück gerathen seid. Aber so ist es nicht. Nein, ihr habt nicht gefehlt, ihr Männer Athens, als ihr den Kampf für die Freiheit und die Rettung aller übernahmt; nein, bei den Ahnherrn, die zu Marathon kämpften, und bei denen, die zu Platäa dem Feinde gegenüberstanden, und die auf dem Meere bei Salamis stritten und bei Artemision, und den vielen andern tapfern Männern, die in den öffentlichen Grabmälern liegen, welche die Stadt alle auf gleiche Weise desselben ehrenvollen Begräbnisses gewürdigt hat, nicht blos diejenigen von ihnen, Aeschines, welche glücklich gewesen waren, und nicht die Sieger allein. Und mit Recht. Denn was wackern Männern oblag, haben alle vollbracht; vom Glücke aber hat jeder so viel bekommen, als die Gottheit ihm zugetheilt hat."

9. Ende des Königs Philippos. Vereitelte Hoffnungen der Athener.

Nach dem Siege bei Chäroneia stand Philippos auf dem Gipfel seiner Macht. Er war im Besitze der Oberherrlichkeit über die Hellenen, die bis dahin noch nie einem Ausländer gehorcht hatten. Sein nie rastender Ehrgeiz trug ihn zu einem noch größeren Unternehmen fort: der Sturz des großen Perserreiches sollte seine Eroberungen vollenden. Durch solch ein Vorhaben durfte er zugleich hoffen, seine Herrschaft den Hellenen erträglich zu machen, indem er ihrem Hasse eine andere Richtung gab und durch ihre Theilnahme an seinen Siegen über den alten Erbfeind Griechenlands ihrem Selbstgefühle schmeichelte. Zu diesem Ende berief er die Abgeordneten aller hellenischen Staaten — nur das stolze Sparta schloß sich aus — zu einem Bundesrathe nach Korinth, trug ihnen seinen Plan vor und ließ sich zum unumschränkten Feldherren der Hellenen wählen. Hierauf bestimmte er die Zahl der Truppen, welche jede Stadt stellen sollte, kehrte nach Makedonien zurück und rüstete sich ein ganzes Jahr lang zu diesem glorreichen Feldzuge. Ein makedonisches Heer unter Parmenion und Attalos ging nach Kleinasien voraus, um zunächst die griechischen Küstenstädte dem Perser zu entreißen. Er selber gedachte in der Kürze zu folgen und befragte das delphische Orakel über das Gelingen seines Unternehmens. Die Priesterin gab die dunkle Antwort:

Nah ist das Ende, bekränzt der Stier, schon harret der Opfrer.

Philipp faßte diesen zweideutigen Spruch so auf, wie es seinem Wunsche und Vortheile gemäß war, als ob nemlich die Pythia ihm damit verkündigt habe, der Perser werde gleich einem Opferthiere unter seinem Streiche fallen. Er brachte den Göttern herrliche Opfer dar und veranstaltete mit verschwenderischer Pracht die Hochzeit seiner Tochter Kleopatra, welche er mit dem Könige Alexander von Epeiros, dem Bruder seiner Gemahlin Olympias, vermählen wollte. Die Menge der Gäste, die glänzendste Bewirthung, die Veranstaltung künstlerischer Wettkämpfe, die Gegenwart von Fürsten und Abgeordneten der unterworfenen Staaten — alles sollte vor den Augen der Welt seinen Reichthum und seine Macht entfalten und das Triumphfest seiner vieljährigen Anstrengungen verherrlichen. Aus ganz Griechenland ließ er nicht nur seine eigenen Gastfreunde einladen, sondern forderte auch seine Freunde auf, von ihren auswärtigen Bekannten so viele als möglich mitzubringen. Denn er war eifrig bemüht, sich den Hellenen durch freundliche Herablassung gefällig zu machen und dankbar zu bezeigen.

Von allen Gegenden her strömten Gäste und Zuschauer nach Aegä, wo die Festversammlung stattfinden sollte. Sowohl von einzelnen angesehenen Männern als auch von den meisten der bedeutenderen Staaten wurden dem Könige zum Zeichen der Huldigung goldene Kronen überreicht, namentlich von Athen. Die Festlichkeiten des ersten Tages beschloß ein glänzendes Trinkgelag. Bei dieser Gelegenheit wurde Neoptolemos, welcher einen Namen als Trauerspieldichter hatte und zugleich ein vortrefflicher Sänger war, von dem Könige aufgefordert, etwas von seinen gelungensten Gedichten, und zwar, was sich auf den Feldzug gegen die Perser beziehe, vorzutragen. Dieser, in der Absicht, eine Stelle zu wählen, die man dem Kriegszuge Philipps angemessen finden würde, und dem Perserkönige mit dem Verhängnisse zu drohen, durch welches seine Glückseligkeit, so groß und so gepriesen sie auch sei, sich einmal ins Gegentheil verwandeln könne, trug hierauf ein Gedicht vor, welches mit folgenden bedeutungsvollen Worten begann:

So strebt ihr hoch über den Sternhimmel hinauf
Ueber der Erde Gefilde weithin;
Ihr strebt, Gebäu über Gebäu
Zu thürmen, fernsetzend das Ziel
Des Lebens in unverständigem Wahn.
Doch Mißgeschick eilenden Schritts
Verbreitet rings Nacht um das Werk;
Schnell naht der mühselige Tod
Her ungesehen, weitere Hoffnungen
Den Sterblichen abzuschneiden.

Philippos war erfreut und richtete auf die Weissagung seine ganze Aufmerksamkeit, ohne an etwas anderes zu denken, als an den Sturz der Perser, indem er zugleich den Ausspruch der Pythia wieder erwog, welcher ähnlichen Inhalts war wie die Worte des Dichters.

Der folgende Tag war zu Schauspielen und Wettkämpfen bestimmt. Noch in der Nacht eilte das Volk dem Theater zu, um sich bequemer Plätze zu bemächtigen. Mit Tagesanbruch wurde der festliche Aufzug gehalten, wobei Philippos neben anderem Gepränge die Bildnisse der zwölf großen Götter*) herumtragen ließ, welche mit vorzüglicher Kunst gearbeitet und mit wunderherrlicher Pracht geschmückt waren. Mit denselben wurde als das dreizehnte das göttergleiche Bild des Philippos selber zur Schau getragen, wodurch sich der König als Mitherrscher

*) Für die zwölf Obergötter galten: Zeus und Hera, Poseidon und Athene, Ares und Aphrodite, Apollon und Artemis, Hephästos und Hestia, Hermes und Demeter.

der zwölf Götter darstellte. Endlich zur festgesetzten Stunde erschien er selbst im weißen Festgewande. Seine Freunde gingen ihm voraus, seiner Leibwache dagegen hatte er befohlen, nur in weiter Entfernung ihm zu folgen, indem er zeigen wollte, daß er, gesichert durch die allgemeine Zuneigung der Griechen, des Schutzes seiner Söldner nicht bedürfe.

Während nun dieser Mann auf solcher Höhe des Lebens stand, wo ihn alles rühmte und glücklich pries, nahm es mit ihm ein jähes und unglückseliges Ende.*) Es begab sich dies in folgender Weise.

Pausanias, ein geborener Makedonier, war Trabant des Königs und wegen seiner Schönheit Philipps Liebling geworden. Als aber der König seine Neigung einem anderen zuwendete, wagte Attalos, ein Höfling, der bei dem Könige großen Einfluß hatte, jenen auf die schändlichste Weise zu beleidigen. Als der Schwergekränkte bei dem Könige deshalb Klage führte, suchte ihn dieser durch Geschenke und Verleihung einer Ehrenstelle zu besänftigen, ohne jedoch den Attalos wegen seines Vergehens zu strafen. Demzufolge entschloß sich Pausanias, Rache zu nehmen an dem, der ihm Gerechtigkeit verweigert hatte. Mit einem kurzen Schwerte bewaffnet, das er unter dem Mantel verborgen hielt, stellte er sich an den Eingang des Theaters; und als der König im feierlichen Zuge, von seiner Leibwache entfernt, an ihm vorüberging, stieß er ihm das Schwert mitten durch die Seiten und lief, nachdem er den König todt niedergestreckt hatte, dem Thore zu nach den Pferden, welche ihm zur Flucht bereit standen. Von den Trabanten eilte ein Theil dem Leichname des Königs zu, andere stürzten fort, um den Mörder zu verfolgen. Dieser aber war den Verfolgern so weit voraus, daß er glücklich das Thor erreichte und im Begriff war, sich auf's Roß zu schwingen, als er sich mit dem Fuße in eine Weinranke verwickelte und über dem Bestreben, sich loszumachen, auf die Erde fiel. Da erreichten ihn Perdikkas und seine Begleiter, als er sich eben wieder erheben wollte, und hieben ihn nieder.

So hatte sich denn Demosthenes Weissagung an Philippos erfüllt (336 v. Chr.), — freilich später, als er selber wohl gewünscht und gehofft hatte: das Verhängniß stürzte den Machthaber erst, nachdem kein freies Griechenland mehr vorhanden war. Wie alle wahrhaften Propheten hatte Demosthenes, als er jenen Ausspruch that (S. 224), aus der Tiefe der ewigen und unabänderlichen Wahrheit geschöpft und einen Vorausblick auf die Wege der Gottheit gethan, der ihn nicht betrog. Das Ereigniß war geschehn, wie er es verkündet hatte, aber Zeit und Stunde hatte auch hier der Vater seiner Macht vorbehalten.

Als die Nachricht von Philipps Tode nach Athen gelangte, wurde die ganze Stadt von einem Freudenrausche ergriffen, stellte ein glänzendes Fest an und erkannte durch öffentlichen Volksbeschluß dem Mörder des Königs eine Ehrenkrone zu. Selbst Demosthenes erschien bekränzt und im Feierkleide, obwohl ihm erst sieben Tage vorher seine einzige Tochter gestorben war: über dem Glücke des Vaterlandes vergaß er das Unglück seines Hauses. Anders dachte der allzeit nüchterne Phokion: „Es ist unedel," strafte er das Volk, „sich über den Tod eines Feindes zu freuen; und die Macht, die bei Chäroneia wider euch gestritten hat, ist ja blos um einen Mann vermindert worden."

Von Demosthenes angefeuert, rüstete sich Athen zum Kriege. In den Volksversammlungen setzte er alles durch, was er wollte, schrieb nach Asien an die persischen Satrapen, um sie zum Kampfe wider Alexandern zu erregen, versah die Thebäer mit Waffen und rief ganz Griechenland zur gemeinsamen Erhebung gegen Makedonien auf. Nur in einem täuschte sich der große Menschenkenner: er kannte nicht die Thatkraft des jungen Nachfolgers Philipps, den er als einen „unmündigen und unerfahrenen Knaben" verachten zu dürfen meinte, wiewohl ihm Phokion das warnende Wort der Odyssee zurief:

»Unglückseliger! strebst du den furchtbaren Mann zu erbittern?«

Auf eine falsche Nachricht von dem Tode Alexanders, der auf die Heerfahrt gegen seine nördlichen Grenznachbarn ausgezogen war, hatten die Thebäer die makedonische Besatzung aus der Kadmeia vertrieben und ihre Befehlshaber niedergehauen. Aber ehe man es vermuthete, stand Alexander wie ein zürnender Gott vor Thebens Thoren, stürmte die Stadt und machte sie der Erde gleich (335 vor Chr.). Athen hatte ein ähnliches Geschick zu fürchten; gleichwohl legte es seine Trauer über den Fall der Nachbarstadt unumwunden an den Tag und gewährte auch den flüchtenden Thebäern in seinen Mauern gastfreundliche Aufnahme. Alexander, durch diese Großherzigkeit gerührt, erwies sich gegen die Gesandtschaft, welche die Athener zu gütlicher Vermittlung ihm entgegen schickten, huldvoller, als man irgend hatte hoffen dürfen. Nur die Auslieferung des Demosthenes und noch sieben anderer Redner und Feldherren verlangte er, um der Stadt alle früheren Feindseligkeiten zu verzeihen, zu welchen sie sich durch jene habe fortreißen lassen.

Dieses Ansinnen des Königs erregte in der athenischen Volksversammlung einen gewaltigen Sturm. Phokion hatte den Muth zu verlangen, daß man dem Könige willfahre und die Stadt dadurch vor einem größeren Uebel behüte. Er forderte sogar jene Männer, auf deren Auslieferung der Makedonier bestand, selbst auf, den Beispielen freiwilliger Selbstaufopferung, welche die vaterländische Geschichte aufweise, nachzukommen; rief zuletzt seinen liebsten und vertrautesten Freund, mit Namen Nikokles, an seine Seite und fuhr dann fort: „Diese Männer haben die Stadt in eine so gefahrvolle Lage versetzt, daß ich, wenn jemand die Auslieferung dieses Nikokles verlangte, euch rathen würde, ihn aufzuopfern; denn ich selbst würde es für ein großes Glück schätzen, für euch alle zu sterben. Für die Hellenen ist es schon genug, Theben zu beweinen. Daher halte ich es für besser, den Sieger zu besänftigen als mit ihm Krieg zu führen." Demosthenes dagegen erinnerte an die Fabel von den Schafen, welche um des Friedens willen den Wölfen die Hunde ausgeliefert hatten, und warnte die Bürger, sich nicht durch Auslieferung der Männer, welche der König

*) »Aber auf einen bestimmten Tag that Herodes das königliche Kleid an, setzte sich auf den Richterstuhl und that eine Rede zu ihnen. Das Volk aber rief zu: Das ist Gottes Stimme und nicht eines Menschen! Alsobald schlug ihn der Engel des Herrn, darum daß er die Ehre nicht Gott gab; und ward gefressen von den Würmern und gab den Geist auf.« Apostelgesch. 12, 21—23.

als die treuesten Wächter der Freiheit und des Vaterlandes am meisten fürchte, wehrlos zu machen. „Denn wir sehen," fuhr er fort, „daß die Kornhändler in einem Gefäße nur ein wenig Korn als Probe zur Schau herumtragen und dadurch all' ihr Korn an den Mann bringen. So werdet auch ihr durch uns, die man euch jetzt gleichsam zur Probe abverlangt, euch selber unvermerkt dem Feinde überliefern und preisgeben." So wurde denn der Redner Demades noch einmal an den König abgeschickt, um günstigere Bedingungen auszuwirken, und war so glücklich, von Alexandern zu erlangen, daß er sich mit der Verbannung des Charidemos begnügte.

10. Demosthenes geht in die Verbannung.

Alexander behandelte die Stadt auch fernerhin mit besonderem Wohlwollen, ja mit Hochachtung. Als er im Begriff stand, seinen großen Feldzug gegen das persische Reich anzutreten, ließ er den Athenern sagen: sie sollten ja auf alle Ereignisse achtsam sein; denn ihnen käme die Herrschaft über Hellas zu, wenn ihm etwas Menschliches zustoßen sollte. Nach seinem ersten Siege über die Perser überschickte er ihnen dreihundert vollständige persische Rüstungen als Weihgeschenk für Pallas Athene und bewarb sich jederzeit um die günstige Meinung dieser einen Stadt so angelegentlich, daß es schien, als gelte ihm ihr Lob mehr als die Huldigung eines ganzen Welttheils. Dies machte Viele der an ihn verpfändeten Freiheit vergessen; sie priesen ihn als Rächer Griechenlands, als Vollender der marathonischen und salamischen Siege. Demosthenes aber blieb seiner politischen Ansicht unwandelbar treu: nicht der Perserkönig, der auf wankendem Throne den Hellenen nicht mehr schaden könne, sondern der Makedonier sei jetzt der gefährlichste und furchtbarste Feind der hellenischen Freiheit. Er hörte nicht auf, in diesem Sinne zu hoffen und zu wagen. Mit Freuden begrüßte er die Erhebung der Peloponnesier im Jahre 331 vor Chr. Während nemlich Alexander am Tigris den letzten Entscheidungskampf gegen Persien ausfocht und der von ihm in Makedonien zurückgelassene Reichsverweser **Antipatros** mit dem abtrünnigen Feldherrn Menon in Krieg verwickelt war, rief der König von Sparta, **Agis II.**, des Archidamos Sohn, die Hellenen gegen die Makedonier noch einmal unter die Waffen. Allein Megalopolis wurde ihnen ein zweites Chäroneia (330 v. Chr.). Agis fiel nach löwenmüthigem Widerstande gegen die doppelt so große Macht des Antipatros. Sparta, welches allein unter den Griechen sich bisher noch nicht vor dem Makedonier gebeugt hatte, mußte um Frieden bitten. Athen hatte sich an diesem Kampfe nicht betheiligt, denn hier war seit Alexanders Eintritt in die Stadt die Partei der makedonisch Gesinnten unter Demades die herrschende, und ihren Umtrieben gelang es denn auch, sich ihres gewichtigsten Gegners, nemlich des Demosthenes, zu entledigen. Es bot sich ihnen hierzu folgende Gelegenheit.

Harpalos, ein Jugendfreund des makedonischen Königs, dem dieser, während er gegen Indien zog, die Hüthung der in Ekbatana aufgehäuften Schätze anvertraut hatte, war mit fünftausend Talenten nach Europa entwichen und suchte in Athen für sich und seinen Raub einen Zufluchtsort vor dem Strafgerichte des Königs. Durch Bestechung gewann er sich die einflußreichsten Redner zu Fürsprechern. Demosthenes aber widersetzte sich seiner Aufnahme, damit man nicht den Staat ohne Noth und um einer ungerechten Sache willen in einen Krieg stürze, dem ihre Kräfte nicht gewachsen wären. Bald darnach forderte Antipatros die Auslieferung des Flüchtlings. Dieser entkam jedoch und ging mit seinen sechstausend Söldnern, die er zu seinem Schutze geworben hatte, nach Kreta, wo er von seinem Freunde Thymbron, welchen nach Harpalos Schätzen gelüstete, ermordet wurde. So büßte er Untreue durch Untreue, und das geraubte Gut, welches ihn groß und glücklich machen sollte, wurde sein Verderben.

Die Athener geriethen aber jetzt in Sorgen, sie möchten wegen der bedeutenden Summen, welche Harpalos unter ihnen zurückgelassen hatte, in harte Verantwortung kommen, und stellten daher eine Untersuchung gegen alle diejenigen an, welche von dem Schatzmeister des Königs Bestechungen angenommen hatten oder dessen verdächtig waren. In die Zahl der Letzteren zog man auch den Demosthenes herein, weil er die Auslieferung des Harpalos zur Wahrung der Selbständigkeit des Staates oder aus Achtung gegen das Gastrecht widerrathen hatte. Ohne vollgültige Beweise wurde er vom Geschwornengerichte zu einer Geldstrafe von funfzig Talenten verurtheilt, und da er diese ungeheure Summe natürlich nicht entrichten konnte, ins Gefängniß geworfen. Er entkam jedoch mit Hülfe seiner Wächter und verließ die Stadt (325 v. Chr.).

Die Gerechtigkeit der Vorsehung hat dafür Sorge getragen, daß der Ungrund jener boshaften Anklage, die auf das Ehrenkleid dieses Mannes einen so häßlichen Makel geworfen hat, nachmals an das Licht käme. Der Schatzverwalter des Harpalos nemlich — so erzählt Pausanias — floh nach dem Tode seines Herrn nach Rhodos und fiel dort dem makedonischen Statthalter von Karien, Philoxenos, in die Hände. Als nun derselbe diesen Diener in seiner Gewalt hatte, forschte er ihn streng aus, bis daß er genau erfahren hatte, wer alles von dem Harpalos Geld empfangen habe. Hierauf schrieb er einen Brief nach Athen, worin er die Namen aller derjenigen der Reihe nach aufführte, welche von Harpalos bestochen worden, nebst der Angabe, wie viel ein jeder derselben empfangen habe. Aber der Name des Demosthenes war in dem Verzeichnisse nicht zu finden, obschon dieser dem Alexander aufs höchste verhaßt war. Solchergestalt hat Gott auch diesem Gerechten gethan nach seiner Verheißung: „Ich will ihn herausreißen und zu Ehren machen."*)

Aber auch schon damals, als er, schwergekränkt und verkannt von seinen Mitbürgern, in tiefer Betrübniß ins Elend zog, wurde ihm eine Genugthuung zu Theil, wie sie nur den Trefflichsten widerfahren kann. Noch war er nemlich auf seiner Flucht von der Stadt nicht gar weit gekommen, als er wahrnahm, daß ihn einige Bürger aus der Zahl derjenigen, die ihm als feindlich gesinnt bekannt waren, eifrig verfolgten. Er suchte sich vor ihnen zu verbergen, aber sie riefen ihn bei seinem Namen an, und

*) Psalm 91, 15.

so ließ er sie ruhig an sich herankommen. Und als sie ihn erreicht hatten, hielten sie ihm eine Summe dar mit der Bitte, sie als Reisegeld anzunehmen; denn um deswillen, sagten sie, wären sie ihm nachgeeilt, damit er in der Fremde nicht Noth litte; und fügten noch manches ermunternde Wort hinzu, gutes Muthes zu sein und das Unglück mit Geduld zu ertragen. Da brach Demosthenes in heftige Thränen aus und sprach: „Wie soll ich mein Schicksal gelassen ertragen, da ich eine Stadt verlassen muß, wo ich Feinde von so edelmüthiger Gesinnung habe, dergleichen man in anderen Städten nicht leicht an den Freunden finden wird?“

Das Glück und Wohlsein seines Lebens war so innig mit dem heimischen Boden verwachsen, daß der unfreiwillige Aufenthalt außerhalb desselben ihm ein unerträgliches Geschick erschien. Um der Heimath wenigstens möglichst nahe zu sein, hielt er sich meistens in dem benachbarten Aegina und Troizen auf, von wo er oftmals mit thränenerfüllten Augen nach Attika hinübersah. Aber mehr noch als die Verbannung vom Vaterlande kränkte ihn die bittere Erfahrung des Undankes und der Erfolglosigkeit seines Wirkens. Schon bei seinem Austritte aus der Stadt soll er sich nach der Akropolis zurückgewendet und mit erhobenen Armen ausgerufen haben: „Pallas Athene, Stadtbeherrscherin, warum hast du an den drei häßlichsten Geschöpfen dein Gefallen, an der Eule, dem Drachen und dem Volke?“ Jungen Leuten, welche öfter zu ihm kamen und seinen belehrenden Umgang suchten, rieth er daher mit Hinweisung auf sein Schicksal ernstlich davon ab, sich dem Berufe des Staatsmannes zu widmen. „Wenn man mir,“ pflegte er zu sagen, „gleich im Beginne meiner Laufbahn zwei Wege gewiesen hätte, den einen zur Rednerbühne und Volksversammlung, den anderen zum Tode, und hätte ich vorausgewußt, wie viel Leiden, Furcht, Neid, Lästerung und Streit ein Staatsmann zu gewarten hat: ich würde keinen Augenblick mich besonnen haben, den Weg zum Tode zu wählen.“ *)

11. Der lamische Krieg.

Während Demosthenes noch in der Verbannung lebte, traf die welterschütternde Nachricht von dem plötzlichen Abscheiden Alexanders des Großen ein (323 v. Chr.). Die Athener brachen, wie vormals über die Botschaft von Philipps Ermordung, in ungemessenen Jubel aus. Vergebens warnte Demades, der unverbürgten Nachricht Glauben zu schenken: „Wäre sie wahr,“ sprach er, „so müßte schon der ganze Erdkreis den Todten riechen.“ Auch Phokion suchte die aufgeregte Volksmenge zu besänftigen und von Neuerungen zurückzuhalten; und als dagegen viele auf die Rednerbühne sprangen und schrieen, die von Asklepiades überbrachte Nachricht sei zuverlässig und Alexander wirklich todt, versetzte er: „Nun, wenn er heute todt ist, so wird er auch morgen und übermorgen todt sein! wir werden also in aller Ruhe und Sicherheit berathschlagen können, was weiter zu thun sei.“

Aber die stürmische Bewegung im Volke, die anscheinende Gunst des Augenblickes duldete keine Zögerung. Man erklärte sich jetzt laut und öffentlich für den Leosthenes, einen jungen, unternehmenden Athener, der schon zu Alexanders Lebzeiten sich an die Spitze eines aus makedonischen Diensten entlassenen Söldnerheeres gestellt und die hellenischen Völker zum Aufstande aufgerufen hatte. Er erschien in der Mitte seiner Mitbürger. Noch einmal fühlte sich Athen berufen, dem ganzen Griechenlande im Kampfe für die Freiheit voranzugehn. Phokion beharrte auf seiner Meinung: man müsse den Frieden bewahren. Als ihn Leosthenes höhnisch fragte: welchen guten Dienst er denn dem Staate während so vieler Jahre, da er Feldherr gewesen, geleistet habe? antwortete er getrost: „O, einen nicht geringen, den nemlich, daß die Bürger in ihren eigenen Begräbnissen beigesetzt werden;“ und als jener gleichwohl fortfuhr, das Volk mit großsprecherischen Verheißungen zu unterhalten, rief er ihm zu: „Jüngling, deine Reden gleichen den Cypressen; sie sind stark, groß und hoch, aber sie tragen keine Frucht.“

Der Krieg wurde beschlossen, Leosthenes zum Feldherren erwählt. Eine Flotte von zweihundert und vierzig Kriegsschiffen sollte ausgerüstet werden, alle Athener unter vierzig Jahren sollten unter die Waffen treten, sieben von den athenischen Stämmen zur auswärtigen Heerfahrt sich bereit halten und die drei übrigen zum Schutze Attikas zurückbleiben. Athenische Gesandte zogen jetzt von einer hellenischen Stadt zur anderen, um sie zur Bundesgenossenschaft gegen den gemeinsamen Feind zu bewegen. Diesen schloß sich Demosthenes freiwillig an; die feurige Beredtsamkeit des mehr als sechzigjährigen Greises riß eine Stadt nach der andern zum Kampfe fort und machte die gleißnerischen Gegenvorstellungen der Gesandten und Anhänger des Antipatros zu Schanden. Ganz Aetolien, die meisten Thessalier, die Dorier, Lokrer und Phokier, der größere Theil des Peloponnesos, auch Molosser, Illyrier und Thrakier traten dem Bunde bei.

Zum Lohne der edelmüthigen Bemühungen des Demosthenes beschlossen die Athener seine feierliche Zurückberufung ins Vaterland. Sie schickten ein Kriegsschiff ab, um ihn von Aegina herüberzubringen. Als er vom Peiräeus nach Athen hinaufging, blieb keine obrigkeitliche Person, kein Priester in der Stadt zurück, ja die gesammte Bürgerschaft kam ihm ehrerbietig entgegen und empfing ihn mit großer Freude. Da soll er seine Hände erhoben und sich um dieses Tages willen glücklich gepriesen haben, weil er auf weit ehrenvollere Art als Alkibiades in seine Vaterstadt heimkehre; denn ihn nähmen seine Mitbürger aus freiem Willen und nicht wie jenen gezwungener Weise wieder auf. Da die Geldstrafe noch auf ihm haftete und wegen des einmal gefällten Urtheils nicht erlassen werden konnte, so sann man folgendes Mittel aus, um dem Gesetze genug zu thun. Es war Sitte, daß man denjenigen, welche die Errichtung und Ausschmückung des Altars beim Feste Zeus des Retters übernahmen, die dabei aufgewendeten Kosten durch ein Geldgeschenk vergütete. Dieses Geschäft übertrug man diesmal dem Demosthenes und gab ihm dazu funfzig Talente, wodurch er sich in den Stand gesetzt sah, jene

*) Man erinnere sich an die ähnliche Warnung, welche Neokles seinem jungen Sohne Themistokles ertheilte. S. 56.

Geldstrafe zu entrichten. So sah denn Demosthenes seine heißesten Wünsche, für deren Erfüllung er ein ganzes Menschenalter hindurch ausschließlich gelebt und gewirkt hatte, nahe am Ende seines Lebens zu voller Zuversicht erhoben. Die Saat seiner philippischen Reden war endlich aufgegangen und stand in voller Blüthe. Athen war aus seinem Schlaf erwacht, hatte mit hoher Selbstverleugnung seine letzten Kräfte zum Entscheidungskampfe zusammengerafft und führte unter einem kühnen und verständigen Feldherrn halb Griechenland gegen die Makedonier ins Feld. Eine Siegesnachricht holte die andere ein, in Athen drängten sich Dankfeste und feierliche Opfer. Leosthenes hatte die Boiotier bei Platäa überwunden und hierauf, durch die thessalische Reiterei verstärkt, das Heer des Antipatros dermaaßen geschlagen, daß derselbe, unvermögend seinen Rückzug nach Makedonien zu nehmen, sich in die thessalische Stadt Lamia werfen mußte. Leosthenes belagerte ihn hier mit Anstrengung und Ausdauer. Trotz der hartnäckigsten Gegenwehr war die Stadt der Uebergabe nahe, als Leosthenes bei einem Ausfalle der Makedonier durch einen Steinwurf so schwer am Kopfe verwundet ward, daß er nach dreien Tagen den Geist aufgab. Von diesem tragischen Ausgange führt der ganze Feldzug den Namen des **lamischen Krieges**. Zwar blieb das Glück den verbündeten Griechen auch jetzt noch eine Zeit lang günstig. Ein makedonisches Heer, welches unter **Mikion** in Attika landete, wurde durch Phokion geschlagen und büßte auf der Flucht sogar seinen Führer ein. In Thessalien, wo an Leosthenes Stelle der Athener Antiphilos, ein tapfrer und einsichtsvoller Mann, zum Feldherrn ernannt worden, trugen die Hellenen über **Leonnatos**, welcher aus Asien dem Antipatros zur Hülfe herbeieilte, noch ehe er die beabsichtigte Vereinigung mit dem Letzteren bewerkstelligen konnte, einen herrlichen Sieg davon, wobei Leonnatos selber den Tod fand. Aber auf dem Meere kämpfte die athenische Flotte wiederholt mit Unglück und großen Verlusten gegen die überlegene makedonische. Unterdessen kam auch **Krateros**, der angesehenste unter den Feldherren Alexanders, mit einer starken Macht aus Asien an und gewann in Verbindung mit Antipatros das Treffen bei Kranon (322 v. Chr.). Dieser Sieg war zwar an sich von geringer Bedeutung; die Griechen hatten nicht mehr als fünfhundert Mann verloren und in guter Ordnung sich ins Gebirge zurückgezogen. Aber die Mannszucht wankte, im Kriegsrathe herrschte Zwiespalt und Unentschlossenheit und die dem Kriegsschauplatze zunächst gelegenen Städte, durch einige Fortschritte der Sieger in Furcht gesetzt, drangen auf Friedensunterhandlungen. Der schlaue Antipatros erklärte sich zwar bereit, mit jeder einzelnen Stadt, die darum nachsuche, einen billigen Vergleich einzugehen, aber nimmermehr werde er einen allgemeinen Frieden bewilligen. Damit war der hellenische Bund mit einem Male gesprengt; es entstand ein förmlicher Wetteifer unter den Städten, um den Preis der eigenen Rettung die gemeinsame Sache der Hellenen schändlich preiszugeben. In Kurzem standen die Athener und Aetolier, welche den Krieg am eifrigsten betrieben hatten, von allen Bundesgenossen verlassen und traten zum Schutze ihrer Heimath den Rückzug an.

12. Athen ergiebt sich an Antipatros. Tod des Demosthenes.

Antipatros rückte nun sogleich mit seiner Macht auf Athen los. Demosthenes und Hyperides verließen die Stadt. Demades, der wegen sieben gesetzwidriger Vorschläge in schwere Geldstrafe verfallen und, da er nicht zahlen konnte, für ehrlos erklärt worden war, kam wieder zu Ehren und trat mit dem Vorschlag hervor, Gesandte mit unbeschränkter Vollmacht dem Antipatros entgegen zu schicken, um mit ihm einen Friedensvertrag abzuschließen. Das bestürzte Volk rief alsobald den Phokion auf und erklärte, daß es auf ihn allein in so wichtiger Sache sein Vertrauen setze. Dieser erwiederte: „Ja, hätte ich vormals mit meinen Rathschlägen bei euch Vertrauen gefunden, so brauchten wir uns jetzt nicht über eine solche Lage zu berathschlagen.“ So kam denn endlich der Volksbeschluß zu Stande, und Phokion wurde an Antipatros abgeschickt, welcher damals bei der Kadmeia sich gelagert hatte und Anstalten machte, in das attische Gebiet einzurücken.

Das Erste, worum Phokion bat, war dies, daß Antipatros nicht weiter vorrücken, sondern an dem Orte, wo er stände, den Vergleich abschließen möchte. Antipatros bewilligte dieses Gesuch ungeachtet der Widerrede des Krateros; denn er hegte gegen Phokion, welchen auch Alexander stets als Freund behandelt hatte, um seiner Redlichkeit und Mäßigung willen aufrichtige Achtung und Wohlwollen. In Ansehung der übrigen Punkte aber bestand er darauf, daß die Athener sich ganz seinem eigenen Ermessen überlassen sollten, wie Leosthenes einst auch von ihm in Lamia verlangt habe. Nothgedrungen willigten die Athener ein, und so gewährte ihnen Antipatros Freundschaft und Bündniß unter folgenden Bedingungen: fürs Erste sollten sie den Demosthenes und Hyperides ausliefern, zum Andern müsse man die alte Verfassung, wo das Bürgerrecht von einem bestimmten Vermögen abhing, wieder einführen und zwar in der Weise, daß keiner, der nicht mindestens zwanzig Minen*) besitze, an der Wahl der obrigkeitlichen Personen theilnehmen, noch selber ein öffentliches Amt bekleiden dürfe; zum Dritten sollten sie in den Hafen Munichia eine makedonische Besatzung einnehmen und endlich außer den Kriegskosten noch eine Geldstrafe, über welche man sich vergleichen würde, bezahlen. — Mit diesen, wie sie meinten, glimpflichen Bedingungen waren die übrigen Abgeordneten der Athener wohl zufrieden, mit Ausnahme des ehrwürdigen Philosophen **Xenokrates**. Dieser sagte: „Als Sklaven behandelt uns Antipatros ziemlich gelind, aber als freie Leute hart.“ Phokion bat, die Athener mit der Besatzung zu verschonen, worauf Antipatros ihn fragte: ob er in diesem Falle dafür haften wollte, daß sie Frieden hielten und keine neuen Händel anfingen? Phokion kannte sein Volk und schwieg. So rückte denn die feindliche Besatzung in den athenischen Hafenplatz ein, und dies geschah gerade während der Feier der Mysterien, an demselben Tage, an welchem der feierliche Zug von Athen nach Eleusis stattzufinden pflegte. Dieser Umstand forderte die Athener zu doppelt trübseliger

*) s. S. 41.

Vergleichung zwischen Sonst und Jetzt heraus. „Vormals,“ so sagten sie, „haben die Götter zur Zeit dieses Festes unsere Feinde durch allerlei Erscheinungen und Stimmen in Schrecken versetzt und der bedroheten Stadt geholfen,*) jetzt aber sehen sie an eben diesem Feste dem traurigsten Schicksale der Hellenen gleichgültig zu und lassen es geschehen, daß die heiligste und gottgefälligste Zeit des Jahres geschändet und für immer gebrandmarkt werde.

Nach der Einnahme Athens schickte Antipatros dem Demosthenes und seinen Freunden, die sich nach verschiedenen Gegenden geflüchtet hatten, um sich desto eher zu retten, einige Mannschaft nach, die Flüchtlinge zu suchen und zu greifen. Archias, vormals tragischer Schauspieler, war ihr Führer. Auf Aegina traf er den Redner Hyperides und etliche andere im Tempel des Ajas an, ließ sie mit Gewalt herausführen und zu Antipratros nach Kleonä bringen. Dort wurden sie insgesammt hingerichtet, nachdem man zuvor dem Hyperides, wie man sagt, die Zunge ausgeschnitten hatte.



Hierauf begab sich Archias nach der kleinen Insel Kalauria, denn er hatte erfahren, daß Demosthenes in den dortigen Tempel des Poseidon seine Zuflucht genommen habe, stieg mit seinen Thrakiern ans Land und begab sich zu ihm in das Heiligthum. Anfangs redete er ihm freundlich zu: er solle gutes Muthes sein und mit ihm zu Antipatros gehen, der ihm gewiß kein Leid zufügen werde. Demosthenes schenkte seiner verlogenen Freundlichkeit keinen Glauben und verweigerte standhaft zu folgen. Als aber jener nun in Zorn gerieht und in heftige Drohungen ausbrach, sprach der Redner: „Nun redest du wie vom makedonischen Dreifuße**) und nicht mehr als Schauspieler. Verziehe noch ein wenig, bis ich an die Meinigen daheim geschrieben habe.“ Alsdann begab er sich in den inneren Raum des Tempels, nahm seine Schreibtafel, als ob er schreiben wollte, hielt seinen Griffel an den Mund und nagte daran, wie er zu thun pflegte, wenn er etwas schrieb und überdachte. Nach einer Weile verhüllte er sich das Haupt und neigte es auf die Seite. Die thrakischen Kriegsleute, welche vor der Thür standen, lachten über ihn in der Meinung, er fürchte sich vor dem Tode, und schalten ihn einen feigen Mann. Archias hingegen ging hinein, hieß ihn aufstehen und wiederholte seine vorigen Verheißungen: er wolle ihn mit Antipatros schon aussöhnen. Da enthüllte Demosthenes, die Wirkung des Giftes spürend, welches er in dem Schreibgriffel verborgen und ausgesogen hatte, sein Antlitz, sah den Archias starr an und sprach: „Nun magst du die Rolle des Kreon in der Tragödie spielen und diesen Leib unbegraben dahinwerfen. Ich aber, hoher Poseidon, gehe noch lebend aus deinem Tempel, welchen Antipatros und die Makedonier nicht unentweiht gelassen haben.“ Als er dies gesprochen, begann er auch schon zu zittern und zu wanken, so daß er die Umstehenden bitten mußte, ihn zu halten; noch im Hinausgehen begriffen, sank er neben dem Altare zur Erde und gab mit einem Seufzer den Geist auf.

Dies geschah am sechzehnten Tage des Monates Pyanepsion, am traurigsten Tage des Thesmophorienfestes, an welchem die Frauen im Tempel der Demeter vom Morgen bis zum Abende zu fasten pflegten. Die Athener ehrten sein Andenken durch einen Volksbeschluß, kraft dessen allezeit der älteste aus seinem Geschlechte im Prytaneion*) auf öffentliche Kosten gespeis't werden sollte. Auch stellten sie sein Bildniß in Erz auf und gaben diesem Denkmale die Inschrift:

Hätte dich Stärke gerüstet wie Geist, Makedoniens Ares
Hielte wohl nimmer, wie jetzt, Hellas in drückendem Joch.

*) z. B. vor der Schlacht bei Salamis, s. S. 60.

**) Auf einem Dreifuße sitzend, verkündete die Pythia zu Delphoi ihre Orakel.

*) Vergl. S. 78.

Phokion.

1. Phokions Charakter und staatsmännische Grundsätze.

Mitten im Niedergange des hellenischen Wesens stellte ein Mann an sich selber dem abgearteten Geschlechte seiner Zeit das ernste Bild der altväterlichen Tugenden noch einmal vor. Es ist dies der Athener Phokion, den seine Mitbürger „den Guten“ nannten.

Phokion hatte als Jüngling den Unterricht des Platon und nachher den des Xenokrates in der Akademie genossen und nach den vortrefflichsten Mustern sich gebildet. Er begleitete den berühmten Chabrias auf seinen Feldzügen und erwarb sich unter der Leitung dieses großen Meisters eine ausgezeichnete Kenntniß und Erfahrung der Kriegskunst. In Einem that er es dem Lehrer sogar zuvor und verbesserte nicht selten dessen Fehler. Chabrias nemlich war gewöhnlich langsam und schwer in Bewegung zu setzen; im Gefechte aber riß ihn sein Muth zu blinder Tollkühnheit fort, die ihm endlich bei Chios wirklich das Leben kostete (357 vor Chr.). Phokion dagegen war nicht minder vorsichtig als tapfer, feuerte den Chabrias an, wenn er zauderte, und hielt ihn zurück, wo er zu hitzig war; und dieser, der als gutmüthiger und rechtschaffener Mann dies bereitwillig anerkannte, liebte den Phokion vor allen, beförderte ihn zu den ersten Befehlshaberstellen und machte seinen Namen bei den Griechen dadurch bekannt, daß er sich seiner zu den wichtigsten Unternehmungen bediente. Einst schickte ihn Chabrias ab, um Geldbeiträge von den Inseln einzutreiben und wollte ihm zu diesem Zwecke zwanzig Schiffe mitgeben. Phokion erklärte: „Schickst du mich ab, sie zu bekriegen, so muß ich eine stärkere Flotte haben. Schickst du mich aber zu ihnen als zu Bundesgenossen, so ist schon ein einziges Schiff hinreichend.“ So ging er denn nur mit seiner eigenen Galeere in die See, brachte den Städten sein Anliegen vor, unterhandelte mit den Häuptern derselben offenherzig und freundlich und erreichte dadurch seinen Zweck so vollständig, daß er den Heimweg mit einer Menge von Schiffen antrat, auf welchen die Bundesgenossen den Athenern gutwillig den Zins schickten.

Phokion erwies dem Chabrias nicht nur bei Lebzeiten desselben alle Ehrerbietung und Ergebenheit, sondern nahm sich auch nach dessen Tode seiner Verwandten mit großer Sorgfalt an. Besonders ließ er es sich angelegen sein, den Sohn des Chabrias, der ein ganz verwilderter und unordentlicher Mensch war, zu einem rechtschaffenen Manne zu bilden, und so vergeblich dies auch schien, verlor er doch niemals die Geduld. Nur ein einziges Mal soll er, da der Jüngling ihm bei einer Heerfahrt mit unzeitigen Fragen und Rathschlägen allzusehr zusetzte und seine Anordnungen meistern wollte, in die Worte ausgebrochen sein: „O Chabrias, Chabrias, deine Freundschaft vergelte ich dir reichlich, da ich mit deinem Sohne so viele Geduld trage.“

Nicht nur dem Kriegswesen, sondern auch der Staatskunst widmete Phokion seine Zeit und Kräfte. Er erkannte die Schädlichkeit der Trennung beider Gebiete, welche in jener Zeit so gewöhnlich war, daß alle einflußreichen Männer, welche damals die öffentlichen Geschäfte besorgten, gleichsam nach dem Loose sich in die Feldherrnwürde und Rednerbühne getheilt hatten und ausschließlich in der einen oder in der anderen Art der Thätigkeit dem Vaterlande ihre Dienste leisten konnten. Wer wollte aber verkennen, daß der Staat besser berathen sei, wo Held und Staatsmann in einer Person zusammentreffen, und daß auch das Schicksal Athens einen glücklicheren Gang genommen hätte, wenn z. B. Demosthenes nicht nur als Redner, sondern auch als Feldherr hätte wirken können? Phokion war daher darauf bedacht, Tüchtigkeit im Staats- wie im Kriegswesen, die er in einem Solon, einem Aristeides und Perikles so schön mit einander verbunden sah, sich anzueignen, was ihm auch in einem ungewöhnlichen Grade gelang.

Sein rednerischer Vortrag war kurz und körnig, derb und trocken, aber nachdrücklich, voll edler Gedanken, durch glückliche Einfälle oft anziehend und durch Verständigkeit allezeit ersprießlich. Denn, wie Zenon sagte, daß der Philosoph keine andere Rede, als die zuvor in Verstand eingetaucht worden, vorbringen dürfe, so umfaßte Phokions Rede immer in wenigen Worten einen tiefen Sinn. Einst ging er, im Begriff vor der Volksversammlung aufzutreten, während das Theater sich schon anfüllte, noch in Gedanken vertieft hinter der Bühne auf und ab, und auf die Frage eines Freundes, worüber er nachsinne, gab er zur Antwort: „Darüber, ob ich von der Rede, die ich jetzt halten will, noch etwas wegschneiden kann.“ Ein Zeitgenosse nannte den Demosthenes den geschicktesten, den Phokion aber den stärksten Redner; und Demosthenes selber, welcher sich aus den übrigen gegen ihn auftretenden Rednern sonst nicht viel machte, pflegte, wenn Phokion die Rednerbühne bestieg, seinen Freunden in's Ohr zu sagen: „Da kommt das Beil meiner Reden!“

Wie seine Reden, so war der Mann. Seine ganze Erscheinung zeigte Einfachheit, Mäßigung und Würde.

Nicht leicht, so wird erzählt, habe ihn ein Mensch lachen oder weinen oder in einem öffentlichen Badehause baden oder seine Hand außerhalb des Mantels, wenn er eben einen umhatte, tragen sehen. Liebreich von Natur und Charakter, hatte er in seiner Miene doch etwas Finsteres und Mürrisches, so daß, wer ihn nicht genau kannte, sich nicht gern an ihn wagte. Chares, ein Liebling des athenischen Volkes, erlaubte sich einst, sein finsteres Gesicht zu verspotten, so daß die Versammlung darüber in ein Gelächter ausbrach. Phokion erwiederte: „Diese finstere Miene hat euch noch nie betrübt, aber das Lachen dieser Leute hat der Stadt schon viele Thränen gekostet.“

Niemals bewarb er sich um ein Amt, aber ebenso wenig schlug er es aus, wenn er vom Staate dazu berufen wurde; und so hat er das Feldherrenamt fünf und vierzig Mal bekleidet, ohne auch nur ein einziges Mal der Wahlversammlung beizuwohnen, so daß er allezeit in seiner Abwesenheit gewählt und herbeigeholt werden mußte. Nie strebte er weder durch Reden noch durch Handlungen nach dem Beifalle der Menge und ließ sich als ein in sich selbst beruhender Charakter durch keinerlei Rücksicht auf die Wünsche und Leidenschaften des Volkes zu einer Aenderung seiner Ansichten bewegen. Einst verwarfen die Athener die von ihm gethanen Vorschläge und wollten ihn gar nicht weiter anhören, worauf er erklärte: „Ihr könnt mich wohl zwingen zu thun, was ich nicht will; aber nie werdet ihr mich wider meine Einsicht nöthigen, etwas zu sagen, was sich nicht geziemt.“

Schlicht und anspruchslos wie seine Denkart war auch sein äußeres Leben. Auf Reisen und im Feldlager ging er beständig barfuß und ohne Mantel, wenn die Kälte nicht gar zu groß und unerträglich war. Er diente daher seinen Soldaten so zu sagen zum Thermometer, indem sie es für ein Zeichen eines strengen Winters ansahen, wenn Phokion in Schuh und Mantel sich sehen ließ. Sein Haus in dem athenischen Stadtviertel Melite war mit Kupferplatten geschmückt, im Uebrigen aber ganz einfach und ohne alle Zierrathen. Ebenso prunklos war sein Haushalt. Eine Gesandtschaft Alexanders des Großen, welche bei ihm eintrat, sah seine Gemahlin mit dem Kneten des Teiges zum Brotbacken beschäftigt und ihn selber Wasser aus dem Brunnen schöpfen, um sich die Füße zu waschen. Mit seiner Frau lebte er in glücklicher Gleichheit der Gesinnung. Als einst eine ionische Gastfreundin ihren köstlichen Haupt- und Halsschmuck vor ihr auskramte, sprach sie: „Und mein Schmuck ist Phokion, der nun schon zwanzig Jahre lang den Athenern als Feldherr dient.“ Wegen ihrer Sittsamkeit und einfachen Lebensart stand sie bei den Athenern in nicht geringerem Ansehn als Phokion wegen seiner Redlichkeit, wozu folgende Anekdote einen artigen Beleg giebt.

Bei der Aufführung eines neuen Trauerspiels forderte einst der Schauspieler, welcher auftreten sollte, die Maske einer Königin*) nebst einer Menge schön geputzter Dienerinnen. Da er diese nicht erhielt, wurde er böse und ließ die Zuschauer immer warten, weil er durchaus nicht anders erscheinen wollte. Endlich stieß ihn der Chorege mitten auf die Bühne und schrie: „Siehst du nicht Phokions Frau immer nur mit einer einzigen Dienerin ausgehen? Aber du willst gern groß thun und die Weiber verführen.“ Diese Rede, die man draußen ganz deutlich vernehmen konnte, wurde von allen Zuschauern mit lautem Beifalle beklatscht.

Wußte Phokion seine Armuth mit Würde zu tragen gleich einem Aristeides und Epaminondas, so that er es diesen Männern auch in der Tugend der Unbestechlichkeit gleich. Alexander der Große, welcher ihn überaus hochschätzte und mit ihm sogar das Gastrecht errichtete, schickte ihm einst hundert Talente zu. Phokion fragte die Ueberbringer: warum Alexander ihm allein unter so vielen Athenern eine solche Summe Geldes schenken wollte? Auf die Antwort derselben: „Weil er dich allein für einen braven und rechtschaffenen Mann hält,“ versetzte er: „Nun so muß er mir erlauben, ein solcher Mann nicht nur zu scheinen, sondern auch wirklich zu sein.“ Als sie darauf in sein Haus traten und die ärmliche Einrichtung wahrnahmen, drangen sie mit Unwillen noch mehr in ihn, indem sie sagten, es wäre doch arg, daß er, ein Freund des Königs, so elend und kümmerlich lebte. Phokion, der eben einen armen Greis in einem schmutzigen, abgetragenen Mantel vorüber gehen sah, fragte sie: „Meint ihr wohl, daß es mir schlimmer geht als diesem Manne?“ Sie antworteten: „Bewahre der Himmel!“ „Nun, dieser Mann“ — fuhr Phokion fort — „lebt von noch Wenigerem als ich und ist doch zufrieden. Ueberhaupt, wenn ich von dem Geschenke keinen Gebrauch mache, werde ich eine solche Menge Goldes vergeblich besitzen; brauche ich es aber, so werde ich mich selbst und zugleich auch den König bei der Stadt in übeln Ruf bringen.“ Auf diese Weise wurde das Geld aus Athen wieder abgeführt und diente den Griechen zum Beweise, daß der Mann, der ein solches Geschenk ausschlug, reicher sein müsse als derjenige, der es ihm geben wollte.

Seinen Sohn Phokos, der sich auf eine schlechte Seite neigte, brachte er nach Lakedämon und ließ ihn daselbst mit anderen Jünglingen nach spartischer Weise erziehen, obwohl dies ihm nicht weniger als vormals dem Xenophon von den Athenern als Verachtung der Landessitten und heimischer Lebensart ausgelegt wurde. Schlichtheit und Armuth galten ihm für Hütherinnen der Tugend. Als ihm daher der Makedonier Menyllos eine von Antipatros ihm angebotene Geldsumme durch die Vorstellung aufbringen wollte: er solle das Geld doch wenigstens um seines Sohnes willen nicht ausschlagen, erwiederte er: „Wenn Phokos sich ändert und zur Vernunft kömmt, wird schon das Vermögen seines Vaters für ihn hinreichend sein; bei seiner jetzigen Lebensart ist ihm nichts genug.“

Mit dieser Strenge der Grundsätze und der Rauhheit seiner äußeren Erscheinung verband Phokion ein wohlwollendes, menschenfreundliches Gemüth, so daß diejenigen, welche Gelegenheit hatten, ihn näher kennen zu lernen, inne wurden, daß es der menschlichen Natur wohl schwer, aber keineswegs unmöglich sei, gleich einem guten Weine herbe und doch zugleich auch lieblich zu sein, so wie es andere giebt, welche dem Ansehen nach zwar einnehmend und gefällig sind, aber denjenigen, welche mit ihnen zu thun haben, oft höchst unangenehm und widerwärtig sein können. Dieser finstere, ja grämliche Phokion that nie-

*) Die weiblichen Rollen wurden in den Schauspielen der Griechen wie noch zu Shakespeares Zeiten auf dem englischen Theater von jungen Männern gespielt.

mals einem seiner Mitbürger aus Feindschaft etwas zu Leide; auch hielt er keinen für seinen Feind. Nur gegen die, welche sich seinen auf das Wohl des Staates gerichteten Absichten widersetzten, zeigte er sich streng, hartnäckig und unerbittlich; im Uebrigen bewies er sich gegen jedermann gütig und gutherzig, so daß er selbst manchem seiner Widersacher in der Noth beistand oder sich ihrer, wenn es mit ihnen gefährlich stand, vor Gericht annahm. Als ihn seine Freunde deshalb tadelten, daß er einen boshaften Menschen vor Gericht vertheidigt hatte, gab er zur Antwort: „Ei, die Guten bedürfen keines Anwalts!“ Seinem Schwiegersohne dagegen, welcher von dem treulosen Schatzverwalter Harpalos (s. S. 237) Geschenke angenommen hatte und deshalb in Untersuchung kam, schlug er seine Bitte, sich bei den Richtern für ihn zu verwenden, mit dem Bemerken ab: „Ich habe dich, mein Charikles, nur zu gerechten Dingen zu meinem Schwiegersohne gemacht.“

Der unbeugsamen Geradheit seines Charakters entsprach der Freimuth seiner Rede. An Kühnheit gab er hierin selbst dem Demosthenes nichts nach; gleichwohl tritt gerade in dieser Beziehung ein bedeutsamer Unterschied zwischen diesen beiden Männern hervor. Während nemlich auch noch im schärfsten Tadel, mit welchem Demosthenes oftmals auf seine Hörer eindrang, der Glaube an die Möglichkeit einer sittlichen Erhebung der Nation rührend und ergreifend sich aussprach, fand Phokion in seiner starren Tugend die einzige Genugthuung darin, sich als einsamer Sonderling der Gesammtheit des Volkes gegenüberzustellen und die Gebrechen der Zeit mit hoffnungsloser Bitterkeit zu geißeln. In den Strafreden des Demosthenes wirkte das begeisterte Gefühl, die hinreißende Darstellung des Guten und Großen mit erweckender Kraft; der kalte Spott, die beißenden Sarkasmen Phokions gingen auf nicht höheres aus, als ein eitles, unkräftiges Volk „in seines nichts durchbohrendem Gefühle“ sich selber verächtlich zu machen und dadurch alles erwachende Selbstvertrauen, jede Regung eines nationalen Aufschwungs darnieder zu drücken. Die Mittheilung etlicher phokionischer Witzreden, deren uns eine große Anzahl überliefert ist, wird dies hinreichend erläutern und bestätigen.

Als einst in der Volksversammlung ein delphischer Orakelspruch verlesen wurde, des Inhaltes: „Alle Athener sind einerlei Meinung, nur einer ist ihnen entgegen;“ und über der Frage große Bewegung entstand: wer der Eine wohl sei, auf welchen das Orakel hinziele? trat Phokion auf und sagte: „Macht euch deshalb nur keine Sorgen! Ich bin es, den ihr suchet; denn mir allein mißfällt euer Thun und Vornehmen.“

Ein andermal fand ein Vorschlag, den er gemacht hatte, laut und einstimmig Beifall. Verwundert wandte er sich zu seinen Freunden um und fragte: „Habe ich etwa wider Wissen und Willen etwas Unrechtes gesagt?“

Bei einem Grenzstreite zwischen den Athenern und Boiotiern wollten die Ersteren die Entscheidung nicht auf dem Wege der Unterhandlung, sondern mit den Waffen suchen. Da ertheilte ihnen Phokion den Rath: sie sollten doch lieber mit Worten streiten, worin sie den Boiotiern überlegen wären, als mit Waffen, wobei sie gewiß den Kürzeren ziehen würden.

Einst bestanden die Athener darauf, er solle sie gegen den Feind führen, und als er sich dessen weigerte, schalten sie ihn einen feigen und verzagten Menschen, worauf er ruhig erwiederte: „So wenig ihr mich beherzt machen könnt, so wenig kann ich euch furchtsam machen; doch — wir kennen einander schon besser.“ Und bei einer ähnlichen Gelegenheit sprach er: „Seid zufrieden, daß ihr einen Feldherrn habt, der euch kennt; sonst wäre es schon lange um euch geschehen gewesen.“

Mit dieser Ueberzeugung von der Unfähigkeit seiner Zeitgenossen zu irgend einer höheren Kraftäußerung und patriotischen Großthat war dem Phokion auch der Standpunkt gegeben, welchen er in seiner staatsmännischen Wirksamkeit vom Anfange bis ans Ende unverrückbar behauptete. Obwohl als tüchtiger Feldherr anerkannt, stand er doch jederzeit auf Seiten der Friedenspartei. Nur in duldsamer Vermeidung jedes feindlichen Zusammenstoßes getraute er sich, „das Wrack des Staates*)“ noch flott zu erhalten; zu einem nachhaltigen und erfolgreichen Widerstande gegen die makedonische Macht schien es ihm bei der Schwäche und Verderbtheit des athenischen Gemeinwesens an aller und jeder Bedingung zu fehlen. „Ihr guten Leute, denkt doch erst auf eure Rettung!“ rief er seinen Mitbürgern zu, wenn sie sich den Umgriffen Philipps mannhaft widersetzen wollten; und als ihm einst Hyperides in der Volksversammlung mit der Frage entgegentrat: „Aber wann wirst du denn einmal den Athenern zum Kriege rathen?“ erwiederte er: „Dann, wann ich sehe, daß unsere Jünglinge ihren Posten behaupten, die Reichen ihre Beiträge willig entrichten und die Verwalter des Staates sich der Entwendung öffentlicher Gelder enthalten wollen.“ In dieser Antwort liegt das Räthsel seiner unwandelbaren Friedensliebe offen zu Tage.

Allerdings hat die nüchterne Besonnenheit und Mäßigung seiner staatsmännischen Rathschläge zu wiederholten Malen, wenn der sich überstürzende Eifer der Kriegspartei und die blinde Leidenschaft eines nutzlosen Widerstandes alles mit einem Male aufs Spiel setzte, um die staatliche Erhaltung des Vaterlandes sich unleugbare Verdienste erworben. Aber seiner nur das Nächste berechnenden Klugheit entging, daß über allen zeitweiligen Friedensschlüssen. in denen man Eines nach dem Anderen aufopferte, die Gefahr nicht beseitiget, sondern nur verschoben und durch den Aufschub endlich zu einer nicht mehr zu bewältigenden Größe und Stärke gesteigert wurde. Seine politische Richtung machte ihn zum Gegner des Demosthenes; und der Widerstand, welchen diese beiden redlich gesinnten und reichbegabten Männer in gleicher Liebe zum Vaterlande einander leisteten, war um so heftiger, je deutlicher jeder von ihnen die gewichtige Bedeutung des andern erkannte. „Phokion! dich werden die Athener noch umbringen, wenn sie einmal rasend werden!“ rief ihm einst Demosthenes zu. „Und dich,“ erwiederte dieser, „wenn sie einmal zu Verstande kommen.“

„In allen Fällen,“ sagt ein neuerer Geschichtschreiber,**) „rieth Phokion zum Frieden, als sei nicht oft Krieg das Nothwendige und Rechtliche: er vernichtete den Enthusiasmus, welchen Demosthenes angefacht hatte, zu kalter resignirender Besonnenheit, alles dies freilich ehrlich

*) Ein Ausdruck des Redners Demades.

**) Friedrich von Raumer in der Einleitung zu den „Reden des Aeschines und Demosthenes über die Krone.“ Berlin 1811.

und redlich, aber diese Eigenschaften reichen nicht aus zur Einsicht und Leitung der Verhältnisse der Staaten. Der Mangel an höherer Uebersicht, an Voraussicht in Phokion, sein Widerspruch gegen Demosthenes hat nicht minder als Philippos Macht Athen in's Verderben gestürzt. Wie, wenn beide Männer einig gewesen wären, welche herrliche Eigenschaft hätte dann gefehlt, wer würde solchem Bunde widerstanden haben?"

2. Athen unter dem Vorstande Phokions und dessen letzte Geschicke.

Der beiden ruhmvollsten Waffenthaten Phokions, seiner Feldzüge gegen die Tyrannen auf Euboia und zur Entsetzung von Byzanz und Perinth, ist schon im Vorigen Erwähnung geschehen; ebenso seines Verhaltens vor und nach der Niederlage bei Chäroneia, nach Philippos Tode und der Zerstörung Thebens, so wie nach Alexanders Abscheiden und der Schlacht bei Kranon.*) An den letztgenannten Zeitpunkt knüpfen wir die Erzählung seiner ferneren Thaten und Schicksale an.

Athen war im lamischen Kriege unterlegen und der makedonischen Herrschaft wieder anheimgefallen (322 vor Chr.). Dem Phokion fiel der freudenlose Beruf zu, Lenker eines gebrochenen Staates zu sein und die undankbare Rolle eines Vermittlers zwischen dem glücklichen Sieger und dem geknechteten Vaterlande bis zu ihrem tragischen Ende durchzuführen.

War die makedonische Herrschaft den Athenern schon früher eine drückende Last gewesen, so dünkte sie ihnen seit dem Siege des Antipatros dermaaßen unerträglich, daß sie sich nach der Regierung Philipps oder Alexanders zurücksehnten. Dem Friedensvertrage zufolge waren mehr als zwei und zwanzigtausend Athener wegen unzureichenden Vermögens vom Bürgerrechte völlig ausgeschlossen worden. Ein Theil derselben blieb in der Stadt und beklagte sein trauriges Loos, den erlittenen Schimpf und den Verlust seiner Rechte, die übrigen verließen Athen und wanderten nach Thrakien aus, wo Antipatros ihnen eine Stadt und Ländereien anwies, so daß sie von solchen, die durch Feindesgewalt des Vaterlandes verlustig geworden, wenig unterschieden waren. Die Zahl derjenigen, welche der Schätzung zufolge noch fernerhin am Bürgerrechte und an den Staatsgeschäften Antheil hatten, betrug nicht mehr als neuntausend. Die athenische Verfassung, auf aristokratische Grundsätze zurückgeführt, glich im ganzen der alten solonischen. Phokion leitete die Angelegenheit der Stadt mit Gerechtigkeit und Milde. Besonders wirkte er dahin, daß die Aemter immer nur gutgesinnten und rechtschaffenen Männern übertragen wurden; die Unruhstifter und Aufwiegler hingegen, die sich eben dadurch, daß sie nichts mehr zu befehlen hatten, in ihren Umtrieben behindert sahen, bewog er, ihren Aufenthalt auf dem Lande zu nehmen und sich mit Ackerbau zu beschäftigen. Uebrigens suchte er durch seine Verwendung bei Antipatros auch das Loos der Verbannten zu mildern, so daß viele jetzt nach Athen zurückkehren, andere wenigstens noch auf hellenischem Boden, im Peloponnesos, verweilen durften, unter welchen letzteren sich auch sein nachmaliger Ankläger, der Sykophant Agnonides befand.

Mit Menyllos, dem Befehlshaber der makedonischen Besatzung, erhielt er sich in freundschaftlichem Verhältnisse, was wiederum auch der Stadt zu gute kam. Doch wies er ein Geldgeschenk, welches jener ihm anbot, ernsthaft zurück: „Du bist nicht besser als Alexander, auch ist die Ursache nicht anständiger, um deren willen ich jetzt annehmen soll, was ich damals ausgeschlagen habe." Dem Antipatros, der ihm eine unbillige Zumuthung machte, gab er die trockne Antwort: „Antipatros kann mich nicht zugleich zum Freunde und zum Schmeichler gebrauchen."

Da den Athenern bekannt war, wie viel Phokion über diesen sonst so kaltherzigen Despoten vermöge, drangen sie beständig in ihn, daß er denselben zur Abberufung der in Munichia liegenden Besatzung bewegen möchte. Phokion lehnte dies ab, sei es nun, weil er nicht hoffte in dieser Sache etwas auszurichten, oder vielmehr, weil er sah, daß das Volk jetzt aus Furcht vor dieser Besatzung sich weit vernünftiger bezeigte, die Gesetze achtete und Ordnung hielt. Die Athener wandten sich deshalb an Demades, welcher sich denn auch bereitwillig zu dieser Sendung hergab. Er vertraute dabei auf die Gunst, die er bei Antipatros in Rücksicht der Verrätherdienste genoß, welche er schon seit dem olynthischen Kriege den makedonischen Königen geleistet hatte. Vormals war er Fährmann gewesen. Als einen der frechsten Demagogen, der durch die Macht seiner nur durch Natur verliehenen und zügellosen Beredtsamkeit auf die Menge großen Einfluß übte, hatte Philippos ihn leicht käuflich gefunden; seine und seiner Nachfolger Schenkungen hatten ihn zum reichen Manne gemacht. Unersättlich wie im Fordern und Nehmen war er im Genießen; selbst das Alter setzte seiner Schlemmerei kein Maaß, so daß Antipatros von ihm sagen konnte: es sei von ihm wie von einem geschlachteten Opferthiere nichts weiter als die Zunge und der Bauch noch übrig.*) Doch war er den Gewalthabern unentbehrlich, und er selber rühmte sich ohne Schaam und Gewissen seines Sündensoldes. Als er seinen Sohn Demeas verheirathete, sagte er zu ihm: „Als ich mit deiner Mutter Hochzeit hatte, merkte es nicht einmal der Nachbar; zu deiner Hochzeit aber geben Könige und Fürsten die Kosten her." — Mit diesem Sohne begab er sich jetzt in guter Zuversicht nach Makedonien, um dem Antipatros das Anliegen der Athener vorzutragen.

Es war, als führete ihn sein böser Geist dahin. Als er ankam, lag Antipatros schon krank darnieder; statt seiner hatte sein Sohn Kassandros die Regierungsgeschäfte übernommen. Diesem war vor kurzem ein Brief in die Hände gefallen, welchen Demades an den Statthalter Perdikkas nach Asien geschrieben hatte, und worin er diesen Gegner des Antipatros ermunterte, schleunigst nach Europa herüber zu kommen und sich der Herrschaft über Griechenland und Makedonien zu bemächtigen, welche nur noch „an einem alten, morschen Faden" hinge, unter welchem spöttischen Ausdrucke er den Antipatros verstand. Kas-

*) s. S. 230 ff., 236, 238 f.

*) Diese beiden Stücke des Opferthiers nemlich wurden nicht auf dem Altare verbrannt, sondern sammt den Eingeweiden für das Opfermahl zurückgelegt.

sandros ließ ihn daher gleich bei seiner Ankunft in Verhaft nehmen, zuerst den Sohn vorführen und ihn so nahe vor den Augen des Vaters hinrichten, daß dessen Kleider über und über mit Blut bespritzt wurden. Ihm selber machte er darauf wegen seines Undanks und seiner Verrätherei die bittersten Vorwürfe und ließ ihn darauf unter Schimpf und Schmähung gleichfalls umbringen. So erfuhr denn Demades durch sein eignes, letztes, schreckliches Geschick die Wahrheit dessen, was ihm Demosthenes oft genug, ohne jedoch Glauben zu finden, vorausgesagt hatte: „Verräther werden allererst an sich selber zu Verräthern."

Bald darauf starb Antipatros, 319 vor Chr., nachdem er zu seinem Nachfolger als Reichsverweser und Vormund des blödsinnigen Königs Arrhidäos von Makedonien den Polysperchon eingesetzt, seinen Sohn Kassandros aber nur zum Nächsten nach demselben im Heeresbefehle ernannt hatte. Kassandros aber war mit der Anordnung seines Vaters übel zufrieden und suchte sich bei Zeiten der Herrschaft zu bemächtigen. Um sich Athens zu versichern, schickte er in aller Eile den Nikanor ab, welcher an Stelle des Menyllos den Befehl über die in Munychia liegende Besatzung der Makedonier übernehmen sollte, ehe noch die Nachricht vom Tode des Antipatros in Athen anlangte. Diese List gelang; Phokion aber gerieth dadurch bei den Athenern in Verdacht, daß er von dem Tode des Antipatros schon vorher gewußt und ihn aus Gefälligkeit gegen Nikanor seinen Mitbürgern verheimlicht habe. Phokion, in gewohnter Gleichgültigkeit gegen das Urtheil des Volkes, blieb dessen ungeachtet in freundschaftlichem Verkehre mit Nikanor, wodurch sich dieser zu einem um so wohlwollenderen Benehmen gegen die Athener bewogen fand.

Inzwischen aber hatte Polysperchon ernstlich darauf Bedacht genommen, wie er das Ansehen Kassanders schwächen und dagegen für sich selber einen starken Anhang gewinnen könne. Zu diesem Zwecke ließ er eine königliche Botschaft ausgehen, kraft deren überall in Griechenland diejenigen Verfassungen wieder eingeführt werden sollten, welche zu Philipps und Alexanders Zeiten bestanden hätten. Alle Ausgewanderten und Vertriebenen sollten in die Heimath zurückkehren und in dem Besitze ihres Eigenthums und der Ausübung ihres vollen Bürgerrechtes leben, des Vergangenen aber nicht mehr gedacht werden.

Als dieses Schreiben in Athen eintraf, entstand unter den Bürgern eine große Bewegung. Nikanor war nahe daran, bei einer Volksversammlung, zu welcher er sich eingefunden hatte, ergriffen und dem Polysperchon ausgeliefert zu werden. Er entkam, wie man vermuthete durch Hülfe Phokions, welcher sich für seine Sicherheit verbürgt hatte, und traf sogleich Anstalten, um sich für diese Verrätherei an der Stadt zu rächen. Phokion aber zog auch jetzt noch sein Vertrauen nicht von ihm zurück, hatte für alle Anzeigen und Klagen, daß Nikanor Anschläge auf den Peiräeus mache, mehrere Einwohner daselbst durch Bestechungen zu gewinnen suche und Miethstruppen nach Salamis übersetze, kein Gehör und erwiederte auf die dringendsten Vorstellungen seiner Mitbürger: er traue dem Nikanor völlig und erwarte nichts Uebles von ihm; widrigen Falls wolle er lieber Unrecht leiden als Unrecht thun. So geeignet aber eine solche Rede auch war, ihm als Privatmann ein neues Zeugniß seines Edelmuthes und Biedersinnes zu geben, so wenig mochte sie einem Staatsmanne geziemen, welchem unter den bedrohlichsten Umständen die Sorge für das Wohl des Vaterlandes übergeben war. Sein persönliches Vertrauen berechtigte ihn nicht, die Sicherheit des Gemeinwesens aufs Spiel zu setzen; und so kann es kaum befremden, daß der langjährige Ruf seiner Redlichkeit dem Mißtrauen seiner Mitbürger nicht länger Stand hielt.

Bald darauf warf Nikanor die Maske ab, brach mit seinen Truppen bei Nacht aus Munichia hervor und besetzte den Peiräeus. Jetzt endlich über Nikanors Pläne enttäuscht, rief Phokion die Athener zu den Waffen, um jenen mit Gewalt auszutreiben. Allein alles schrie über Verrätherei, niemand folgte ihm. Unterdessen zog Polysperchons Sohn, Alexandros, mit einer großen Macht heran, angeblich, um der Stadt gegen Nikanor beizustehen, in Wahrheit aber, um sie in seines Vaters Gewalt zu bringen und sich darin festzusetzen. Eine große Menge Vertriebener, welche mit ihm gekommen waren, drängte sich ihm voraus sogleich in die Stadt hinein. Zu ihnen gesellten sich dann auch die Fremden, so wie alle, welche früher des Bürgerrechtes beraubt und für ehrlos erklärt worden waren. Man veranstaltete eine Volksversammlung, in welcher es überaus stürmisch und ordnungslos herging. Der achtzigjährige Phokion, welcher nicht weniger als fünf und vierzig Mal Feldherr gewesen war, wurde seines Amtes entsetzt und andere an seine Stelle gewählt. Ja, hätte man nicht Alexandern mit dem Nikanor unter den Mauern ganz allein sprechen sehen und aus ihren wiederholten Zusammenkünften Argwohn geschöpft, so wäre die Stadt für diesmal wohl nicht der Gefahr entgangen.

Nunmehr fiel der Redner Agnonides über Phokion her und klagte ihn nebst seinen Freunden öffentlich der Verrätherei an. Zwei der letzteren, Kallimedon und Charikles, verließen aus Furcht und Besorgniß darüber sogleich die Stadt. Phokion hingegen und einige Freunde, die bei ihm Stand hielten, begaben sich zu Polysperchon. Aber auch das Volk schickte auf den Antrag des Agnonides eine Gesandtschaft dorthin ab, um den Phokion förmlich anzuklagen. Beide Theile trafen zu gleicher Zeit bei Polysperchon ein, als dieser mit dem Könige eben bei einem Flecken in Phokis, mit Namen Pharyga, vorbeizog. Hier ließ Polysperchon den goldnen Thronhimmel aufrichten, unter welchem sich der König mit seinen Räthen niederließ. Den Deinarchos von Korinth, welcher mit Phokion gekommen war, weil er ihm gute Dienste zu leisten gehofft hatte, indem er mit Polysperchon in vertrauter Freundschaft zu stehen meinte, ließ dieser auf der Stelle ergreifen, auf die Folter spannen und hinrichten; den Athenern aber erlaubte er ihre Sache vorzubringen. Diese erhoben nun ein gewaltiges Lärmen und Geschrei, indem sie vor der Versammlung sich gegenseitig anklagten, so daß Agnonides mit dem plumpen Witz der Unverschämtheit dazwischen treten konnte: „Steckt uns nur alle zusammen in einen Käfig und schickt uns den Athenern zu, damit wir dort unsre Sachen ausführen mögen." Der blödsinnige König lachte über diesen Vorschlag; die Makedonier und Fremden aber, welche dieser Versammlung beiwohnten, wünschten zum Zeitvertreibe zuzuhören und ermunterten die Abgeordneten durch Winke, daß sie

gleich hier ihre Klage anbringen sollten. Allein es ging dabei ganz parteiisch zu; Polysperchon fiel dem Phokion mehrmals in die Rede, stieß endlich sogar mit dem Stocke auf die Erde, kehrte ihm den Rücken zu und gebot ihm zu schweigen. Und als Hegemon zu ihm sagte: „Du selbst kannst mir bezeugen, daß ich es mit dem Volke stets gut gemeint habe," versetzte Polysperchon zornig: „Pfui, wie darfst du es wagen, in Gegenwart des Königs zu lügen?" worauf der König selber aufsprang und den Hegemon mit dem Spieße durchbohren wollte, was auch geschehen sein würde, wäre Polysperchon ihm nicht gleich in den Arm gefallen. Auf diese Weise wurde die Versammlung aufgehoben.

Phokion und die, welche bei ihm waren, wurden nun einer Wache übergeben. Als seine übrigen Freunde, welche entfernter standen, dies wahrnahmen, verhüllten sie ihr Angesicht und retteten sich durch die Flucht. Ein gewisser Kleitos wurde beauftragt, die Gefangenen nach Athen zu führen, angeblich, damit ihre Sache dort gerichtlich entschieden werde, im Grunde aber, um die Todesstrafe an ihnen vollziehen zu lassen, da sie schon so gut als verurtheilt waren. Die Art ihrer Abführung gab einen überaus jammerhaften Anblick, da man sie auf Wagen über den Kerameikos*) durch die Straßen der Stadt nach dem Theater brachte und daselbst aufs schärfste bewachen ließ, bis die Archonten die Volksversammlung berufen hatten. Weder Sklaven noch Fremde noch Ehrlose waren von dieser Versammlung ausgeschlossen, sondern allen und jedem, Weibern sowohl als Männern, stand der Zutritt zur Rednerbühne und dem Gerichtsplatze offen.

Nachdem das Schreiben des Königs vorgelesen worden war, des Inhalts: er habe zwar schon selbst diese Männer der Verrätherei schuldig befunden, wolle aber den Athenern als einem freien und unabhängigen Volke überlassen, über sie zu richten und sie nach ihren Gesetzen zu bestrafen, — führte Kleitos die Gefangenen herein. Die Redlichsten unter den anwesenden Bürgern verhüllten bei Phokions Anblicke ihr Gesicht, sahen zur Erde nieder und weineten. Einer aber unter ihnen stand auf und erkühnte sich zu sagen: „Da der König uns die Macht verliehen hat, über diese Männer Gericht zu halten, so ist es billig, daß die Sklaven und Fremdlinge sich aus der Versammlung entfernen." Allein der Pöbel erregte darüber einen argen Lärm und schrie aus vollem Halse, man solle die Aristokraten, die Feinde des Volks, mit Steinen todt werfen, so daß niemand weiter sich getraute, für Phokion das Wort zu nehmen.

Als dieser endlich mit Mühe und Noth Gehör erlangte, richtete er an die Athener die Frage: „Wie wollt ihr uns um's Leben bringen, gerechter oder ungerechter Weise?" Einige gaben zur Antwort: „Gerechter Weise." „Und wie könnt ihr das wissen," versetzte er, „wenn ihr mich nicht anhört?" Da sie ihn aber gleichwohl nicht zu Worte kommen ließen, machte er noch einen Versuch, den Zorn der erbitterten Menge wenigstens von seinen Mitverklagten abzulenken, indem er alle Schuld auf sich allein herübernahm. Er trat daher näher hinzu und sprach: „Nun so bekenne ich, gefehlt zu haben und erkläre meine Staatshandlungen des Todes würdig. Aber, ihr Athener, warum wollet ihr diese Männer tödten, die nichts Unrechtes gethan haben?*)" „Weil sie deine Freunde sind!" riefen viele Stimmen. Darauf trat Phokion zurück und redete weiter kein Wort. Agnonides aber las nun den Entwurf eines Volksbeschlusses ab, welchen er im voraus abgefaßt hatte, des Inhalts: das Volk sollte über diese Männer abstimmen, ob sie für schuldig zu halten wären, und wenn die Mehrzahl der Stimmen gegen sie ausfiele, sollten sie vom Leben zum Tode gebracht werden."

Nach Verlesung dieses Schlusses verlangten einige den Zusatz, daß Phokion vor der Hinrichtung noch gefoltert werden sollte, und befahlen schon, das Rad herbeizubringen und die Henkersknechte zu rufen. Agnonides aber, welcher wohl bemerkte, daß selbst Kleitos darüber unwillig wurde und solches Verfahren für eine abscheuliche Barbarei hielt, ließ sich also vernehmen: „Wenn wir des Schurken Kallimedon habhaft werden, ihr athenischen Männer, den wollen wir foltern. In Ansehung Phokions schlage ich dergleichen nicht vor." Einer der wohlgesinnten Bürger rief ihm dabei zu: „Da thust du recht daran; denn wenn wir einen Phokion auf die Folter spannen, was sollen wir mit dir thun?"

Nachdem der von Agnonides vorgeschlagene Volksbeschluß angenommen und bestätigt worden war, schritt man zur Abstimmung. Kein einziger blieb sitzen, sondern alle, und die meisten sogar mit Kränzen geschmückt, sprangen auf und verdammten den Phokion und seine Freunde, die gegenwärtigen sowohl als etliche abwesende, zum Tode. Nach Aufhebung der Versammlung führte man die Männer ins Gefängniß. Die übrigen Verurtheilten umarmten noch ihre Freunde und Verwandten und gingen unter lauten Klagen und Weinen ab. Phokion dagegen zeigte noch dasselbe Gesicht, wie wenn er sonst zum Feldherrn erwählt, und vom Volke nach Hause begleitet, aus der Versammlung ging. Man konnte nicht umhin, den Gleichmuth und die Seelengröße des Mannes zu bewundern. Seine Feinde aber liefen neben ihm her und thaten ihm allen Schimpf an; ja einer von ihnen spie ihm gerade ins Angesicht, wobei Phokion nur die Archonten angesehen und gesagt haben soll: „Wird denn niemand diesem Unverschämten Einhalt thun?" Im Gefängnisse fragte ihn ein Freund, ob er an seinen Sohn Phokos noch etwas zu bestellen habe. „Allerdings," antwortete er, „sage ihm, daß er gegen die Athener keinen Groll hegen soll."

Nikokles, der ihm unter allen seinen Freunden der vertrauteste war (s. S. 236), bat ihn, er möge ihn zuerst aus dem Schierlingsbecher trinken lassen. „Diese Bitte ist hart und traurig für mich, mein Theurer," antwortete ihm Phokion; „weil ich dir aber im Leben noch nie etwas abgeschlagen habe, so sei dir auch dieses bewilligt." Nachdem nun schon alle ihren Theil getrunken hatten, reichte das Gift für den Phokion nicht mehr zu, und der Henker erklärte, er werde kein anderes zubereiten, wenn man ihm nicht zwölf Drachmen**) zahle, denn so viel koste ihm eine Drachme Giftes. Weil darüber viel Zeit verging, so rief Phokion einen Freund herbei und bat

*) Kerameikos, d. i. Töpfermarkt, hieß der westliche Stadttheil und der daranstoßende, mit den herrlichsten Denkmälern geschmückte Begräbnißplatz der im Kriege gefallenen Athener.

*) Suchet ihr denn mich, so lasset diese gehen. Joh. 18, 8.

**) s. S. 41.

ihn, dem Menschen das Verlangte zu geben, indem er sprach: „Kann man doch in Athen nicht einmal umsonst sterben!“

Es war gerade am neunzehnten Tage des Monates Munichion, an welchem die Ritter dem Zeus zu Ehren einen feierlichen Aufzug durch die Stadt zu halten pflegten. Einige derselben nahmen zum Zeichen ihrer Trauer sich die Kränze ab, andere blickten mit weinenden Augen nach den Thüren des Gefängnisses. Jeder, der noch einiges Gefühl von Menschlichkeit in seiner Brust trug und nicht vor Zorn und Neid ganz verblendet und verderbt war, erachtete es für einen Frevel, daß man nicht einmal diesen Tag vorbeigelassen, sondern die Stadt an einem so heiligen Feste durch eine öffentliche Hinrichtung befleckt hatte.

Gleichwohl wirkten seine Feinde, als ob ihre Rache auch jetzt noch nicht hinlänglich befriedigt wäre, noch eine Verordnung aus, welcher zufolge Phokions Leichnam über die Grenze geschafft und kein Athener sich unterfangen sollte, ihn zu verbrennen und zu beerdigen. Wegen dieses Verbotes wagte daher auch keiner seiner Freunde, seinen Leichnam anzurühren. Ein gewisser Konopion aber, welcher für ein Stück Geldes dergleichen zu verrichten gewohnt war, verbrannte den über Eleusis hinausgeschafften Körper, wozu er das Feuer aus dem megarischen Gebiete holte. Eine megarische Frau, welche mit ihren Mägden zugegen war, errichtete dem Phokion daselbst ein Denkmal, begoß es mit Trankopfern, sammelte seine Gebeine in ihren Schoos und trug sie bei Nacht in ihre Wohnung, wo sie dieselben neben dem Heerde vergrub, indem sie ausrief: „Dir, lieber Heerd, gebe ich die Ueberreste eines redlichen Mannes in Verwahrung; gieb sie aber für das väterliche Begräbniß wieder zurück, wenn die Athener einmal wieder zur Besinnung kommen werden.“

Es stand in der That auch nicht lange an, daß das Volk von Athen, durch die nachmaligen Ereignisse belehrt, zu der Einsicht gelangte, welch eines Hüthers der Mäßigung und der Gerechtigkeit es selber sich beraubt hatte. Es wurde ihm daher eine eherne Bildsäule errichtet und seine Gebeine auf öffentliche Kosten begraben. Von seinen Anklägern wurde Agnonides von den Athenern selbst zum Tode verurtheilt und hingerichtet. Den Epikuros und Demophilos dagegen, die aus der Stadt entflohen waren, machte Phokions Sohn ausfindig und nahm an ihnen strenge Rache. Unter den Hellenen aber erneuerte das Schicksal Phokions die Erinnerung an das Ende des Sokrates. Denn hier wie dort sah man den ehrwürdigsten, tugendhaftesten Greis durch ein verblendetes Volk unschuldig zum Tode gebracht und dieses öffentliche Verbrechen durch das für die Stadt daraus erwachsende Unglück schwer geahndet.

Fünftes Buch.

1. Alexander der Große.
2. Eumenes.
3. Demetrios.
4. Pyrrhos.

In Stahl gehüllt, vom Strahl umwittert,
Die Schaar, die Reich um Reich zerbrach,
Sie treten auf, die Erde schüttert,
Sie schreiten fort, es donnert nach.

Göthe.

Alexander der Große.

1. Alexanders Jugend.

Alexander war der Sohn des Königs Philipp von Makedonien und der Olympias, deren Oheim Arymbas König von Epeiros war. Man führte demnach seine Abkunft väterlicher Seits auf Herakles und von Seiten der Mutter auf Aeakos, den Großvater des Achill, zurück. Er wurde geboren im Jahre 356 vor Chr. und zwar an eben dem Tage, an welchem der weltberühmte Tempel der Artemis zu Ephesos abbrannte. Die Magier oder persischen Weisen, so viele deren sich damals in Ephesos befanden, hielten dieses Unglück nur für das Vorzeichen eines noch größeren, liefen in den Straßen umher, während sie sich ins Angesicht schlugen, und schrien mit lauter Stimme: „Dieser Tag hat ein großes Verderben und Unheil für Asien geboren."

Philippos aber, welcher eben damals eine wichtige Stadt erobert hatte, erhielt zu gleicher Zeit drei hochwillkommene Botschaften: die eine, daß sein Feldherr Parmenion die Illyrier in einer großen Schlacht überwunden; die zweite, daß eines seiner Rosse beim Wettrennen zu Olympia den Preis davon getragen habe; die dritte, daß ihm ein Thronerbe geboren worden sei. „O Schicksal!" rief der freudenvolle König aus, „lege mir nun für so vielfaches Glück auch ein kleines Unglück auf!" Die Zeichendeuter aber erhöhten seine Freude durch die Erklärung: der unter drei Siegen geborene Prinz werde unbesiegbar sein.

Alexander war von schöner und königlicher Gestalt, und seine Hautfarbe ein reines Weiß, welches besonders im Gesicht und auf der Brust ins Röthliche überging. Den schmachtenden Ausdruck seiner Augen, so wie die eigenthümliche Haltung des Halses, der sich ein wenig auf die linke Seite neigte, hat vorzüglich der Bildhauer Lysippos, ein Künstler, welchen Alexander so hoch stellte, daß er von ihm allein sich wollte abbilden lassen, vortrefflich wiedergegeben. Seine Haut soll lieblich geduftet und nicht nur der Mund, sondern der ganze Leib einen angenehmen Geruch ausgeathmet haben, von welchem sogar seine Kleider durchdrungen wurden.

Schon im Knabenalter zeigte er sich hitzig und ungestüm in allen Stücken, aber mäßig und enthaltsam in Betreff sinnlicher Vergnügungen. Seine Ehrbegier nährte in ihm eine so ernste Denkart und hochstrebende Gesinnung, daß sie sein Alter weit überstieg. Nicht jeder Ruhm ohne Unterschied, von wannen er auch komme, schien ihm begehrenswerth wie seinem Vater Philippos, der sich nach Sophistenweise mit seiner Redefertigkeit großthat und die Siege, die seine Rennwagen bei den olympischen Spielen gewonnen hatten, auf Münzen prägen ließ. Alexander war zu stolz, um eitel zu sein. Als ihn seine Freunde, weil er hurtig im Laufe war, einst versuchten, ob er nicht Lust hätte, in Olympia am Wettlaufe theilzunehmen, gab er zur Antwort: „Ja, wenn ich dort Könige zu Gegnern haben könnte."

Einst kamen Gesandte des Königs von Persien an den Hof des Philippos und wurden, da der König abwesend war, von Alexandern bewirthet. Sein freundliches Wesen nahm sie dermaaßen für ihn ein, daß sie bald mit einander vertraut wurden. Jedes Gespräch zeigte die ernste Richtung seiner Gedanken und die Art der Gegenstände, welche sein Nachdenken und seine Wißbegier beschäftigten. Denn statt ihnen kindische und unbedeutende Fragen vorzulegen, erkundigte er sich nach der Länge des Weges und der Art im oberen Asien zu reisen, so wie nach der Persönlichkeit ihres Königs, nach seinem Verhalten gegen die Feinde und wie groß die Macht der Perser wäre und die Stärke ihres Heeres; worüber jene so hohe Verwunderung ergriff, daß sie die so sehr gerühmte Gewandtheit des Philippos gegen den kühnen, auf große Unternehmungen gerichteten Geist seines Sohnes für nichts achteten.

So oft die Nachricht einlief, daß Philippos eine ansehnliche Stadt erobert oder einen wichtigen Sieg gewonnen hatte, bezeigte er wenig Freude darüber und ließ sich gegen seine Altersgenossen vernehmen: „Kinder, mein Vater wird alles vorwegnehmen und mir keine Gelegenheit übrig lassen, mit euch etwas Großes und Glänzendes zu verrichten." Denn nicht auf Vergnügen und Reichthum, sondern auf persönliche Tüchtigkeit und Ruhm ging all sein Streben; nicht Fülle der Güter noch üppigen Genuß und Gemächlichkeit, sondern eine mit Krieg und Streit verbundene Herrschaft, welche seinem Ehrgeize Genüge thäte, wünschte er von seinem Vater zu ererben.

Der Thessalier Philoneikos bot dem Philippos ein herrliches Pferd, mit Namen Bukephalos, zum Kaufe an und verlangte dafür dreizehn Talente. Man begab sich aufs Feld hinaus, um das Pferd zu erproben, und befand, daß es ganz unbändig und völlig unbrauchbar sei, indem es weder aufsitzen ließ, noch den Zuruf von jemand aus des Philippos Gefolge leiden wollte, sondern gegen jeden, der ihm näher kam, sich aufbäumte. Phi-

lippos wurde darüber ganz verdrießlich und gab schon Befehl, das Pferd, mit welchen sich nichts anfangen lasse, wieder wegzuführen, als der junge Alexander, der mit zugegen war, sagte: „Welch ein treffliches Pferd läßt man sich da entgehen, weil man aus Ungeschicklichkeit und Feigheit es nicht zu behandeln weiß.“ Philipp schwieg anfangs dazu still; da aber der Jüngling seine Rede öfter wiederholte und den Verlust eines so edlen Thieres bedauerte, sprach er: „Schmälst du auf ältere Leute, als ob du es besser verstündest und wüßtest mit einem Pferde geschickter umzugehen?“ „Mit diesem wenigstens,“ entgegnete Alexander, „getraue ich mir besser zurecht zu kommen als ein anderer;“ worauf sein Vater erwiederte: „Wenn du es aber nicht kannst, welcher Strafe willst du dich dann für deine Selbstüberschätzung unterwerfen?“ „Beim Zeus!“ fiel jener ein, „so will ich den Preis des Pferdes bezahlen.“

Darüber entstand ein Gelächter; doch blieb Alexander bei seinem Erbieten, so daß man endlich darauf einging. Nachdem man über die Summe einig geworden, ging er auf das Pferd zu, nahm es beim Zügel und kehrte es der Sonne entgegen, vermuthlich, weil er bemerkt hatte, daß der vor ihm niederfallende und sich hin und her bewegende Schatten es scheu mache. Nun lief er eine kleine Strecke neben dem Pferde her und streichelte es, so lange er es noch vor Zorn und Hitze schnauben sah; dann aber ließ er ganz sachte seinen Mantel fallen, schwang sich hinauf und saß fest im Sattel. Erst zog er den Zügel ein wenig an sich und hielt das Pferd, indem er es weder durch Schläge noch durch Sporen reizte, zurück; wie er aber bemerkte, daß es seinen Trotz fahren ließ und nur begierig war zu laufen, ließ er ihm die Zügel und sprengte davon, wobei er noch durch dreisteren Zuruf und Stoß mit den Füßen es antrieb. Philippos und sein Gefolge waren anfangs in großer Angst und schwiegen still, als er aber ordentlich umlenkte und voll stolzer Freude wieder auf sie zugeritten kam, erhoben sie alle ein Jubelgeschrei. Sein Vater weinte vor Freuden, küßte ihn beim Absteigen und rief: „Mein Sohn, suche dir ein Königreich, das deiner würdig ist; Makedonien ist zu klein für dich.“

Jenes edle Thier blieb bis an seinen Tod im fernen Indien das Streitroß Alexanders. Es behielt auch in der Folge seine Sitte bei, daß es durchaus keinen anderen Reiter wollte aufsitzen lassen. Es war von ansehnlicher Größe und voll kriegerischen Feuers. Seinen Namen Bukephalos, d. h. der Stierköpfige, soll es wegen seines breiten, stierähnlichen Kopfes und wilden Blickes, oder wegen des den thessalischen Pferden gewöhnlich eingebrannten Zeichens eines Stierkopfes erhalten haben; wogegen andere sagen: es habe, sonst am ganzen Leib von schwarzer Farbe, auf der Stirn eine stierkopfförmige Blässe gehabt. Alexander hielt dieses treue Thier überaus werth. Als es später auf dem Feldzuge gegen die asiatische Völkerschaft der Axier abhanden gekommen war, ließ er durch das ganze Land bekannt machen, er werde alle Axier umbringen, wenn sie ihm das Pferd nicht wieder zur Stelle schafften; worauf es alsbald wieder zurückgebracht wurde.

Philippos trug für die Erziehung seines Sohnes große Sorgfalt. Er bemerkte an ihm eine unbiegsame Gemüthsart, die jedem Zwange widerstrebte, aber durch vernünftige Gründe sich leicht zu dem, was pflichtgemäß war, leiten ließ. Er selber suchte ihn daher mehr zu überreden als durch Befehle zu nöthigen, und achtete es nicht genug, wenn er die Ausbildung seines Sohnes den Lehrern der Musik und der übrigen gewöhnlichen Wissenschaften überließe, sondern berief, als Alexander dreizehn Jahre alt war, den berühmtesten und gelehrtesten Philosophen jener Zeit, den **Aristoteles**, zu sich, um ihm die Unterweisung und Leitung des Jünglings zu übergeben. Schon kurz nach Alexanders Geburt hatte er diesem Weisen geschrieben: er danke den Göttern weniger für das Geschenk eines Sohnes als für das Glück, daß sie ihn gerade zu Aristoteles Zeiten ließen geboren werden; er hoffe, von **ihm** erzogen und unterrichtet, solle sein Thronerbe weder des Vorzugs seiner Geburt unwürdig, noch der Beherrschung eines so mächtigen Reiches unfähig werden. — Zum Orte des Unterrichts und der Studien wies er dem Lehrer und seinem Zöglinge den Nymphenhain bei Mieza an, wo man noch zu Plutarchs Zeiten die steinernen Sitze und die schattigen Spaziergänge des Aristoteles zeigte. Auch ertheilte er ihm ein schönes und anständiges Lehrgeld. Er ließ nemlich die Vaterstadt des Weltweisen, Stageira in Thrakien, die er zerstört hatte, wieder aufbauen und setzte die theils entflohenen theils in Sklaverei gerathenen Bürger in ihre Güter wieder ein.

Alexander zeigte sich überaus wiß- und lernbegierig. Noch während seines Feldzuges in Asien bekannte er in einem Briefe seinem großen Lehrer: „Ich meinestheils möchte mich lieber durch die Kenntniß der erhabensten Wissenschaften als durch Macht vor anderen auszeichnen.“ Und in der That wurde Alexander von Aristoteles nicht blos in der Sittenlehre und Staatsweisheit unterrichtet, sondern auch in den geheimen und schwereren Wissenschaften, welche die Philosophen die akroamatischen und epoptischen nannten, weil sie dieselben nur mündlich und zwar nur den fähigsten und erlesensten ihrer Schüler gleichsam als den Eingeweihten mittheilten, aber niemals durch schriftliche Niederzeichnung öffentlich bekannt werden ließen. Auch die Liebe zur Naturkunde hatte Aristoteles in ihm begründet und genährt, und seine Kenntnisse in der Arzneiwissenschaft setzten Alexandern öfter in den Stand, seinen Freunden in Krankheitsfällen zu helfen, ihnen Gesundheitsregeln zu geben und Heilmittel zu verordnen. Gute Schriften, besonders Dichter zu lesen, war ihm Bedürfniß. Sein Schatzmeister Harpalos mußte ihm Bücher in die inneren Länder Asiens nachschicken. Die Iliade des Homer betrachtete er als ein Lehrbuch der Kriegskunst und nannte sie auch so. Auf seinen Feldzügen hatte er eine durch Aristoteles verbesserte Ausgabe dieses Heldengedichtes, an welchem sich sein Heldenfeuer nährte, nebst dem Dolche stets unter seinem Kopfkissen; und als er später ein überaus kostbares Salbenkästchen des Dareios erbeutete, legte er die Iliade hinein, als wäre sie der beste seiner Schätze. Seinen Lehrer liebte und ehrte er nicht weniger als seinen Vater, denn diesem, sagte er, verdanke er das Leben, jenem aber das rechte Leben; und wenn auch spätere unglückliche Verwickelungen das vormalige Vertrauen zwischen beiden minderten, so wich doch die von Jugend auf ihm eingeprägte und mit ihm herangewachsene Liebe zur Weltweisheit und ihren Pflegern niemals aus Alexanders Seele.

Alexander war sechzehn Jahre alt, als ihm sein Vater, welcher damals gegen die Byzantier ins Feld zog (s. S. 230), die Regierung in Makedonien nebst dem Reichsinsiegel anvertraute. Während dieser Zeit brachte er die abgefallene thrakische Völkerschaft der Meder oder Medarer wieder zum Gehorsam, eroberte ihre Stadt, verjagte die Barbaren daraus und besetzte sie mit Ansiedlern aus allerlei Volk, weshalb er ihr den Namen Alexandropolis (Alexanderstadt) gab. Ueber seine Waffenthat in der Schlacht bei Chäroneia, an welcher er als achtzehnjähriger Jüngling theilnahm, haben wir schon in der Lebensbeschreibung des Demosthenes (S. 232) berichtet. Noch vier Jahrhunderte später zeigte man am Flusse Kephisos eine uralte Eiche, die Alexanderseiche geheißen, bei welcher damals sein Zelt gestanden hatte.

Um solcher frühen Verdienste willen liebte Philippos seinen Sohn, wie sich leicht denken läßt, um so mehr, und hörte es mit Vergnügen, wenn die Makedonier den Alexander ihren König, den Philippos aber ihren Feldherrn nannten. Aber Philipps Unbeständigkeit in der Ehe und seine anderweitigen Heirathen wurden Ursache vielfacher Zwistigkeiten und stürzten das ganze Reich in Unruh und Zerrüttung. Alexander fühlte sich durch die Beleidigungen, welche seiner Mutter Olympias widerfuhren, tief gekränkt, und diese, eine eifersüchtige und rachgierige Frau, benutzte die treue Anhänglichkeit, welche er gegen sie hegte, dazu, durch Klagen und Aufreizung den traurigen Zwiespalt seines Herzens zu vergrößern. Als Philippos seine Vermählung mit der jungen Kleopatra, einer Nichte seines Günstlings Attalos, feierte, kam es zwischen Vater und Sohn zum offenen Bruch. Alexander nahm die Olympias mit sich fort und brachte sie nach Epeiros in Sicherheit; er selber wählte seinen Aufenthalt in Illyrien. Aber nicht lange darnach traf der Korinthier Demaratos, ein Gastfreund des Hauses, der sich viele Freiheit nehmen durfte, bei Philippos ein. Nach der ersten Bewillkommnung richtete der König sogleich die Frage an ihn: wie es um die Eintracht unter den Griechen stünde? worauf ihm der Gastfreund trocken erwiederte: „Du hast wohl viele Ursache, Philipp, dich um Griechenland zu bekümmern, da du dein eignes Haus mit so viel Zwietracht und Unheil erfüllt hast!“ Diese Worte brachten den König zur Besinnung, so daß er den Demaratos an Alexandern abschickte und ihn zur Rückkehr bewegen ließ.

Philippos wurde, wie wir bereits früher erzählt haben (S. 236), von Pausanias ermordet. Olympias, so hieß es, sei Mitwisserin dieses meuchlerischen Anschlags gewesen; selbst auf Alexandern fiel in Folge des öfter gestörten Einverständnisses zwischen ihm und seinem Vater einiger Verdacht. Doch ließ er diejenigen, welche an der Verschwörung theilgenommen, aufsuchen und tödten und bezeigte selbst der Olympias, als sie in seiner Abwesenheit die Kleopatra hart behandelt hatte, seinen Unwillen.

2. Alexanders Regierungsantritt.

So trat denn Alexander im zwanzigsten Lebensjahre (336 v. Chr.) eine Herrschaft an, welche überall von großem Neid, von starkem Haß und drohenden Gefahren umringt war. Denn einerseits wollten die benachbarten barbarischen Völkerschaften das Joch der Makedonier nicht länger tragen, sondern begehrten von ihren eigenen, angestammten Königen regiert zu werden; anderseits war Griechenland, welches sich noch immer nicht an den Verlust seiner Freiheit gewöhnen konnte, voller Unruhe und Bewegung, da Philipp es zwar mit Waffengewalt überwunden, aber nicht Zeit genug gehabt hatte, es völlig unterwürfig zu machen und zu beschwichtigen. Diese bedenklichen Umstände machten die Makedonier so bange, daß sie es für das Rathsamste hielten, auf Griechenland völlig Verzicht zu leisten und die abtrünnigen Barbaren durch gütlichen Vergleich wieder zum Gehorsam zu bringen. Alexander hingegen ging von ganz entgegengesetzten Grundsätzen aus. Ueberzeugt, daß auf das geringste Zeichen von Furcht und Nachgiebigkeit alle Völker sogleich über ihn herfallen würden, war er entschlossen, durch kühnes Wagen und ungebeugten Muth seinem Reiche Bestand und Wohlfahrt zu sichern.

Zunächst steuerte er dem Aufstande der Barbaren, indem er eiligst mit seinem Heere bis an die Donau vordrang und auch den König der Triballer, Syrmos, in einer blutigen Schlacht besiegte. Auch die Nachricht vom Abfalle der Thebäer, mit denen die Athener gemeinschaftliche Sache gemacht hätten, brachte ihn keineswegs außer Fassung. „Ich will dem Demosthenes,“ sprach er, „der mich, so lange ich bei den Illyriern und Triballern war, einen Knaben, und nachdem ich in Thessalien eingerückt, einen Jüngling genannt hat, unter den Mauern von Athen zeigen, daß ich ein Mann bin (vergl. S. 236).“ Rasch drang er durch die Thermopylen in Hellas ein und rückte auf Theben los. Die Thebäer verschmähten den Frieden, welchen er ihnen antrug. Aber ungeachtet einer Tapferkeit und einem Muthe, welcher ihre Kräfte weit überstieg, mußten sie der Uebermacht unterliegen. Ihre Stadt wurde mit Sturm genommen, ausgeplündert und dem Erdboden gleichgemacht. Sämmtliche Einwohner, deren nach der Schlacht, worin sechstausend Mann den Tod gefunden, noch dreißigtausend übrig waren, wurden in die Sklaverei verkauft. Nur das Haus des berühmten Pindaros, welcher zur Zeit des ersten persischen Krieges die olympischen Sieger in schwungvollen Oden gefeiert hatte, ließ er stehen und schenkte auch den noch lebenden Nachkommen dieses Dichters, so wie den Priestern, den Gastfreunden der Makedonier und denjenigen Bürgern, welche den Aufstand widerrathen hatten, die Freiheit (335 vor Chr.).

Ein so furchtbares Strafgericht schien ihm vonnöthen, um die übrigen Hellenen von jedem weiteren Versuche einer Empörung abzuschrecken. Doch soll ihn in der Folge das Unglück der Thebäer oft schwer gereut und bekümmert haben. So schrieb er auch den später an seinem Freunde Kleitos in der Trunkenheit begangenen Mord und die Zaghaftigkeit der Makedonier gegen die Indier, wodurch er die Vollendung seines Feldzugs und seines Ruhmes vereitelt sah, dem Zorne und der Rache des Gottes Dionysos zu, welcher für einen Heimathsgenossen und Schutzherrn des zerstörten Thebens galt. Diese Reue war Ursache, daß er in vielen Fällen mit um so mehr Sanftmuth verfuhr. Unter den entkommenen Thebäern war kein einziger, welcher nachmals bei Alexandern eine Fehlbitte gethan hätte. Theben selber aber wurde erst zwanzig Jahre nach seiner Zerstörung unter Kassandros wieder aufgebaut.

Den Athenern ließ Alexander Verzeihung angedeihen, obwohl sie ihren Schmerz über das traurige Schicksal ihrer Bundesgenossen unverhohlen äußerten und allen, die in ihre Stadt geflüchtet waren, die liebreichste Aufnahme gewährten. Sei es nun, daß er gleich dem Löwen seinen Zorn gesättigt hatte und der natürlichen Großmuth wieder Raum gab, sei es, daß er jener grausamsten und schreckenvollsten That ein Beispiel von Milde an die Seite setzen wollte: Athen fand auch diesmal, wie zu Philipps Zeiten, in seinem alten Ruhme einen Freibrief gegen die Rache seines Ueberwinders (s. S. 237).

Jetzt nahm Alexander den Plan seines Vaters wieder auf, dessen Ausführung schon seit lange das begeisternde Ziel seiner Wünsche und Entwürfe gewesen. Er erschien bei der Bundesversammlung der Hellenen zu Korinth und ließ sich zu ihrem Oberfeldherrn gegen die Perser wählen. Bei dieser Gelegenheit machten ihm viele Staatsmänner und Philosophen die Aufwartung. Einer aber, nach dessen Bekanntschaft der König ganz besonders verlangte, blieb hartnäckig aus. Es war dies Diogenes von Sinope, der wunderliche Schüler des Sokratikers Antisthenes.*) Den bekannten Grundsatz des Sokrates, daß der Mensch so wenig als möglich bedürfen müsse, um der Gottheit ähnlich zu werden, trieb er, noch das Vorbild seines Lehrers überbietend, bis zur völligsten Gleichgültigkeit gegen alles, was die äußere Gestalt des Lebens erheitert, verschönt und veredelt. Seinen hölzernen Becher warf er weg, als er einst einen Knaben mit der hohlen Hand aus einer Quelle schöpfen sah; und als er wahrnahm, daß jemand, dem das Geschirr zerbrach, das darin enthaltene Gemüse in das ausgehöhlte Brot faßte, warf er auch seinen Napf fort. Leibespflege vernachlässigte er ganz. Er trug einen langen, struppigen Bart und einen zerrissenen Mantel. All' seine Habseligkeiten umfaßte ein alter Ranzen. Seine Wohnung war eine Tonne, welcher er vor den Häusern der Menschen weit den Vorzug gab, weil er sie fortrollen konnte, wohin er wollte. Sorglos von Tag zu Tage lebend, bekümmerte er sich wenig um den Gang der Weltereignisse; doch geißelte er die Thorheiten der Zeitgenossen oft mit launigen und treffenden Witzreden.

Er blieb auch jetzt, wo alles sich herzudrängte, um Alexandern zu sehen oder seiner Gunst sich zu versichern, ungestört in seiner Ruhe im Kraneion, einer vor der Stadt gelegenen und von einem Cypressenhaine umgebenen Ringschule. Alexander begab sich daher selbst zu ihm. Diogenes lag eben an der Sonne. Als er so viele Menschen auf sich zukommen sah, richtete er sich nur ein wenig in die Höhe und blickte Alexandern mit unverwandten Augen an. Dieser grüßte, redete ihn an und fragte: „Kann ich dir womit dienen?“ „Geh' mir ein wenig aus der Sonne,“ antwortete Diogenes, und weiter erbat er nichts. Ueber diese Antwort war Alexander sehr betroffen, und weit entfernt, durch jene Geringschätzung sich beleidigt zu fühlen, zollte er dem Stolze und der Seelengröße des Mannes dermaaßen seine Bewunderung, daß er, als seine Begleiter beim Weggehen über jenen lachten und spotteten, gar ernsthaft vernehmen ließ: „Wahrlich, wenn ich nicht Alexander wäre, so möchte ich Diogenes sein.“ *)

*) Antisthenes (s. S. 147) wurde Stifter einer Schule, welche nur in der Beschränkung alles menschlichen Strebens auf das nothwendigste Naturbedürfniß das sichere Mittel zur Tugend und Glückseligkeit fand. Sie hieß, entweder von ihrem Sammelplatze, dem Gymnasium Kynosarges zu Athen, oder vielleicht spottweise von ihrer zuweilen an das Hündische grenzenden geringen Lebensweise die kynische Schule.

*) Als Diogenes still in seiner Tonne sich sonnte,
Und Calanus mit Lust stieg in das flammende Grab,
Welche herrliche Lehre dem raschen Sohn des Philippus,
Wäre der Herrscher der Welt nicht auch der Lehre zu groß!
Göthe.

Um den Gott über den bevorstehenden Feldzug zu befragen, ging er nach Delphoi. Es war gerade einer der sogenannten Unglückstage, an welchen keine Orakel ertheilt werden durften. Gleichwohl schickte er zu der Oberpriesterin und ließ sie dazu auffordern. Als sie es ihm aber abschlug und das Gesetz vorschützte, ging er selbst zu ihr hinauf und zog sie mit Gewalt zum Tempel fort, worauf die Priesterin sich gleichsam überwunden gab und in Bestürzung ausrief: „Jüngling, du bist unwiderstehlich!“ Als diese Worte ihr entfallen, sprach Alexander: „Nun brauche ich weiter keinen Götterspruch, denn ich habe einen, wie ich ihn gewünscht, erhalten.“

Die Kriegsmacht, mit welcher er die Heerfahrt antrat, betrug nicht mehr als dreißigtausend Mann Fußvolk und fünftausend Reiter. Zum Unterhalte dieser Truppen hatte er, wie der ihn begleitende Geschichtschreiber Aristobulos bezeugt, nur siebenzig Talente oder, nach Angabe eines anderen, Lebensmittel auf dreißig Tage bei sich. So beschränkt aber auch die Hülfsmittel seines Unternehmens waren, begab er sich doch nicht eher zu Schiffe, als bis er für seine Freunde Sorge getragen, und dem einen einen Acker, dem andern ein Dorf, dem dritten die Einkünfte eines Fleckens oder eines Hafens angewiesen hatte. Da er auf solche Weise fast alle königlichen Güter verschenkt und die Schenkungsurkunden unterzeichnet hatte, fragte Perdikkas: „Aber, mein König, was behältst du denn für dich selbst zurück?“ „Die Hoffnung!“ versetzte Alexander. „Gut,“ fuhr jener fort, „so wollen auch wir, die wir mit dir zu Felde ziehen, an dieser Hoffnung Theil nehmen.“ Damit lehnte Perdikkas die ihm zugeschriebenen Güter ab, und seinem Beispiele folgten noch einige andere Freunde.

3. Alexander in Kleinasien.

Mit solchen Gesinnungen und guter Zuversicht fuhr Alexander über den Hellespont nach Asien hinüber und stieg bei Ilion an's Land (334 vor Chr.). Dort brachte er der Athene ein Opfer und den Heroen ein Trankopfer. Auch schmückte er die Grabsäule des Achilleus mit einem Kranze, hielt um sie, wie es herkömmlich war, mit seinen Freunden nackend einen Wettlauf und pries diesen Helden glücklich, daß er im Leben einen treuen Freund und nach seinem Tode einen großen Herold seiner Thaten gefunden habe.*)

Unterdessen hatten die Feldherren des Perserkönigs Dareios Kodomannos eine große Kriegsmacht zusammengezogen und am Granikos, einem kleinen, aber zwischen steilen Ufern hinströmenden Flusse in Mysien, aufgestellt, um dem Alexander den Uebergang zu wehren. Er sah sich also genöthigt, gleichsam an den Thoren Asiens sich den Weg in dasselbe mit den Waffen zu eröffnen. Seine Feldherren waren wegen der Tiefe des Flusses und der schroffen Höhe des jenseitigen Ufers, welches man im Angesichte des Feindes unter stetem Gefecht ersteigen mußte, in großen Sorgen; und Parmenion drang in ihn, nicht mehr so spät am Tage ein solches Wagstück zu unternehmen. Alexander gab zur Antwort: „Der Hellespont, den ich überschritten, würde sich schämen, wenn ich mich nun vor dem Granikos fürchten wollte,“ — und stürzte sich sogleich mit dreizehn Reitergeschwadern in den Fluß. Dieser Uebergang schien mehr eine That der Raserei und Verzweiflung als besonnener Klugheit. Denn der Strom riß Roß und Mann mit sich fort und bedeckte sie fast ganz mit Wasser, während von den steilen, mit Fußvolk und Reitern dicht besetzten Ufern ein Hagel von Geschossen auf sie eindrang. Der junge König beharrte aber bei seinem Vorsatze, wiewohl das von Schlamm ganz schlüpfrige Ufer denen, welche glücklich hindurchgedrungen, die Landung noch ungemein erschwerte, und man jenseits gegen die ansprengende Reiterei sich sofort in ein unordentliches Gefecht, Mann gegen Mann einlassen mußte, ehe die herübergekommene Mannschaft sich in einige Ordnung stellen konnte.

*) Nemlich den Patroklos und den Homer.

Alexander selbst machte sich durch seinen Schild und den Haarbusch seines Helmes, neben welchem zu beiden Seiten eine hohe Feder von blendendem Weiß in den Lüften flatterte, den Feinden kenntlich, deren denn viele hitzig auf ihn eindrangen. Er selber sprengte unerschrocken auf den Eidam des Dareios, Mithridates, ein, der eben, den Uebrigen weit voran, einen wahren Keil von Reitern ins Treffen führte, und warf ihn durch einen Speerstoß ins Gesicht vom Pferde. In demselben Augenblicke aber rannte Roisakes auf ihn los und führte mit seinem sichelförmigen Säbel einen Hieb nach des Königs Haupte. Dieser gewaltige Streich schlug ein Stück von Alexanders Helme, wurde aber durch den Helm selber gelähmt und schadlos gemacht, wogegen Alexander seinem Gegner die Stoßlanze durch den Harnisch in die Brust bohrte, so daß er rücklings vom Rosse fiel. Schon hatte ein Dritter, Namens Spithridates, seinen Säbel von hinten gegen Alexandern erhoben, als ihm Kleitos, des Dropidas Sohn, zuvorkam und mit einem Hiebe den Arm sammt dem Säbel vom Leibe trennte.

Während dieses gefährlichen Reitergefechts setzte die makedonische Phalanx über den Fluß, worauf die beiderseitigen Fußvölker gegen einander anrückten. Doch leisteten die Feinde weder tapferen noch anhaltenden Widerstand, sondern kehrten bald den Rücken und flohen davon. Nur die griechischen Söldner setzten sich dichtzusammengeschlossen auf einem Hügel fest und trugen auf Unterhandlung an. Alexander, der in der Hitze des Augenblicks mehr dem Zorne als der Ueberlegung Raum gab, verweigerte sie, sprengte zuerst auf die Tapferen ein und verlor sein Pferd (nicht den Bukephalos, denn er ritt damals gerade ein anderes), welches, auf beiden Seiten von Schwertern durchbohrt, zusammenbrach. Hier war es auch, wo er die meisten Leute einbüßte: denn sie hatten es mit wackeren und verzweifelten Gegnern zu thun.

Auf Seiten der Feinde sollen in der Schlacht zwanzigtausend Mann Fußvolk und dritthalbtausend Reiter gefallen sein. Dem Alexander dagegen kostete dieser Sieg nur hundert und funfzehn Mann, worunter fünf und zwanzig aus der berittenen Leibwache des Königs. Diesen ließ er eherne Bildsäulen errichten, welche Lysippos ver-

fertigte. Auch die Griechen ließ er an seinem Siege theilnehmen und schickte insbesondere den Athenern dreihundert erbeutete Schilde zum Geschenk. Auf die übrige Beute ließ er die ehrenvolle Inschrift setzen: „Alexander, des Philippos Sohn, und die Hellenen mit Ausnahme der Lakedämonier (erkämpften dies) von den Barbaren Asiens.“ Die Trinkgeschirre, Purpurkleider und was sonst dergleichen er von den Persern erbeutet hatte, überschickte er bis auf etwas weniges, das er für sich behielt, seiner Mutter.

Dieser Sieg bewirkte für Alexandern auf einmal die glücklichste Wendung der Dinge. Sardes, das Bollwerk des persischen Reiches nach dem Meere zu, fiel in seine Hände. Die Städte Halikarnassos und Milet nahm er mit Sturm und bemächtigte sich aller umliegenden Landschaften. Hierauf drang er durch die südlichen Küstenländer bis nach Pamphylien vor, wandte sich alsdann nordwärts, bezwang die Peisidier und rückte in Phrygien ein. In der alten Hauptstadt dieser Landschaft, Gordion, begab er sich auf die Burg, um den weltberühmten Wagen des Gordios zu sehen. Gordios war ein armer Bauer gewesen, welcher einst den Phrygiern in unruhvollen Zeiten seinen Sohn Midas zum Könige gegeben hatte. Zum Andenken an dieses Ereigniß hatte Midas den Wagen, auf welchem ihn sein Vater in die Volksversammlung gebracht, als ein Weihgeschenk für Zeus in der Königsburg aufgestellt; und hiervon ging noch zu Alexanders Zeit unter den dortigen Barbaren die Sage, daß demjenigen, welcher den Knoten am Joche dieses Wagens lösen würde, bestimmt wäre, Herrscher des Erdkreises zu werden. Der Bund am Joche war aus Bast vom Hartriegel und so künstlich in einander geflochten, daß man weder Anfang noch Ende daran finden konnte. Alexander besah ihn lange und genau und wollte nicht von dannen gehen, ohne den Knoten gelöst zu haben. Da er dies aber unmöglich fand, zog er das Schwert und zerhieb ihn; und diese That ist bis auf den heutigen Tag sprichwörtlich geblieben für jede gewaltsame Lösung unlösbarer Verwirrungen.

Am folgenden Tage brach Alexander nach der phrygischen Stadt Ankyra auf, welche jetzt den Namen Angora führt, und empfing daselbst eine Gesandtschaft der (nördlich von Phrygien, am schwarzen Meere wohnenden) Paphlagonier, welche sich ihm unter der Bedingung, daß er nicht mit Heeresmacht in ihr Land einrücke, freiwillig unterwarfen. Er rückte hierauf nach Osten in Kappadokien ein, wodurch er die Eroberung des eigentlichen Kleinasiens diesseits des Flusses Halys und noch eines ziemlichen Theiles jenseits desselben vollendete.

Die Nachricht von dem Tode Memnons bestärkte den König in dem Entschlusse, in die oberen Provinzen des Perserreiches vorzudringen. Dieser Memnon nemlich war es, von welchem am meisten zu erwarten stand, daß er Alexandern viel zu schaffen machen und ihm in seinen Unternehmungen tausend Schwierigkeiten und Hindernisse in den Weg legen werde. Obwohl von Geburt ein Ausländer und Hellene, denn er war ein Rhodier, genoß er doch das Vertrauen des Königs Dareios dermaaßen, daß er nach der unglücklichen Schlacht am Granikos mit unbeschränktem Oberbefehl über die am Meere gelegenen Provinzen betraut wurde, und verfolgte seinen Plan, den Krieg nach Europa hinüber zu spielen, mit so viel Rührigkeit und Glück, daß er bei längerem Leben Alexandern wahrscheinlich zur Umkehr genöthigt hätte. Schon hatte er Chios, Lesbos und einen Theil der kykladischen Inseln erobert, als ihn plötzlich eine Krankheit hinwegraffte und den Dareios eines Feldherrn beraubte, welchen kein Anderer ihm ersetzen konnte. Dareios stellte sich daher persönlich an die Spitze seines Heeres und ging dem Feinde, voller Vertrauen auf seine Macht von sechsmal hunderttausend Streitern und durch Alexanders langen Aufenthalt in Kilikien, welchen er für Verzagtheit auslegte, noch mehr ermuthiget, von Susa her entgegen.

Alexander war nemlich aus Kappadokien durch einen Engpaß des Tauros in Kilikien eingerückt und hatte die Hauptstadt dieser Landschaft, Tarsos, die nachmalige Vaterstadt des Apostels Paulus, eingenommen. Dort aber war er in Folge eines Bades in dem eisigkalten Gebirgsflusse Kydnos so schwer erkrankt, daß alle Aerzte ihm bereits das Leben absprachen. Nur Philippos, ein akarnanischer Arzt im Gefolge des Königs, ein Mann, der sich in der Heilkunde den größten Ruf erworben, hatte auch jetzt noch den Muth, sein Leben im Falle des Mißlingens an die Rettung des Königs zu wagen. Er erbot sich, ihn wieder herzustellen, und hatte den Becher mit dem Heilmittel schon in Bereitschaft gesetzt, als Alexander einen Brief vom Parmenion erhielt, welcher ihn warnte, dem Philippos zu trauen, denn, wie man sage, habe er sich von Dareios durch große Summen bestechen lassen, ihn mit Gift aus dem Wege zu räumen. Alexander las den Brief und reichte ihn dem Philippos hinüber, während er den Becher von ihm annahm und ohne Zögern austrank. Es war ein rührender und ergreifender Moment, wie der König den Arzt mit einem munteren und freudigen Blicke ansah, aus welchem lauter Liebe und Vertrauen sprach, Philipp dagegen, voller Entsetzen über die im Briefe gegen ihn erhobene Beschuldigung, bald mit gen Himmel erhobenen Händen die Götter zu Zeugen anrief, bald wieder sich über das Bett neigte und den König beschwor, getrost zu sein und sich ganz auf ihn zu verlassen. Die Arznei wirkte nemlich anfangs mit großer Heftigkeit, indem sie alle Lebenskräfte gleichsam in die Tiefe drängte und nach außen verschwinden ließ. Der Kranke verlor die Sprache, ward ohnmächtig und äußerte nur noch schwache und geringe Zeichen des Lebens. Doch bald fand er sich völlig wieder hergestellt und gab dem Heere durch sein Erscheinen Muth und Freudigkeit zurück. Dem wackeren Arzte aber hatte er bewiesen, daß er ein vertrauender Freund sei, und seiner Umgebung die Ueberzeugung eingeflößt, daß nicht nur sie als seine Freunde von ihm eine jedem Argwohne unzugängliche Festigkeit erwarten dürften, sondern daß auch er dem Tode standhaft ins Antlitz schaue.

4. Schlacht bei Issos. Edelmuth und Lebensweise Alexanders.

Er brach jetzt nach den sogenannten syrischen Pforten auf, wo ein Ausläufer des Taurosgebirges an der Grenze zwischen Kilikien und Syrien in dem äußersten Winkel des Busens von Issos*) so nahe an das Meer herantritt, daß nur ein schmaler Küstenweg übrig bleibt. Dareios stand, zwei Tagereisen gegen Norden davon entfernt, in einer offenen Gegend, welche für die Größe seines Heeres geeignet wie für den Gebrauch seiner zahlreichen Reiterei sehr vortheilhaft war. Da er aber aus der Zögerung Alexanders, deren Ursache wir kennen, den Schluß zog, dieser sei durch die Nachricht von seiner Annäherung eingeschüchtert und wolle nicht weiter vorrücken, so war er geneigt, seine bisherige Stellung aufzugeben und dem Gegner durch die syrischen Pforten nach Kilikien entgegen zu gehen. Es befand sich aber damals ein Makedonier Namens Amyntas bei ihm, welcher aus Haß gegen Alexander sein Vaterland verlassen hatte, aber mit der Denkart seines Königes wohl bekannt war. Dieser rieth dem Dareios, sobald er von dessen Absicht gehört hatte, auf das angelegentlichste, die Ebene, wo er stehe, ja nicht zu verlassen, da sie ihm den Vortheil biete, mit seiner großen Macht den weit geringeren Feind zu umflügeln. Dareios antwortete: „Ich besorge, die Feinde möchten zuvor die Flucht ergreifen und Alexander mir entwischen.“ „O, mein König,“ versetzte Amyntas, „darüber sei du unbesorgt! Alexander wird gewißlich dir entgegenkommen und ist vielleicht schon unterwegs.“

Allein mit solchen Vorstellungen richtete Amyntas nichts aus. Dareios rückte bei den amanischen Pässen durch das Gebirge bis nach Issos vor und stand, da Alexander bereits durch die syrischen Pforten hindurchgegangen, den Makedoniern, ohne es zu wissen, im Rücken. Alexander war über diesen Zufall sehr erfreut und kehrte eilends wieder um, damit er dem Feinde in den Pässen selber noch begegne; Dareios dagegen suchte sein Heer aus der Enge wieder herauszubringen und sein voriges Lager wieder zu gewinnen. Denn er sah nun wohl ein, daß er sich gar nicht zu seinem Vortheile in eine Gegend gezogen hatte, welche, vom Meere, von Bergen und dem zwischen ihnen hinströmenden Pinaros von allen Seiten eingeengt und durchschnitten, für seine Reiterei völlig unbrauchbar, für die geringe Anzahl der Feinde aber äußerst günstig war.

Hatte somit das Glück dem Alexander den Kampfplatz dargeboten, so verdankte er doch in nicht geringerem Maaße seinen geschickten Anordnungen den Sieg. Sein rechter Flügel, welchen er selbst befehligte, warf zuerst die ihm gegenüberstehenden Barbaren in die Flucht. Das Mitteltreffen dagegen, welches nicht mit gleicher Raschheit vorwärts drang, hatte gegen die griechischen Söldlinge im Heere des Dareios einen harten Stand, bis das Fußvolk vom rechten Flügel, welches die Perser vor sich bereits geworfen sah, durch eine Schwenkung den Miethvölkern in die Flanke fiel und sie aufrieb. Auch auf dem linken Flügel hatte sich ein sehr hartnäckiges Gefecht entsponnen. Hier kämpfte die thessalische Reiterei gegen die persische, welche nicht, wie das übrige Heer, jenseit des Flusses den Feind erwartete, sondern ihm schon diesseits entgegen kam, mit Ungestüm auf ihn eindrang und nicht eher vom Platze wich, als bis sie wahrnahm, daß Dareios floh, und die Miethvölker, von ihr losgerissen, dem makedonischen Fußvolke unterlegen waren. Nun aber war die Flucht ebenso entschieden als allgemein. Die Pferde der Perser waren unter der Last ihrer schwergerüsteten Reiter auf dem Rückzuge sehr übel daran; aber auch die Reiter, welche auf engen Wegen in dichter Menge und aus Begier, sich zu retten und den Andern zuvor zu kommen, ohne alle Ordnung sich zurückzogen, litten unter den Pferden ihrer eigenen Leute nicht weniger als von den nachsetzenden Feinden; und tüchtig saßen ihnen die Thessalier im Nacken, so daß auf der Flucht unter den Reitern ein ebenso großes Blutbad angerichtet wurde als unter dem Fußvolke. Dareios war einer der ersten unter den Fliehenden gewesen. Kaum nemlich hatte er vom Mitteltreffen aus, wo er nach Sitte der persischen Könige während der Schlacht seinen Stand hatte, wahrgenommen, daß sein linker Flügel von Alexandern gleich anfangs geworfen und von dem übrigen Heere getrennt war, als er sich auf der Stelle, so wie er war, auf die Flucht begab. So lange er ebenen Boden hatte, kam er glücklich mit dem Wagen durch. Als er aber auf Schluchten und andere Hindernisse stieß, sprang er aus dem Wagen, warf Schild und Oberkleid von sich, ließ sogar den Bogen auf dem Wagen zurück und setzte seine Flucht zu Pferde fort. Dabei soll er sich einer Stute bedient haben, welche daheim ein Junges hätte und aus Sehnsucht darnach um so hastiger ihn davontrug. So scharfsinnig können die Vorkehrungen eines feigen Herzens sein!

So lange es Tag war, setzte Alexander hitzig nach, aber mit einbrechender Nacht gab er die Verfolgung auf und kehrte um. Auf Seiten des Feindes war der Verlust ungeheuer; man gab ihn auf hunderttausend Mann an, worunter zehntausend Reiter. Der Lagide Ptolemäos, welcher sich damals im Gefolge Alexanders befand, machte die grausenhafte Mittheilung: sie seien bei der Verfolgung des Dareios an eine Schlucht gekommen und auf lauter Leichnamen wie über eine Brücke hinübergegangen. Den Makedoniern hatte dieser Sieg vierhundert und funfzig Mann gekostet.

Als Alexander zurückkam, fand er sein Kriegsvolk beschäftigt, das feindliche Lager zu plündern, welches gleich beim ersten Anlauf ihnen in die Hände gefallen war. Man fand eine erstaunliche Menge von Reichthümern darin aufgehäuft, wiewohl die Barbaren den größten Theil ihres Feldgeräthes, um beim Kampfe nicht behindert zu sein, in Damaskos zurückgelassen hatten. Das Gezelt des Dareios, mit glänzendem Hofgesind und Geräth und vielen Schätzen angefüllt, hatte man für Alexandern bestimmt und unangetastet gelassen. „Kommt!“ rief der König, indem er seine Rüstung auszog, „laßt uns hingehen und den Schweiß von der Schlacht im Bade des Dareios abwaschen!“ Als er nun hier die vielerlei Badegefäße, die Eimer, Wannen und Salbenfläschchen, alles künstlich aus Gold gefertigt, erblickte und dabei den köstlichen Geruch von den seltensten Gewürzen und Salben empfand und alsdann in das Zelt selber trat, welches durch seine Höhe

*) Jetzt Busen von Skanderun genannt.

und Größe wie durch die Pracht seiner Ruhebetten und Tische und des Tafelgeräthes in Erstaunen setzte, sahe er seine Freunde mit einer bedeutenden Miene an und sprach: „Das hieß also vermuthlich König sein!“

Unter den Gefangenen befanden sich auch die Mutter, die Gemahlin, zwei erwachsene Töchter und ein junger Sohn des Dareios. Alexander war eben im Begriff, sich zur Tafel zu setzen, als er ganz in der Nähe ein Wehklagen weiblicher Stimmen vernahm. Auf die Frage, was das für Weiber seien, wurde ihm gemeldet, daß die Angehörigen des Dareios, nachdem sie erfahren, daß er von der Verfolgung den Wagen und das Oberkleid sammt Schild und Bogen des Königs zurückgebracht habe, um den Dareios Wehklage erhöben, weil sie glaubten, daß er umgekommen sei. Sogleich schickte er den Leonnatos an sie ab und ließ ihnen sagen: Dareios sei noch am Leben, und sie selber hätten nichts zu befürchten; nicht aus Feindschaft führe er mit Dareios Krieg, sondern nur um die Herrschaft Asiens handle es sich im rechtlichen Kampfe; sie aber sollten auch fernerhin aller der Vorzüge genießen, die ihnen unter Dareios Regierung zugekommen.

Am andern Tage ließ er sich durch die Wunde, welche er durch ein Schwert im Oberschenkel erhalten hatte, nicht abhalten, die königlichen Gefangenen selber zu besuchen. Er nahm den Hephästion mit sich, den er vor allen andern Freunden liebte, und da sie beide ganz gleich gekleidet, Hephästion aber von Gestalt noch ansehnlicher war, so näherte sich die Mutter des Dareios, ungewiß, welcher von beiden der König sei, dem Letzteren und fiel ihm zu Füßen. Als aber dieser zurücktrat, und das Gefolge sie an Alexandern wies, gerieth sie über ihren Irrthum in große Verlegenheit, worauf der König, einem zweiten Fußfalle freundlich zuvorkommend, zu ihr sagte: „Sei unbesorgt, Mutter, auch der ist ja Alexander.“

So suchte er durch zarte Theilnahme und eine menschenfreundliche Behandlung das Unglück dieser Frauen zu mildern. Er erlaubte ihnen, von den gefallenen Persern, so viele sie wollten, zu beerdigen und den dazu erforderlichen Schmuck von der Beute zu nehmen. Auch von der Bedienung und den Ehrenbezeugungen, die sie gewohnt waren, entzog er ihnen nicht das geringste, vielmehr theilte er ihnen noch größere Einkünfte zu, als sie bisher besessen hatten. Für die Ausstattung der Prinzessinnen versprach er besser zu sorgen, als es Dareios im Sinne gehabt, und den jungen Sohn desselben so erziehen zu lassen, als wäre es sein eigener. Er rief ihn zu sich und küßte ihn, und da er sah, daß dieses sechsjährige Kind furchtlos um sich blickte und durchaus nicht erschrocken war, sagte er zu Hephästion und den Andern: dieser muthvolle Knabe übertreffe seinen Vater weit. Die schönste und königlichste Wohlthat aber, welche er jenen edlen und sittsamen Frauen in ihrer Gefangenschaft erwies, bestand wohl darin, daß sie niemals etwas Schändliches weder hören noch befürchten, sondern mitten in einem feindlichen Kriegslager wie in einer heiligen und unzugänglichen Wohnung geweihter Jungfrauen in stiller Zurückgezogenheit leben durften, so daß niemand ohne ihre Bewilligung sie sehen oder sprechen konnte.

Sittenreinheit war eine der schönsten Zierden des jungen Königs. Sich selber zu beherrschen, hielt er für königlicher als Feinde zu überwinden. „Schlaf und Sinnenlust,“ pflegte er zu sagen, „erinnern mich am ehesten an meine Sterblichkeit, denn beide rühren von derselben Schwäche der menschlichen Natur her.“ Auch im Essen war er sehr enthaltsam. Ada, die Königin von Karien, die er, nachdem sie von ihrem eigenen Bruder vom Throne verdrängt worden, wieder in ihre Herrschaft eingesetzt hatte, schickte ihm aus Erkenntlichkeit eine Zeit lang Tag für für Tag allerlei köstliche Speisen und Leckerbissen und zuletzt auch die geschicktesten Köche und Bäcker zu. Er ließ ihr sagen: „Ich brauche sie nicht, denn mein Hofmeister Leonidas hat mir weit bessere Köche gegeben: für das Frühstück den nächtlichen Marsch und für das Abendessen das dürftige Frühstück. Eben dieser Mann,“ fuhr er fort, „hat mir öfter meine Bettstellen und Kleiderschränke durchsucht, um nachzusehen, ob mir etwa meine Mutter etwas Leckerhaftes oder Ueberflüssiges zugesteckt hätte.“ Auch den Wein liebte er nicht so sehr, als er ihn zu lieben schien. Freilich brachte er beim Weine oft viele Zeit hin, nicht aber des Trinkens halber, sondern weil er dabei gern plauderte und oftmals ein langes Gespräch führte, ehe er einen Becher leerte. Und auch dies that er nur, wenn er viel Muße hatte. Bei wichtigen Geschäften hielten ihn weder Wein noch Schlaf noch Lustbarkeit und Schauspiel oder Hochzeit davon ab, wie bei anderen Feldherren öfter der Fall gewesen. Dies beweis't schon die Menge und Größe dessen, was er bei einem so kurzen Leben ausgeführt hat.

In müßigen Zeiten nahm er, sobald er aufgestanden war und den Göttern geopfert hatte, sitzend das Frühstück; den übrigen Theil des Tages brachte er mit Jagen, mit Ertheilung der nöthigen Befehle, mit Entscheidung der unter den Soldaten entstandenen Händel oder mit Lesen hin. Hatte er auf dem Marsche keine Eile, so übte er sich unterwegs, mit dem Bogen zu schießen oder während des Fahrens vom Wagen herab und wieder hinauf zu springen. Oft belustigte er sich daran, Füchse oder Vögel zu jagen, wie aus den Tagebüchern zu ersehen ist, welche sein Geheimschreiber Eumenes und ein gewisser Diodotos gehalten haben. Kam er in's Quartier, so begab er sich in's Bad und fragte dabei die Vorgesetzten der Bäcker und Köche, ob sie die nöthigen Anstalten zum Abendessen getroffen hätten, und dieses pflegte er spät, wenn es schon finster geworden, liegend zu nehmen. Bei Tafel bewies er eine ungemeine Sorgfalt und Aufmerksamkeit darauf, daß nichts ungleich und keinem zu wenig vorgelegt würde, und blieb beim Trinken, wie schon erwähnt, wegen seiner Gesprächigkeit sehr lange sitzen. Bei dieser Gelegenheit wurde Alexander, der sonst unter allen Königen der beste Gesellschafter und im Umgang von herzgewinnender Anmuth war, durch seine Großsprecherei etwas unangenehm und verrieth gar zu sehr den Soldaten. Durch diese Schwachheit bot er Schmeichlern und gesinnungslosen Menschen, wie sie Könige zu ihrem eignen Unglück jederzeit um sich haben und haben werden, eine gefährliche Blöße, durch welche sie sich seiner ganz zu bemeistern wußten. Dagegen befanden sich die Ehrlichen und Verständigen unter seinen Freunden oft in peinlicher Verlegenheit, indem sie mit den Schmeichlern weder wetteifern noch auch in Lobpreisungen hinter ihnen zurückbleiben wollten. Denn das eine schien ihnen schändlich und das andere konnte ihnen gefährlich werden. Nach

dem Trinken badete er sich noch einmal und begab sich dann zur Ruhe.

Er für seine Person machte sich aus leckeren Speisen so wenig, daß er öfters die seltensten Früchte und Fische, die ihm vom Meere her zugeführt wurden, unter seine Freunde vertheilte und nichts davon für sich selber zurückbehielt. Doch war die königliche Tafel immer sehr reich und kostbar, und der Aufwand dafür nahm mit dem glücklichen Fortgange seiner Waffen zu, bis er zuletzt auf zehntausend Drachmen stieg. Bei dieser Summe blieb er stehen und gestattete auch denen, die ihn zu sich einladen und bewirthen wollten, nicht, sie zu überschreiten.

5. Die Belagerung von Tyros.

Nach der Schlacht bei Issos schickte er Truppen nach Damaskos, um sich des dort zurückgelassenen Feldgeräthes des Dareios zu bemächtigen. Er erwählte dazu die thessalischen Reiter, weil diese sich in der Schlacht besonders hervorgethan hatten, und wendete ihnen bei dieser Gelegenheit einen reichlichen Ehrenlohn ihrer Tapferkeit zu. Auch das übrige Heer hatte jetzt alles in Ueberfluß, und die Makedonier, welche nun zum ersten Male die Reichthümer und üppige Lebensart der Barbaren zu kosten bekamen, waren gleich Jagdhunden, die eine Fährte gefunden haben, voll Begier und Eifer, den Persern auf dem Fuße nachzueilen und ihre Schätze auszuspüren.

Alexander jedoch hielt es für rathsam, sich zuvor in Besitz der Küstenländer zu setzen. Es fanden sich die Könige von Cypern ein und übergaben ihm die ganze Insel. Auch Phönicien unterwarf sich freiwillig; nur die Tyrier erklärten sich zwar bereit, alles zu thun, was Alexander sonst verlangen würde, in ihre Stadt aber weder einen Perser noch einen Makedonier einzulassen. Im entscheidungsvollen Zeitpunkte, wo fast zwei Welttheile mit einander um die Herrschaft rangen, glaubte diese stolze und mächtige Stadt zwischen beiden eine unabhängige Stellung behaupten zu können.

Alexander entließ zornig ihre Abgeordneten und schickte sich sofort zur Belagerung an. Dies war aber keine kleine Aufgabe. Denn die eigentliche Stadt lag auf einer Insel und war ringsum von hohen Mauern geschirmt; auch stand sie von Seiten des Meeres in offenbarem Vortheile gegen ihren Angreifer, weil die Perser noch Meister zur See und die Tyrier selbst im Besitze einer Flotte von achtzig Galeeren und einer Menge kleinerer Fahrzeuge waren. Die Bewohner der Altstadt begaben sich bei Annäherung des Feindes auf die Insel hinüber; einen Theil der Weiber, Kinder und Greise brachte man in die tyrische Pflanzstadt Karthago in Sicherheit. An waffenfähiger Mannschaft, an Waffen und Kriegsvorräthen aller Art, an Katapulten und anderen Geschützwerkzeugen war kein Mangel, und mancher erfindungsreiche Maschinenbaumeister war dort einheimisch, der alle seine Kunst und Geschicklichkeit der Vertheidigung der Stadt zu Diensten stellte.

Alexander beharrte bei seinem Entschlusse. Zunächst befahl er, vom festen Lande aus einen Damm bis an die Stadt hinan zu führen. Das Meer bildete dort einen Sund von nicht beträchtlicher Tiefe, die nach der Stadtseite zu bis auf drei Klaftern oder achtzehn Fuß stieg. Mit großem Eifer gingen die Makedonier an's Werk. Alexander war überall gegenwärtig und leitete alles selbst. An Steinen und Bauholz war großer Ueberfluß, zumal da der König die auf dem festen Lande gelegene Altstadt abbrechen ließ. Pfähle ließen sich ohne Mühe in den schlammigen Grund des Meeres einrammen; der Schlamm selber gab ein Bindemittel für die Steine her, um sie auf ihrer Stelle zu erhalten, und oben darauf legte man Balken. So lange noch an der Uferseite aufgefüllt wurde, schritt das Werk ohne Schwierigkeit vor, denn dort war das Meer seicht und niemand trat hindernd entgegen. Weiter hinein aber kam man auf die tieferen Stellen; und da man sich zugleich der Stadt mehr und mehr näherte, so fügten die feindlichen Geschosse von den hohen Mauern aus den Makedoniern bedeutenden Schaden zu, zumal da sie mehr zur Schanzarbeit als eigentlich zum Kampfe gerüstet waren. Ueberdies liefen die Tyrier, welche jetzt noch auf der See freie Hand hatten, bald hier bald dort mit ihren Galeeren gegen den Damm an, wo sie dann mit Speeren und Pfeilen und den schweren Geschossen der Katapulten, die sie auf Kähnen heranbrachten, den Arbeitern übel zusetzten und die Arbeit oft ganz unmöglich machten. Um diesen Angriffen zu begegnen, ließ Alexander oben auf dem Damme, da wo er am weitesten in's Meer hinausragte, zwei hölzerne Thürme errichten und auf den Thürmen Wurfmaschinen aufstellen, welche die Feinde in gehöriger Ferne hielten, während diese Werke selbst durch Schirmdecken von Leder oder Filz gegen die von der Mauer auf sie abgeschlossenen Brandpfeile sich sichern sollten. Aber auch die Tyrier trafen ihre Gegenanstalten.

Sie füllten ein Frachtschiff mit dürrem Reisig und anderen brennbaren Stoffen, pflanzten auf dem Vordertheile zwei Mastbäume auf, umzäunten diese, so weit sie konnten, ringsherum und häuften dahinter so viel als möglich Stroh und Kienholz auf, untermischt mit Pech und Schwefel und was sonst noch tauglich ist, eine große Flamme zu erregen. Sodann befestigten sie an den beiden Masten ein Paar Segelstangen und hängten daran in Kesseln lauter Dinge, welche, aufgegossen oder aufgeschüttet, die Flamme recht hoch treiben sollten. Endlich beluden sie das Hintertheil des Schiffes mit Ballast, um durch den Gegendruck das Vordertheil in die Höhe zu bringen. Hierauf warteten sie einen Wind ab, der auf den Damm zutrieb, ließen das auf besagte Weise ausgerüstete Brandschiff von etlichen Galeeren in's Schlepptau nehmen und setzten alle Segel bei. In die Nähe jener Wehrthürme gekommen, warfen sie Feuer in die brennbaren Stoffe, schleppten den Brander mit der größten Anstrengung mittelst der Galeeren heran und trieben ihn gegen die Spitze des Dammes, worauf die Mannschaft aus dem bereits brennenden Schiffe sich in's Meer stürzte und schwimmend die begleitenden Fahrzeuge erreichte. Mittlerweile ergriff die Flamme die Thürme mit Macht und, schief gedreht, schütteten die Segelstangen aus den Kesseln alles, was zur Verstärkung der Lohe in Bereitschaft gesetzt war, in's Feuer. Die Besatzung der Galeeren aber, die sich jetzt nahe bei dem Damme vor Anker legten, beschoß ohne Unterlaß die Thürme, so daß niemand ohne Gefahr mit Löschmitteln sich ihnen nähern konnte. Gleichzeitig machten die in der

Stadt einen starken Ausfall. Auf leichten Jachtschiffen liefen sie an verschiedenen Stellen bei dem Damme an, steckten alle Maschinen, welche das Feuer vom Schiffe nicht erreicht hatte, vollends in Brand und machten so die langwierigsten Mühen der Makedonier in einer Stunde zu nichte.

Alexander ließ hierauf dem Damme vom festen Lande aus eine größere Breite geben, damit er mehr Thürme zu fassen vermöchte, und befahl zugleich seinen Werkmeistern andere Maschinen zu verfertigen. Während man damit beschäftiget war, begab er sich nach Sidon und betrieb die Ausrüstung seiner Flotte, weil er einsah, daß die Belagerung mit weit mehr Schwierigkeiten verknüpft sei, so lange die Tyrier Meister zur See wären.

Glück und Eifer brachten ihm in kurzem eine Seemacht zu Stande, welche der tyrischen die Spitze bieten konnte. Denn die phönicischen Fürsten hatten auf die Nachricht, daß ihre Städte in der Gewalt des Makedoniers wären, sofort die persische Flotte verlassen und liefen mit ihren und den sidonischen Schiffen, zusammen achtzig an der Zahl, in den Hafen von Sidon ein; hundert und zwanzig führten die Fürsten von Cypern herüber, andere kamen aus Rhodos, Lykien und Kilikien an, und bald darauf traf Kleandros mit viertausend Söldnern aus dem Peloponnesos in Sidon ein. Alexander benutzte die Zeit, während man die Flotte kampffertig machte, zu einem Streifzuge in den Antilibanos, um einige arabische Stämme, welche die im dortigen Gebirgswalde holzfällenden Makedonier beunruhiget hatten, zu züchtigen. Als er von dort zurückgekommen, lief er mit dem ganzen Geschwader von Sidon aus und steuerte in Schlachtordnung auf Tyros los. Ueberrascht von dem Anblick einer so zahlreichen Flotte, die in schönster Ordnung mit schallendem Ruderschlage gegen sie heransegelte, gaben die Tyrier ihre anfängliche Absicht, ein Seetreffen anzunehmen, auf und begnügten sich, die Hafenmündungen durch dicht nebeneinander gestellte Dreiruderer im eigentlichen Sinne zu verstopfen, so daß auch Alexander von seinem Plane, sich die Einfahrt zu erzwingen, für jetzt abstand und mit seiner Flotte unweit des aufgeworfenen Dammes, wo er Schutz gegen die Winde erwarten konnte, vor Anker ging. Tyros hatte zwei Häfen, einen an der Nordseite nach Sidon zu, einen an der Südwestseite nach Aegypten hin. Beide ließ er am folgenden Tage, und zwar den ersteren durch die cyprischen, letzteren durch die phönicischen Schiffe sperren und schnitt dadurch den Tyriern alle Verbindung mit dem offenen Meere ab.

Unterdessen hatten auch die Maschinenbaumeister, die in großer Anzahl aus Cypern und ganz Phönicien herbeigerufen worden, eine Menge Belagerungsmaschinen gezimmert, und der Damm rückte in einer Breite von zweihundert Fuß immer näher gegen die Stadt heran. Zwar zerstörte das Meer, durch einen heftigen Nordwestwind stürmisch aufgeregt, abermals einen Theil dieses mühsamen Werkes. Aber da es nicht an arbeitenden Händen fehlte, indem man die ganze Einwohnerschaft der benachbarten Städte zu Hülfe nahm, so wurden die beschädigten Stellen schnell wieder ausgefüllt und an den Seiten des Dammes große Waldbäume mit unbehauenen Aesten eingesenkt, um der Gewalt der Fluthen zu steuern. Als nun alles in Bereitschaft gesetzt war, rückten die Maschinen näher, sowohl auf dem Damme hin als auch auf Frachtschiffen, die sich auf verschiedenen Punkten vor Anker legten und mit den Sturmböcken die Festigkeit der Mauern erprobten. Aber auch die Tyrier verdoppelten ihre Anstrengungen in gleichem Maaße, als die Gefahr sich steigerte. Ihre Mauern hatten an der Seite, wo der Damm sich anlegen sollte, eine Höhe von wenigstens hundert und funfzig Fuß bei einer verhältnißmäßigen Dicke und waren aus großen, in Gyps gelegten Steinen aufgeführt. Gleichwohl errichteten sie an diesem vor allem bedrohten Punkte auf den vorspringenden Zinnen der Mauer noch zwei hölzerne Wehrthürme, wiesen die Maschinen, wo sie sonst noch anrückten, mit Wurfgeschossen zurück und schossen auf die Schiffe brennende Pfeile ab, so daß die Makedonier schüchtern wurden, sich der Mauer zu nähern. Um ferner die Frachtschiffe mit den Kriegsmaschinen zu verhindern, an die Stadtmauer dicht heranzufahren, hatten die Tyrier viele große Steine in's Meer versenkt. Alexander beschloß, diese herausziehen zu lassen. Allein es war das keine leichte Arbeit, da sie natürlich auf Schiffen und nicht auf festem Grund und Boden unternommen werden konnte. Zudem liefen die Tyrier mit Fahrzeugen, die sie mit Schirmwänden versehen hatten, gegen die feindlichen Galeeren an, hieben die Ankertaue ab und machten ihnen dadurch das Anlegen unmöglich. Alexander ließ dagegen viele Dreißigruderer, auf ähnliche Weise verwahrt, quer vor den Ankern auffahren, um die anlaufenden Schiffe abzuweisen. Doch war auch diese Maaßregel vergeblich; denn nun wurden die Taue von Tauchern unter dem Wasser abgeschnitten, und erst, als die Makedonier, durch solche List gewitzigt, ihre Anker nicht mehr an Tauen, sondern an Ketten auswarfen, konnten auch die Taucher ihnen nichts mehr anhaben. Nun faßten sie die Steine mit Schlingen und zogen sie vom Damme her aus dem Wasser. So war endlich die Mauer von den vorliegenden Hindernissen gesäubert; ohne Schwierigkeit fuhren jetzt hier die Schiffe an und setzten die Mauerbrecher in Thätigkeit.

Auch der Damm war nun vollendet und reichte bis an die Stadt. Schiffe, Kriegsvolk und Maschinen setzten den Belagerern in unmittelbarer Nähe zu. Aber die Noth machte erfinderisch. Die Makedonier hatten Thürme von gleicher Höhe mit der Stadtmauer aufgeführt und suchten von diesen mittelst übergelegten Brettern auf die Zinnen hinüberzuschreiten. Die Tyrier aber schleuderten große, mit Wiederhaken versehene Dreizacke nach den auf den Thürmen Stehenden und rissen sie an den daran befestigten Stricken in die Tiefe; oder sie warfen Fischernetze über die Kämpfer, wenn sie die Bretterbrücke betraten, so daß sie, unfähig, Hände und Waffen zu gebrauchen, leicht überwältiget wurden. Mit Sicheln, welche an Stangen befestigt waren, schnitten sie die Schwungriemen der Sturmböcke entzwei. Auf den Mauern hatten sie doppelte, mit Moos ausgefütterte Felle befestiget, um die Gewalt der hergeschleuderten Felsstücke zu lähmen und gegen das Geschütz der Katapulten bedienten sie sich marmorner Räder, an denen, indem man sie durch eine Maschine in Umschwung setzte, die Geschosse theils zerbrachen, theils auf die Seite geschnellt wurden. Auch waren sie nicht minder darauf bedacht, durch Menge und Mannichfaltigkeit der Geschosse die Tapferkeit der Feinde zu ermüden und

einzuschüchtern. Mit Feuerschleudern warfen sie große Massen glühenden Eisens unter die dichtesten Haufen, wo sie ihr Ziel nicht verfehlen konnten, und überschütteten die Anstürmenden mit glühendem Sande, welcher durch Panzer und Unterkleider eindringend die Getroffenen vor Schmerzen fast in Raserei versetzte.

Alle diese gewaltigen Anstrengungen vermochten den Fall von Tyros zwar aufzuhalten aber nicht abzuwenden. Hindernisse und stets von neuem vereiteltes Beginnen entmuthigten einen Alexander nicht, sondern reizten nur seinen Ehrgeiz, seine Hartnäckigkeit und befeuerten seinen Eifer. Zudem vertrauete er auf eine göttliche Verheißung. Ihm hatte nemlich gleich beim Anfange dieses Unternehmens geträumt: Herakles — so nannten die Hellenen den Schutzgott der Tyrier, den Baal — reiche ihm von der Mauer herab die Hand und rufe ihn zu sich, was Aristandros, der Zeichendeuter Alexanders, dahin gedeutet hatte: er werde Tyros unter harter Arbeit erobern, da auch Herakles seine Werke unter harter Arbeit verrichtet habe. Die Tyrier dagegen fanden sich in diesem verzweifelten Kampfe durch kein Vertrauen auf den Beistand ihrer Götter ermuthiget und gestärkt, sondern hatten sie vielmehr im Verdachte der Verrätherei. Vielen unter ihnen war es im Traume vorgekommen, als wolle Apollon ihre Stadt verlassen und zu Alexandern übergehen; und als dies ruchtbar wurde, legten die Tyrier goldene Ketten um seine Bildsäule und befestigten diese am Fußgestelle, um das Entweichen des Gottes zu verhindern.

Auf allen Punkten bedrängt, beschlossen sie, zunächst wenigstens nach einer Seite hin sich Luft zu machen und gegen das cyprische Geschwader auszulaufen, welches ihren nördlichen Hafen gesperrt hielt. Damit aber der Feind die Ausrüstung der Fahrzeuge nicht gewahre und auf einen Ausfall sich gefaßt mache, verhängten sie die Hafenmündung mit Segeltuch und bemannten drei Fünfruderer, viele Vierruderer und sieben Dreiruderer mit der auserlesensten Mannschaft zur Bedienung der Schiffe und mit den beherztesten Seesoldaten zum Kampfe auf den Verdecken. Um die Mittagsstunde, wo das Schiffsvolk draußen seinen Bedürfnissen nachgegangen war und auch Alexander gewöhnlich von dem auf der andern Seite der Stadt aufgestellten phönicischen Geschwader sich in sein Zelt zurückzog, ließen sie ihre Schiffe ganz still eines nach dem andern in See gehen. Kein Ruf des Bootsmannes wurde laut, kein Schiffsflötiste gab den Takt zur gleichmäßigen Ruderbewegung an. Sobald sie aber gegen die Cyprier sich geschwenkt hatten und nahe genug waren, um gesehen zu werden, so machten sie unter großem Geschrei und gegenseitigem Zuruf, wie auch unter eintönendem Ruderschlage den Anlauf und fielen ganz unerwartet über die vor Anker liegenden Schiffe her. Einige trafen sie ganz verlassen, andere erst während des entstandenen Lärmens nothdürftig besetzt, und so bohrten sie sogleich beim ersten Angriffe drei Fahrzeuge in Grund, trieben die übrigen auf den Strand und zertrümmerten sie.

Es traf sich aber, daß Alexander an diesem Tage sich zwar in sein Zelt zurückgezogen, jedoch, ohne sich, wie gewöhnlich, zu verweilen, bald wieder auf die Schiffe zurückbegeben hatte. Kaum hatte er daher das Auslaufen der tyrischen Schiffe wahrgenommen, als er in aller Eile einen Theil seines Geschwaders bemannte und mit ihm um die Stadt herumsegelte, den ausgelaufenen Tyriern entgegen. Die auf den Mauern, welche den Feind heransegeln und Alexandern in Person auf den Schiffen sahen, schrieen den ihrigen auf den Schiffen zu, um sie zur Rückkehr aufzufordern, und versuchten, als sie über dem Getümmel des anhaltenden Kampfes nicht gehört werden konnten, durch Zeichen über Zeichen sie zum Rückzuge zu veranlassen. Allein zu spät erst wurden diese die Annäherung Alexanders und seiner Schiffe gewahr; umlenkend flohen sie dem Hafen zu, doch nur wenige entkamen schnell genug, die meisten wurden von Alexanders Schiffen angefallen und theils zum ferneren Gebrauche untauglich gemacht, theils weggenommen. Uebrigens war ihr Verlust an Mannschaft nicht groß, da diese, sobald sie ihre Schiffe in feindlicher Gewalt sah, über Bord sprang und schwimmend sich in den Hafen rettete. So konnten denn die Tyrier von ihrer Seemacht keinen Vortheil mehr ziehen und die Kriegsmaschinen der Makedonier setzten ihnen um so nachdrücklicher zu. Zwar richteten die auf dem Damme vorgeschobenen bei der Stärke der Mauer nichts aus, was irgend von Bedeutung wäre; dagegen gelang es dem auf Schiffen gegen die Südseite der Stadt herangeführten Belagerungsgeschütz, ein Stück Mauer dergestalt zu erschüttern, daß es zusammenstürzte. Alexander ließ an der durchbrochenen Stelle Brücken anlegen und versuchte den Sturm, welchen aber die Tyrier mit leichter Mühe zurückschlugen.

Er wartete daher noch drei Tage, bis Windstille eintrat; und nachdem er die Führer des Fußvolks zum Kampfe angefeuert hatte, erschien er mit dem Sturmzeug auf den Schiffen abermals vor der Stadt. Zuerst ließ er einen bedeutenden Theil der Mauer erschüttern und dann, sobald die Lücke hinlängliche Breite zu haben schien, die mit Maschinen beladenen Schiffe sich zurückziehen und zwei andere anfahren, welche ihm die Fallbrücken zuführten, die er in den Mauerbruch zu werfen gesonnen war. Das eine derselben war mit den Rundschildnern besetzt unter den Befehlen des Admetos, das andere mit der Abtheilung des Koinos von den sogenannten Edelschaaren zu Fuß. Alexander selbst befand sich bei den ersteren. Einem Theile der Schiffe befahl er, gegen die beiden Häfen auszulaufen, um vielleicht, während die Tyrier auf der Seite, wo er selbst angriff, in Anspruch genommen würden, die Einfahrt zu erzwingen; andere, welche grobes Wurfgeschütz führten oder Bogenschützen auf den Verdecken trugen, sollten rings um die Mauer hersegeln und, wo es anginge, landen, oder, so lange die Landung unausführbar wäre, sich innerhalb Schußweite vor Anker legen, so daß die Tyrier, von allen Seiten beschossen, nicht wüßten, wo die Gefahr am größten und Hülfe am dringendsten noth sei. Die Fallbrücken wurden ausgeworfen, und muthig drangen die Rundschildner drüber hin gegen die Mauer vor: denn Admet ging hier mit gutem Beispiele voran, und zugleich folgte Alexander ihnen im Rücken, nicht nur persönlich an dem Kampfe kräftigen Antheil nehmend, sondern auch Augenzeuge von jeder glänzenden Waffenthat, durch welche irgend einer seiner Leute im Gefechte sich hervorthat. Wirklich wurde auch eben da, wo Alexander persönlich den Angriff leitete, ein Theil der Mauer erstürmt. Zwar blieb Admet, welcher zuerst die Mauer betrat und seine Leute zur Nachfolge

aufrief, von einem Wurfspieße durchbohrt, auf dem Platze. Allein hinter ihm gewann Alexander die Mauer mit der Leibschaar, und wie nun etliche Thürme nebst der dazwischen liegenden Mauer in seiner Gewalt waren, zog er sich auf dem Wallgange hin gegen die königliche Burg, weil er sah, daß von dort aus leichter in die Stadt hinabzukommen sei.

Mittlerweile stürmten einerseits die phönicischen Schiffe gegen den ägyptischen Hafen, sprengten die Sperrketten und überwältigten die daselbst befindlichen Schiffe; andererseits erzwang auch das cyprische Geschwader die Einfahrt in den nach Sidon zu gelegenen Hafen und bemeisterte sich sofort auf diesem Punkte der Stadt. Sobald die Tyrier die Mauer besetzt sahen, zogen sie sich zwar von dort zurück, aber sie verrammelten die Gassen, sammelten sich auf einem geeigneten Platze innerhalb der Stadt und boten hier den Makedoniern von neuem die Spitze. Alexander rückte mit den Rundschildnern gegen sie an; und da auch Koinos mit seiner Schaar eingedrungen und die Stadt von der Hafenseite her eingenommen war, so entstand jetzt ein mörderisches Blutbad. Gegen achttausend Tyrier wurden von den über die lange Dauer der Belagerung und den hartnäckigen Widerstand ergrimmten Makedoniern niedergehauen. Nur denen, welche sich in den Baalstempel geflüchtet hatten — es waren dies die höchsten Behörden der Tyrier, ihr König Azemilk und etliche Festgesandte von Karthago, die dem Baal zu Ehren nach einem alten Brauche in der Mutterstadt erschienen waren — ließ Alexander Gnade angedeihen; alles übrige wurde zu Sklaven gemacht und verkauft. Solcher Unglücklicher waren nicht weniger als dreißigtausend. Von den Makenoniern waren während der ganzen Belagerung ungefähr vierhundert Mann gefallen.

Alexander beging mit dem Heere und der Flotte ein feierliches Siegesfest. Die Maschine, welche die Mauer niedergeworfen hatte, und das heilige Schiff der Tyrier, welches bei jenem Seegefechte in seine Hände gefallen war, ließ er als Weihgeschenke im Heiligthume des Baal aufstellen. So fiel Tyros, nachdem es sieben Monate lang, vom November des Jahres 333 vor Chr. bis zum Juni des folgenden, belagert worden war.

6. Alexander in Afrika.

Alexander trat nunmehr die Heerfahrt nach Aegypten an. Das ganze palästinische Syrien unterwarf sich ihm ohne Schwertstreich; nur Gaza, die südlichste unter den fünf Städten der Philister, dicht an der Grenze Aegyptens, leistete zwei Monate lang Widerstand, bis er sie mit Sturm eroberte. Einen großen Theil der Beute schickte er seiner Mutter und seinen Freunden in Makedonien zu. Seinem Erzieher Leonidas übermachte er fünfhundert Talente Weihrauch und hundert Talente Myrrhen, zur Erinnerung an eine in seiner Kindheit gefaßte Hoffnung. Bei einem Opfer nemlich hatte Alexander ganze Hände voll Räucherwerk in die Flamme geworfen und über diese kindlich unbedachtsame Freigebigkeit von Leonidas den Verweis erhalten: „Ei mein Kind, wenn Du erst einmal über das Gewürzland Herr sein wirst, magst Du so verschwenderisch räuchern, jetzt aber mußt Du mit unserm Vorrathe sparsamer umgehn.“ Bei Gelegenheit jener Sendung schrieb ihm nun Alexander: „Wir schicken Dir Weihrauch und Myrrhen in Ueberfluß; damit Du aufhörest, gegen die Götter karg zu sein.“

Dem gegen Aegypten vorrückenden Sieger öffnete der dortige Satrap zuvorkommend Land und Städte. Alexander ging über den Nil und kam in die Hauptstadt Memphis. Dort brachte er wie den übrigen Göttern so auch dem Apis, dem heilig gehaltenen Stiere der Aegypter, ein Opfer und machte sich dadurch dieses Volk, welches von jeher das persische Joch nur mit Widerstreben getragen hatte, um so geneigter. In Memphis begab er sich zu Schiffe und fuhr stromabwärts dem Meere zu. Als er die westlichste der sieben Nilmündungen erreicht hatte, steuerte er gegen den See Mariotis herum, welcher noch heutigen Tages Mariuth heißt, und stieg da, wo noch gegenwärtig die nach ihm benannte Stadt Alexandria steht, wieder ans Land. Dieser Ort schien ihm ganz vorzüglich geeignet zur Anlegung einer großen Handelsstadt, so daß er auf der Stelle Hand an's Werk legte und sich daran gab, den Plan der Stadt mit eigener Hand den Bauleuten vorzuzeichnen. Da aber nichts vorhanden war, um die Merkzeichen auf dem Boden anzubringen, so gerieth einer der Werkmeister auf den Einfall, sich dazu des Mehles, welches die Soldaten in Gefäßen bei sich trugen, zu bedienen. Dieses wurde nun nach den Anweisungen des Königs auf den schwarzen Boden hingestreut und solchergestalt der Umkreis der Ringmauer, die Lage des Marktplatzes u. s. w. bezeichnet. Die Zeichendeuter und namentlich Aristandros von Telmissos, dessen Wahrsagungen schon öfter eingetroffen waren, übten an diesem Zufall ihren Scharfsinn und versicherten: wohlhabend werde diese Stadt werden und viele Menschen ernähren. Dieser Weissagung hat Alexander im voraus die Erfüllung gesichert. Dem außerordentlichen Scharfblick, mit welchem er für die neue Stadt gerade diesen Platz erwählt hatte, verdankte Alexandrien, indem es zum Mittelpunkte für den Handel zwischen Morgen- und Abendland sich erhob, seinen Reichthum und außerordentliche Bedeutung.

Jetzt kam dem Könige die Lust an, das berühmte Orakel des Zeus Ammon in Libyen zu besuchen. Diese Reise war nicht nur mit ungewöhnlichen Beschwerden, sondern auch mit großen Gefahren verknüpft. Denn der Weg geht durch eine weite, dürre Sandwüste, in welcher die Reisenden zuweilen wegen Wassermangels verschmachten. Oft verweht der Wind jede Spur des Weges; wie in einem unabsehbaren Meere von Sand weiß man nicht, wohin sich wenden; denn Wahrzeichen giebt es keine, und nirgends findet sich weder ein Berg noch ein Baum noch ein bleibend aufgethürmter Hügel, an denen sich der Wanderer zurecht zu finden wüßte, wie der Seefahrer an den Sternen; denn auch die Sanddünen, welche sich hier und dort durch die einförmige Fläche entlang ziehen, wechseln mit den Winden ihre Stelle. Insonders erhebt sich der Südwind hier zuweilen mit solcher Gewalt, daß er die ganze Ebene in eine wellenförmige Bewegung bringt, den lockeren Sand in dichten Massen emporwirbelt und wieder anderswo zu hohen Hügeln aufhäuft. Ganze Karavanen sind schon auf solche Weise verschüttet worden, wie dies einstmals einem Heere von funfzigtausend Mann,

welches der Perserkönig Kambyses nach dem Orakel des Ammon ausgeschickt hatte, widerfahren sein soll; denn kein einziger davon kam zurück.

Diese Umstände erfüllten jedermann mit großen Bedenken; aber es war schwer, Alexandern von einem einmal gefaßten Vorsatze abzubringen. Das Glück, welches alle seine Unternehmungen begleitete, verlieh auch seinen Entschlüssen eine besondere Festigkeit, und der ihm eigene feurige Muth äußerte sich bei allem, was er vornahm, als unüberwindlicher Starrsinn, welcher nicht nur über Fremde, sondern selbst über Ort und Zeit Gewalt übte.

So gab er auch trotz aller Gegenvorstellungen den Zug nach dem Ammoneion nicht auf. Zuerst ging diese Wallfahrt in einer Strecke von zwanzig Meilen an der wüsten Küste des Mittelmeeres entlang bis nach Parätonion, welches jetzt noch den Namen Al Bareton führt. Dann wandte sich der Zug nach Süden, d. i. landeinwärts der Gegend zu, wo der Tempel des Ammon lag. Es war gerade zur Winterszeit, wo vom November bis April in dortiger Gegend sich oft starke Regengüsse ergießen; und so gab auch diesmal der Himmel reichliche Wasserspenden, wodurch die Hitze des Sandes gelöscht, die Luft zum Athmen geeignet und alle Besorgniß wegen des Durstes verscheucht ward. Auch war der Boden durch die Befeuchtung fester und gangbarer geworden, so daß keine Verschüttung durch Sandwirbel mehr zu befürchten stand. Bald aber fand sich, daß man vom Wege abgekommen; und da die Merkzeichen, nach denen sie sich sonst zu richten pflegten, verwirrt waren, so waren auch die mitgenommenen Führer ihrer Sache nicht gewiß. Da zeigte sich ein Zug Raben in der Luft, und Alexander befahl, diesen als gottgesandten Wegweisern zu folgen. Er mochte vermuthen, daß diese Vögel in einem wirthbareren Lande Sitz und Heimath hätten, als in dieser nahrungslosen Oede; und diese Ahnung betrog ihn so wenig, als den Columbus, dem eine ähnliche Erscheinung nach langer Fahrt in unbekannten Meeren die Nähe des gesuchten Welttheils verkündete. Der Richtung der Raben folgend, erreichte der Zug glücklich das Ziel seiner Reise.

Der Ort, wo der Ammonstempel steht, bildet einen grünen Streifen fruchtbaren Landes mitten in der Wüste und ist heutiges Tages die Oase von Siwa genannt. Seine Länge beträgt gegen zwei Meilen, seine größte Breite nur dreiviertel Stunden. In so beschränktem Raume ist er voll zahmer Bäume, besonders Oel- und Dattelbäume. Die Luft ist hier so mild wie zur Frühlingszeit, während es rings herum sehr heiß ist. Quellen durchrieseln die Oase in jeder Richtung. Auch entspringt in ihr ein Quell von seltsamer Art, genannt der Sonnenquell. Um Mittag ist nämlich sein Wasser ganz kalt; wie sich die Sonne zum Abend neigt, wird es immer wärmer bis um Mitternacht, von wo an es sich allmälig wieder abkühlt, so daß es gegen Morgen bereits kalt und zur Mittagszeit wieder am kältesten ist. Die Gegend ist reich an gediegenem Salze. Sein Korn ist lang und rein wie Krystall. Schon einen Schuh tief unter dem Sande stößt man auf Salz, welches den ganzen Erdboden gleichsam unterminirt hat und in solchen Massen erscheint, daß es sogar statt der Steine zur Aufführung von Mauern gebraucht wird. Die Ammonier wohnen in Dörfern; aber in der Mitte ihres Ländchens erhob sich eine Burg mit dreifacher Ringmauer und dem Tempel des Zeus Ammon, dessen Ruinen noch jetzt vorhanden sind.

Alexander war überrascht von der Gegend und begab sich zum Tempel. Welche Frage er an das Orakel gerichtet habe, und welche Antwort er erhalten, ist nicht kund geworden. Wie er selbst sagte, war sie ganz nach seinem Wunsch ausgefallen, und seiner Mutter schrieb er: er habe geheime Weissagungen bekommen, die er nach seiner Zurückkunft ihr allein entdecken wolle. Gleichwohl hatte sich das Gerücht verbreitet, der Oberpriester habe ihn beim Eintritt in den Tempel als einen Sohn des Zeus begrüßt; und Alexander trug kein Bedenken, sich dieser Sage zu bedienen, um, mit der Majestät göttlicher Abkunft bekleidet, sich die Barbaren desto leichter unterwürfig zu machen. Wie er selber darüber dachte, kann man unter anderem auch daraus ersehen, daß er, als er einst von einem Pfeile verwundet worden war, mit einer Anspielung auf Homer jener leichtgläubigen Vergötterung spottete, indem er ausrief: „Dies wenigstens, ihr Freunde, ist Blut und nicht Ichor, wie er den Wunden der seligen Götter entströmet.“

7. Die Schlacht bei Gaugamela.

Nachdem Alexander dem Ammon prächtige Weihgeschenke dargebracht und auch die Einwohner der Oase mit einer ansehnlichen Summe Geldes beschenkt hatte, trat er den Rückweg an und erreichte in zwölf Tagen wiederum Aegypten. Er ordnete die innere Verwaltung des Landes, setzte Statthalter über Aegypten und Libyen ein und begab sich darauf nach Syrien, um sich zur Heerfahrt in das innere Asien zu rüsten, die dem persischen Reiche ein Ende machen sollte. Inzwischen schickte Dareios einige seiner Großwürdenträger an ihn ab, die ihm im Namen ihres Herrn für dessen Mutter, Gemahlin und Kinder ein Lösegeld von zehntausend Talenten, ferner die Abtretung des ganzen Landes diesseit des Euphrat bis zum griechischen Meere und endlich mit der Hand seiner Tochter die Freundschaft und Bundesgenossenschaft des Dareios anboten. Alexander legte diese Anträge seinen versammelten Freunden vor und fragte sie um ihre Meinung. Parmenion sagte: „Ich würde es annehmen, wenn ich Alexander wäre;“ worauf Alexander: „Und ich auch, wenn ich Parmenion wäre!“ In diesem Sinne schrieb er auch dem Perserkönige: Geld brauche er keines von Dareios, alle sein Geld und Land seien ja ohnehin sein; und wollte er seine Tochter zum Weibe nehmen, so könnte er sie nehmen, ohne dazu seiner Einwilligung zu bedürfen; wolle aber Dareios auf seine Großmuth Anspruch machen, so solle er in Person sich bei ihm einfinden und dürfe auf die wohlwollendste und freundschaftlichste Aufnahme rechnen. — Nicht lange darnach aber starb die Gemahlin des Dareios vor Kummer, und Alexander empfand nun große Reue darüber, daß er eine so schöne Gelegenheit, seine Großmuth zu beweisen, vorbeigelassen. Er sparte daher keinen Aufwand und ließ die Königin mit großer Pracht begraben.

Einer ihrer mitgefangenen Diener fand Gelegenheit zu entweichen und brachte ihrem Gemahle die Trauer-

botschaft. Dieser schlug sich vor die Stirn und brach in laute Klagen aus: „O wehe über das Geschick der Perser!“ rief er aus; „war es nicht genug, daß des Königs Gemahlin und Schwester bei ihrem Leben in Gefangenschaft gerieth! Muß sie denn auch noch im Tode eines königlichen Begräbnisses entbehren!“ Der Diener fuhr fort: „Was das Begräbniß betrifft, mein König, und überhaupt die einer Königin zukommende Ehre und Würde, so hast du keine Ursache, dich über das böse Geschick der Perser zu beklagen. Denn so lange sie lebte, ist meiner Gebieterin Stateira, auch deiner Mutter und deinen Kindern von all dem Guten und Schönen, was sie hier genossen, nichts weiter versagt gewesen, als das Licht deines Angesichts zu sehen, welches Ormudz*), unser Herr und Gott, wieder in vollem Glanze möge leuchten lassen! Und auch im Tode hat es ihr an keinerlei Schmuck gefehlt, sondern sogar die Feinde ehrten sie mit ihren Thränen. Denn Alexander ist ebenso gütig im Sieg als furchtbar im Streite.“ Und als er hiervon nun weiter erzählt und seine Aussagen mit den heiligsten Schwüren bestärkt hatte, hob Dareios seine Hände gen Himmel und betete: „Ihr Götter des Vaterlandes und der Könige! vor allem und zumeist erbitte ich von euch, helfet mir das Glück der Perser wieder aufrichten und das Reich in demselben Wohlstande meinen Nachkommen hinterlassen, in welchem ich es übernommen habe, damit ich als Sieger Alexandern die Wohlthaten vergelten könne, die er in meinem Unglücke den mir Theuersten erwiesen hat. Sollte aber die Zeit schon angebrochen sein, welcher nach dem Gesetz der Vergeltung und des ewigen Wechsels aller Dinge vom Schicksal bestimmt ist, das Reich der Perser zu enden, o dann lasset keinen anderen Menschen den Thron des Kyros einnehmen als Alexandern!“

Die Makedonier drangen gegen den Euphrat vor, überschritten bei Thapsakos unbehindert diesen Fluß, zogen durch Mesopotamien und fanden selbst beim Uebergange über den reißenden Tigris keinen Widerstand. Jetzt endlich rückte ihnen Dareios mit einer Streitmacht, welche die bei Issos geschlagene noch weit übertraf, bei dem Flecken Gaugamela, funfzehn Stunden westlich von der Stadt Arbela gelegen, im September des Jahres 331 vor Chr. entgegen.

Die älteren unter den Freunden Alexanders, besonders Parmenion, geriethen, als sie in der Nacht die ganze Ebene von feindlichen Feuern erleuchtet sahen, und ein verworrenes, fürchterliches Getös und Lärmen aus dem Lager wie von einem unabsehbaren Meere herüberschallte, in mächtiges Erstaunen über die Menge der Feinde. Sie besprachen sich unter einander, wie schwer und mißlich es sein würde, ein so ungeheures Heer in offenem Angriffe zu überwältigen und ertheilten Alexandern den Rath, die Feinde bei Nachtzeit anzugreifen. „Ich will den Sieg nicht stehlen!“ antwortete er, begab sich in sein Zelt zur Ruhe und fiel auch bald in so tiefen Schlaf, daß er wider seine Gewohnheit selbst bei Anbruch des Tages noch nicht erwacht war. Die Feldherren, welche frühmorgens vor seinem Gezelte sich einfanden, konnten diese Sorglosigkeit des sonst so rührigen Fürsten sich nicht erklären und gaben einstweilen für sich selbst den Kriegsvölkern den Befehl, das Frühmahl zu nehmen. Da aber ein längerer Verzug bedenklich erschien, so ging Parmenion hinein, trat vor das Bett und rief ihn zwei oder drei Mal beim Namen, wovon er endlich erwachte. „Wie kannst du so ruhig schlafen, als ob du schon gesiegt hättest, da du doch die wichtigste und entscheidendste Schlacht noch vor dir hast?“ Alexander antwortete mit lächelndem Antlitz: „Wie? meinst du nicht, daß wir den Sieg schon in Händen haben, da wir endlich der Mühe überhoben sind, durch weite, wüste Länder umherzuziehen und den flüchtigen Dareios aufzusuchen?“

Nicht so sorglos sah Dareios dem entscheidenden Treffen entgegen. Er hatte sein Heer schon am vorigen Abend bei Fackelschein gemustert und in der Schlachtordnung, in welcher er es aufgestellt hatte, die ganze Nacht hindurch unter den Waffen stehen lassen, theils weil er kein hinlänglich verschanztes Lager hatte, theils weil er zugleich fürchtete, in der Nacht vom Feinde überfallen zu werden. Und war irgend etwas, das den Persern in ihrer damaligen Lage Schaden brachte, so war es gerade dieses lange Stehen unter den Waffen und die Furcht, welche zwar gern vor großen Gefahren den Menschen beschleicht, hier aber um so gefährlicher wirkte, weil es nicht die plötzliche Furcht des Augenblickes war, sondern eine so lange Zeit hindurch die Gedanken beschäftiget und die Gemüther beherrscht hatte.

Vom Lager erstehend, legte Alexander die Waffen an. Er trug ein zugegürtetes Oberkleid von sicilischer Arbeit und darüber einen linnenen Doppelpanzer aus der Beute bei Issos. Sein Helm war ein Werk des Theophilos, zwar nur von Eisen, schimmerte aber wie reines Silber. Der Halskragen war ebenfalls von Eisen und mit vielen Edelsteinen besetzt. Das Schwert, dessen er sich in Gefechten mehrentheils zu bedienen pflegte, war von besonderer Härtung und Leichtigkeit, ein Geschenk des Königs von Kition auf Cypern. Außerdem trug er noch einen prächtigen Reitermantel, eine Arbeit des alten Helikon, geschenkt von der Stadt Rhodos, die ihm damit ihre besondere Ehrfurcht bezeigen wollte. So lange er seine Kriegsvölker in Schlachtordnung stellte und sich bald dahin bald dorthin begab, um die nöthigen Befehle zu ertheilen, ritt er ein anderes Pferd, um den Bukephalos, der schon ziemlich alt war, zu schonen. Sobald es aber zum Treffen ging, ließ er sich diesen vorführen, bestieg ihn und schickte sich sogleich zum Angriff an.

Er hielt eine lange Anrede an die Thessalier und die übrigen Hellenen, und da sie ihn durch lauten Zuruf: er solle sie nur gegen die Barbaren führen, in seinem Vertrauen bestärkten, ergriff er mit der Linken die Lanze, hob die Rechte gen Himmel und betete zu den Göttern, daß sie den Hellenen im Kampfe beistehen und ihnen Kraft und Stärke verleihen möchten. Ihm zur Seite ritt der Wahrsager Aristandros in weißem Gewand und mit einem goldenen Kranze auf dem Haupte. Er deutete in die Luft auf einen Adler, der über Alexandern schwebte und durch seinen Flug das Heer gerade gegen die Feinde hinleitete. Dieser Anblick beseelte alle mit Muth und Vertrauen, so daß sie einander wechselseitig ermunterten und die Reihen des Fußvolks den gegen die Feinde ansprengenden Reitern gleich einer Meereswoge im Sturmschritt nachfolgten.

*) s. S. 64 Anmerk.

Gewarnt durch den Unfall bei Issos, hatte Dareios eine nach allen Seiten hin offene Gegend zum Kampfplatz erwählt und noch dazu alle dem Gebrauche der Pferde und der Wagen hinderliche Unebenheiten lange vorher ausgleichen lassen. Miriaden Fußvolks und vierzigtausend Reiter nebst zweihundert an den Seiten mit scharfen Sicheln bewaffneten Streitwagen und funfzehn Elephanten schienen wohl geeignet, selbst ein größeres Heer, als Alexander in den Kampf führte, von allen Seiten zu umzingeln und zu erdrücken. Als die Völker schlachtfertig sich gegenüberstanden, rückte Alexander, indem er sich mit seinem rechten Flügel, welchen er selbst befehligte, dem Feinde näherte, in schräger Schlachtordnung vor, ließ sich durch die Gegenbewegungen der Perser nicht aufhalten und war nahe daran, über die von jenen geebneten Stellen hinauszukommen. Um dies zu verhindern, gab Dareios der vor seinem linken Flügel aufgestellten skythischen Reiterei Befehl, den rechten Flügel der Makedonier zu umgehen und ihm dadurch das weitere Vorrücken unmöglich zu machen. Diesem schickte Alexander seinerseits mehrere Reitergeschwader entgegen und so entspann sich ein lebhaftes Reitergefecht, in welchem die Makedonier nicht unbedeutenden Verlust erlitten, theils wegen der überlegenen Menge der Feinde, theils weil die Skythen und ihre Rosse durch Panzer auf's beste gedeckt waren. Dennoch hielten die Makedonier gegen ihre Angriffe Stand und brachten endlich, in abgesonderten Schaaren mit Macht anstürmend, Verwirrung in ihre Reihen.

Jetzt ließ Dareios auch seine Sichelwagen gegen Alexandern selbst los, um seine Phalanx in Unordnung zu bringen. Aber in dieser Hoffnung täuschte er sich gewaltig. Denn so wie sie herankamen, wurden sie zum Theil von den Wurfschützen durch einen Hagel von Geschossen zum Stehen gebracht; zum Theil wurden die Zügel aufgefangen, die Wagenlenker herabgerissen, die Pferde umstellt und niedergestochen; einige rannten auch zwischen den Abtheilungen durch, welche sich den erhaltenen Befehlen gemäß da, wo die Wagen heranrollten, öffneten; und hier war es, wo sie meist nicht nur selbst unbeschädigt, sondern auch ohne Schaden anzurichten, durchkamen und hinter der Front von den Stallknechten im Heere Alexanders oder von den im zweiten Treffen aufgestellten Soldaten aufgefangen wurden.

Alexander rückte unterdessen noch immer aus der Flanke vor, und Dareios ging ihm nun mit der ganzen Schlachtlinie entgegen. Allein ein Theil der Reiterei, welche er seinem linken Flügel beigegeben hatte, riß sich jetzt vom Mitteltreffen los und eilte denen, welche den rechten Flügel der Makedonier umzingeln sollten, zu Hülfe. Hierdurch entstand in der vorderen Linie der Perser eine Lücke, und kaum hatte Alexander dies gewahrt, als er in keilförmiger Stellung unter jauchzendem Schlachtgeschrei und im Sturmschritt darauf losrückte. Eine Zeit lang kam es hier zu heftigem Handgemenge; da der König Dareios auch diesmal im Mitteltreffen seinen Stand hatte. Die Besten seiner Truppen, eine Menge Reiter in glänzender Rüstung, standen dichtgeschaart um ihn her. Er selber als ein Mann von schönem Wuchse vor allen ausgezeichnet, nahm persönlich am Kampfe Antheil und schleuderte von seinem hohen Wagen aus Wurfspieße gegen die Feinde. Als aber die Reiter Alexanders und Alexander selbst mit Macht eindrangen, indem sie theils in Massen anstürmten, theils mit ihren Stoßlanzen die Perser in's Gesicht verwundeten; als zugleich die makedonische Phalanx dichtgeschlossen mit ihren vorstarrenden Lanzen ebenfalls einbrach und dem längst schon erschreckten Dareios nun alles Schreckliche auf einmal vor die Augen trat, so war er selbst der Erste, der sich zur Flucht wandte. Da wurde auch das Heer, welches um ihn versammelt war, zaghaft; ein Theil floh dem Könige nach, und da Alexander die Fliehenden auf diejenigen warf, welche noch Stand hielten, setzte er die ganze Masse in Verwirrung und jagte sie aus einander. Nur die Tapfersten und Edelsten ließen sich über der Vertheidigung ihres Königes niederhauen, fielen haufenweise über einander her und hinderten das Nachsetzen, indem sie sich noch sterbend um die Feinde und ihre Rosse schlangen.

Auf dieser Seite war der Sieg der Makedonier vollständig erfochten. Dagegen befand sich ihr linker Flügel in Noth. Hier nemlich hatte sich die Schlachtlinie getrennt, durch diese Oeffnung war ein Theil der persischen Reiterei bis zum Lager vorgedrungen, und fiel mit mörderischer Wuth über die dort Zurückgebliebenen her, die meistens unbewaffnet waren und nichts weniger erwarteten, als daß jemand die doppelte Phalanx sprengen und zu ihnen durchdringen werde. Zudem rafften sich beim Einbruch ihrer Freunde auch die persischen Gefangenen auf, griffen zu den Waffen oder halfen jenen bei der Plünderung, während die gefangenen Frauen sich zur Flucht anschickten. Nur Sisyngambris, die Mutter des Dareios, blieb still und wohlbedächtlich zurück. Denn sie mochte weder dem unsicheren Glücke trauen, noch die Pflicht der Dankbarkeit gegen Alexandern verletzen. Parmenion, dem der Befehl über den linken Flügel anvertraut war, schickte in aller Eile einige Boten an Alexandern und ließ ihm sagen: das ganze Lager und Gepäck sei verloren, wenn er nicht sofort dem Hintertreffen zahlreiche Mannschaft zu Hülfe schicke. Alexander aber ließ sich durch diesen Zwischenfall von der Verfolgung seines Vorhabens nicht abrufen und ertheilte dem Boten die Antwort: „Parmenion ist wohl nicht recht klug oder bei Besinnung und muß in der Bestürzung ganz vergessen haben, daß den Siegern auch das, was den Feinden gehört, zufällt, Ueberwundene aber nicht um Güter und Sklaven, sondern nur darum sich bekümmern müssen, wie sie im Kampfe mit Ehren fallen mögen.“

Auch zeigte sich in der That, daß jenes Ereigniß eines solchen Aufhebens nicht werth gewesen. Eine Wendung der hinter dem Vordertreffen aufgestellten zweiten Linie reichte hin, die in's Lager eingedrungenen Perser, welche nach einem leichten Siege nur um das Gepäck sich zu schaffen machten, zu überwältigen und theils niederzuhauen theils zu zerstreuen.

Zum zweiten Male aber fand sich der linke Flügel von einer viel größeren Gefahr bedroht. Die persische Reiterei hatte ihn während jenes Gefechts im Rücken wirklich umgangen und war dem Parmenion in die Seite gefallen; und auf diese Nachricht säumte Alexander mit der Hülfe nicht, sondern stellte alsbald die Verfolgung ein, warf sich an der Spitze der berittenen Edelschaaren herum und sprengte in vollem Laufe gegen den rechten Flügel der Perser an. Hier entspann sich das hartnäckigste

Gefecht des ganzen Tages, bis auch auf diesem Punkte der Sieg den Makedoniern zufiel, und der Feind sich fliehend zerstreute. Dreimal hunderttausend Todte ließ er auf dem Schlachtfelde zurück; noch größer war die Zahl der Gefangenen. Alexanders Verlust an Leuten belief sich auf etwa hundert Mann, an Pferden aber theils durch Wunden theils durch die Strapazen der Verfolgung auf mehr als tausend, fast zur Hälfte seinen Edelschaaren gehörig. Parmenion eroberte das feindliche Lager, das Gepäck, die Kameele. Alexander aber setzte nach kurzer Rast die Verfolgung fort und langte am folgenden Tage, nachdem er im Ganzen wenigstens funfzehn Stunden unmittelbar vom Schlachtfelde aus zurückgelegt hatte, in Arbela an, wo ihm die Schätze und das ganze Feldgeräth des Dareios in die Hände fielen.

Der Ausgang dieser Schlacht hatte dem persischen Reiche den Todesstreich versetzt. Alexander ließ sich zum Könige von Asien ausrufen, hielt den Göttern zu Ehren prächtige Opferfeste und beschenkte seine Freunde mit Reichthümern, Häusern und Statthalterschaften. Um sich den Hellenen in seiner ganzen Größe zu zeigen, schrieb er an sie, daß hinfort alle Tyrannenherrschaften aufgehoben sein und alle frei nach ihren eigenen Gesetzen leben sollten. Die Platäer forderte er auf, ihre Städte wieder aufzubauen, als Anerkennung dafür, daß einstmals ihre Vorfahren den Hellenen ihr Feld eingeräumt hätten, um dort die große Freiheitsschlacht zu schlagen. Selbst den Krotoniaten in Unteritalien schickte er einen Theil der Beute, ihrem Mitbürger Phayllos zu Ehren, welcher im Perserkriege, als die übrigen Griechen Italiens ihr Heimathland schon verloren gaben, mit einem auf eigene Kosten ausgerüsteten Schiffe nach Salamis gesegelt war, um wenigstens an der Gefahr mit theilzunehmen. So erkenntlich bewies sich Alexander gegen jede Art von Verdienst; so hoch pflegte er rühmliche Thaten zu schätzen und im Andenken zu bewahren!

8. Alexander in Persis. Einzelne Charakterzüge.

Der fliehende Perserkönig hatte den Weg über das Zagrosgebirge*) nach Medien eingeschlagen, in der Voraussetzung, Alexander werde unmittelbar nach der Schlacht auf Babylon und Susa losgehen. Denn in dieser Richtung war lauter bewohntes Land, der Weg für das Fortbringen des Gepäckes nicht beschwerlich und zugleich Babylon und Susa augenscheinlich der Preis des Kampfes, während auf der Straße nach Medien mit einem großen Heere nicht wohl durchzukommen war. Dareios hatte nicht fehlgeschlossen. Von Arbela aufbrechend, setzte sich Alexander nach Babylon in Bewegung. Diese altberühmte und große Stadt öffnete ihm freiwillig die Thore. Ebenso ergab sich Susa ohne Widerstand. Mit vierzehntausend Mann frischer Truppen aus Griechenland verstärkt, rückte Alexander von dort gegen das Stammland der Perser, die Landschaft Persis, welche heutiges Tages den Namen Farsistan führt, und erzwang sich den Durchzug durch die rauhen Gebirgspässe, die sogenannten persischen Pforten, mit schweren Kämpfen; denn hier traten ihm die edelsten Perser mit letztem Aufwand ihrer Kräfte zur Vertheidigung ihres Heimathlandes entgegen. Nach ihrer Ueberwältigung drang er nach Persepolis vor, der heiligen Wallfahrtsstadt und Todtenresidenz der persischen Könige. Die Menge der Schätze, welche hier wie in Susa den Siegern in die Hände fielen, war unermeßlich. Im Schlosse der letzteren Stadt fanden sich allein an gemünztem Gelde vierzigtausend Talente vor, in Persepolis ebensoviel, und zur Fortschaffung der Reichthümer und Geräthschaften waren nicht weniger als zehntausend Paar Maulthiere und fünftausend Kameele erforderlich.

Da der Winter einfiel, so verweilte sich Alexander hier vier Monate lang, um seinem Heere einige Erholung zu gönnen. Als er zum ersten Male den königlichen Thron unter goldenem Prachthimmel einnahm, brach der Korinthier Demaratos, ein wohlwollender Freund Alexanders schon vom Vater her, nach Art alter Leute in Thränen aus und rief: „O, welcher Freude haben die Hellenen entbehren müssen, welche gestorben sind, ehe sie Alexandern auf dem Throne des Dareios konnten sitzen sehen!“ Doch bezeichnete Alexander jene festlichen Tage des vollendeten Sieges über den Erbfeind der Hellenen mit einer That des Uebermuthes und der Unbesonnenheit. Bei einem Zechgelage, welches Alexander seinen Vertrauten gab, so erzählt man, befand sich nebst anderen Frauenzimmern auch die Thais, eine geborene Athenerin, die Buhle des nachmaligen Königs Ptolemäos. Diese erhob sich, kühn gemacht durch den Beifall, mit welchem sie den König ihre fein angebrachten Scherze und Lobsprüche entgegennehmen sah, zu einer Sprache, welche zwar dem Charakter ihres Vaterlandes völlig gemäß, für ihren Stand aber wohl etwas zu erhaben war. „Der heutige Tag,“ sprach sie, „giebt mir für alle Mühseligkeiten, die ich während des langen Umherziehens in Asien erduldet habe, reiche Entschädigung, da ich der stolzen Königsburg der Perser Hohn sprechen kann. Aber eine noch weit höhere Freude sollte es mir sein, den Pallast jenes Xerxes, welcher Athen in Schutt und Asche legte, vor den Augen des Königs mit eigener Hand anzuzünden, damit es in aller Welt bekannt würde, daß schwache Weiber in Alexanders Gefolge für Griechenland an den Persern eine völligere Rache genommen haben, als jene berühmten Führer der griechischen Heere und Flotten.“

Dieser alberne Vorschlag wurde von allen Anwesenden mit Jubel und Händeklatschen aufgenommen. Selbst Alexander ließ sich auf dringendes Zureden seiner Freunde, trotz der verständigen Einsprüche Parmenions, mit fortreißen, daß er aufsprang, und mit dem Kranze auf dem Haupte, der Fackel in der Hand, vorausging. Die Uebrigen folgten mit lautem Freudengeschrei nach und umringten den Pallast, und alle Makedonier, welche davon hörten, gesellten sich mit brennenden Fackeln zu ihnen, um an diesem Zerstörungswerke Antheil zu haben, indem sie sich einbildeten, die Einäscherung der Königsburg sei ein sicheres Zeichen, daß ihr König seine Gedanken wieder auf die Heimath richte und seinen Wohnsitz nicht unter den Barbaren aufschlagen wolle. Bald jedoch bereuete

*) Dieses Gebirge bildet jetzt noch immer die Grenzmarke zwischen dem türkischen und persischen Gebiete wie damals zwischen Assyrien und Medien.

Alexander das Geschehene und befahl, das Feuer wieder zu löschen. Wo einst Persepolis stand, zeigen sich noch jetzt die prächtigsten Trümmer unter dem Namen Tschil-Minnar, d. i. die vierzig Säulen. Selbst die Reste dieser Riesengebäude erfüllen den Wanderer noch mit Staunen und Ehrfurcht. „Es sind gewaltige Terrassen, dreifach über einander gethürmt und an ein Marmorgebirge gelehnt, dessen Fortsetzung sie zu sein scheinen. Wälder von Säulen standen hier, von denen jede funfzig Fuß hoch war und so dick, daß kaum drei Männer sie umklaftern konnten. Treppen, so breit wie die Heerstraßen, führen von einer Terasse zur andern, und die langen und hohen Wände des Marmorpalastes sind mit den merkwürdigsten Bildwerken und altpersischen, keilförmigen Inschriften verziert," deren Entzifferung noch gegenwärtig den Scharfsinn europäischer Sprachforscher beschäftigt.

Der Reichthum, welcher jetzt Alexandern zugefallen war, bot ihm ungemessene Mittel, dem Triebe seiner natürlichen Freigebigkeit zu genügen. Auch verband er damit ein freundliches, liebreiches Wesen, welches den Wohlthaten erst den wahren Werth verleiht. Einstmals führte ein makedonischer Soldat ein mit königlichem Golde beladenes Maulthier, und als dieses vor Müdigkeit nicht mehr fortkonnte, nahm er selbst die Last auf seinen Rücken und trug sie weiter. Der König, der ihn dahinkeuchen sah, fragte ihn, was er trüge; und als der Soldat die Last niedersetzen wollte, sprach er zu ihm: „Ermüde noch nicht, mein Guter, geh noch ein Stückchen weiter und trage dir das in dein Zelt."

Gegen seine Freunde und Leibwachen war er so verschwenderisch freigebig, daß ihm seine Mutter Olympias darüber Vorwürfe machte: „Sonst" — so schrieb sie ihm — „erwiesest du deinen Freunden Wohlthaten und erwarbst dadurch Ruhm und Ehre. Jetzt aber machst du sie alle Königen gleich und setzest sie in den Stand, sich viele Freunde zu erwerben, während du dich selbst um so viel Freunde ärmer machst."

Dergleichen Verweise kehrten in den Briefen seiner Mutter öfter wieder, weshalb er sie immer geheim hielt. Nur ein einziges Mal verstattete er dem Hephästion, welcher eben bei ihm eintrat, als er einen ihrer Briefe erbrach, ihn durchzulesen; zog aber gleich darauf seinen Siegelring vom Finger und drückte damit dem Hephästion gleichsam ein Siegel auf den Mund. Er unterließ zu keiner Zeit, durch zahlreiche und kostbare Geschenke der Olympias seine kindliche Anhänglichkeit zu bezeigen; doch erlaubte er ihr nie, sich in Staats- und Kriegsangelegenheiten zu mischen und ertrug die bitteren Vorwürfe, die sie ihm darüber machte, mit Sanftmuth. Antipatros, der als Reichsverweser Makedoniens gegen diese herrschsüchtige Frau oft einen harten Stand hatte, schrieb einst einen langen Brief voller Klagen über sie an Alexandern. Als dieser ihn durchlesen hatte, sprach er: „Antipatros weiß nicht, daß eine einzige Thräne einer Mutter zehntausend solcher Briefe auslöscht."

Vertraut geworden mit den Genüssen des asiatischen Lebens, fingen jetzt viele aus der Umgebung Alexanders an, sich der Ueppigkeit zu ergeben und die übertriebenste Pracht zur Schau zu tragen. Agnon der Tejer trug silberne Nägel an den Stiefeln; Leonnatos ließ sich den Sand zu seinen Leibesübungen auf vielen Kameelen aus Aegypten nachführen; Philotas hatte zum Zwecke der Jagdbelustigung immer so viel Netze bei sich, um einen Raum von hundert Stadien damit zu umstellen; beim Baden und Salben wurde der Gebrauch der köstlichsten Essenzen weit häufiger und gewöhnlicher als der des Oels, und die Meisten hatten in ihrem Gefolge zu dieser Art der Bedienung besondere Kammerdiener und Leute, die nach morgenländischer Weise den Leib zu reiben und zu kneten verstanden. Solche Weichlichkeit verwies ihnen Alexander auf eine sanfte und vernünftige Weise: „Ich wundere mich," sprach er, „daß ihr, die ihr so manche und schwere Kämpfe überstanden habt, euch gar nicht mehr erinnert, daß die, welche andere mürbe gemacht haben, weit sanfter schlafen als die Mürbegemachten, und auch jetzt, da ihr eure Lebensart mit der persischen vergleichen könntet, nicht einsehen wollet, daß nichts knechtischer ist als der Ueppigkeit fröhnen und nichts königlicher als thätig und arbeitsam sein. Wer von euch," fuhr er fort, „wird sich nun wohl dazu verstehen, selber für sein Pferd zu sorgen, seinen Spieß und Helm zu putzen, wenn er sich entwöhnt hat, mit eignen Händen seines Leibes zu warten, der ihm doch das Liebste sein muß? Wisset ihr nicht, daß, wer sich des Sieges versichern will, nicht dasjenige thun darf, was die Ueberwundenen gethan haben?"

Um solchen Vorstellungen durch das eigene Beispiel noch mehr Nachdruck zu geben; setzte er sich nicht nur auf Feldzügen, sondern auch auf der Jagd freiwillig den größten Gefahren und Beschwerden aus. Weil er der Höchste war, strebte er darnach, auch der Wackerste zu sein, so daß einst ein lakedämonischer Gesandter, welcher zugegen war, als er einen großen Löwen erlegte, ausrief: „Wahrlich, Alexander, du hast doch brav mit dem Löwen um die königliche Würde gestritten!"

Viele von seinen Freunden hingegen, welche nun schon durch Reichthum und Hoffahrt starke Neigung zu einem üppigen und unthätigen Leben gefaßt hatten, waren des ewigen Umherziehens und Kriegführens herzlich müde und gingen nach und nach so weit, gegen den König zu murren und übel von ihm zu reden. Alexander ertrug dies mit großer Gelassenheit, indem er äußerte: „Es ist königlich, sich für Wohlthaten schmähen zu lassen." Seine Theilnahme für die, welche er liebte und ehrte, ging bis in's Einzelnste. Dem Peukestas, der von einem Bären gebissen worden war, machte er in einem Briefe freundliche Vorwürfe, daß er diesen Unfall anderen Freunden und nicht auch ihm gemeldet habe. „Gieb mir doch Nachricht," schrieb er, „wie du dich jetzt befindest, und ob dich vielleicht einige Begleiter auf der Jagd im Stiche gelassen haben, damit sie zur Strafe gezogen werden." Dem Hephästion, welcher sich einstmals in Geschäften abwesend befand, schrieb er, daß er sich mit seinen Freunden an der Jagd eines Ichneumons erlustiget, und daß sich Krateros dabei mit dem Spieße des Perdikkas, in den er gefallen sei, an beiden Schenkeln verwundet habe. Kranke Freunde empfahl er in eigenhändigen Briefen der Sorgfalt des Arztes oder dankte ihm für ihre Herstellung. Verwundern muß man sich auch darüber, daß sein mit so großen Dingen vielbeschäftigter Geist noch Zeit und Raum fand, oft die geringfügigsten Vorkommenheiten zu beachten; wie wenn er z. B. befahl, einen nach Kilikien entlaufenen Knecht des Seleukos aufzusuchen; oder wenn er dem

Megabyzos wegen eines Sklaven, welcher in einem Tempel seine Zuflucht genommen, die Anweisung gab, er solle sich seiner wo möglich außerhalb des Heiligthums bemächtigen, im Tempel selbst aber durchaus nicht Hand an ihn legen.

Auch wird erzählt, daß er anfangs, wenn er einem peinlichen Gerichte beiwohnte, während der Rede des Anklägers sich das eine Ohr zugehalten habe, um es für den Beklagten rein und unbefangen zu bewahren. In der Folge aber machten ihn die gehäuften Anklagen minder vorsichtig und zur Strenge geneigt, und lügnerische Erfindungen fanden bei seiner gesteigerten Reizbarkeit leichter Eingang. Vorzüglich verlor er, wenn er sich durch üble Nachreden verunglimpft sah, alle Besonnenheit und war in diesem Falle oft grausam und unerbittlich, da er die Ehre höher schätzte als Leben und Königreich.

9. Tod des Dareios.

Dareios hielt sich noch in der Hauptstadt Mediens, Ekbatana, auf, entschlossen, mit den Streitkräften, die er unter den gegenwärtigen Umständen hatte zusammenziehen können, und der Hülfsmacht der Skythen und Kadusier noch einmal sich Alexandern schlagfertig entgegenzustellen und um Reich und Krone zu kämpfen. Auf diese Nachricht machte sich Alexander gegen ihn auf (330 vor Chr.). Als er aber nur noch drei Tagereisen von Ekbatana entfernt war, vernahm er, daß Dareios, unfähig, sich gegen die heranziehende Heeresmacht zu halten, schon seit fünf Tagen mit siebentausend Talenten und neuntausend Mann — denn mehr hatten sich nicht bei ihm eingefunden — sich auf die Flucht nach den nördlicheren Provinzen begeben habe. Alexander traf sogleich die geeigneten Anordnungen. Dem Parmenion gab er Befehl, durch das Land der Kadusier nach Hyrkanien aufzubrechen; Kleitos sollte mit einem anderen Theile des Heeres in das Gebiet der Parther einrücken; er selber behielt sich mit den berittenen Edelschaaren, den Vortrabern, dem makedonischen Fußvolke, den Bogenschützen und einigen anderen Truppenkörpern die Verfolgung des Dareios vor. Bei der Eile, mit welcher er seinen Weg verfolgte, blieben nicht nur viele Soldaten erschöpft zurück, sondern auch viele Pferde todt auf dem Platze. Allein dies konnte ihn nicht aufhalten, und am elften Tage kam er zu Ragä*) an, einem Orte, welcher nur noch eine Tagereise von den caspischen Pforten entfernt war. Dareios war schon über diese Engpässe glücklich hinausgekommen; von seiner Begleitung aber hatten ihn während der Flucht viele verlassen, um sich in ihr Heimwesen zurückzuziehen, nicht wenige auch, um sich an Alexandern zu ergeben. Alexander gab nun den Gedanken auf, dem Dareios auf dem Fuße zu folgen und ließ seine Truppen fünf Tage lang rasten. Dann rückte er durch die caspischen Pforten über das Alborbsch-Gebirge in die Landschaft Parthien, und jetzt erfuhr er durch einige Begleiter des Dareios, welche aus dem Lager des Königs zu ihm kamen, daß Bessos, der Satrap von Baktrien, ein naher Verwandter des Königs, eine Verschwörung gegen seinen Herrn angestiftet, sich an die Spitze des Heeres gestellt habe und nun diesen unglücklichen Fürsten gefangen mit sich umherführe. Sofort, ohne auch nur die auf's Futtersammeln ausgeschickte Reiterschaar abzuwarten, machte er sich mit den geschwindesten Truppen auf und eilte bei Tag und Nacht durch wüste und unbekannte Strecken den Verräthern nach, um seinen königlichen Gegner aus ihren Händen zu erretten. Unter den Strapazen dieses Marsches kam ein großer Theil seiner Begleiter besonders aus Wassermangel ganz von Kräften. Da begegneten ihm einige Makedonier, welche auf Maulthieren etwas Wasser in Schläuchen von einem Flusse herbrachten, und da sie Alexandern in der Mittagshitze vor Durst ganz verschmachtet sahen, boten sie ihm davon in einem Helme einen Trunk an. Er nahm ihn an, wie er sich aber umsah und bemerkte, daß alle bei ihm befindlichen Reiter den Kopf hängen ließen und mit heimlichem Verlangen nach dem Trunke blickten, gab er den Helm ohne weiteres zurück, dankte den Leuten für ihren guten Willen und sprach: „Wenn ich allein trinken wollte, würden diese vollends den Muth verlieren." Diese großherzige Enthaltsamkeit machte auf seine Reiterei einen solchen Eindruck, daß sie ihre Rosse spornten und ihm zuriefen: „Führ' uns nur weiter! wir sind nicht müde, wir achten den Durst nicht, ja, wir halten uns nicht für sterblich, so lange wir einen solchen König haben."**)

Mit rastlosem Eifer gab man sich jetzt wieder an die Verfolgung und langte endlich in einem Dorfe an, wo Tages zuvor die Verschworenen mit Dareios sich gelagert gehabt. Alexander fragte die Einwohner aus, ob sie nicht einen kürzeren Weg hinter den Fliehenden her wüßten, als welchen diese selber eingeschlagen hätten; und auf die Antwort, sie wüßten wohl einen, der aber wegen Wassermangels ungangbar sei, so verlangte er, ihn geführt zu werden. Auf diesem eilte er mit den rüstigsten seiner Leute dem übrigen Heere voraus, legte während der Nacht, den letzten Athem von Mann und Roß daran setzend, an vierhundert Stadien (zehn Stunden) zurück und war so glücklich, gegen Anbruch des Tages die Staubwolke des in Unordnung dahinziehenden Feindes zu gewahren. Aber auch die Barbaren hatten Kunde von seiner Annäherung bekommen, und hätte Bessos so viel Muth zum Kampfe gehabt, als zur Begehung des abscheulichsten Verbrechens, so wäre ohne Zweifel die Uebermacht in diesem Augenblicke auf seiner Seite gewesen. Denn nicht nur an Zahl war sein Heer der Mannschaft Alexanders weit überlegen, sondern hätte es auch, selber noch bei vollen Kräften, nur mit solchen aufzunehmen gehabt, welche durch

*) Dies ist das Rages der heiligen Schrift, vormals die größte Stadt in Medien; s. Buch Tobiä 5, 9; 9, 6.

**) „David war dazumal in der Burg, aber der Philister Volk lag zu Bethlehem. Und David war lüstern und sprach: Wer will mir zu trinken holen des Wassers aus dem Brunnen zu Bethlehem, unter dem Thore? Da rissen die drei Helden (Jasabeam, Eleasar und Samma) in's Lager der Philister und schöpften des Wassers aus dem Brunnen zu Bethlehem unter dem Thor, und trugen es und brachten es David. Aber er wollte es nicht trinken, sondern goß es dem Herrn und sprach: Das lasse der Herr ferne von mir sein, daß ich das thue. Ist es nicht das Blut der Männer, die ihr Leben gewagt haben und dahin gegangen sind? Und wollte es nicht trinken." 2. Sam. 23, 14—17.

Anstrengung und Mangel ganz entkräftet waren. Aber schon der Name Alexanders war hinreichend, alles vor sich her in regellose Flucht zu stürzen.

Bessos und seine Mitverschworenen traten an den Wagen heran, auf welchem sie den König mit sich fortführten, und drangen in ihn, ein Pferd zu besteigen und so mit ihnen dem anrückenden Feinde zu entrinnen. Als aber Dareios sich standhaft weigerte und erklärte: lieber wolle er sich der Treue Alexanders als ihren vatermörderischen Händen länger anvertrauen, schleuderten die Verruchten ihre Spieße auf ihn ab und jagten mit wenigen Reitern davon. Das übrige Heer, seiner Führer beraubt, zerstreute sich, wohin jeden, sei es die Furcht, sei es die Hoffnung, führte. Der Rest, der sich noch, schwankend zwischen Widerstand und Flucht, zusammenhielt, wurde niedergehauen oder gefangen. Aber niemand von allen, welche den Makedoniern in die Hände gefallen waren, konnte Auskunft geben, wo sich Dareios befinde. Unterdessen war das Gespann vor dem Wagen des Königs, von Geschossen durchbohrt, ohne Wagenlenker und sonstige Aufsicht von der Heerstraße weitab umhergeirrt und endlich, von Hitze und Wunden entkräftet, in einem einsamen Thale stehen geblieben. Dort fand ein makedonischer Soldat, Namens Polystratos, den unglücklichen König mit Wunden bedeckt und dem Tode nahe. Des Griechischen nicht unkundig, gab sich der König ihm zu erkennen und bat ihn um einen Trunk Wassers, welchen der Soldat aus dem benachbarten Quell in seinem Helme herbeiholte. „Freund!“ sprach der Sterbende, „dies ist das volle Maaß meines Unglücks, daß ich dir deine Wohlthat nicht vergelten kann. Aber Alexander wird dich dafür lohnen, so wie die Götter ihm die Güte vergelten werden, die er gegen meine Mutter, meine Gemahlin und meine Kinder bewiesen hat. Ich reiche ihm noch durch dich meine rechte Hand.“ Mit diesen Worten ergriff er die Hand des Makedoniers und gab sogleich den Geist auf.



Alexander bezeigte, als er herzukam, sehr lebhaft seine Betrübniß über das unglückliche Ende seines Gegners, nahm seinen Mantel ab und bedeckte damit den Leichnam. Er ließ ihn, angethan mit königlichem Schmucke, nach Persien abführen und dort in den Grabgewölben der Könige von Persien beisetzen (330 vor Chr.).

10. Heerfahrten im inneren Asien. Annahme asiatischer Sitten. Tödtung des Philotas und Parmenion.

Alexander eroberte hierauf die Provinz Hyrkanien, zwischen dem Albordsch-Gebirge und der Südküste des caspischen Sees, wendete sich sodann südöstlich und nahm die Landschaft Parthien und das Land der Arier ein; und als er hier erfuhr, daß Bessos in den östlichen Provinzen ein neues Heer um sich sammle und sich mit den Zeichen der persischen Königswürde bekleidet habe, so folgte er ihm auch dorthin nach. Unter großen Mühseligkeiten, zwischen feindseligen Völkerschaften hin, zuweilen in tiefem Schnee und durch Gegenden marschirend, welche Bessos, um die Makedonier zur Rückkehr zu nöthigen, absichtlich verwüstet hatte, drang Alexander bis zum Paropamisos oder indi-

schen Kaukasos*) vor. Dort, in dem heutigen Afghanistan, wo noch jetzt die große Karavanenstraße von Indien nach Iran sich hinzieht, legte er ein zweites Alexandreia an. Es ist dies das heutige Kantahar, eine große Handelsstadt, dessen hunderttausend Einwohner sich noch immer des Begründers ihrer Stadt, des großen „Iskender" (d. i. Alexander) rühmen.

Bessos zog sich vor den nachdringenden Makedoniern über den Oxos zurück. Dieser Fluß, heut zu Tage Amu genannt, entspringt auf dem Belurtag und ergießt sich in den Aralsee. Seine Breite von achtzehnhundert Fuß und sein reißender Lauf machen den Uebergang schwierig; und da Bessos die Fahrzeuge, auf denen er überfuhr, hinter sich verbrannte, so glaubte er nunmehr vor seinen Verfolgern sicher zu sein. Allein Alexander gab darum sein Vorhaben nicht auf. Er ließ die Häute, unter denen die Krieger zelteten, mit getrockneter Spreu füllen, sorgfältig schnüren und zusammennähen und setzte auf diesen seltsamen Fähren mit Fußvolk und Reitern über den Strom. Bessos wurde, von seinen Leuten verlassen und verrathen, in einem Dorfe umzingelt und gefangen genommen. Nackt und im Halseisen wurde der Elende vor Alexandern gebracht, der ihn, gepeitscht und an Nase und Ohren grausam verstümmelt, nach Ekbatana abführen und dort vor den Augen der Perser hinrichten ließ.

Alexander vollendete hierauf die Eroberung des herrlichen Geländes jenseit des Amu, damals Sogdiana, gegenwärtig die große Bucharei genannt, und gewann auch die Hauptstadt dieser Provinz, Marakanda, welche funfzehn Jahrhunderte später unter dem Namen Samarkand als Geburtsort und Residenz des furchtbaren Mongolenfürsten Tamerlan auch im Abendlande berühmt wurde. Weiter gegen Norden ergießt sich der Jaxartes oder Syr, gleichfalls vom Belurtag kommend, in den Aralsee. Er bildete die Nordgrenze des damaligen Perserreiches und galt in jener Zeit für die Grenzmarke zwischen Asien und Europa. Alexander rückte bis an das südliche Ufer dieses Flusses vor, legte auch hier eine Stadt seines Namens an, welche jetzt den Namen Khodschend führt, und war nun, da er nach dieser Richtung hin sein Eroberungswerk für vollendet ansehen konnte, im Begriff, sich wieder südwärts zu wenden. Da sich aber am jenseitigen Ufer ein starkes Heer von Skythen gesammelt hatte, welches mit Spottreden die Makedonier herausforderte, so überschritt er, um seine Waffenehre zu wahren, auch diesen Fluß und verfolgte die Geschlagenen, wiewohl er damals vom Genusse des Wassers jener Gegend sehr leidend war, noch eine Strecke in die kirgisische Steppe hinein. Bald darauf erschienen Abgeordnete des skythischen Königs, welche das Vorgefallene entschuldigten und Unterwerfung anboten. Dies geschah im Sommer des Jahres 328 vor Chr. Während des folgenden Winters traf eine Gesandtschaft des Häuptlings der Chorasmier ein, welche das Steppenland zwischen dem caspischen und dem Aralsee, noch gegenwärtig Kharesm oder Chowaresmien genannt und von den nomadischen Truchmenen durchzogen, bewohnten. Alexander schloß mit ihnen Freundschaft und Waffenbündniß, ohne ihr Land zu betreten, dämpfte im Frühling des folgenden Jahres (327) den mit Hülfe der benachbarten Massageten erneuerten Aufstand in Sogdiana und begab sich hierauf nach Baktra, dem heutigen Balkh, um sich zur Heerfahrt nach Indien zu rüsten.

Seit jenen Zügen im innern Asien, welche den Umsturz des persischen Reichs vollendeten, nahm man an Alexandern eine bedeutsame Wandelung seiner Sitten wahr. In seiner Lebensart schloß er sich immer näher den Landesgebräuchen an und suchte hinwiederum auch diese den makedonischen Sitten zu nähern, wobei ihn die Ueberzeugung leitete, daß eine solche Mischung und Ausgleichung der Volksthümlichkeiten eine Einigung zwischen den Besiegten und den Siegern herbeiführen müsse, welche weit mehr als Waffengewalt geeignet sei, seine Herrschaft zu befestigen und zu sichern. Er selber legte daher medisch-persische Kleidung an und übertrug nicht mehr blos Männern aus seinem Gefolge, sondern auch persischen Satrapen, welche er tüchtig und seiner Sache zugethan fand, Statthalterschaften eroberter Provinzen. In derselben Absicht ließ er aus den Asiaten dreißigtausend Knaben erlesen und durch eine Menge Aufseher nicht nur in den griechischen Wissenschaften unterrichten, sondern auch in dem Gebrauche der makedonischen Waffen üben. Er begünstigte die Verbindung seiner Feldherren mit edlen Perserinnen und vermählte sich sogar selbst mit der reizenden Roxane, einer Tochter des Satrapen von Baktrien, Oxyartes. Diese Vermählung, aus lebhafter und reiner Liebe geschlossen, erwarb ihm in gleichem Maaße das Vertrauen der Barbaren, als seine Unüberwindlichkeit auf den Schlachtfeldern ihn fürchten gelehrt hatte; und so stellte sich gleichsam in ihm selber der große Gedanke seines Lebens dar: Morgen- und Abendland in ein Reich und Volksthum zu versöhnen und zu verschmelzen.

Diese Bestrebungen fanden unter den Freunden Alexanders eine sehr verschiedene Aufnahme. Einige hatten Beweglichkeit des Geistes und Biegsamkeit des Charakters genug, um auf die Pläne des Königs einzugehen und seinem Beispiele zu folgen; manche, wie wir schon früher erwähnt, hatten sich aus sinnlicher Neigung bis zu einem Grade die asiatische Sitte zu eigen gemacht, welchen selbst Alexander nicht billigen konnte; andere dagegen hielten mit Hartnäckigkeit an den vaterländischen Sitten fest und nahmen an der Mißachtung des heimischen Wesens, die ihnen im königlichen Hofhalte vor Augen trat, harten Anstoß. Diese Verschiedenheit der Gesinnung stellte sich sogar in den beiden nächsten und vertrautesten Freunden Alexanders, in Hephästion und Krateros dar, von denen jener den ersteren, dieser den letzteren zugehörte. Alexander ließ den einen wie den anderen gelten und wußte von eines jeden Eigenthümlichkeit einen nützlichen Gebrauch zu machen, indem er durch Hephästion die Geschäfte mit Asiaten, durch Krateros dagegen die mit den Hellenen und Makedoniern besorgen ließ. Doch ist es begreiflich, daß er den ersteren um seiner persönlichen Hingebung willen mehr liebte, letzteren wegen seiner Tüchtigkeit mehr ehrte, wie er denn selber öfter den Ausspruch that: „Hephästion liebt Alexandern, Krateros aber den König." Aus diesem Grunde waren beide Günstlinge sich gegenseitig abhold und geriethen nicht selten an ein-

*) So nannten die Alten den Belurtag oder das Nebelgebirge, welches vom Himalajah an nordwärts sich hinziehend das hinterasiatische Hochland von dem persischen scheidet und durch eine nach Westen zwischen Persien und Turan sich fortsetzende Gebirgskette, Hindukuh genannt, sich mit dem Albordsch und Taurusgebirge in Vorderasien verknüpft.

ander, ja es kam einmal bei einem Wortwechsel zwischen beiden so weit, daß sie die Schwerter zogen und jedem seine Freunde schon zu Hülfe eilten, als Alexander zwischen sie trat und bei allen Göttern schwur: zwar liebe er sie unter allen Menschen am meisten; doch werde er, wenn es noch einmal zwischen ihnen zu Feindseligkeiten komme, entweder beide oder mindestens den, der angefangen habe, hinrichten lassen. Durch diese entschiedene Erklärung machte er zwischen beiden Frieden, so daß sie in der Folge nicht einmal im Scherz einander zu nahe traten.

Doch regte sich sowohl im Heere als auch in des Königs nächster Umgebung ein Geist der Unzufriedenheit und des Mißmuthes, welchen weder der Glanz seiner Großthaten noch seine Milde oder Strenge beschwichtigen konnte. Widrige Erfahrungen und ein überreiztes Selbstgefühl machten ihn mißtrauisch, und der Argwohn riß ihn zuweilen zu tyrannischen Thaten fort. So wurde Philotos, des alten und berühmten Parmenion Sohn, der gleichfalls bei Alexandern hoch in Gunst gestanden, beschuldigt, von einem Anschlage gegen das Leben des Königs gewußt zu haben, ohne davon Meldung zu thun. Nach makedonischer Sitte vor ein Kriegsgericht gestellt und schuldig befunden, büßte er sein Verbrechen mit dem Tode. Sein Vater Parmenion hatte Wallensteins Schicksal. Alexander mochte fürchten, daß auch er an der Verrätherei des Philotos Antheil habe, oder, falls er wirklich der Sache fremd geblieben sei, nun für die Hinrichtung seines Sohnes Rache nehmen werde; und das Ansehn, in welchem der greise Feldherr bei dem ganzen Heere stand, machte ihn dann um so gefährlicher. Auch war er noch von der Schlacht bei Gaugamela her in Verdacht, daß er, unzufrieden mit den immer weiter greifenden Kriegszügen Alexanders, der steigenden Macht des Königs zuwider sei, weshalb man ihn wohl auch in Ekbatana zurückgelassen hatte. Genug, Alexander schickte den drei Unterbefehlshabern des in Medien stehenden Heeres den schriftlichen Befehl zu, den Parmenion, ihren Vorgesetzten, aus dem Wege zu räumen. Das war das Ende eines Mannes, welcher dem Philippos die wichtigsten Dienste geleistet und Alexandern unter seinen älteren Freunden, wo nicht allein, doch am meisten zur Heerfahrt nach Asien ermuntert, der von drei Söhnen, die mit ihm zu Felde gezogen waren, schon zwei in diesem Kriege eingebüßt hatte und jetzt mit dem dritten selber zu Grunde ging. Diese Begebenheiten machten Alexandern vielen seiner bisherigen Freunde furchtbar, und „Furcht ist nicht in der Liebe“.

11. Kleitos und Kallisthenes.

Nicht lange darauf ereignete sich der unglückselige Vorfall mit dem Kleitos. Es verhält sich damit folgendermaaßen. Als einst bei Tafel stark gezecht wurde, traf es sich, daß einer etliche Lieder vortrug, die irgend ein Poet zur Verspottung etlicher neulich von den Barbaren besiegten Heerführer verfertiget hatte. Die älteren unter den Anwesenden bezeigten ihr Mißfallen darüber und schalten auf den Dichter sowohl als auf den Sänger. Alexander hingegen nebst einigen anderen hörte mit Vergnügen zu und befahl dem Sänger fortzufahren. Kleitos, der schon vom Weine erhitzt und überhaupt von Natur ein starrer und eigensinniger Kopf war, gerieth darüber dermaaßen in Unwillen, daß er mit den Worten losbrach: „Es ist eben nicht fein, hier im Beisein mehrerer Barbaren und Feinde Makedonier zu verhöhnen, die, wenn sie auch einmal ein Unfall betroffen hat, doch jedenfalls besser sind als die, welche sich über sie lustig machen.“ Alexander erwiederte: „Kleitos, du führst deine eigene Sache, wenn du die Feigheit für einen Unfall erklärst.“ Da sprang Kleitos gegen ihn auf und rief: „Ja, diese Feigheit hat dich, den vermeinten Göttersohn, als du dem Schwerte des Spithridates schon den Rücken kehrtest, noch gerettet. Durch das Blut der Makedonier und durch diese Wunden bist du so groß geworden, daß du deinen Vater Philippos verleugnest und dich dem Ammon zum Sohne aufdringst.“ — „Glaubst du, Bösewicht,“ entgegnete Alexander in höchster Entrüstung, „daß dir dergleichen Reden, mit denen du die Makedonier gegen mich aufhetzest, für genossen hingehen sollen?“ — „Ei was!“ sprach Kleitos, „ein Genuß ist es auch für uns nicht, für alle erduldeten Mühseligkeiten einen solchen Lohn hinzunehmen. Nein, wir preisen diejenigen glücklich, welche gestorben sind, ehe sie mit ansehen mußten, daß Makedonier mit medischen Ruthen geschlagen werden und genöthiget sind, sich an Perser zu wenden, um zu ihrem Könige Zutritt zu erhalten.“

Diese freien Reden des Kleitos versetzten die ganze Gesellschaft in Verwirrung. Etliche sprangen auf und verwiesen ihm sein Benehmen, während die älteren sich alle Mühe gaben, den Streit beizulegen. Alexander, noch voller Unmuth über diese neue Probe altmakedonischer Derbheit, wandte sich an einige Freunde mit der Frage: „Was dünkt euch, wandeln nicht die Hellenen unter den Makedoniern wie Halbgötter unter wilden Thieren?“ Kleitos gab jedoch nicht nach, sondern rief: „Alexander mag laut heraussagen, was ihm beliebt, oder künftighin keine freien Männer, welche gewohnt sind, freimüthig zu sprechen, zur Tafel laden, sondern sich zu Barbaren und Sklaven halten, die seinen persischen Gürtel und sein weißes Gewand anbeten.“ Jetzt konnte Alexander seinen Zorn nicht länger bemeistern; er nahm einen Apfel von der Tafel und warf ihn dem Kleitos an den Kopf und suchte nach seinem Schwerte. Da aber Aristophanes, einer von der Leibwache, dieses schon bei Zeiten auf die Seite geschafft hatte, und die anderen um ihn herumtraten und ihn zu besänftigen suchten, riß er sich los, rief laut auf makedonisch seine Trabanten an — dies war das Zeichen eines großen Tumultes — befahl dem Trompeter, Lärm zu blasen, und gab diesem, da er zögerte und es nicht thun wollte, etliche Faustschläge. Dieser Mann wurde späterhin sehr dafür belobt, weil man es allein seiner guten Vernunft zu danken hatte, daß damals nicht das ganze Lager in Allarm gesetzt wurde.

Unterdessen hatten die Freunde den Kleitos, der noch immer nicht nachließ, mit Mühe aus dem Speisesaale hinausgebracht. Aber gleich darauf kam er durch eine andere Thür wieder herein und hob, nicht minder frech als unbesonnen, an, jene Stelle aus der Andromache des Euripides herzusagen, die mit den Worten anfängt:

O weh, wie übel steht es jetzt in Griechenland!
Hat wo das Heer ein Siegeszeichen aufgestellt,

So denkt man nimmer derer, die das Werk vollbracht,
Nein, auf den Feldherrn wird dann alles Lob gehäuft.
Er, der wie tausend And're seinen Speer entsandt,
Ein einz'ler Mann, nimmt all' der Andern Ruhm hinweg.
Da sitzen sie, des Staates Häupter, stolzen Blicks,
Sich größer dünkend als das Volk, und sind doch Nichts.

Da riß Alexander einem der Trabanten den Spieß aus der Hand und stieß ihn dem Kleitos, der eben auf ihn zutrat und den Vorhang vor der Thür wegzog, mitten durch den Leib, daß er mit einem lauten Seufzer und Knirschen darniedersank. Alsobald verließ Alexandern der Zorn. Die ungeheure That hatte ihn plötzlich wieder zur Besinnung gebracht, und da er seine Freunde sprachlos um sich herstehen sah, riß er den Spieß aus der Leiche und trachtete, ihn sich selber durch den Hals zu stoßen. Aber seine Leibwache wehrete ihm, hielt seine Hände und brachte ihn mit Gewalt in sein Schlafgemach.

Alexander brachte die ganze Nacht unter Weinen und Wehklagen hin, rief einmal um das andere den Kleitos bei Namen, nannte sich unaufhörlich den Mörder seiner Freunde und gedachte mit bittrer Selbstanklage auch der Schwester des Kleitos, seiner ehemaligen Amme. „Einen schönen Ammenlohn," rief er, „hab' ich dir nun als Mann gezahlt; deine Söhne habe ich im Kampfe für mich fallen sehen und deinen Bruder mit eigener Hand gemordet!" Als er nun von Klagen und Jammer ganz erschöpft war, lag er lautlos da, nur daß er zuweilen einen tiefen Seufzer ausstieß, und aß nicht und trank nicht drei Tage lang. Seine Freunde geriethen darüber in Besorgniß und drangen mit Gewalt in's Gemach; aber alle Vorstellungen waren vergeblich. Er wollte keine Trostgründe annehmen, bis ihn der Wahrsager Aristandros daran erinnerte, daß er kurz vor jenem unglücklichen Ereignisse von Kleitos geträumt habe, als setze er sich in schwarzen Kleidern unter Parmenions todten Söhnen nieder. Aristandros suchte daraus zu erweisen, daß dieses Unglück von höheren Mächten schon längst über Kleitos verhängt gewesen; worauf der König sich in etwas beruhigte.

Hierauf schickte man den **Kallisthenes** von Olynth und den **Anaxarchos** von Abdera zu ihm hinein. Jener war ein naher Verwandter und Schüler des Aristoteles, dieser dagegen ein heilloser Sophist, welcher gleich von Anfang in der Philosophie seinen eigenen Weg gegangen und allgemein dafür bekannt war, daß er auf alle seines Gleichen geringschätzig und verächtlich herabsah. Sehr verschieden war auch die Art, wie die beiden Männer den in stummen Schmerz Versunkenen behandelten. Kallisthenes bemühte sich, ihn durch sittliche Gründe auf eine sanfte Art wieder aufzurichten, und suchte, ohne ihm wehe zu thun, an seinen Schmerz zu kommen. Anaxarchos aber rief gleich beim Eintritt mit erhobener Stimme: „Das also ist der Alexander, auf den die Augen der ganzen Welt gerichtet sind! Da liegt er weinend, wie ein Sclav, in scheuer Furcht vor dem Gesetz und Tadel der Menschen, denen er doch selbst ein Gesetz und Regel des Rechts sein muß, wenn er anders gesiegt hat, um zu herrschen und zu regieren, nicht aber, um sich der eiteln Meinung der Menge knechtisch zu unterwerfen. Weißt du nicht (fuhr er fort), daß Zeus die Dike und Themis, die Göttinnen des Rechts und der Gerechtigkeit, zu Beisitzerinnen hat, damit alles, was von dem Herrscher gethan wird, auch für recht und gerecht gelte?"

Durch solche schändliche Spitzfindigkeiten, welche ganz darauf berechnet waren, das Gewissen des Königs aller Verantwortlichkeit seiner Thaten zu entbinden und über die göttlichen Gesetze hinauszustellen, richtete zwar Anaxarchos das Gemüth Alexanders wieder auf, aber nicht ohne schweren Schaden für sein Inneres, welches unter den Schmerzen einer aufrichtigen Reue einer sittlichen Läuterung schon entgegengeführt war, nun aber in dem Zuspruche eines sophistischen Schmeichlers die Beschönigung und den Anreiz zu noch größerem Uebermuth und gewaltthätigen Handlungen fand.

Diese Gesinnung war es auch, welche Alexandern den Wunsch eingab, die unter den Persern übliche Art der Huldigung, vor ihrem Könige niederzufallen und anzubeten, auch für sich in Anspruch zu nehmen und unter seinen Makedoniern einzuführen. Mit etlichen Vertrauten traf er die Verabredung, die Sache während eines Trinkgelages zur Sprache zu bringen. Demgemäß ergriff Anaxarchos das Wort und trug vor, wie dem Alexander in Rücksicht der Größe und Menge seiner Thaten mit weit mehr Recht als dem Dionysos und Herakles göttliche Verehrung zukomme, und da es nicht im geringsten zweifelhaft sei, daß man ihm eine solche nach seinem Tode erweisen werde, so scheine es wohlgethan, dies schon bei seinen Lebzeiten zu thun.

Die in den Plan Eingeweihten nahmen diese und ähnliche Reden des Sophisten mit Beifall auf und schickten sich schon an, dem Vorschlage zu folgen. Die Mehrzahl der Makedonier aber, deren Mannessinn und Freiheitsgefühl immer so sclavischer Erniedrigung widerstrebte, verhielt sich still, worauf Kallisthenes mit gewohntem Freimuth sich also vernehmen ließ: „Alexandern erkläre ich nicht einer einzigen Ehre für unwerth, so weit sie einem Menschen zukommen. Aber es findet ja ein Unterschied in der Welt statt zwischen menschlichen und göttlichen Ehrenerweisungen; und darum ist es ungebührlich, beide durch einander zu wirren und einerseits den Menschen durch übertriebene Ehrenbezeugungen eine allzuhohe Stellung anzuweisen, andererseits die Götter in eine ungeziemende Tiefe herabzudrücken, indem man ihnen gleiche Ehre mit Menschen erweist. Alexander selbst würde es doch wohl nicht dulden, wenn irgend ein gewöhnlicher Mensch sich durch widerrechtliche Wahl oder Abstimmung in königliche Ehren eindrängen wollte. Um so viel gerechter müßte also der Zorn der Götter gegen solche Menschen sein, welche in göttliche Ehren entweder selbst sich eindrängen oder von anderen ruhig sich eindrängen lassen. Alexander ist und erscheint bei weitem mehr als genug unter den Braven der Bravste, unter den Königen der Königlichste, unter den Heerführern der Herrlichste. Du aber, Anaxarchos, solltest dich erinnern, daß du nicht der Gesellschafter und Rathgeber von einem Kambyses oder Xerxes bist, sondern von Philipps Sohn, dem Herakleiden, dessen Ahnherren von Argos nach Makedonien gekommen sind und nie als unumschränkte Herren, sondern nach makedonischem Rechte regiert haben. Nun aber wurde nicht einmal dem Herakles bei Lebzeiten göttliche Ehre von den Hellenen zu Theil, ja selbst nach seinem Tode nicht eher, als bis der delphische Gott den Bescheid gegeben, ihn als Gott zu verehren. Sollte es

jedoch deshalb, weil hier im Barbarenlande der Makedonier nur wenige sind, rathsam erscheinen, Barbarengesinnung anzunehmen, so bitte ich dich, Alexander, auch an Griechenland zu denken, um dessenwillen der ganze Zug von dir unternommen wurde. Erwäge also, ob du wohl nach deiner Heimkehr die Hellenen, das freiheitliebendste Volk, ebenfalls zu dieser Anbetung zwingen, oder ob du die Hellenen dessen überheben, den Makedoniern aber diese Schmach auferlegen, oder ob du selbst im ganzen einen Unterschied in Betreff der Ehrenerweisungen festsetzen willst, so daß du von Hellenen und Makedoniern auf menschliche und hellenische Weise und nur von den Barbaren auf Barbarenweise dich ehren lassen würdest. Erzählt man von Kyros, dem Gründer des persischen Reiches, daß er der erste Mensch gewesen, der sich anbeten ließ, und daß seitdem Persern und Medern diese Erniedrigung geblieben ist, so ist zu beherzigen, daß jener Kyros von Skythen gewitziget wurde, von armen und unabhängigen Leuten, so wie Xerxes von Athenern und Lakedämoniern und der letzte Dareios von Alexandern, dem Nichtangebeteten."

Diese Rede war den Makedoniern aus der Seele gesprochen; und Alexander, dem dies nicht entging, untersagte für jetzt jede weitere Erwähnung der Anbetung, fühlte sich aber von Kallisthenes höchlich gekränkt und konnte ihm diesen Vorfall nie vergessen. Mit edlem Muthe hatte der Philosoph, seines Berufes nicht unwerth, dasjenige laut ausgesprochen, worüber selbst die Angesehensten unter den Makedoniern nur insgeheim murreten, und dadurch die Hellenen einer großen und Alexandern einer noch größeren Schande überhoben; aber sich selber hat er in's Verderben gestürzt. Kallisthenes war nichts weniger als Höfling; er verstand nicht, die Wahrheit in ein gefälliges Gewand zu kleiden, vielmehr war er rauh und unfreundlich im Umgange und hatte etwas Ungeschlachtes in seinen Sitten. Die Jünglinge liebten ihn wegen seiner mächtigen Beredtsamkeit, die Aelteren um seiner ehrbaren und enthaltsamen Lebensart willen. Aber sein Ruhm machte ihm viele Neider; den Sophisten, Schmeichlern und Hofleuten war er verhaßt; der König konnte sich mit dem ernsten, einsilbigen Manne und seiner plumpen Derbheit nicht befreunden, und der nachfolgende Vorfall war nur geeignet, seinen Widerwillen zu verstärken.

Alexander hatte den Plan, seine Anbetung einzuführen, nicht aufgegeben. Bei einem Gastmahle reichte er die goldene Opferschale, woraus er getrunken hatte, einem seiner Freunde. Dieser, wie es im Stillen verabredet war, nahm sie an und ging zum Altare; und nachdem er getrunken hatte, brachte er dem Könige fußfällig die Anbetung dar, erhielt von Alexandern einen Kuß und setzte sich wieder an seinen Platz. So ging es der Reihe nach bei allen herum. Wie nun das Vortrinken dem Kallisthenes galt, so leerte zwar auch dieser die Schale, trat dann aber, ohne vorher die Anbetung zu verrichten, auf den König zu, um ihn zu küssen. Der König, gerade im Gespräche mit Hephästion begriffen, hatte nicht darauf geachtet; aber Demetrios Pheidon, einer der Vertrauten, rief dem Könige zu: „Küsse ihn nicht, mein König! Er ist der einzige, der vor dir nicht angebetet hat." Alexander wich demnach dem Kusse aus, und Kallisthenes rief mit lauter Stimme: „Nun so gehe ich um einen Kuß ärmer weg!"

Dieses unvorsichtige Benehmen des Philosophen machte den König immer geneigter, den Zuträgereien seiner Vertranten Glauben zu schenken: Kallisthenes gehe mit stolzen Mienen umher, als habe er der Tyrannei mit einem Male ein Ende gemacht; auch hielten sich die jungen Leute zu ihm und verehrten ihn als einen Mann, welcher unter so viel Tausenden allein noch frei wäre. Als daher nicht lange darnach unter den Edelknaben Alexanders eine Verschwörung gegen das Leben des Königs entdeckt wurde, fand er die Angabe seiner Verleumder, Kallisthenes habe diese Jünglinge zu dem verbrecherischen Unternehmen aufgereizt, um so wahrscheinlicher. Zwar sagten sämmtliche Verschworene selbst unter den größten Martern der Folter nicht das geringste gegen Kallisthenes aus; nichts desto weniger ließ ihn Alexander festnehmen und durch den Strang hinrichten. Nach einem andern Berichterstatter wurde er in einem eisernen Käfige umhergeführt und starb nach siebenmonatlicher Haft an einer widerwärtigen Krankheit.

12. Indischer Feldzug bis an den Hyphasis.

Gegen Ende des Frühlings im Jahre 327 vor Chr. trat Alexander von Baktra aus seinen Feldzug nach Indien an. Schon am Oxos war ihm dafür ein glückverkündendes Zeichen zu Theil geworden. Als man nemlich einen Platz für das königliche Zelt umgrub, stieß man auf eine Quelle, aus welcher ein reines klares Oel (Naphtha oder Erdöl) hervorquoll. Die Wahrsager erklärten dies für das Zeichen einer zwar rühmlichen, aber beschwerlichen Heerfahrt, weil das Oel den Menschen von der Gottheit zur Hülfe und Linderung bei schwerer Arbeit verliehen sei. Alexandern aber dünkte keine Mühe und Beschwerde zu groß, die nicht für den Ruhm zu übernehmen wäre. Er ging von Baktra über den Paropamisos (Hindukuh) zurück, besuchte die auf seinem früheren Zuge durch diese Gegenden angelegte Stadt Alexandrien und bevölkerte sie mit Leuten aus der Umgegend und allen kampfunfähigen Soldaten seines Heeres. Unter harten Kämpfen drangen die Makedonier nun durch das jetzige Kabulistan bis an den Indus vor und überschritten diesen Fluß, welchen sie größer fanden als alle übrigen Ströme, die sie in Europa und Asien gesehen hatten. Ein reiches Wunderland that sich vor ihnen auf, welches seit dem fabelhaften Eroberungszuge des Bakchos und des Herakles kein europäischer Fuß betreten hatte. Die Völker, die sie dort fanden, waren von dunklerer Farbe als die übrigen Menschen außer den Aethiopiern, von mächtigem Körperbau, angeblich meist sieben und einen halben Fuß hoch oder nicht viel darunter und bei weitem die streitbarsten und tapfersten unter den damaligen Asiaten.

Gleichwohl fiel ihnen die nächste Landschaft, die sie betraten, das sogenannte indische Mesopotamien (Duab oder Sind-Sagur) zwischen dem Indus und Hydaspes, ohne Schwertstreich zu. Ueber dieses schöne, an Triften und Früchten reiche Land regierte nemlich ein Fürst von großem Verstande, mit Namen Taxiles, welcher Alexandern mit folgender Anrede entgegenkam: „Alexander, was

brauchen wir mit einander zu kriegen und zu streiten, wenn du nicht gekommen bist, um uns das Wasser und die nöthigen Lebensbedürfnisse zu nehmen? Denn dies ist das Einzige, warum verständige Menschen zu den Waffen greifen. Von den andern sogenannten Gütern und Reichthümern bin ich bereit, sofern ich davon mehr habe als du, dir einen Theil abzugeben; besitze ich davon aber weniger, so scheue ich mich nicht, von dir etwas anzunehmen.“ Alexandern vergnügte diese Anrede, er reichte dem Taxiles die Hand und sprach: „Meinst du etwa, daß unser Zusammentreffen wegen eines so edlen und freundlichen Anerbietens ohne allen Streit ablaufen werde? Nein, das wird dir nichts helfen. Denn ich werde mit dir im Wohlthun um die Wette kämpfen, damit du mich nicht an Edelmuth übermögest.“ Alexander nahm hierauf die vielen Geschenke an, die ihm Taxiles darbot; gab ihm aber noch weit mehrere, und schenkte ihm noch dazu zehntausend Talente an gemünztem Gelde; wodurch er zwar den Neid seiner Freunde erregte, dagegen aber die Zuneigung der Barbaren gewann.

Aber jenseit des Hydaspes (dem heutigen Behut) wartete seiner noch ein gewaltiger Kampf. Hier nemlich hatte der König Poros mit einem starken Heere nebst einer Menge Streitwagen und Elephanten sich aufgestellt, um ihm den Uebergang zu wehren. Alexander ließ die auf dem Indus für ihn erbauten Schiffe auseinander legen, auf Wagen an die Ufer des Hydaspes führen und dort wieder zusammensetzen. Er selber rückte von Taxila, der Hauptstadt des Taxiles, wo er eine Besatzung zurückließ, an der Spitze seiner gesammten Macht nebst fünftausend Indiern unter den Befehlen des Taxiles und der dortigen Fürsten an den Hydaspes vor und bezog an dem Ufer des Flusses ein Lager. Poros nahm ihm gegenüber seine Stellung und besetzte auch alle anderen zugänglichen Stellen des Ufers mit Beobachtungsmannschaften unter eigenen Befehlshabern. Es war unmöglich, im Angesicht eines so zahlreichen, wohlgeordneten und gutbewaffneten Heeres, welches jeden Augenblick bereit war, über die Herüberkommenden herzufallen, oder die eben erst Landenden durch die am Ufer aufgestellten Reihen der Elephanten in den Fluß zurückzudrängen, den schon von Natur schwierigen Uebergang zu erzwingen. Demnach dachte Alexander darauf, sich gleichsam über den Fluß zu stehlen und brachte dies durch folgende List zu Stande. Er ließ des Nachts den größten Theil seiner Reiterei an verschiedenen Punkten des Ufers hinsprengen, Geschrei und Schlachtenruf erheben und überhaupt das Gelärm entstehen, welches gewöhnlich die Anstalten zu einem Uebergange begleitet. Poros rückte gegen das Geschrei mit seinen Elephanten aus und Alexander machte ihm dies Ausrücken zur Gewohnheit. Nachdem dies aber öfter geschehn und immer nur blinder Lärm geblieben war, so machte Poros keine Bewegung mehr gegen die Streifereien der Reiterei, sondern blieb ruhig im Lager; Wachtposten jedoch ließ er an vielen Punkten des Ufers aufgestellt. Sobald Alexandern gelungen war, den Feind gegen seine nächtlichen Unternehmungen sicher zu machen, schritt er zur Ausführung seines Planes.

Beinahe zwei Meilen vom feindlichen Hauptlager entfernt, erhob sich auf dem diesseitigen Ufer gerade da, wo der Fluß eine bedeutende Beugung machte, eine dichtbewaldete Bergspitze; und ihr gegenüber eine gleichfalls waldige und unbewohnte Insel, ganz geeignet, den Versuch eines Ueberganges den jenseitigen Wachen zu verbergen. Während er nun vor den Augen des Feindes im Lager alle Anstalten treffen ließ, die auf einen Uebergang an diesem Punkte zu deuten schienen, setzte er sich mit einem Theile des Heeres unbemerkt in Bewegung und traf auf weitem Umwege bei der Landspitze ein, wo er den Uebergang wirklich zu bewerkstelligen gesonnen war. Hier wurden während der Nacht die schon längst zur Stelle geschafften Felle mit Heu gefüllt und sorgfältig zugenäht. Ein furchtbares Regenwetter in derselben Nacht begünstigte die Unternehmung, indem das Getöse der Waffen und die Befehlsrufe von den Donnerschlägen und dem fallenden Platzregen übertönt wurden. Die Mehrzahl der Schiffe war, auseinandergelegt, ebenfalls zur Stelle geschafft und heimlich wieder zusammengesetzt in dem Walde verborgen worden. Gegen Morgen, als sich Wind und Regen gelegt hatten, ließ er seine sämmtliche Reiterei auf den Fellen und einen Theil des Fußvolks auf den Schiffen an der Insel hinfahren, um den von Poros ausgestellten Vorposten nicht eher sichtbar zu werden, als bis sie an der Insel vorüber und bereits in der Nähe des Ufers wären. Sobald aber die Fahrzeuge an der Insel vorüber waren, steuerten sie nunmehr unverdeckt auf das jenseitige Ufer zu. Die indischen Späher, welche jetzt ihren Anlauf gewahrten, ritten, was ihre Pferde laufen konnten, mit dieser Meldung zu ihrem Herrn zurück. Mittlerweile stieg Alexander selbst zuerst an's Land, stellte die Reiter, die er dem übrigen Heere voraus landen ließ, in Ordnung und rückte an ihrer Spitze gemessenen Schrittes vorwärts. Allein mit Bestürzung gewahrte man jetzt, daß man aus Unbekanntschaft mit der Oertlichkeit sich einer irrigen Voraussetzung überlassen hatte. Man glaubte, das feste Land betreten zu haben, und befand sich erst auf einer großen Insel, welche um so weniger als solche erkannt worden, weil sie auf der anderen Seite nur durch einen schmalen Arm des Flusses vom Lande getrennt war. Dabei war in Folge des furchtbaren, den größten Theil der Nacht anhaltenden Regens das Wasser so gestiegen, daß die Reiter keine Furth fanden und zu befürchten stand, der Uebergang werde abermals dieselbe Mühe kosten, wie der vorherige. Endlich fand sich eine Furth; doch war der Uebergang noch beschwerlich genug, denn das Fußvolk kam bis an die Brust in's Wasser und die Pferde so, daß nur noch die Köpfe hervorsahen. Alexander selbst soll in dieser Lage ausgerufen haben: „O Athener, werdet ihr es wohl glauben, welch großen Gefahren ich mich unterziehe, um von euch gepriesen zu werden?“

Sobald er auch diesen Arm des Flusses glücklich überschritten hatte, ging er mit der Reiterei voraus und schlug den tausend Mann starken Vortrab des indischen Heeres, welchen der Sohn des Poros auf erhaltene Nachricht eiligst heranführte, um wo möglich den Uebergang noch zu verhindern. Vierhundert feindliche Reiter und der Königssohn selber blieben in diesem Treffen auf dem Platze. Seine sechszig Streitwagen, welche wegen des vom Regen durchweichten Bodens im Gefecht unbrauchbar gewesen und beim Rückzuge nicht fortgebracht werden konnten, fielen den Makedoniern in die Hände. Jetzt

aber rückte der König Poros selbst mit seinem gesammten Heere gegen Alexandern heran und stellte, in einer Gegend angelangt, wo der feuchte Sand einen durchweg ebenen und festen Boden, bequem für das Ansprengen und Herumwerfen der Rosse, bildete, die Schlachtordnung auf. Vor den Reihen des Fußvolkes schritten, in eine Linie aufgestellt, die Elephanten, deren er nicht weniger als zweihundert mit sich führte. Die beiden Flügel deckten viertausend Mann Reiterei und dreihundert Streitwagen.

Als Alexander diese Aufstellung sah, machte er mit seinen Reitern Halt und wartete die Herankunft seines in einzelnen Abtheilungen anrückenden Fußvolkes ab. Er ging auch nach vollendetem Aufmarsch nicht unmittelbar auf den Feind los, um nicht seine Leute erschöpft und athemlos den ausgeruhten Barbaren Preis zu geben; vielmehr ließ er diese von seiner Reiterei umschwärmen und so sein Fußvolk rasten, bis es sich erholt haben würde. Da er aber unthunlich fand, gegen die Mitte der feindlichen Schlachtordnung anzurücken, wo die Elephanten ein furchtbares Vorwerk bildeten und dichte Massen Fußvolks die leeren Räume zwischen denselben hinten deckten, so sprengte er mit einem Theile seiner Reiterei gegen den linken Flügel an. Während hier die berittenen Bogenschützen den Feind durch einen Hagel von Geschossen und das Anstürmen ihrer Rosse in Verwirrung setzten, schwenkte er um den linken Flügel herum und griff ihn von der Seite an. Gleichzeitig war Koinos mit der übrigen Reiterei in derselben Weise dem rechten Flügel in die Flanke gefallen. So auf beiden Seiten bedrängt und geworfen, zogen sich die Indier wie zu einer befreundeten Schutzmauer auf die Elephanten zurück. Diesen aber ging jetzt das makedonische Fußvolk, welches den Befehlen Alexanders gemäß bis zu diesem verhängnißvollen Augenblicke der feindlichen Front gegenüber sich jedes Angriffs enthalten hatte, nun herzhaft zu Leibe. Dem nun sich entspinnenden Kampfe konnte sich keine von allen früheren Schlachten vergleichen. Mit Ungestüm rannten jene kriegsgerüsteten Ungeheuer gegen die Linien des Fußvolks und durchbrachen, wo sie immer sich hinwandten, die noch so dichten Glieder der Makedonier. Diese dagegen richteten ihre Wurfgeschosse zunächst gegen die auf dem Nacken der Elephanten sitzenden Führer, umzingelten die Thiere selbst und beschossen sie von allen Seiten. Sobald die indischen Reiter die makedonische Phalanx in diesen heißen Kampf verwickelt sahen, faßten sie wieder Muth, machten Kehrt und stürzten sich abermals auf die feindliche Reiterei. Aber ihrer Tapferkeit und Erbitterung war die Stärke und Kriegserfahrung der Gegner überlegen. Sie wurden zum zweiten male zurückgeworfen und auf die Elephanten zusammengedrängt. Nach Durchbrechung der feindlichen Linie hatten sich jetzt die Reitergeschwader Alexanders und die des Koinos zu einer geschlossenen Masse vereinigt und drangen mit verdoppelter Kraft unter schrecklichem Gemetzel auf die Indier los. Diesen wurden jetzt auch die Elephanten, die furchtbarste Stärke ihres Heeres, verderblich. Auf einen engen Raum zusammengedrängt, ihrer Lenker meist beraubt und zum Theil verwundet, waren sie in keiner Ordnung mehr zu erhalten, warfen sich wüthend, wie es sich eben traf, auf Feind oder Freund, verdrängten, zertraten, tödteten auf alle Weise. Die Makedonier, die in freierem Raume und nach eigenem Belieben die Thiere angreifen konnten, wichen, wo dieselben andrangen, und verfolgten und beschossen sie, sobald sie wieder umwandten: die Indier aber, in entsetzlichem Gewirr zwischen dem Feinde und den Bestien eingezwängt, litten dabei von diesen das meiste. Endlich, als die Thiere erschöpft waren und ihre Anläufe nicht mehr mit Kraft geschahen, sie vielmehr nur noch ein Brummen hören ließen und gleich rückwärts geruderten Schiffen Schritt für Schritt sich zurückzogen, so umstellte Alexander die ganze Schlachtordnung des Poros mit seiner Reiterei und gab dem Fußvolke Befehl, in festgeschlossenen Gliedern, wie bei der dichtesten Verschildung anzurücken. So wurden die indischen Reiter fast bis auf tausend Mann niedergehauen; auch von dem Fußvolke kamen an zwanzigtausend in diesem Blutbade um, bis Alexander, nach alter Feldherrenregel dem geschlagenen Feinde eine Brücke bauend, die Reiterei sich öffnen ließ und den Indiern einen Ausgang zur Flucht freigab. Unterdessen hatte auch Krateros, welcher mit einem Theile des makedonischen Heeres dem Lager des Feindes gegenüber am jenseitigen Ufer zurückgeblieben war, seinen Uebergang an dieser Stelle zu Stande gebracht, warf sich auf die im Rückzuge begriffenen Indier und vollendete ihre Niederlage.

Poros hatte sich in der Schlacht nicht nur als tüchtiger Feldherr ausgezeichnet, sondern auch als tapferer Soldat. Erst, wie er zuletzt seine Reiterei niedergemetzelt und von seinen Elephanten den einen Theil auf dem Platze geblieben, die anderen, ihrer Führer beraubt, trauernd umherirren sah und von seinem Fußvolke den größten Theil verloren hatte, dachte er an seinen Rückzug, weit entfernt, wie der Großkönig Dareios seiner Umgebung das Beispiel der Flucht zu geben, vielmehr so lange kämpfend, als noch ein Rest von Indiern auf dem Schlachtfelde Stand hielt. In der rechten Schulter verwundet, wandte er nun natürlich ebenfalls seinen Elephanten und verließ die Wahlstatt. Alexander, welcher im Kampfe den großen und tapferen Mann in ihm erkannt hatte, wünschte ihn gerettet zu wissen. Er schickte zuerst den Indier Taxiles an ihn ab. Dieser war auch so glücklich, ihn einzuholen, und forderte ihn auf, sich der Gnade des Königs zu ergeben. Als aber Poros seinen alten Feind Taxiles erblickte, kehrte er um und holte aus, um einen Wurfpfeil nach ihm zu schleudern; auch würde er ihn wohl durchbohrt haben, wenn nicht Taxiles auf seinem Renner das Weite gesucht hätte. Doch auch dadurch wurde Alexander gegen seinen hartnäckigen Gegner nicht aufgebracht; vielmehr schickte er der Reihe nach noch mehrere an ihn ab, namentlich auch einen Indier, Namens Meroes, von welchem er gehört hatte, daß er ein alter Freund des Poros sei. Und wirklich gab Poros den Anträgen des Meroes Gehör. Nach achtstündiger Kampfesarbeit von Durst fast überwältiget, hielt er seinen Elephanten an und stieg ab. Nachdem er getrunken und sich erfrischt hatte, verlangte er, zu Alexandern geführt zu werden. Dies geschah.

Sobald Alexander von seiner Annäherung in Kenntniß gesetzt war, ritt er, umgeben von einigen seiner Großofficiere, vor die Linie dem Poros entgegen und hielt sein Pferd an, um die erhabene Gestalt seines Gefangenen zu bewundern. Seine Größe betrug über sieben und einen

halben Fuß,*) so daß er einem Reiter zu Roß an Höhe gleichkam. Ebenmaaß und Schönheit erhöhte den Eindruck seiner riesigen Heldengestalt. Haltung und Gebärden zeigten keine Spur von Entmuthigung, sondern vielmehr einen Ehrenmann, der zu einem Ehrenmanne kommt, nachdem er um sein angestammtes Königreich mit einem anderen Könige wacker sich geschlagen hat. Alexander redete ihn an mit der Frage, wie er ihn behandeln solle. Poros antwortete: „Königlich!“ und als Alexander darauf erwiederte: „Dies wird geschehen, Poros, schon um meinetwillen, verlange nun auch um deinetwillen, was ich dir Freundliches erweisen soll;“ sprach Poros: „In dem Worte königlich ist alles enthalten.“ Erfreut über die hohe Denkart eines Ueberwundenen, gab Alexander dem Poros nicht nur die Herrschaft über seine Indier zurück, sondern fügte derselben auch noch ein anderes, viel größeres Gebiet hinzu und versöhnte ihn mit seinem Grenznachbar Taxiles. Behandelte er demnach einen ehrenwerthen Mann auf wahrhaft königliche Weise, so bewährte sich ihm dieser von nun an in allem als einen wackeren und zuverlässigen Freund.

Um diese Zeit starb das treue Schlachtroß Alexanders, der Bukephalos, vor Altersschwäche. Alexander war über den Verlust des Rosses bekümmert wie um den Tod des vertrautesten Freundes und erbaute zum Andenken desselben am rechten Ufer des Hydaspes, da, wo er diesen Fluß überschritten hatte, eine Stadt, die er Bukephala nannte. Eine andere legte er auf dem anderen Ufer an, wo er die Schlacht geschlagen hatte, und gab ihr den Namen Nikäa, d. i. Siegesstadt.

Sieben und dreißig Städte, von welchen die am wenigsten bevölkerten nicht unter fünftausend und viele über zehntausend Einwohner hatten, nebst einer großen Menge Dorfschaften, nicht minder volkreich als die Städte, unterwarfen sich ihm, der sich durch jenen Sieg einen furchtbaren Namen gemacht hatte, freiwillig. Dies war das Gebiet, welches er dem Poros verlieh. Er schritt hierauf mit seinem Heere, durch indische Schaaren verstärkt, über den Akesines (oder Dschinab), weiterhin über den Hydraotes (Rawi) und unterwarf sich unter heftigen Kämpfen Städte und Völker bis an das westliche Ufer des Hyphasis (Bajah), womit er die Ostgrenze des sogenannten Fünfstromlandes oder Pendschab erreichte.

13. Alexanders Grenze.

Aber auch jetzt war Alexanders Eroberungslust noch nicht gestillt. Jedes erreichte Ziel lockte ihn zu neuen noch unerreichten Zielen fort; er glaubte nichts gethan zu haben, so lange noch etwas zu thun ihm übrig bliebe. Nun aber kam ihm die Kunde, daß jenseits des Hyphasis ein fruchtbares und wohlhabendes Land liege, bewohnt von Völkern, die sich mit gleich gutem Erfolge dem Feldbau wie dem Dienste der Waffen widmeten und in den einzelnen Staaten sich einer geordneten Regierung erfreuten. Solche Botschaft steigerte seine Lust zum weiteren Vorrücken. Auch hoffte er mit dem Gangesstrome, in dessen reiches Gebiet er jetzt hinüberzutreten gewillt war, das große Ostmeer zu erreichen, welches in Verbindung mit dem nördlichen und dem südlichen Oceane die ganze Erde umkreise, und so werde nach dieser Seite hin die Grenze seiner Herrschaft keine andere sein als die, welche Gott auch der Erde gesetzt habe.

Allein die Makedonier waren bereits der Sache überdrüssig, da sie sahen, daß ihr König sich darin gefalle, Mühen an Mühen und Kämpfe an Kämpfe zu reihen. Eine achtjährige Heerfahrt hatte ihre Reihen gelichtet; die Pferde hatten, weil sie beständig auf dem Wege waren, ihre Hufe abgerieben; die Waffen waren größtentheils abgenutzt, die griechischen Kleider verbraucht; man war genöthigt, von ausländischem Zeuche Gewande nach indischem Schnitte sich zurecht zu machen. Nun waren auch noch die in den oberen Indusländern nach der Sommersonnenwende gewöhnlich herrschenden Regen eingetreten. Siebzig Tage lang, seit dem Eintritte der Makedonier in das Gebiet des Taxiles, hatten sich heftige Platzregen ergossen, ein fortwährendes Gewitter mit Donner und Blitz rollte am Himmel hin, Umstände, welche geeignet sind, den Muth auch des bravsten Heeres niederzuschlagen; und noch sah man des Krieges kein Ende. Man hatte die Tapferkeit der Indier schon bisher genugsam erprobt und nur mit Mühe den Poros überwunden; um so mehr mußte die Kriegsmüden das Gerücht verschüchtern, daß jenseit des Hyphasis die Könige der Gandariden und Prasier mit einer noch viel stärkeren Macht zu ihrem Empfange bereit ständen.

Es kam zu Aufläufen im ganzen Lager; die Einen, und zwar die Gemäßigtsten, bejammerten ihr Geschick, Andere erklärten geradezu, sie würden nicht folgen, auch wenn Alexander sich an die Spitze stellte. Hiervon benachrichtiget, berief Alexander, ehe die Unruhe und Muthlosigkeit im Lager noch weiter um sich griffe, die Hauptleute zu sich und versuchte, sie auf andere Gesinnungen zu bringen. Er stellte ihnen vor, daß man schon ganz nahe am Ziele der unternommenen Heerfahrt stehe und nur durch Vollendung der Eroberung Asiens das bereits Eroberte sichern könne. „Harret aus, werthe Kampfgefährten!“ sprach er. „Füget dem Vielen, das schon errungen ist, das Wenige bei, was noch übrig blieb. Ihr wisset, daß ich mit euch alle Mühen und Kämpfe theile; der Kampfpreis aber liegt für alle in der Mitte. Denn euer ist das Land und ihr seid die Herren desselben, und von den Schätzen kommt nun ein großer Antheil an euch. Und haben wir vollends Asien durchzogen, dann werde ich, bei Gott! alle die schönen Hoffnungen jedes Einzelnen nicht nur erfüllen, sondern sogar übertreffen: wer nach Hause zurückkehren will, den werde ich in die Heimath entlassen oder selbst zurückführen; wer aber hier bleibt, den werde ich zum Gegenstande des Neides für die Abgehenden machen.“

Ein langes Stillschweigen erfolgte, als Alexander geendet hatte, wiewohl er jeden zum Sprechen aufforderte, der mit ihm nicht einverstanden wäre. Denn man wagte nicht, dem Könige geradezu zu widersprechen, und wollte doch nicht zustimmen. Endlich faßte Koinos, einer der ältesten und vertrautesten Feldherren Alexanders, den Muth und ließ sich also vernehmen:

*) Im Griechischen: fünf Ellen. Eine griechische Elle machte die Länge vom Ellenbogen bis an die Spitze des mittelsten Fingers aus und enthielt anderthalb Fuß.

„Du selbst, mein König, willst nicht als Gebieter dich an die Spitze der Makedonier stellen, sondern versicherst, nur dann weiter ziehen zu wollen, wenn du sie dazu bewegen kannst, nicht aber Zwang anzuwenden, wenn du überstimmt wirst. Darum nicht für uns, die wir, geehrt vor allen und des Ehrendankes für die Beschwerden größtentheils schon theilhaftig, dir in allem zu folgen bereit sind, nicht für uns werde ich jetzt sprechen, sondern im Namen der Masse des Heeres. Das Recht aber, was mir das Beste dünkt, nicht zurückzuhalten, giebt mir mein Alter und das durch dich mir gewordene Ansehen bei den Anderen, so wie mein bisher allezeit fertiger Muth in Mühen und Gefahren. Gerade je mehr das, was durch deine Feldherrenkunst und durch diejenigen, welche mit dir aus der Heimath gezogen sind, geleistet worden ist, alles Andere an Umfang und Größe übertrifft: desto gerathener scheint mir zu sein, endlich einmal den Mühen und Kämpfen ein Ziel zu setzen. Du selbst siehst es ja, wie viel von allen, die mit dir ausgezogen sind, Makedonier sowohl als Hellenen, dir noch übrig sind. Ein großer Theil davon ist in den Schlachten gefallen; andere sind, durch Wunden kampfunfähig geworden, in verschiedenen Theilen Asiens zurückgeblieben; die meisten sind an Krankheiten gestorben, und nur wenige von den vielen sind noch am Leben, körperlich nicht mehr so kraftvoll, geistig noch weit mehr entmuthigt. Und diese alle theilen die Sehnsucht nach ihren Eltern, sofern sie noch leben, die Sehnsucht nach ihren Frauen und Kindern, die Sehnsucht nach dem heimathlichen Boden; und diese wiederzusehen, heimkehrend in dem von dir auf sie übergehenden Glanze, einst klein, jetzt groß, einst arm, nun reich — das ist doch wohl eine verzeihliche Sehnsucht. Darum führe die Widerstrebenden nicht weiter; denn du wirst in Gefahren nicht mehr dieselben finden, weil ihnen zum Kampfe der gute Wille fehlt. Gehe vielmehr selbst, wenn es genehm ist, zurück in die Heimath, sieh deine Mutter wieder, ordne die hellenischen Angelegenheiten, trage diese zahlreichen, herrlichen Siege in deine väterlichen Hallen ein! und dann magst du eine neue Heerfahrt antreten, sei es nun nach deinem Belieben gegen diese nemlichen Indierstämme, die gen Osten hin wohnen, oder gegen die Länder des schwarzen Meeres, oder gegen Karthago und was von Afrika noch jenseits Karthagos liegt. Dazu darfst du dich dann nur an die Spitze stellen, und folgen werden dir andere Makedonier und andere Hellenen, junge statt der alten, statt der entkräfteten frische, denen die Wechselfälle des Krieges bei mangelnder Erfahrung nichts Abschreckendes und bei lachender Aussicht in die Zukunft nur Anlockendes darbieten. Diese werden dir um so bereitwilliger folgen, wenn sie die früheren Genossen deiner Mühen und Kämpfe in ihren heimischen Sitzen gesehen haben, einer ehrenvollen Ruhe genießend, mit Ruhm und mit Beute bereichert. Schön ist, mein König, wenn es irgend etwas Schönes giebt, die Mäßigung im Glück. Wohl hat ein Feldherr wie du und an der Spitze eines solchen Heeres von Feinden nichts zu fürchten; aber was von oben kommt, kommt unerwartet und darum für Menschen unvermeidlich!“

Also sprach Koinos. Unverkennbar war der Beifall, welchen die Anwesenden seinen Worten zollten, und viele konnten sich nicht der Thränen enthalten. Alexander aber entließ unmuthig die Versammlung, berief sie an dem folgenden Tage abermals zu sich und erklärte: er selber werde weiter ziehen; zwingen wolle er übrigens keinen Makedonier, unfreiwillig ihm zu folgen; er werde noch Leute finden, die ihren König freiwillig begleiten. Wer nach Hause gehen wolle, der könne heimziehen und in der Heimath erzählen: er komme zurück, nachdem er seinen König mitten unter den Feinden verlassen habe.

Mit diesen Worten zog er sich in sein Zelt zurück und hielt sich daselbst vor Zorn und Mißmuth drei Tage lang eingeschlossen. Alle bisher ausgeführten Thaten hatten in seinen Augen keinen Werth, wenn er nicht auch über den Ganges gehen sollte; er sah den Rückzug als ein öffentliches Geständniß seiner Schwäche und Niederlage an. Aber vergebens wartete er, ob nicht im Heere eine Sinnesänderung zu seinen Gunsten eintreten werde. Tiefe Stille herrschte im Lager; man zeigte wohl Betrübniß über den Zorn des Königs, aber keine Neigung, sich dadurch auf andere Gedanken bringen zu lassen. Da gab der König nach und berief die Aeltesten seiner Freunde, um dem Heere bekannt zu machen, die Rückkehr sei beschlossen.

Bei dieser Nachricht erhob sich ein Geschrei, wie es eben unter einem gemischten Haufen die Freude hervorbringt; die meisten vergossen Freudenthränen, manche näherten sich auch dem königlichen Zelte und wünschten Alexandern alles Heil, weil er sich durch sie allein habe besiegen lassen. Um ein Denkmal seiner Größe an dieser Stätte zu hinterlassen, ließ er zwölf riesenhafte Altäre errichten, an Höhe den größten Thürmen gleich, an Breite sie noch übertreffend. Auf ihnen zündete er reiche Dankopfer an für die zwölf großen Götter, die ihn siegreich bis hieher geführt hatten, ließ das Heer ritterliche Spiele und Wettkämpfe halten und trat dann den Rückweg zum Hydaspes an.

14. Kriegerische Stromfahrt bis zu den Mündungen des Indus.

Am Hydaspes wieder angelangt, ließ Alexander eine große Menge Schiffe bauen, um in das große Weltmeer gegen Mittag (den indischen Ocean) hinabzufahren. Zum Oberbefehlshaber dieser beinahe aus zweitausend Fahrzeugen bestehenden Flotte ernannte er den Nearchos. Er selber begab sich mit einem ansehnlichen Theile seines Heeres zu Schiffe, während ein anderer unter Krateros und Hephästion zu beiden Seiten des Flusses ihm vorausging. Nachdem er vom Vordertheil aus heilige Trankopfer aus goldener Schaale in den Strom gegossen und zu den Göttern gebetet hatte, gab die Trompete das Zeichen zur Abfahrt, und sogleich setzte sich alles in schönster Ordnung in Bewegung. Unvergleichbar war das Getöse des Ruderschlages so vieler Fahrzeuge, gemischt mit dem Geschrei der Bootsmänner, welche den Beginn und die Pausen des Ruderns angaben, so wie der Ruderer selbst, wenn sie in Masse die Wucht ihres Ruderschlages mit ihrem Gejauchze begleiteten. Von den Ufern, die an vielen Stellen die Schiffe überragten, hallte das Gelärm, schon durch die Einengung bedeutend verstärkt, in doppeltem

Echo wieder und drang weithin in die Schluchten der Seitenthäler, die aus tiefer Waldesstille emporschreckten. Die ganze Bewohnerschaft beider Ufer sammelte sich, wo das Geschwader vorüberkam, erstaunt über das nie gesehene Schauspiel, lief auf weite Strecken mit und stimmte jauchzend ihre barbarischen Gesänge an. Denn giebt es irgendwo Liebhaber von Musik und Tanz, so sind es die Indier.

Am fünften Tage der Fahrt kam man an den Zusammenfluß des Hydaspes und Akesines, aus diesem in den Hydraotes und so endlich in den Indus selbst. Doch war diese Fahrt nicht unthätig noch ohne kriegerische Unternehmungen. Vielmehr ging Alexander an verschiedenen Punkten mit dem Heere an's Land, bestürmte die ihm vorkommenden Städte und machte sich alles unterthan. Am meisten machten ihm die Maller, die streitbarste unter den indischen Völkerschaften, zu schaffen, und die Eroberung ihrer Hauptstadt kostete ihm beinahe selber das Leben. Ungeduldig über die Zögerung beim Anlauf, riß er einem makedonischen Soldaten die Leiter aus der Hand, legte sie selbst an die Mauer, stieg, das Haupt mit dem Schilde deckend, zuerst hinan, erreichte die Brustwehr, warf die nächsten Indier, auf welche er stieß, nach innen hinab oder stach sie mit dem Schwerte auf dem Platze nieder und hatte so die Mauer auf diesem Punkte von Feinden gesäubert. Seine Rundschildner, in größter Besorgniß für ihren König, drängten sich hitzig alle nach derselben Leiter, um ihm zu folgen. Sie brach unter der Last zusammen, so daß einige, die schon oben waren, wieder herabstürzten, die übrigen aber sich außer Stande sahen, hinaufzukommen. Abgeschnitten von den Seinigen und nicht nur von den benachbarten Thürmen aus, sondern auch von den Streitern in der Stadt mit Geschossen überschüttet, (denn der Glanz seiner Waffen und seine ungewöhnliche Kühnheit lenkte die Augen und Waffen der Feinde fast nur auf ihn) sah er sich in Gefahr, wehrlos und thatenlos umzukommen, und faßte einen verzweifelten Entschluß. Er sah an der Stelle, wo er festen Fuß gefaßt hatte, einen Erdwall an die Mauer stoßen. Dort sprang er nach innen hinab mitten unter die Feinde. Es war, als führe ein Blitz unter sie, und nachdem er den Häuptling der Indier, nach ihm einen Zweiten, einen Dritten und Vierten zu Boden gestreckt hatte, wagte sich keiner mehr in der Nähe an ihn, aber aus gewisser Entfernung umstellten sie ihn von allen Seiten und warfen nach ihm, was Jeder gerade Werfbares in der Hand hatte oder im Augenblicke zur Hand bekam.

Peukestes, Abreas und Leonnatos, die Einzigen, welche zum Glücke noch vor dem Zerbrechen der Leiter die Mauer erstiegen hatten, waren mittlerweile ebenfalls herabgesprungen und bildeten eine Schutzwehr für den König. Allein Abreas stürzte, von einem Pfeile in's Gesicht getroffen, darnieder. Alexander empfing ebenfalls einen Pfeilschuß durch den Panzer in die rechte Brust, so daß neben dem Blute zugleich auch Luft aus den Lungen durch die Wunde ausströmte. Eine Weile noch vertheidigte er sich, mit dem Rücken gegen die Mauer gelehnt, trotz des übeln Zustandes, in welchem er sich befand; aber von Blutverlust erschöpft, befiel ihn Schwindel und Ohnmacht; so sank er, auf seinen Schild gelehnt, endlich zu Boden. Peukestes stellte sich über den Gefallenen und hielt den heiligen Schild vor, welchen Alexander aus dem Tempel der troischen Athene mitgenommen hatte und in den Schlachten sich vortragen ließ. Dasselbe that Leonnatos von der anderen Seite; aber beide erhielten Schußwunden, und Alexander war bereits dem Tode nahe, als es endlich auch den übrigen Makedoniern gelang, auf verschiedenen Punkten über die Mauer zu kommen. Nach einem heftigen Kampfe entrissen sie den König dem Andrange der Feinde. Die Stadt wurde eingenommen, und die erbitterten Sieger metzelten schonungslos alles nieder, was ihnen unter die Hände kam.

Unterdessen war Alexander auf einem Schilde besinnungslos in's Lager getragen worden. Mit großer Mühe schnitt man, nachdem man den Schaft des Pfeiles abgesägt und den Verwundeten des Panzers entkleidet hatte, die Pfeilspitze, die in einem Knochen feststack, aus der Wunde. Während der Heilung verging eine lange Zeit, so daß sich im Heere das Gerücht verbreitete, der König sei todt und man verberge es ihnen nur. Laute Wehklage erscholl, und als diese verstummte, gab sie einer allgemeinen Muth- und Rathlosigkeit Raum: wer sich nun an die Spitze des Heeres stellen werde? wie sie nun, rings umschlossen von so vielen streitbaren Völkern und unüberschreitbaren Flüssen sich glücklich nach Hause durchschlagen sollten? Für die Ruhe seines Heeres besorgt, ließ sich Alexander, wiewohl er noch nicht völlig hergestellt war, auf einem Schiffe liegend, nach der Stelle fahren, wo die Hauptmasse seines Heeres versammelt war. Bleich und reglos lag er da, so daß die Kriegsleute, die ihn sahen, noch nicht an sein Leben glauben wollten. Als er aber nahe kam und die Hand ausstreckte, da erhob sich ein nie endendes Freudengeschrei; und als er endlich gar an's Land stieg, sich zu Pferde setzte und dann auch eine Strecke zu Fuße ging, drängte sich alles herzu, um seine Hände, Kniee oder Kleider zu berühren, und streuete Blumen auf den Weg.

Nachdem er den Göttern Dankopfer für seine Genesung dargebracht hatte, setzte er seinen Zug weiter fort, unterwarf sich alles Land umher, legte an geeigneten Stellen Burgen und Städte mit Schiffswerften an und steuerte, nach siebenmonatlicher Stromfahrt an den Mündungen des Indus angelangt, in das offene Meer hinaus, gleichsam als wolle er auch von dem grenzenlosen Reiche des Oceans Besitz ergreifen. Er schlachtete Stiere dem Poseidon zu Ehren und warf sie in's Meer. Auch ein Trankopfer brachte er dar und warf die goldene Opferschaale, aus welcher er gespendet hatte, sammt den goldenen Mischkelchen in's Meer, indem er die Götter anrief, ihm die Flotte sicher zu begleiten, welche unter Nearchos nach dem persischen Meerbusen und den Mündungen des Euphrat und Tigris auslaufen sollte. Dann begab er sich in den Indus zurück bis zu der Stelle, wo dieser Strom an der Spitze seines Deltalandes sich in zwei Mündungsarme zweigt. Dort in der von ihm begründeten Hafenstadt Pattala rüstete er seine Land- und Seemacht, um die Rückfahrt anzutreten.

15. Die indischen Weisen.

An dem hartnäckigen Widerstande, welchen Alexander auf seiner Heerfahrt durch Indien fast unter allen Völkerschaften dieses Landes gefunden, hatten die indischen Priester oder Brahmanen besonderen Antheil, indem sie die Könige, die sich an ihn ergaben, mit Schimpf belegten und die freien Völker zum ausdauerndsten Kampfe, die unterworfenen zum Abfall anreizten. Alexander war daher so erbittert gegen sie, daß er einst die gesammte Priesterschaft eines aufständigen Landes kreuzigen ließ.

Doch konnte er dem ausgezeichneten Verstand und Scharfsinn dieser Gymnosophisten oder nackten Weisen, wie die Hellenen sie nannten, seine Bewunderung nicht versagen. Als er den Aufstand des Sabbas, welchen er früher zum Statthalter von Bergindien eingesetzt hatte, unterdrückte, fielen ihm zehn jener Männer in die Hände, und da sie für Leute galten, die in kurzen, sinnreichen Antworten sehr geübt waren, legte er ihnen eine Reihe verfänglicher Fragen vor, mit dem Bedeuten, daß er denjenigen, welcher eine unrichtige Antwort ertheile, zuerst und alsdann alle übrigen werde hinrichten lassen. Den Aeltesten unter ihnen ernannte er zum Richter darüber.

Der Erste wurde gefragt: ob der Lebenden oder der Todten mehr seien? Er antwortete: „Der Lebenden, denn die Todten sind nicht mehr.“

Der Zweite erhielt die Frage: ob die Erde oder das Meer größere Thiere ernähre? und gab zur Antwort: „Die Erde, denn das Meer ist nur ein Theil der Erde.“

Der Dritte sollte sagen: welches das schlaueste Thier sei? er erwiederte: „Dasjenige, welches sich bis jetzt der Entdeckung des Menschen entzogen hat.“

Der Vierte sollte angeben: mit was für Gründen er den Sabbas zum Abfall bewogen habe? er sprach: „Ich verlangte von ihm, rühmlich zu leben oder schimpflich zu sterben.“

Der Fünfte gab auf die Frage: ob der Tag oder die Nacht eher gewesen? zur Antwort: „Der Tag war um einen Tag früher als die Nacht;“ und da Alexandern dies befremdete, setzte er hinzu: „Auf verwirrte Fragen gehören verwirrte Antworten.“

Der König wendete sich nun an den Sechsten und fragte: wie sich einer am meisten Gunst und Liebe erwerben könne? worauf ihm dieser erwiederte: „Wenn er trotz seiner Macht nicht furchtbar ist.“

Der Siebente sollte rathen: wie einer aus einem Menschen zum Gotte werden könne? „Wenn er,“ war die Antwort, „etwas thut, was einem Menschen unmöglich ist.“

Der Achte wurde befragt: welches von beidem stärker sei, das Leben oder der Tod? „Das Leben,“ sagte er, „welches so viele Uebel erträgt.“

An den letzten kam die Frage: wie lange es einem Menschen gut sei, zu leben? Er antwortete: „So lange, bis er das Sterben für besser hält als das Leben.“

Nunmehr wendete sich Alexander an den Richter und befahl ihm, den Ausspruch zu thun. Da erklärte dieser Schlaue: es habe immer einer noch schlechter geantwortet als der andere; worauf der König erwiederte: „Nun, so sollst du um dieses Urtheils willen zuerst sterben!“ „Keineswegs, o König!“ versetzte der Richter, sonst würdest du ja lügen, da du gesagt hast, derjenige sollte zuerst sterben, der die schlechteste Antwort geben würde.“ Damit war der König zufrieden gestellt und entließ sie alle mit reichlichen Geschenken.

Schon früher, kurz nach seinem Eintritt in das Gebiet des Taxiles, hatte er einst etliche Brahmanen unter freiem Himmel auf einer Wiese angetroffen, dem gewöhnlichen Schauplatze ihrer Unterhaltungen oder Belehrungen, und mit Verwunderung bemerkt, daß sie, weit entfernt, über seinen und seines Heeres Anblick zu erstaunen, nichts weiter vornahmen, als daß sie mit den Füßen auf den Boden stampften. Durch einen Dolmetscher anfragend, was das zu bedeuten habe, war ihm die Antwort zu Theil geworden: „König Alexander, jeder Mensch hat nicht mehr Erde inne, als die, auf welcher er eben steht. Du aber, ein Mensch wie andere Menschen, ausgenommen, daß du dich in fremde Dinge einmischest und hoffärtig bist, ziehest von deiner Heimath aus durch so viele Länder der Erde, dir selbst und anderen zur Last. Und nun, auch bald eine Leiche, wirst du nicht mehr Erde inne haben als hinreicht, deinen Leib zu begraben.“

Trotz der Weltverachtung dieser Weisen, mit welcher sein Eroberungsgeist und seine Herrschbegier sich niemals befreunden konnte, trug doch Alexander lebhaftes Verlangen, einige von ihnen zu seinen Begleitern zu haben. Er schickte daher den Philosophen Onesikritos an die berühmtesten Brahmanen, die für sich in der Stille lebten, und ließ sie ersuchen, daß sie zu ihm kommen möchten. Aber der Aelteste und Angesehenste unter ihnen, Dandamis mit Namen, erklärte: weder er selber werde mit Alexandern gehen, noch werde er es den andern gestatten. Er bedürfe nichts von allem, was Alexander gewähren könne. So lange er lebe, habe er genug am indischen Boden, der seine Früchte trage zu ihrer Zeit, und wenn er sterbe, so werde er erlöset von der Hausgenossenschaft des Leibes, die einem unsterblichen Geiste ohnehin nicht völlig gemäß sei. — Ein Einziger, Sphines mit Namen, von den Griechen gewöhnlich Kalanos genannt, ließ sich von Taxiles überreden, dem Alexander zu folgen, und wurde dafür von den übrigen Weisen getadelt: weil er die Glückseligkeit, die sie genössen, verließe, um einem anderen Herren zu dienen als der Gottheit.

Späterhin, als er im Lande Persis war, wurde er leidend, nachdem er nie zuvor in seinem Leben krank gewesen war. Darum wollte er sich auch der geregelten Lebensweise eines Kranken nicht unterwerfen, sondern äußerte gegen Alexandern: es sei gut für ihn unter diesen Umständen, heimzugehen, ehe daß die Leiden ihn zwängen, seiner bisherigen Lebensweise zu entsagen. Alexander widersprach ihm zwar lange; als er aber sah, daß er nicht nachgab, so befahl er, nach den Anweisungen, welche der Indier selber geben würde, ihm einen Scheiterhaufen zu errichten. Da er schon zu schwach war, ein Pferd zu besteigen, so ließ er sich in einer Sänfte dahin tragen, bekränzt nach indischer Art und Loblieder auf die Götter in indischer Sprache singend. Auf dem Platze angekommen, vertheilte er die Trinkgeschirre und Decken, womit Alexander den Scheiterhaufen hatte ausschmücken lassen,

unter seine Umgebung. Nun bestieg er den Scheiterhaufen und legte sich angesichts des ganzen Heeres, welches ihm zu Ehren in voller Rüstung mit ausgezogen war, mit Anstand nieder. Als der Scheiterhaufen von den dazu bestellten Leuten angezündet war, so ertönten, wie es Alexander befohlen hatte, die Trompeten; das ganze Heer erhob ein Schlachtgeschrei und die Elephanten vermischten damit ihre durchdringenden und kriegerischen Töne. Alexandern hatte es nicht ziemlich geschienen, diesem Schauspiele persönlich beizuwohnen, da es einen Freund betraf; für die übrigen aber war es ein staunenswürdiger Anblick, daß Kalanos auf seinem Flammenbette auch nicht im mindesten ein Schmerzgefühl äußerte, sondern regungslos in derselben Lage verblieb, in welcher er sich niedergelegt hatte, — ein beachtenswerthes Zeugniß dafür: „wie stark und unbezwinglich der menschliche Wille ist, alle seine Entschließungen zu vollbringen." Solchergestalt opferte Kalanos sich selbst nach altem hergebrachten Gebrauche der Heiligen seines Landes, um durch freiwillige Auflösung seines sterblichen Theils in dem heiligen Elemente seine Seele befreit und geläutert gen Himmel emporzuschwingen.

16. Zug durch Gedrosien und Karamanien. Alexander berichtet das Reich und belohnt sein Heer.

Vom Mündungslande des Indus aus trat Alexander den Rückweg nach Vorderasien an. Während seine Flotte unter Nearchos an den Küsten entlang auf dem persischen Meere hinfuhr, nahm er selber mit einem Theile des Heeres seinen Weg durch den südlichsten Theil Gedrosiens (im heutigen Beludschistan), um der Flotte immer möglichst nahe zu sein und sie, indem er ihr vorauszog, an den geeigneten Punkten durch Hinterlassung von Trinkwasser und Lebensmitteln mit dem nöthigen Vorrathe versorgen zu können.

Diese Absicht aber wurde durch die Beschwerden, mit welchen das Landheer auf diesem Wege zu kämpfen hatte, größtentheils vereitelt. Die Küstenstriche Gedrosiens bilden nemlich allerwärts eine Wüste. Alle Mühseligkeiten, welche die Makedonier bisher in Asien erduldet hatten, ließen sich in nichts mit den Drangsalen vergleichen, welche auf diesem Marsche ihrer warteten. Sengende Hitze, verbunden mit Wassermangel und der beschwerlichsten, nur langsam fortrückenden Wanderung im tiefen, durchglüheten Sande rieb Menschen und Thiere auf, so daß Alexander nicht den vierten Theil seiner Mannschaft aus Indien zurückbrachte, obgleich dieselbe aus hundert und zwanzigtausend Mann zu Fuß und funfzehntausend Reitern bestanden hatte. Um der Tageshitze auszuweichen, marschirten sie meistens bei Nacht; und so oft sie den Weg, den sie vor sich hatten, in dieser Frist zurücklegten und des Morgens zu Wasser kamen, war ihre Lage noch einigermaaßen erträglich. Allein geschah es, daß der vorrückende Tag wegen der Länge des Weges bis zum nächsten Wasserplatze sie noch auf dem Marsche überfiel, dann waren sie doppelt übel daran wegen der Gluthhitze sowohl, als wegen des unauslöschlichen Durstes. Zudem ging ihnen oft der Mundvorrath aus, und nun schlachtete man Pferde und Maulthiere, deren ohnehin eine große Menge unter den Anstrengungen verschmachtete und erlag. Dadurch aber wurde die nöthige Anzahl von Last- und Zugthieren dermaaßen vermindert, daß man weder die Kranken im Heere noch die Erschöpften mehr leicht fortbringen konnte. Auch an Wagen fehlte es dazu, da man sie im tiefen Sande nicht hatte fortbringen können. So blieben denn manche vor Krankheit oder Ermattung am Wege liegen, und niemand war da, der sie weiter führen, niemand, der die Zurückbleibenden verpflegen sollte. In größter Eile ging der Zug vorwärts, und über der Sorge für das Ganze wurde nothwendig die Sorge für den Einzelnen hintangestellt. Einige unterlagen auch auf den nächtlichen Märschen dem Schlafe. Erhoben sie sich nachher wieder, so ging zwar, wer noch Kräfte hatte, den Spuren des Heeres nach, und wenige von vielen retteten sich; die meisten aber, wie auf einem Meere über Bord geworfen, kamen in dem Sande um. Nicht wenigere jedoch, als der Durst aufrieb, fanden an den Wasserplätzen durch unersättliches Trinken ihren Tod. Deshalb wählte Alexander die Lagerstätten nicht in der Nähe des Wassers, sondern wenigstens eine halbe Stunde davon; damit sie nicht alle zusammen über das Wasser herfielen und dadurch sich und das Vieh zu Grunde richteten, weil zugleich diejenigen, welche sich am wenigsten zu beherrschen wußten, in die Quellen oder Bäche hineinstiegen und so auch noch dem übrigen Heere das Wasser untrinkbar machten.

Nach sechzig Tagen endlich gelangte Alexander in die wirthbaren Gegenden Gedrosiens, wo ihm die nächsten Fürsten alle Bedürfnisse in Menge zuführten. Er verweilte hier einige Tage, um sein Heer wieder ausruhen zu lassen, und setzte sich darauf nach Karamanien in Bewegung, der westlichsten Landschaft nach Persis hin, welche noch gegenwärtig den Namen Kerman führt. An die Tage unsäglicher Drangsal während des Zuges durch die gedrosische Wüste reiheten sich nun Tage des vollsten Ueberflusses und des ausgelassensten Frohsinns. Darf man etlichen Berichten glauben, denen freilich der vorsichtigste Geschichtschreiber Alexanders, Arrianos (um 150 nach Chr.), mißtraut, so war dieser ganze siebentägige Marsch durch Karamanien nichts anderes als eine Erneuerung des Triumphzuges, welchen einst Bakchos der Sage zufolge durch Asien gehalten hatte. Alexander selbst fuhr mit seinen vertrautesten Freunden auf einem mit acht Rossen bespannten Wagen. Dieser trug eine Art erhöhete Bühne, auf welcher er, allen sichtbar, mit seinen nächsten Vertrauten schmaus'te und zechte. Eine Menge anderer Wagen, theils mit purpurnen oder buntfarbigen Teppichen theils mit immer frischen grünen Baumzweigen überschattet, führte die übrigen Freunde und Heerführer nach, die, mit Kränzen geschmückt, gleichwie er ein fröhliches Gelag feierten. Kein Schild, kein Helm, keine Lanze war zu sehn. Unter endlosem Jubel zogen die müßigen Soldaten dahin, füllten sich aus den längs des Weges aufgestellten Fässern die Schalen, Krüge und Becher und tranken einander wacker zu, einige im Marschieren, andere behaglich am Boden hingestreckt. Die ganze Gegend ertönte von Schalmeien und Flöten, von Gesang, Saitenspiel und den

bakchischen Tänzen der Weiber, so daß es schien, als sei der Gott selber zugegen und führe den Festzug.

In Karamanien traf Alexander wieder mit Krateros zusammen, der mit einem anderen Theile des Heeres und den Elephanten auf einem weit bequemeren Wege nördlich von Gedrosien durch die Landschaften Arachosia und Drangiana den Rückzug aus Indien vollbracht hatte. Auch traf hier zu seiner großen Freude Nearchos mit einem kleinen Gefolge bei ihm ein, um Bericht zu erstatten über die bis dahin von ihm glücklich vollbrachte Meerfahrt, und erhielt hierauf Befehl, dieselbe durch den persischen Meerbusen bis an die Mündungen des Tigris fortzusetzen. Alexander selbst begab sich mit dem Landheere nach Persis und traf gegen Ende des Jahres 326 in Pasargada ein.

Bei seiner Ankunft im Innern des Reiches fand er mancherlei Unordnung und Ungebühr vor. Seine Heerfahrt in die oberen Provinzen, das Gerücht von den Verlusten, die er dabei erlitten, und von seiner eigenen Verwundung, hatte dem Zweifel an seiner Zurückkunft bei allen, die sie nicht wünschten, Vorschub geleistet und nicht nur manche Völkerschaften zum Abfalle gereizt, sondern auch den Statthaltern und den zurückgelassenen Feldherren zu vielen Ungerechtigkeiten, Bedrückungen und Frevelthaten Anlaß gegeben. Besonders betrübend war Alexandern auch der am Grabmale des Königs Kyros verübte Frevel, welches er erbrochen und beraubt vorfand und sorgsam wiederherstellen ließ. Die Verdienste seiner Begleiter, namentlich den Peukestes, Leonnatos, Hephästion, auch seinen Admiral Nearchos, der später in Susa wieder bei ihm eintraf, belohnte er ehrenvoll; die Uebelthäter ließ er hinrichten und jeden, der auch nur einer Kleinigkeit überwiesen wurde, mit großer Strafe belegen, weil er mit derselben Gesinnung wohl auch großes verbrochen haben würde.*) Und war irgend etwas, das die Alexandern durch Waffengewalt oder freiwillig unterworfenen Völker, so viel ihrer auch waren und so fern sie auch von einander lagen, in Ordnung erhielt, so war es der Umstand, daß er, so lange er regierte, keine Bedrückung der Unterthanen von Seiten der Behörden duldete.

Beseelt von dem Wunsche, eine Annäherung zwischen den Makedoniern und Persern mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln zu befördern, veranstaltete er zu Susa ein großes Hochzeitsfest, bei welchem er selbst sich mit der ältesten Tochter des Dareios, Stateira, sein Freund Hephästion mit einer Schwester derselben und gegen achtzig seiner angesehensten Heerführer mit anderen vornehmen Jungfrauen persischer und medischer Abkunft vermählten. Für diese alle richtete Alexander die Hochzeit auf eigene Kosten aus und übernahm die Aussteuern insgesammt; ja selbst diejenigen Makedonier, welche schon früher asiatische Weiber genommen hatten, erhielten Hochzeitsgeschenke, und es waren deren über zehntausend.

Alexanders Freigebigkeit kam noch weit mehreren zu gut. Er übernahm, alle Schulden zu bezahlen, die im Heere gemacht worden seien, und befahl daher aufzuschreiben, wie viel jeder schulde, damit er den Betrag in Empfang nehmen könne. Anfangs ließen nur wenige ihre Namen aufschreiben, weil man fürchtete, es möchte dies von Seiten Alexanders nur eine Versuchung sein, um zu erfahren, wer mit seinem Solde nicht ausreiche und einen großen Aufwand mache. Als dies Alexander erfuhr, that er den schönen Ausspruch: „Ein König muß allezeit halten, was er seinen Unterthanen versprochen hat, und Unterthanen sollten niemals ihren König im Verdacht haben, als wenn er sein Wort nicht halten würde.*) Er ließ nun Tische im Lager aufstellen und auf den Tischen Geld; und es bedurfte nichts weiter, als eine Verschreibung vorzuweisen, um die Tilgung der Schuld zu erlangen, ohne daß sein Name aufgezeichnet wurde.

17. Entlassung der Altkrieger.

Jene dreißigtausend Knaben, welche Alexander vormals zur Unterweisung und Ausbildung aus den asiatischen Völkerschaften hatte erlesen lassen, waren indessen herangewachsen und wurden ihm von den Statthaltern der verschiedenen Provinzen vorgeführt. Allesammt im Schmucke makedonischer Rüstung und von schöner, männlicher Gestalt, zeigten sie auch bei allen ihren Uebungen eine ungemeine Fertigkeit und Leichtigkeit. Alexander hatte darüber eine große Freude. Er sah in diesen gleichsam zu Makedoniern gewordenen Asiaten die Erstlinge der Verwirklichung seines Lieblingsgedankens, die Anfänge eines neuen Völkergeschlechts, und nannte sie Epigonen, den jungen Nachwuchs. Dagegen verdroß ihr Anblick die Makedonier desto mehr, als denke Alexander alles mögliche aus, um nicht mehr wie sonst Makedonier nöthig zu haben. Und als er nun die durch Alter oder körperliche Gebrechen zum Krieg untauglich Gewordenen vom Heere entlassen und in ihr Heimwesen zurückschicken wollte; erklärten sie dies für eine Schmach und Beschimpfung, daß er Leute, die er erst ohne Schonung zu allem gebraucht hätte, nun mit Schande sich vom Halse schaffen und dem Vaterlande und ihren Eltern in einem ganz anderen Zustande, als er sie bekommen, wieder aufhängen wollte. Das ganze Heer verlangte den Abschied: er möge die Makedonier insgesammt für untauglich zu ferneren Diensten erklären, da er jetzt diese jungen und artigen Tänzer habe, mit denen er herumziehen und den Erdkreis bezwingen könne. Manche fügten mit noch bittrerem Hohne hinzu: er möge mit seinem Vater (womit sie auf Zeus Ammon anspielten) das Weitere zu Stande bringen.

Alexander, welcher damals viel jähzorniger und in Folge seiner asiatischen Bedienung nicht mehr so nachsichtig als sonst gegen die Makedonier war, sprang, wie er solche Worte vernahm, mit den ihn umgebenden Befehlshabern von der Erhöhung, wo er seinen Stand hatte, herab, be-

*) Luc. 16, 10. Wer im Geringsten unrecht ist, der ist auch im Großen unrecht.

*) „Wenn was auf Erden heilig ist, so ist es eines Helden Wort.“
v. Platen's: Harmosan.

Als die Abgesandten der Stadt Rom vom Kaiser Friedrich dem Rothbart begehrten, daß er ihnen ihre Privilegia mit einem Eid bestätigen sollte, antwortete er ihnen: ein Kaiserliches Wort sei so kräftig, als ein Eid; er wolle ihnen ihre habende Freiheiten auch wohl ohne einen Eidschwur erhalten. Zincgräf's Apophthegmata. Danzig 1640. S. 32.

fahl die Hauptaufwiegler der Menge zu verhaften, und bezeichnete mit eigener Hand seiner Leibwache diejenigen, die sie greifen sollten. Es waren ihrer bei dreizehn. Diese ließ er zum Tode führen, und wie die anderen betroffen schwiegen, begab er sich an seinen Platz zurück und sprach also:

„Nicht um euren Abzug in die Heimath rückgängig zu machen, Makedonier, ergreife ich das Wort; — denn meinetwegen mögt ihr gehen, wohin ihr wollt; — sondern um euch zu erinnern, was für Leute ihr ehemals gewesen, und welche ihr jetzt seid, da ihr weggeht. Und zwar beginne ich, wie billig, mit Philippos, meinem Vater. Philipp fand euch als umherirrende, dürftige Leute. Euer ganzer Reichthum waren wenige Schafe, die ihr auf den Bergen weidetet und die ihr gegen die Illyrier, Triballer und Thrakier nur mit Noth und Mühe vertheidigtet. Er zog euch Röcke statt der Felle an, führte euch von den Bergen in die Ebenen herab und setzte euch in den Stand, es mit den angrenzenden Barbaren im Kampfe aufzunehmen, so daß ihr eure Sicherheit nicht mehr der Festigkeit der Plätze lieber als der eigenen Tapferkeit vertrautet. Zu Bewohnern von Städten machte er euch und verlieh euch heilsame Gesetze und Einrichtungen. Ueber dieselben Barbaren, die vorher euch und das Eurige beraubten, erhob er euch, die Knechte und Unterthanen, zu Herren. Den größten Theil von Thrakien schlug er zu Makedonien, bemächtigte sich der gelegensten Plätze am Meere, öffnete dem Lande bequeme Wege und stellte die Bearbeitung der Bergwerke sicher. Er machte euch zu Beherrschern der Thessalier, die ihr bisher wie den Tod gefürchtet hattet. Er demüthigte die Phokier und eröffnete euch dadurch eine breite und sichere Straße nach Griechenland. Die Athener und Thebäer, welche sonst immer gegen Makedonien auf der Lauer lagen, brachte er — und dies bereits unter unserer Mitwirkung — so tief herunter, daß sie jetzt, statt uns Zins abzufordern, bei uns Schutz suchen müssen. Er drang in den Peloponnes ein und stellte auch da die Ordnung wieder her. Und als er dort zum unumschränkten Feldherrn des gesammten Griechenlands gegen die Perser ernannt wurde, erwarb er diese Ehre nicht sowohl seiner eigenen Person als der Gesammtheit der Makedonier.“

„Dies sind meines Vaters Verdienste um euch. Sie sind, an sich selbst betrachtet, groß; aber klein im Vergleiche mit den unsrigen. Ich überkam vom Vater nur wenige goldene und silberne Gefäße, einen ganz erschöpften Staatsschatz und eine Schuldenlast von beinahe fünfhundert Talenten. Ich habe dazu noch achthundert geliehen; brach dann auf aus dem Lande, welches nicht einmal euch selbst gut nährte, und öffnete euch alsbald den Weg über den Hellespont. Ich unterwarf ganz Kleinasien eurer Herrschaft. Alles, was sich mir unterwarf, gab ich euch, daß ihr die Früchte davon genösset. Die Schätze von Aegypten und Kyrene, die ich ohne Schwertstreich gewann, kommen euch zu gut; Syrien und Mesopotamien ist euer Besitzthum, Babylon, Baktra und Susa euer; Persiens Schätze und Indiens Güter und das äußerste Meer gehören euch an. Ihr seid Satrapen, ihr seid Feldherren und Obersten geworden, und mir ist von allen diesen Arbeiten nichts geblieben, als dieser Purpur und dies Diadem. Ich besitze nichts für mich selbst, und es wird mir niemand Schätze nachweisen können außer demjenigen, was ihr habt, oder was zu eurem besten aufbewahrt wird. Ich habe keine besonderen Bedürfnisse, wozu ich sie mir aufbehalten sollte, ich, der ich mit euch einerlei Speise und einerlei Schlaf genieße. Ja ich glaube nicht einmal so gut zu speisen als manche Lebemänner unter euch. Das aber weiß ich, daß ich für euch wache, damit ihr ruhig schlafen könnt.“

„Und dürfte wohl jemand sagen, daß, während ihr Mühe und Drangsal ausgestanden, ich, euer Feldherr, dies alles ohne Mühe erworben hätte? Wer von euch weiß, ob er mehr für mich oder ich mehr für ihn ausgestanden? Wohlan! wer von euch Wunden aufzuweisen hat, der entblöße sie, ich will ihm dagegen die meinigen zeigen. Fast ist kein Glied an der Vorderseite meines Leibes, welches mir unverwündet geblieben wäre. Weder eine Faustwaffe giebt es, noch ein Wurfgeschoß, wovon ich nicht Spuren an mir trüge. Mit dem Schwerte bin ich im Handgemenge verwundet, bin mit Pfeilen geschossen und aus Wurfgeschossen getroffen worden, bin oftmals mit Steinen und mit Holz verletzt. Siegreich führe ich euch durch alle Länder und Meere, über alle Flüsse, Berge und Ebenen. Dieselbe Hochzeit habe ich mit euch gefeiert, mich dabei zu eures Gleichen gemacht, und die Kinder vieler von euch werden verwandt sein mit meinen Kindern. Ferner, wer Schulden hatte — getilgt habe ich sie, ohne viel zu fragen, wozu sie gemacht wurden, so viel ihr auch Sold hattet, so viel ihr auch raubtet, wenn es nach Erstürmung einer Stadt an's Plündern ging. Goldene Kränze haben die meisten von euch, unsterbliche Denkmäler nicht bloß eurer Tapferkeit, sondern auch meiner ehrenden Anerkennung. Ist jemand gestorben — ruhmvoll war sein Ende, glänzend seine Bestattung; eherne Bilder der meisten stehen zu Hause! ihre Eltern sind geehrt, alle Leistungen und Abgaben sind ihnen erlassen; denn fliehend fand unter meiner Anführung keiner den Tod.“

„Und nun war ich willens, die Kampfunfähigen von euch in solchen Umständen nach Hause zu entlassen, daß sie den Neid eurer Landsleute erregen konnten. Allein da ihr alle gehen wollt, so gehet alle hin; und wenn ihr heimkommt, so erzählet, daß ihr euren König, Alexandern, den Besieger der Perser, der Meder, der Baktrer und andrer Barbaren, den Bezwinger von Parthien und Chorasmien und des hyrkanischen Landes bis an das kaspische Meer; ihn, der den Paropamisos überstiegen, der den Indos, unüberschritten seit den Tagen des Bakchos, überschritten hat, ja der auch den Hyphasis hinter sich gelassen hätte, wäret ihr nicht zu träge und furchtsam gewesen; gehet hin und erzählet, daß ihr ihn, nachdem er durch beide Mündungen des Indos in das große Meer hinausgefahren und durch die gedrosische Wüste gedrungen, wo weder Semiramis, noch Kyros, noch sonst wer ein Heer durchgebracht hat, nachdem er im Durchmarsche Karamanien und die Oreiten unterworfen hat und mit euch glücklich bis nach Susa zurückgekommen ist — gehet hin, sage ich, und erzählet, daß ihr ihn da verlassen und dem Schutze der überwundenen Asiaten übergeben habt. Solche Kunde wird euch unstreitig bei den Menschen zum Ruhme und bei den Göttern zum Verdienst gereichen. Gehet hin!“

Nach diesen Worten sprang Alexander schnell herab und zog sich in das königliche Schloß zurück. Die Makedonier blieben bestürzt und schweigend vor der Stelle stehen, wo er zu ihnen gesprochen hatte; und niemand außer den

Vertrauten seiner Umgebung und den Leibwächtern hatte den sich entfernenden König begleitet. Die meisten wußten nicht, was sie bei längerem Bleiben thun oder sagen sollten; und doch konnten sie sich auch nicht entschließen, wegzugehen.

Alexander aber nahm vor Zorn und Traurigkeit zwei Tage lang weder Bedienung an, noch ließ er auch nur einen seiner Vertrauten vor sich. Am dritten war sein Entschluß gefaßt. Er rief die Auserwählten der Perser zu sich herein und vertheilte unter sie die Befehlshaberstellen der Heerabtheilungen, ordnete das Barbarenheer in die bei den Makedoniern eingeführten Haufen und gab diesen dieselben Namen, die bis dahin jene gehabt hatten: Leibschaar, Edelschaar zu Fuß und zu Roß, Silberschildner u. s. w. Alle Wachtposten wurden mit Persern besetzt. Zur Bedienung und Umgebung des Königs wurden nichts als Perser berufen. Auch erwählte er nach der an morgenländischen Höfen gewöhnlichen Sitte etliche aus der Zahl der persischen Großen, welche er für seine Verwandten erklärte und zum Kusse ließ.

Als die Makedonier sich solchergestalt von ihrem Könige verstoßen und verschmäht sahen, konnten sie sich nicht länger halten. In Masse rannten sie dem königlichen Schlosse zu, warfen hier zum Zeichen ihres Friedens mit dem Könige ihre Waffen vor den Thoren nieder, sie selbst baten mit lautem Geschrei um Zutritt und erklärten, nicht von den Thoren weichen zu wollen, weder Tag noch Nacht, wenn nicht Alexander Erbarmen mit ihnen hätte. Er trat heraus, und als er ihre demüthige Stellung sah und die wehklagenden Stimmen hörte, flossen auch seine Thränen. Er schickte sich an, etwas zu sagen: sie verblieben in ihrer flehenden Stellung, und einer aus ihrer Mitte, ausgezeichnet durch Alter wie durch seinen Rang, Namens Kallines, trat an ihn heran und sprach: „Mein König, was die Makedonier betrübt, ist dies, daß du bereits einige Perser zu deinen Verwandten gemacht hast und dich von ihnen küssen lässest, der Makedonier aber keinem bis jetzt diese Ehre zu Theil geworden ist.“ „Euch alle insgesammt — fiel ihm Alexander in's Wort — acht' ich ja für meine Verwandten, und von nun an werde ich euch so nennen.“ Darauf küßte ihn Kallines und wer sonst noch wollte, und dann, die Waffen wieder aufnehmend, gingen sie mit lautem Jubelruf in's Lager zurück. Alexander brachte den Göttern Dankopfer und veranstaltete ein öffentliches Gastmahl, bei welchem er selbst obenan saß, und um ihn her die Makedonier, nach diesen die Perser und nach diesen wer von den übrigen Völkerschaften vermöge seines Ranges oder Verdienstes auf Auszeichnung Anspruch machen konnte. Die griechischen Wahrsager und persischen Magier verrichteten die vorbereitende Handlung, und neuntausend Gäste aus allerlei Volk brachten mit dem Könige, aus einem und demselben Mischkessel schöpfend, insgesammt ein Trankopfer dar und stimmten den Lobgesang an. Unter den Trinksprüchen brachte Alexander auch den aus: „Einigkeit und des Reiches Gemeinschaft den Makedoniern und Persern!“

Nun waren auch die Veteranen gewillig, in ihr Heimwesen zu gehen. Es waren deren gegen zehntausend. Alexander gab ihnen die Löhnung nicht bloß für die bereits verflossene, sondern auch für die bis zu ihrer Ankunft in der Heimath noch verfließende Zeit und legte der Löhnung für jeden noch ein Talent bei. Den treuen Krateros, der ihm so theuer war, wie sein eigenes Leben, sandte er als Beschützer und Führer ihres Zuges mit und glaubte ihnen dadurch den unzweideutigsten Beweis seiner Freundschaft und Liebe gegen sie zu geben. Dem Reichsverweser in Makedonien schrieb er, daß diese Altkrieger bei allen Wett- und Schauspielen, mit Kränzen geschmückt, die ersten Plätze einnehmen sollten. So entließ er sie, nachdem er sie insgesammt umarmt hatte, und trennte sich weinend von den Weinenden.

18. Hephästions Tod. Alexanders letzte Tage.

Alexander begab sich hierauf nach Ekbatana in Medien und veranstaltete festliche Wettspiele in Leibesübungen und schönen Künsten. Um diese Zeit erkrankte sein Busenfreund, Hephästion, und starb am siebenten Tage seiner Krankheit. Alexander überließ sich dem zügellosesten Schmerze. Bis zum dritten Tage nahm er weder Speise noch irgend eine körperliche Pflege an, sondern lag wehklagend oder in trauriges Schweigen versunken da; nur mit Gewalt konnten ihn seine Vertrauten von der Leiche des Freundes trennen. Gleich dem Achill, als ihm Patroklos gefallen war, schnitt er dem Verstorbenen zu Ehren sich das Haar ab. Flötenspiel und alle Musik mußten im Lager verstummen; bei allen Barbaren wurde eine allgemeine Landestrauer angesagt, und die Perser mußten das heilige Feuer auslöschen, welches sonst nur geschah, wenn ein König in Persien gestorben war. Pferden und Maulthieren wurde nach Barbarensitte die Mähne abgeschoren (vergl. S. 70); die Mauern der benachbarten Städte wurden ihrer Thürme und Zinnen beraubt und die Mauern von Babylon zehn Stadien weit niedergerissen, um daselbst ein prächtiges Todtengerüst zu errichten. Mehr als zehntausend Talente bestimmte Alexander für die Leichenbestattung, das Grabmahl und den zugehörigen Schmuck, und ließ ein Gebot ausgehen, dem Hephästion als einem Halbgotte zu opfern.

Nach langer Trauer raffte er sich endlich zu neuen Unternehmungen auf; nur in rastloser und gewohnter Thätigkeit konnte er ein Heilmittel seiner Schwermuth hoffen, und seine Freunde bestärkten ihn in diesem Vorsatze. Mitten im Winter (von 325 auf 324) unternahm er einen Feldzug gegen die Kossäer, ein räuberisches Volk in dem zwischen Medien und Persis sich hinziehenden Gebirgslande, welches noch heute von ihnen den Namen Chusistan führt. Gleich den Kurden, welche jetzt daselbst hausen, hatten sie ihre Unabhängigkeit zu behaupten gewußt, indem sie vor jedem mit Heeresmacht gegen sie unternommenen Angriffe auf die Spitzen ihrer Berge zurückzogen und, wenn der Feind wieder zurückging, ihr räuberisches Gewerb nach wie vor betrieben. Alexander aber drang ihnen unaufhaltsam nach, denn, was er auch unternehmen mochte, im Kriege war ihm nichts unmöglich, und vollendete in vierzig Tagen den Feldzug.

Hierauf begab er sich nach Babylon. Auf dem Wege dahin trafen Gesandtschaften aus Libyen bei ihm ein, welche ihn wegen der Herrschaft über Asien beglückwünschten. Auch aus Italien kamen Abgeordnete der Bruttier, der

Lukaner und der Tyrrhener zu ihm. Selbst die Karthager sollen damals eine Gesandtschaft an ihn geschickt, und die Aethiopier, die europäischen Skythen, die Kelten an der Nordküste des adriatischen Meeres und die Iberer in Spanien durch Abgeordnete um seine Freundschaft sich beworben haben, — Völkerschaften, deren Name und Tracht jetzt erst bei Griechen und Makedoniern bekannt wurde. Gleichzeitig gab er Befehl, in Hyrkanien Schiffe zu bauen, um das kaspische Meer zu durchforschen und über seinen damals gemuthmaaßten Zusammenhang mit dem schwarzen Meere oder dem östlichen Oceane Gewißheit zu erhalten. Auch auf die Eroberung Arabiens und die Umschiffung Afrikas ging sein Plan. Nach allen Seiten hin richteten sich die ungeheuren Entwürfe seines rastlosen Geistes, während die Vorsehung ihn schon der nahen Grenze seiner Laufbahn entgegenführte.

In Babylon trafen die heiligen Boten bei ihm ein, welche er an das Orakel des Zeus Ammon abgeschickt hatte, um zu fragen, auf welche Weise er den Hephästion ehren dürfe. Sie brachten die Antwort: er dürfe ihm als einem Heros oder Halbgotte opfern. Ueber diesen Spruch höchst erfreut, legte er die Trauer völlig ab, da man einen Unsterblichen nicht zu beweinen habe, und überließ sich auf's neue den Festen und Lustbarkeiten. Unter andern gab er dem Nearchos, für welchen neue Flotten zu einer Seefahrt längs der arabischen Küsten schon im Euphrat bereit lagen, ein prächtiges Gastmahl, badete sich dann nach seiner Gewohnheit und war im Begriffe, sich schlafen zu legen. Allein Medios, einer seiner Vertrauten, damals sein Liebling, begegnete ihm und bat ihn, einen Schmaus bei ihm mitzumachen, von dem er sich gewiß viel Vergnügen versprechen dürfe. Hier zechte er noch den ganzen folgenden Tag und verspürte dabei einen Anfall von Fieber. Ueber den Verlauf der Krankheit wird von Arrian aus den königlichen Tagebüchern Folgendes mitgetheilt.

„Am Morgen auf einem Polster zum Opfer getragen, opfert er, wie es jeden Tag seine Sitte war. Nach dem Opfer bleibt er im Männergemach liegen bis zur Abenddämmerung. In dieser Zeit giebt er seinen Feldherren Befehle in Betreff des Marsches und der Schifffahrt: die einen sollen, um zu Lande auszuziehen, auf den vierten, die anderen, um mit ihm sich einzuschiffen, auf den fünften Tag sich bereit halten. Hierauf läßt er sich auf einem Polster an den Fluß tragen und besteigt ein Schiff und geht über den Fluß in den Park, wo er abermals badet und dann ausruht."

„Am folgenden Tage badet er wieder und bringt die gewöhnlichen Opfer, begiebt sich in das Schlafzimmer, legt sich nieder und unterhält sich mit Medios. Auch befiehlt er den Feldherren, sich am andern Morgen bei ihm einzufinden. Nach diesen Verrichtungen speis't er ein wenig zu Abend, läßt sich wieder in's Schlafzimmer bringen und fiebert bereits ununterbrochen die ganze Nacht hindurch."

„Tags darauf badet er sich und nach dem Bade opfert er. Nearch und die anderen Befehlshaber erhalten Befehle wegen der Abfahrt, die auf den dritten Tag stattfinden soll."

„Tags darauf badet er sich abermals und bringt die bestimmten Opfer. Das Fieber läßt nicht mehr nach; dennoch beruft er die Befehlshaber zu sich und befiehlt, zur Abfahrt alles bereit zu halten. Abends nimmt er ein Bad: bereits steht es schlimm."

„Tags darauf läßt er sich in das Haus neben dem Badeorte tragen und bringt die gesetzten Opfer. Trotz seines übeln Befindens läßt er die vornehmsten Befehlshaber rufen und giebt abermals Befehle wegen der Abfahrt. Ebenso des folgenden Tags."

„Tags darauf steht es bereits sehr schlimm; doch bringt er seine gesetzten Opfer. Er befiehlt, die Generale sollen im Vorzimmer, die Obersten und Hauptleute vor den Thüren verweilen. Bereits steht es ganz schlimm. Er läßt sich aus dem Parke in das Schloß tragen. Wie die Generale eintreten, erkennt er sie zwar, giebt aber keinen Laut mehr von sich; er ist sprachlos. In der Nacht ist das Fieber bösartig und ebenso am folgenden Tage und in der anderen Nacht und am darauffolgenden Tage."

Unter dem Heere verbreitete sich unterdessen das Gerücht, der König sei bereits gestorben, sein Tod werde aber von den Leibwächtern noch verheimlicht. In Masse sammelten sich die Kriegsleute vor den Thüren und erzwangen von den Wachen, daß man sie einließ. Sobald ihnen die Thüren geöffnet waren, zogen sie Mann für Mann im bloßen Unterkleide an dem Bette des Kranken vorüber. Sprachlos lag er da, aber doch noch, das Haupt mühsam aufrichtend und mit den Augen winkend, reichte er fast jedem die Hand. Das war der Abschied von den Helfern seiner Thaten. Bald darauf kam es zum Sterben. Seine Vertrauten fragten ihn noch: wem er das Reich hinterlasse? Seine Antwort war: „Dem Tüchtigsten."

Alexander starb im Jahre 323 vor Chr., im drei und dreißigsten Lebensjahre, nachdem er zwölf Jahre und acht Monate König gewesen war, „ohne einen Erben seines das Bestehende zermalmenden, neue Schöpfungen erstrebenden, großen Geistes zu hinterlassen." So machte ihn das Schicksal dem Achill, der von Kindheit an ein Gegenstand der Nacheiferung für ihn war, auch darin gleich, daß es ihm für einen ruhmbekrönten Heldenlauf ein frühes Ende beschied, und jene wehmuthvollen Worte, welche ein neuerer Dichter die Pallas Athene über den herrlichen Peliden aussprechen läßt, finden mit noch weit größerem Rechte auf Alexandern ihre Anwendung. *)

Ach! daß schon so frühe das schöne Bildniß der Erde
Fehlen soll, die breit und weit am Gemeinen sich freuet!
Daß der schöne Leib, das herrliche Lebensgebäude,
Fressender Flamme soll dahingegeben zerstieben.
Ach! und daß er sich nicht, der edle Jüngling, zum Manne
Bilden soll. Ein fürstlicher Mann ist so nöthig auf Erden.
Daß die jüngere Wuth, des wilden Zerstörens Begierde
Sich als mächtiger Sinn, als schaffender, endlich beweise,
Der die Ordnung bestimmt, nach welcher sich Tausende richten.

---

*) Göthe in der Achilleïs (Werke in 40 Bdn., Bd. V. S. 109 f.)

19. Die Diadochen.

Es wird erzählt, Alexander habe auf seinem Sterbebette den Ausspruch gethan: über seinem Grabe werde ein großer Leichenkampf entstehen; und noch lange, bevor seine Leiche nach zweijährigen Zurüstungen in glänzendem Trauerzuge von Babylon nach Memphis gebracht und endlich in Alexandrien beigesetzt wurde, hob diese Weissagung schon an, sich zu erfüllen. Da Alexander weder einen mündigen noch einen ebenbürtigen Leibeserben hinterließ — denn sein Sohn Herakles stammte von einer Unfreien, der in Damaskos gefangenen Wittwe Memnons, Barsine; und der Sohn seiner Gemahlin Roxane, Alexander II., wurde erst drei Monate nach dem Hintritte des Vaters geboren — so entstand im Heere und unter den obersten Befehlshabern Uneinigkeit darüber, wer über das Reich die höchste Gewalt haben sollte. Die königlichen Haustruppen unter der Anführung des Perdikkas, welchem der sterbende Alexander seinen Siegelring übergeben hatte, wollten einen Sohn Alexanders auf dem Throne sehen. Dagegen bestand die makedonische Phalanx unter Meleagros darauf, daß der blödsinnige Halbbruder Alexanders, Arrhidäos, der Sohn des Philippos und der Philine, unter dem Namen Philippos zum Thronfolger ernannt werde. Dieser Streit wurde so heftig, daß die erstere Partei Babylon verließ und die Stadt gewissermaaßen belagerte, bis ein Vergleich zu Stande kam, nach welchem Arrhidäos und der damals noch zu hoffende Sohn der Roxane Könige sein, Perdikkas, Meleagros und Leonnatos als ihre Vormünder und Reichsverweser eintreten, und die Provinzen des Reichs als Statthalterschaften unter die angesehensten Feldherren Alexanders vertheilt werden sollten.

Demzufolge wurde Ptolemäos Statthalter über Aegypten, Antigonos über die bisher schon von ihm verwalteten Provinzen Großphrygien, Lykien und Pamphylien, Leonnatos über Kleinphrygien am Hellespont, Eumenes über Kappadokien und Paphlagonien, Lysimachos über Thrakien. Antipatros endlich und Krateros sollten die Regierung von Makedonien und Griechenland führen.

Die durch diesen Vergleich einstweilen hergestellte Eintracht war von kurzer Dauer. Perdikkas suchte sich seiner Mitregenten zu entledigen. Leonnatos fiel schon im folgenden Jahre im sogenannten lamischen Kriege gegen die aufständigen Hellenen (s. S. 239); den Meleagros ließ Perdikkas aus dem Wege räumen. Seinem ehrgeizigen Streben traten aber Antigonos, Antipatros, Krateros und Ptolemäos mit gewaffneter Hand entgegen, und so brach denn der erste Krieg los unter den ehemaligen Waffenbrüdern. Während Perdikkas in Begleitung der beiden Könige mit Heeresmacht gegen Aegypten zog, um die Macht des Ptolemäos zu brechen, kämpfte Eumenes in Kleinasien mit glücklichem Erfolge für seine Sache. Schon das erste Treffen kostete dem tapferen Krateros das Leben. Allein Perdikkas selbst, dessen herrisches Benehmen sogar seiner Umgebung unerträglich geworden, fiel in Aegypten unter den Händen der Aufrührer im eigenen Lager (321 vor Chr.).

Dieses unerwartete Ereigniß änderte mit einem Male die ganze Lage der Dinge. Zu Trisparadisos in Syrien wurde unter den Verbündeten eine neue Anordnung der Reichsangelegenheiten vereinbart. Demnach wurde Antipatros zum Vormunde der Könige und zum Reichsverweser ernannt, und eine neue Vertheilung der Provinzen vorgenommen, wobei unter anderen Seleukos für seine guten Dienste die Statthalterschaft Babylonien erhielt. Dagegen wurde Eumenes als Rebell zum Tode verurtheilt und Antigonos mit der Bekriegung desselben beauftragt.

Allein auch Antipatros genoß nicht lange die neue Herrschaft. Er starb 320, nachdem er den alten Feldherrn Alexanders, Polysperchon, zum Nachfolger in seinem Amte bestellt hatte. Dieser sah sich jedoch bald außer Stande, die ihm übertragene Würde und Gewalt zu behaupten. In Europa stand Kassandros, des Antipatros Sohn, wider ihn auf und brachte Griechenland auf seine Seite. In Asien aber griff das Streben des Antigonos nach unumschränkter Herrschaft immer kühner um sich; doch konnte ihm hier zur Zeit in der Person des Eumenes, welchen Polysperchon zum Befehlshaber der königlichen Truppen in Asien ernannt hatte, ein Gegner entgegengestellt werden, welcher an Kriegskunst wie an Klugheit dem Antigonos mindestens gewachsen war.

Unter diesen wechselvollen Parteikämpfen ging nach und nach das königliche Haus selber zu Grunde. Zunächst fand sich Polysperchon durch die Umtriebe des Kassandros bewogen, Alexanders Mutter, Olympias, die alte Feindin des Antipatros und seines Geschlechtes, aus Epeiros zurückzurufen. Diese ließ den König Philipp Arrhidäos in's Gefängniß setzen und dort mit Pfeilen erschießen. Seiner Gemahlin, der Nichte Alexanders, Eurydike, stellte sie die Wahl zwischen Gift, Dolch und Strick. Diese starb (317) unter Verwünschungen über ihre Mörderin, deren Erfüllung nicht lange auf sich warten ließ. Schon im folgenden Jahre rückte Kassandros in Makedonien ein, nahm die Olympias in Pydna gefangen und ließ sie hinrichten. Die Roxane aber sammt ihrem Sohne brachte er nach Amphipolis in Gewahrsam, wo er dem erklärten Thronerben Alexanders eine ganz unkönigliche Erziehung zu Theil werden ließ.

Auch in Asien erlag die Partei des königlichen Hauses nach manchem harten Kampfe. Eumenes fiel durch Verrätherei dem Antigonos in die Hände und wurde hingerichtet (315). Die mit ihm oder gegen ihn verbündeten Satrapen, welche aus Eifersucht oder Herrschbegier den Sturz dieses Edlen beschleunigt hatten, mußten sich nun dem Machtgebote des Siegers fügen. Er vertrieb den Seleukos aus Babylon und kehrte als Herr aller oberen Provinzen, ausgerüstet mit den königlichen Schätzen, die in Persis, Susa, Medien und Kilikien aufgehäuft gelegen, und einer durch den Uebertritt der königlichen Heere verdoppelten Kriegsmacht nach Vorderasien zurück.

Neid und Furcht seiner ehemaligen Freunde brachten jetzt ein Schutz- und Trutzbündniß zwischen Kassandros, Ptolemäos, Lysimachos und Seleukos zu Stande, kraft dessen sie von Antigonos forderten, daß er jedem von ihnen einen angemessenen Theil der königlichen Schätze ausliefere, sie im Besitze der Provinzen, die sie mittlerweile eingenommen, anerkenne und dem Seleukos Babylonien zurückgebe. Antigonos fühlte sich stark genug, den Kampf mit ihnen allen aufzunehmen. Dieser Krieg wurde

mit großer Heftigkeit zu gleicher Zeit in Griechenland, Kleinasien und Syrien geführt, und schon war Antigonos nahe daran, seine Gegner fast auf allen Punkten zu bewältigen, als sein junger Sohn Demetrios bei Gaza im Jahre 312 eine schwere Niederlage erlitt, und Seleukos noch in demselben Jahre von Babylon wieder feierlich Besitz nahm. Es kam jetzt zu einem Vergleiche (311), welchem zufolge jeder — des Seleukos geschah keine Erwähnung — in seiner Herrschaft belassen, und Antigonos als Verweser der asiatischen Provinz anerkannt werden sollte, bis Alexander II. großjährig geworden wäre und die Regierung des Reiches selber übernehmen könnte.

Dieser Vertrag beschleunigte den Untergang des jungen Thronerben und seiner Angehörigen. Schon im folgenden Jahre (310) ließ Kassandros ihn sammt seiner Mutter Roxane tödten. Auch der siebzehnjährige Herakles, welchen Polysperchon mit Hülfe der Aetolier auf den Thron Makedoniens zu setzen entschlossen war, wurde jetzt von diesem selbst, verlockt durch die gleißnerischen Verheißungen Kassanders, preisgegeben und mit Gift aus dem Wege geräumt. Kleopatra, die Schwester Alexanders des Großen, kam durch Antigonos um, als sich sein aufrührerischer Neffe Ptolemäos um sie bewarb; und so hatte der verbrecherische Ehrgeiz derer, welche Alexander erst groß gemacht, von seinem ganzen Hause nichts mehr übrig gelassen als seine Halbschwester Thessalonike, welche Kassandros nur verschont hatte, um mit ihrer Hand seiner Herrschaft eine Stütze und höheren Glanz zu geben. Der Vorwand, für die Rechte des Einen oder des Anderen aus dem Königshause einzutreten, war nunmehr erloschen, ohne damit der gegenseitigen Befehdung derer, die sich desselben zum Deckmantel ihrer eigenen Herrschgelüste bedient hatten, ein Ende zu machen.

Der Thron, der noch immer auf „den Tüchtigsten“ wartete, blieb leer. Das große Erbe Alexanders wurde mit dem Schwerte getheilt. Antigonos, der in allen Unternehmungen an seinem raschen, kriegsgewaltigen Sohne, Demetrios Poliorketes, den erwünschtesten Beistand fand, schien in diesem gewaltigen Wettkampfe alle seine Nebenbuhler weit zu überflügeln. Aber in der entscheidenden Schlacht bei Ipsos, die ihm selber, im ein und achtzigsten Jahre, das Leben kostete, unterlag seine Macht den vereinten Kräften seiner Gegner (301).

Die Sieger, welche nach des Antigonos Beispiele schon seit dem Jahre 306 sich den Königstitel beigelegt hatten, theilten sich in sein Gebiet. Lysimachos erhielt das vordere Asien bis an den Tauros, Pleistarchos, des Kassandros Bruder, bekam Kilikien, und das Uebrige Seleukos. Dieser riß später alle ihm noch fehlenden Provinzen Asiens an sich und wurde Begründer des syrischen Reiches. Aegypten und Kyrene verblieb dem Ptolemäos und seinen Nachkommen. Kassandros behielt die Herrschaft über Makedonien, welches kurz nach seinem Tode an Demetrios und nach manchem Wechsel seiner Herrscher an dessen Sohn Antigonos Gonatas überging, der es auf seine Nachkommen vererbte. Griechenland endlich gehörte jedem, der es zu gewinnen und so lange er es zu behaupten wußte. Der ätolische und achäische Bund verhalf der Mehrzahl seiner Staaten eine Zeit lang zur Unabhängigkeit, bis es gleich Makedonien, Syrien und Aegypten der Gewalt der Römer anheimfiel.

Dies ist, so weit es zur vorläufigen Uebersicht und Ergänzung des Folgenden nöthig schien, die Geschichte der Diadochen oder Nachfolger Alexanders des Großen. Die drei nächsten Lebensbeschreibungen werden dem Leser eine deutlichere und lebendigere Anschauung dieses denkwürdigen Zeitalters zu vermitteln geeignet sein.

Eumenes.

1. Eumenes in dem Dienste der Könige und des Reichsverwesers Perdikkas.

Eumenes stammte aus der Stadt Kardia im thrakischen Chersonesos. Sein Vater war arm und nährte sich vom Fuhrwesen, gleichwohl wurde dem Knaben durch eine seltsame Fügung des Schicksals eine vortheilhafte Erziehung zu Theil, die ihn für seine nachmalige ehrenvolle Laufbahn tüchtig machte. Es traf sich nemlich, daß einst der König Philippos auf einer Reise nach Kardia kam und, weil er eben sonst nichts zu thun hatte, sich in die Ringschule begab und den Kämpfen und Leibesübungen der kardianischen Jugend zusah. Hierbei zeichnete sich Eumenes dermaaßen vor allen Uebrigen durch Verstand und Tapferkeit aus, daß Philippos Gefallen an ihm fand und ihn zu sich nahm.

Nach Philippos Tode ernannte ihn Alexander seiner großen Einsicht und Treue wegen zu seinem Geheimschreiber, übertrug ihm auf seinem Feldzuge in Indien den Befehl über einen Theil der Reiterei und erwies ihm überhaupt so viel Ehre und Zuneigung als seinen vornehmsten und vertrautesten Freunden; ja er würdigte ihn sogar der Verschwägerung mit ihm selber, indem er bei der großen Hochzeitsfeier zu Susa ihm die Artonis, eine Schwester der Barsine (s. S. 285) zur Gemahlin gab.

Auch nach Alexanders Tode nahm Eumenes, wiewohl er von Geburt kein Makedonier war, unter den Feldherren, welche nun die Verwaltung des Reiches unter sich vertheilten, eine ansehnliche Stelle ein; denn sein scharfer Verstand, seine kriegerische Tüchtigkeit und die Entschiedenheit seines Charakters machten seine Freundschaft jeder der sich widerstrebenden Parteien wünschenswerth. Es wurde ihm die Statthalterschaft über Kappadokien, Paphlagonien und das ganze Land am schwarzen Meere entlang bis nach Trapezus (Trebisond) übertragen; und da diese Provinz noch nicht der Herrschaft der Makedonier unterworfen war, so führte ihn der damals zum Reichsverweser erhobene Perdikkas in eigener Person an der Spitze eines Heeres in sein Amt ein. Nachdem Eumenes die Verwaltung seiner Statthalterschaft geordnet hatte, zog er mit seinem hohen Gönner wieder fort, um stets zu dessen Diensten bereit zu sein und in der Nähe der Könige zu bleiben. Denn diese, nemlich Philipp Arrhidäos, der Halbbruder, und Alexander II., der noch ganz unmündige Sohn Alexanders des Großen, waren damals der Vormundschaft des Perdikkas übergeben.

Der Stolz dieses Mannes begnügte sich nicht lange mit der Würde eines bloßen Reichsverwesers, sondern trachtete nach der königlichen Herrschaft. Er verstieß daher seine bisherige Gemahlinn, eine Tochter des Antipatros, indem er die Hand der Kleopatra, der verwittweten Schwester Alexanders (s. S. 235) zu erreichen hoffte. Antipatros dagegen verbündete sich insgeheim mit Krateros, Antigonos und Ptolemäos zum Sturze des Machthabers, der ihren nicht minder selbstsüchtigen Plänen entgegenstand. Perdikkas suchte ihrem Angriffe zuvorzukommen. Er selber ging in Begleitung der Könige auf Aegypten los, um den Ptolemäos zur Unterwerfung zu nöthigen. Dem Eumenes aber übertrug er den Oberbefehl über die in Kappadokien und Armenien stehenden Truppen, um gegen einen Angriff durch Antipatros und Krateros von Makedonien her gedeckt zu sein (321 vor Chr.).

Die Aufgabe, welche dem Eumenes mit dieser Ernennung gestellt worden, war um so schwieriger, da nicht nur die in Armenien stehende makedonische Phalanx sich den Befehlen ihres neuen Oberen nur ungern fügte, sondern auch mancher ihrer Führer, namentlich Neoptolemos, sich zum offenen Aufstand neigte. Um auf ein so unzuverlässiges Heer nicht allein angewiesen zu sein und seine zügellose Frechheit zugleich einzuschüchtern, brachte Eumenes in kürzester Frist eine nur aus Eingeborenen des Landes bestehende, wohlgeübte und ihm völlig ergebene Reiterei von sechstausend dreihundert Mann zu Stande, überwältigte damit den rebellischen Theil seines Heeres und nöthigte ihn, die Waffen zu strecken und den Eid der Treue zu leisten; Neoptolemos rettete sich mit einigen Wenigen seiner Anhänger durch die Flucht.

Antipatros und Krateros wußten die Bedeutung ihres Gegners zu schätzen. Sie ließen den Eumenes durch Abgeordnete einladen, zu ihnen überzutreten, mit dem Versprechen, daß er seine Statthalterschaften behalten und von ihnen noch Truppen und Länder dazu bekommen sollte, wenn er aus einem Feinde des Antipatros dessen Freund und nicht aus einem Freunde des Krateros dessen Feind würde. Eumenes ließ ihnen dagegen sagen: „Die Feindschaft zwischen Antipatros und mir ist schon zu alt, als daß ich jetzt noch sein Freund werden könnte, zumal ich sehe, daß dieser seine Freunde wie Feinde behandelt; was aber den Krateros betrifft, so bin ich bereit, ihn, wenn er auf gerechte und billige Bedingungen eingeht, mit dem Perdikkas wieder auszusöhnen; ja, so lange noch Athem in mir ist, werde ich dem beleidigten Theile wider den, der die Feindseligkeiten beginnt, beistehen und eher Leib und Leben als die Treue aufopfern."

Während nun Antipatros, nachdem diese Antwort eingelaufen, mit seinen Freunden über die ganze Lage der Dinge sich berieth, traf Neoptolemos ein und bat auf's Dringendste um Hülfe gegen Eumenes. Er stellte die Sache als ganz leicht und gefahrlos dar; denn die Makedonier, sagte er, die jetzt nothgedrungen unter Eumenes dienten, würden, sobald sie nur des Krateros Kausia*) zu Gesicht bekämen oder seine Stimme hörten, mit Sack und Pack zu ihm übergehen. In der That war der Name des Krateros im makedonischen Heere in großer Geltung, und die Meisten wünschten ihn zum Anführer zu haben, denn es war ihnen noch in frischem Andenken, daß er, selbst auf Gefahr der königlichen Ungnade, sich stets der väterlichen Sitten aus allen Kräften angenommen und der Neigung Alexanders zur Nachahmung der persischen Weise Einhalt gethan hatte.

Krateros machte sich daher mit einem großen Theile des Heeres in Begleitung des Neoptolemos auf, um den Eumenes unvermuthet zu überfallen. Dieser aber, als ein nüchterner und wachsamer Feldherr, erfuhr nicht nur zeitig genug die ihm drohende Gefahr, um die nöthigen Vorkehrungen dagegen zu treffen, sondern führte hier auch ein bewunderungswürdiges Meisterstück von kluger Berechnung und Vorsicht aus. Er wußte, daß er einem Theile seines Heeres, dessen Vorliebe und Achtung für Krateros ihm wohl bekannt war, beim nächsten Treffen nicht trauen dürfte, sobald die Soldaten erführen, mit wem sie streiten sollten. Er sprengte daher das Gerücht aus, daß Neoptolemos, dem er schon neulich vor seiner Flucht eine Niederlage beigebracht hatte, und mit ihm ein gewisser Pigros mit einem Haufen kappadokischer und paphlagonischer Reiter gegen ihn anrückten. Selbst seinen Heerführern und Hauptleuten, so schwer es ihm ward, entdeckte er das Geheimniß nicht und verließ sich bei der Gefahr ganz auf seine eigene Klugheit. In der Schlachtordnung stellte er dem Krateros keinen von den Makedoniern, sondern zwei Geschwader fremder Reiterei unter der Anführung des Pharnabaz und Phoinix gegenüber, denen er befahl, so wie die Feinde sich zeigten, gleich einzuhauen und ihnen weder Zeit zum Umkehren oder zum Sprechen zu lassen, noch auch einen Herold von ihnen anzunehmen. Er selber stellte sich mit den dreihundert auserlesensten Reitern auf den rechten Flügel, um den Neoptolemos anzugreifen.

Als sie nun über eine Anhöhe, welche sie bisher dem Feinde verborgen hatte, zum Vorschein kamen und sofort mit Ungestüm gegen ihn anrückten, erschrak Krateros und überhäufte den Neoptolemos mit Vorwürfen, weil er ihm in Betreff des Uebergangs der Makedonier eitle Hoffnungen gemacht habe. Doch ermahnte er die um ihn versammelten Befehlshaber sich wacker zu halten, und schritt zum Angriff. Schon beim ersten Zusammentreffen focht man mit großer Erbitterung. Die Spieße waren in kurzer Zeit zerbrochen, man setzte den Kampf mit den Schwertern fort. Krateros selbst zeigte sich Alexanders nicht unwerth; er tödtete viele Feinde mit eigener Hand und brachte diejenigen, welche ihm gegenüberstanden, mehrmals zum Weichen. Endlich aber stürzte er, von einem Thrakier in die Seite gestoßen, vom Rosse; die Menge, die ihn nicht kannte, ritt unbekümmert über den Gefallenen hinweg, bis Gorgias, einer von den Hauptleuten des Eumenes, ihn erkannte. Dieser sprang sofort vom Pferde und stellte eine Wache um den Schwerverwundeten, welcher dem Verscheiden schon nahe war.

Mittlerweile traf auch Neoptolemos mit Eumenes zusammen. Beide trugen schon seit lange bitteren Haß gegen einander. Gleichwohl waren sie sich schon zweimal beim Angriffe begegnet, ohne einander wahrzunehmen. Beim dritten Male aber erkannten sie sich und sprengten sogleich mit gezückten Schwertern und Geschrei auf einander los. Da ihre Rosse mit Gewalt wie zwei Kriegsschiffe im Seegefechte zusammenstießen, ließen beide die Zügel los, griffen sich mit den Händen und rissen einander die Helme und die Achselstücke der Panzer herunter. Während des Ringens liefen die Pferde unter ihnen fort; Beide fielen übereinander zur Erde, wo sie sich abermals umschlangen und den Kampf fortsetzten. Während Neoptolemos im Begriffe stand, sich aufzuraffen, zerhieb ihm Eumenes die Kniekehle und kam dann selber wieder auf die Füße zu stehen. Auf das eine Knie gestützt, da das andere gelähmt war, setzte sich Neoptolemos gleichwohl noch mit großer Ausdauer von unten auf zur Wehre, bis ihn ein Hieb an den Hals traf, worauf er kraftlos niedersank. Voll Zorn und Haß fiel Eumenes jetzt über ihn her und riß ihm unter heftigen Schmähungen die Waffenrüstung herunter. Dieser aber, der noch immer das Schwert in seiner Hand festhielt, stieß ihm damit unversehens da, wo der Panzer nicht völlig anschloß, in die Weichen; doch war der Stoß des Halbentseelten schon zu schwach, als daß er tief hätte eindringen können.

Jetzt, nachdem der Sieger den Todten seiner Waffen entkleidet hatte, fühlte er erst den Schmerz seiner zahlreichen Wunden, denn Arme und Schenkel waren ihm ganz zerhauen. Gleichwohl schwang er sich wieder auf's Pferd und sprengte auf den anderen Flügel, in der Meinung, daß dort die Feinde noch Stand hielten. Hier erfuhr er das Ende des Krateros, eilte sofort dahin, und da er ihn noch athmend und bei Besinnung fand, sprang er vom Roß und trat zu dem Sterbenden. Er faßte seine Hand, weinete über ihn, stieß Verwünschungen aus über den Neoptolemos, der dieses Unheil angerichtet, und beklagte nicht nur den Krateros wegen seines Unglücks, sondern auch sich selbst, daß er in die Nothwendigkeit versetzt worden sei, entweder einen Freund und Bekannten zu tödten oder von ihm den Tod zu erleiden.

2. Eumenes als Reichsfeind von Antigonos bekriegt und in Nora belagert.

Durch diesen Sieg, in welchem sich seine Klugheit und Tapferkeit so glänzend erwiesen hatte, gewann sich Eumenes zwar viel Ruhm und Ansehen, aber auch nicht weniger Haß und Neid bei den Bundesgenossen sowohl als bei den Feinden, weil er als Fremdling und Ausländer mit Waffen und Heeren der Makedonier den Ersten und Angesehensten unter ihnen getödtet hatte. Kurze Zeit nach jenem glücklichen Treffen und noch ehe die Nachricht

*) Die Kausia war ein weißer Hut mit breiten Krempen gegen die Sonnenhitze, welcher damals bei den Makedoniern üblich war. Vornehme ließen ihn mit Purpur überziehen, und Könige trugen Binden darum.

davon in Aegypten einlief, wurde Perdikkas daselbst bei einem Aufstande in seinem eigenen Lager ermordet. Statt dieses Freundes und Gönners des Eumenes wurde jetzt sein Feind **Antipatros** zum Reichsverweser ernannt, über Eumenes aber das Todesurtheil gesprochen, und Antigonos, der Statthalter von Phrygien und Lykien, beauftragt, ihn als Rebellen zu bekriegen.

Dessen ungeachtet hatte Eumenes selbst unter den Makedoniern noch starken Anhang und wußte durch seine Freigebigkeit und sein leutseliges Wesen die Kriegsleute sich ganz zugethan zu machen. Als daher die feindlichen Feldherren in seinem Lager einst hatten Briefe ausstreuen lassen, worin sie dem, der den Eumenes umbrächte, hundert Talente und Beförderung zu einer höheren Stelle versprachen, so blieb dies nicht blos ohne Erfolg, sondern die Makedonier in seinem Heere faßten sogar den Beschluß, daß tausend der vornehmsten Hauptleute ihm stets zur Leibwache dienen und der Reihe nach Tag und Nacht bei ihm Wache halten sollten. Diese waren damit ganz wohl zufrieden; denn Eumenes war Menschenkenner genug, um es nicht an Purpurhüten und Ehrenkleidern fehlen zu lassen, womit die makedonischen Könige ihre Freunde zu beschenken pflegten.

Die Wechselfälle des Kriegs erprobten fortan vielfach die Echtheit seiner Größe und die Festigkeit seines Charakters. Kein Unfall brachte ihn außer Fassung; selbst auf der Flucht gab er seinen Feinden noch Beweise seines ungebrochenen Muthes, der sie in Erstaunen setzte und mit Furcht vor der Klugheit und Kühnheit dessen erfüllte, den sie eben überwunden hatten. Als er in Kapadokien durch Verrätherei eine Niederlage erlitt, ließ er den Verräther, wiewohl ihm die Feinde hart auf den Fersen waren, doch nicht entkommen, sondern ließ ihn greifen und aufknüpfen. Auf der Flucht kehrte er auf einmal um und schlug einen Weg ein, welcher dem der Verfolger entgegen war, so daß er unbemerkt wieder an den Ort kam, wo das Treffen vorgefallen war. Dort schlug er ein Lager auf und befahl die Todten zusammenzutragen. Hierauf ließ er aus den Thüren der umliegenden Dörfer zwei Scheiterhaufen aufschichten und auf dem einen die gefallenen Hauptleute, auf dem anderen die Leichen der Gemeinen verbrennen. Nachdem er beiden sodann einen Grabhügel errichtet hatte, zog er wieder ab, so daß Antigonos, welcher später dahin zurückkehrte, über so viel breisten Muth und Hartnäckigkeit erstaunte.

Ein andermal stieß er auf das Gepäck des Antigonos. Es stand in seiner Macht, sich mit leichter Mühe einer großen Anzahl von freien Leuten, einer zahlreichen Dienerschaft und einer Menge von Reichthümern zu bemeistern. Da er aber besorgte, daß seine Kriegsleute, wenn sie sich mit so viel Raub belasteten, auf ihren Eilmärschen behindert würden, und es anderseits mißlich schien, die Makedonier von einer so reichen Beute, welche gleichsam nur auf's Zugreifen wartete, zurückzuhalten, so ersann er folgende List. Er befahl dem Heere, sich erst zu erquicken und die Pferde zu füttern, ehe man zum Angriff schritte. Unterdessen schickte er an Menandros, der die Aufsicht über das feindliche Gepäck hatte, und ließ ihm sagen: er rathe ihm als seinem alten Freunde und Bekannten, auf seiner Huth zu sein und sich so schnell als möglich in das nahegelegene Gebirge zurückzuziehen, wo er von der Reiterei nicht umzingelt werden könne. Menandros, der die Gefahr seiner Stellung wohl einsah, that schleunigst, wie ihm gerathen war. Als nun Eumenes befahl, die Waffen anzulegen und die Pferde zu satteln, trafen die Kundschafter mit der Nachricht ein, daß sich der Feind auf einen unzugänglichen Posten zurückgezogen habe. Eumenes, im Stillen höchlich erfreut, daß ihm die heilsame List gelungen war, stellte sich äußerst verdrießlich über die Vorsicht des Feindes und führte sein Heer wieder ab. Als nun Menandros zu Antigonos kam und jenen Vorfall meldete, ergossen sich die Makedonier in Lobeserhebungen über die Großmuth des Eumenes, welcher ihre Weiber und Kinder, statt ihnen Schmach anzuthun und sie in Sklaverei zu führen, friedlich ihres Weges habe ziehen lassen. Nur Antigonos erkannte die Absicht seines schlauen Gegners: „Nur gemach, ihr Guten!“ sprach er, „nicht aus Sorge für euch hat er sie verschont, sondern weil er Bedenken trug, sich auf der Flucht so viele Fesseln anzulegen.“

Da Eumenes von der Zeit an immer unstet und flüchtig umherziehen mußte, so entließ er den größten Theil seines Heeres, weil er befand, daß es einerseits zu schwach war, um im offenen Felde zu kämpfen, andererseits aber zu zahlreich, um vor dem Feinde verborgen zu bleiben. Er behielt nur fünfhundert Reiter und zweihundert Mann Schwerbewaffnete bei sich und warf sich mit diesem Reste seiner Armee in das feste Bergschloß Nora an der Grenze von Lykaonien und Kappadokien. Hier gab er abermals allen denjenigen seiner Freunde, welche um den Abschied baten, weil sie die Beschwerlichkeiten des Ortes und die karge Lebensart nicht ertragen konnten, in ganz freundlicher und wohlwollender Weise ihre Entlassung.

Antigonos folgte ihm auch hierher und lud ihn, ehe er zur Belagerung schritt, zu einer Unterredung ein. Eumenes ließ ihm sagen: wenn er dies aufrichtig wünsche, so möge er zuvor Geiseln schicken zur Bürgschaft dafür, daß ihm draußen kein Leids geschehe; „denn Antigonos,“ fügte er hinzu, „hat der Freunde und Befehlshaber genug, welche nach ihm seine Stelle ersetzen können; denjenigen aber, für welche ich die Waffen führe, bliebe nach meinem Tode niemand übrig.“ Als ihm Antigonos darauf wiedersagen ließ: Eumenes habe sich vor ihm als vor seinem Oberen einzustellen, gab Eumenes die stolze Antwort: „So lange ich noch Herr über mein Schwert bin, erkenne ich keinen Oberen über mich.“ Endlich fügte sich Antigonos dem Willen seines Gegners und schickte seinen Neffen Ptolemäos in das Schloß, worauf jener sich zur Unterredung einstellte. Bei der Begrüßung umarmten sich beide mit großer Innigkeit, die lange Fehde hatte sie noch nicht vergessen lassen, in wie freundschaftlichen Verhältnissen sie vormals zu einander gestanden hatten. Bei der gegenwärtigen höchst bedrängten und hoffnungslosen Lage seines Gegners konnte Antigonos mit Recht erwarten, daß er nur ganz bescheidene Anträge stellen werde. Indeß verlor Eumenes während der ganzen langen Unterhandlung auch nicht ein Wort über die Sicherstellung seiner Person oder die Einstellung der Feindseligkeiten; im Gegentheil forderte er, daß ihm die Statthalterschaften bestätiget und alle vormals erhaltenen Begabungen zurückgegeben würden, zum Erstaunen aller Anwesenden, die so viel Selbstvertrauen und entschlossenen Geist nicht genug bewundern

konnten. Von allen Seiten liefen die Makedonier zusammen, voll Verlangens, den Mann zu sehen, dessen Name seit dem Tode des Krateros in aller Munde war, so daß Antigonos für ihn in Besorgniß gerieth und den Soldaten mit lauter Stimme verbot, sich ihm zu nähern. Da dies nichts fruchtete, warf er mit Steinen nach den Allzuzudringlichen, nahm den Eumenes zuletzt selbst in seine Arme und brachte ihn, während er die Menge durch die Trabanten auseinander treiben ließ, mit genauer Noth in Sicherheit.

Da die Unterhandlung ohne Erfolg geblieben war, so schloß er nunmehr Nora mit einer Mauer ein, ließ einen Theil seines Heeres zur Bewachung zurück und zog ab. Eumenes aber hielt die Belagerung ein ganzes Jahr lang unerschrocken aus. Die Feste war klein und eng, ihr Umfang betrug nicht mehr als zwei Stadien oder dritthalb hundert Schritte; es fehlte für Männer und Rosse an dem erforderlichen Raume, um sich durch Bewegung bei Munterkeit und Kräften zu erhalten. Auch gab es außer Brod, Wasser und Salz, welches reichlich vorhanden war, keine andere Speise und nicht die geringste Zukost.

Gleichwohl wußte Eumenes seinen Gefährten diese Lebensart den Umständen nach noch behaglich zu machen. Er wies ihnen das größte Haus im Orte, welches vierzehn Ellen Länge hatte, zum Spaziergange an, zog sie alle der Reihe nach an seine Tafel und würzte das gemeinschaftliche Mahl durch freundliches und unterhaltendes Benehmen. Hierbei kam ihm seine ganze Persönlichkeit trefflich zu Statten; denn er war von einnehmenden Mienen und gefälligen Sitten, sein Leib hatte nichts von dem Ansehn eines im Waffendienste abgezehrten und mitgenommenen Kriegers, sondern bewahrte unter allen Anstrengungen und Entbehrungen eine jugendliche Frische und war so wohlgestaltet, als habe die Kunst selber seinen Gliedern das schönste und richtigste Ebenmaaß gegeben.

Schon hatte die Belagerung ein ganzes Jahr gewährt, als ihm der Wechsel der öffentlichen Verhältnisse nicht nur zur Freiheit, sondern auch zu neuen Kräften und unverhoffter Macht verhalf. Antipatros war gestorben, nachdem er den Polysperchon, den ältesten unter den Gefährten Alexanders zum Reichsverweser und Vormund der Könige ernannt hatte. Kassandros aber, des Antipatros Sohn, der sich durch diese Verfügung über die oberste Gewalt zurückgesetzt glaubte, reizte die übrigen Befehlshaber und mehrere makedonische Städte zur Empörung gegen Polysperchon auf, so daß es zwischen beiden zu einem blutigen Kriege kam.

Antigonos beschloß, die daraus entspringende Verwirrung zu seinem Vortheile auszubeuten. Seine Wünsche und Hoffnungen gingen fortan auf nichts Geringeres, als der Erste im Reiche zu werden; und es lag ihm deshalb viel daran, den Eumenes zum Freunde und Gehülfen bei seinen Unternehmungen zu gewinnen. Er ließ ihm daher einen Friedensvergleich anbieten und zur Bestätigung desselben eine Eidesformel vorlegen. Eumenes fand an der letzteren einiges zu verbessern. Er wollte nemlich, daß der Eid der Treue, den er schwören sollte, nicht bloß dem Antigonos gelte (warum es diesem hinterlistigen Manne nur zu thun war), sondern zuerst und vor allen auch der Olympias, der Mutter des großen Alexander, und seinen rechtmäßigen Nachfolgern. Beide Eidesformeln legte er den Makedoniern vor, welche ihn belagert hielten, und gab es ihrer Entscheidung anheim, welche derselben gerechter und billiger wäre. Sie entschieden sich für diejenige, welche Eumenes in Vorschlag gebracht hatte, nahmen ihm diesen Eid ab, hoben die Belagerung auf und ließen den Antigonos auffordern, nun auch seinerseits den Frieden zu beschwören. Statt dessen erhielten sie in seiner Antwort wegen ihres Verfahrens einen derben Verweis und den Befehl, den Eumenes sofort wieder einzuschließen. Dieser aber, der einen solchen Ausgang der Unterhandlungen vorausgesehen, hatte sich mit den Seinen eilends aus der Burg gezogen und auf die Flucht begeben. Zugleich zog er viele seiner ehemaligen Soldaten, welche seit ihrer Entlassung zerstreut im Lande umherirrten, wieder an sich, so daß er beinahe wieder tausend Reiter um sich hatte.

3. Eumenes im Dienste des Reichsverwesers Polysperchon.

Um jene Zeit gelangte ein Brief der Olympias an ihn, worin sie ihn dringend bat, zu ihr zu kommen, um Alexanders Sohn, welcher vielen Nachstellungen ausgesetzt sei, in Schutz zu nehmen und für seine Erziehung zu sorgen. Allein Polysperchon und der König Philippos hielten es für vortheilhafter, daß er mit Hülfe der in Kappadokien stehenden Armee den Krieg gegen Antigonos wieder aufnehme, um der wachsenden Macht desselben Schranken zu setzen. Sie ernannten ihn daher zum Befehlshaber des Reichsheeres in Asien und ertheilten ihm die Erlaubniß, aus dem Schatze zu Quinda, einem Bergschlosse in Kilikien, in welchem Alexander einen Theil der asiatischen Beute aufgehäuft hatte, sich mit dem nöthigen Gelde zu versehen. Die Bewachung dieser Feste war den sogenannten Silberschildnern übertragen, den Veteranen Alexanders, welche alle Feldzüge von Makedonien an bis nach Indien mitgemacht hatten und damals etwa noch dreitausend Mann stark waren. Die Obersten dieser stolzen Schaar, Antigenes und Teutamos, empfingen ihren neuen Führer äußerlich zwar freundlich genug, aber es war nicht zu verkennen, daß sie voller Neid und Eifersucht es unter ihrer Würde hielten, sich unter die Befehle eines Fremdlings gestellt zu sehn. Doch wußte die Klugheit des Eumenes sie sich fügsam zu machen. Um ihrem Neide keine neue Nahrung zu geben, verzichtete er auf die fünfhundert Talente, welche ihm Polysperchon zur Verbesserung seiner Umstände aus dem königlichen Schatze angewiesen hatte, indem er vorgab, er brauche kein Geld; und da sie so wenig Lust bezeigten, sich bei ihm einzufinden, er dagegen es unthunlich fand, seinen Untergebenen die Aufwartung zu machen, so bestimmte er ein königlich ausgeschmücktes Zelt mit darin aufgerichtetem Throne zum Zusammenkunftsorte, unter dem Vorgeben: der Geist des großen Alexander sei ihm erschienen und habe ihm versprochen, daß er in diesem Gezelte ihren Berathungen beiwohnen und sie in allem, was sie in seinem Namen unternähmen, wirksam unterstützen wolle.

Unter großen Beschwerden und Gefahren drang er nun durch Babylonien bis nach Susa und Persis vor, wo Peukestas und einige andere Statthalter mit ihrem

Heere von mehr als dreiundzwanzigtausend Mann zu ihm stießen und durch die Menge der Waffen wie durch den Glanz ihrer Zurüstung den Muth der Makedonier neu belebten. Allein diese Bundesgenossenschaft wirkte auf die Sitten des Heeres verderblich. Jene Männer hatten sich seit dem Tode Alexanders in ihren Provinzen eine unumschränkte Gewalt angemaaßt und der üppigsten Lebensart ergeben. Aus Stolz und Habsucht lebten sie unter einander selbst in beständigem Streit und Haber; den Makedoniern dagegen erwiesen sie die übertriebensten Schmeicheleien und machten durch verschwenderische Gastmähler und Opferfeste das Heerlager in kurzer Zeit zu einer Herberge der ausgelassensten Schwelgerei. Bei der Wahl der Führer ging es jetzt im Heere wie in Demokratieen nie ohne allerlei Umtriebe und Kabalen ab. So lange nichts zu besorgen war, hing sich der eigennützige Haufe immer denen an, welche die meisten Geschenke gaben; sobald aber Gefahr eintrat, lenkten sich aller Blicke und Hoffnungen immer wieder auf Eumenes zurück. Denn jene hielt man nur für gut, um glänzende Feste und Gastmähler zu geben, dieser aber war in ihren Augen der Einzige, der sich auf den Heerbefehl verstünde. Dies zeigte sich am deutlichsten bei folgender Gelegenheit.

Peukestas hatte sie in Persis herrlich bewirthet und jedem Soldaten, Mann für Mann, ein Schaf zum Opfer gegeben. Er hoffte daher mit Sicherheit beim Heere am meisten zu gelten. Aber wenige Tage darnach, als man gegen den Feind ausrückte, traf es sich, daß sich Eumenes Krankheit halber in einer Sänfte hinter dem Heere her mußte tragen lassen, da er an Schlaflosigkeit litt und der Ruhe bedurfte. Sie waren noch nicht weit fortgezogen, als sie über einigen Höhen die Feinde emporkommen und in die Ebene herabsteigen sahen. Wie nun die goldenen Waffen des in Schlachtordnung anrückenden Heeres im Sonnenschein von den Höhen herüberblitzten, und die Makedonier die Thürme der Elephanten und die Purpurdecken erblickten, womit man jene, wenn es zum Treffen ging, zu schmücken pflegte, machten die Vordersten plötzlich Halt und schrieen, man sollte ihnen den Eumenes rufen, denn sie würden nicht von der Stelle gehn, wenn er sie nicht anführte. Damit stellten sie ihre Schilde auf die Erde, riefen einander zu, stehen zu bleiben, und den Hauptleuten, nichts gegen den Feind zu unternehmen, bevor Eumenes da wäre. Sobald man dies dem Eumenes gemeldet, trieb er die Träger an, ihn eilends dahinzubringen, zog die Vorhänge der Sänfte auf beiden Seiten weg, und streckte



den Kriegern leutselig seine Rechte entgegen. Diese aber begrüßten ihn, sobald sie ihn gewahrten, mit lautem Zuruf in makedonischer Mundart, schlugen mit den Lanzen an die emporgehobenen Schilde und forderten mit Kriegsgeschrei den Feind heraus, den sie unter einem solchen Führer nicht mehr fürchteten.

Antigonos, welcher durch einige Gefangene von der Erkrankung des Eumenes gehört hatte und es darum für keine große Sache hielt, die Uebrigen gänzlich aufzureiben, rückte eilends vor, um ein Treffen zu liefern. Als er aber vor der Schlachtordnung der Feinde hinritt und die von ihnen gewählte Stellung bemerkte, blieb er lange Zeit verwundert stehen, bis die Sänfte zum Vorschein kam, die von einem Flügel zum andern getragen wurde. Da brach Antigonos nach seiner Art in ein lautes Gelächter aus und sprach zu seinen Freunden: „Diese Sänfte war es allem Anscheine nach, die diese Schlachtordnung gegen uns aufgestellt hat;" und sogleich führte er sein Heer wieder zurück und bezog ein festes Lager.

Bei herannahendem Winter rückte Eumenes in die Landschaft Gabiene*), welche mit allen Bedürfnissen reichlich versehen war und durch den Krieg noch nicht gelitten hatte. Antigonos aber führte sein Heer nach Medien. Sobald keine Gefahr mehr vorhanden schien, lös'ten sich auch wieder in des Eumenes Heere die Bande der Ordnung. Durch die Schmeicheleien jener Ehrgeizigen verderbt, wollten die Soldaten alles nach eigenem Gefallen thun, begegneten ihren Vorgesetzten mit Trotz und vertheilten beinahe die ganze Landschaft zu den Winterquartieren unter sich, so daß die ersten von den letzten nicht weniger als sechs Tagereisen von einander entfernt waren. Antigonos, der dies erfuhr, beschloß sogleich, unversehens auf dem kürzesten Wege gegen sie umzukehren, da er hoffen durfte, daß die Feldherren ihr so weit zerstreutes Heer bei einem plötzlichen Ueberfalle nicht leicht auf einen Punkt würden versammeln können. Als Peukestas durch einen Dromedarreiter vom Anrücken des Feindes Kunde erhielt, verlor er vor Furcht und Schrecken alle Besinnung; so waren auch die übrigen Feldherren über diesen unvermutheten Fall ganz rathlos und dachten nur an die schleunigste Flucht mit Preisgebung des Landes und aller derjenigen Truppen, die man nicht unterwegs etwa noch zusammenraffen könne. Eumenes allein wußte auch diesmal zu helfen. Während er nach allen Seiten Boten ausschickte, um die Truppen in aller Eile aus den Winterquartieren herbeizuholen, ritt er mit den übrigen Befehlshabern fort und steckte auf den Anhöhen, welche den durch die Wüste heranrückenden Feinden in der Ferne sichtbar waren, einen Bezirk ab, welcher gegen zwei Meilen im Umfang hatte. Hierauf gab er den dortigen Bergbewohnern Befehl, viele Feuer in gewissen Entfernungen von einander, wie es in Feldlagern gewöhnlich ist, anzuzünden und die ganze Nacht durch zu unterhalten. Dies geschah, und da die Feuer vom Gebirge her den Feinden bald in die Augen fielen, empfand Antigonos nicht geringen Unmuth und Verdruß, da er nicht anders glaubte, als daß jene sein Vorhaben schon längst inne geworden und mit hinreichender Macht ihm entgegenkämen. Da er es nicht wagen konnte, mit seinen von den Strapazen des Marsches durch eine wasserlose Wüste bei Sturm und strenger Kälte hart mitgenommenen Truppen gegen eine Armee zu fechten, die zu seinem Empfange bereit war und aus guten Winterquartieren kam, so zog er unverrichteter Dinge wieder ab. Aber wie viel größer war sein Unwille, als er bald darauf erfuhr, auf welche Weise der schlaue Kardianer ihn überlistet hatte!

4. Eumenes fällt durch Verrath dem Antigonos in die Hände.

Mittlerweile hatte sich die Armee des Eumenes zum größeren Theile wieder gesammelt, und da es ihr nicht unbekannt blieb, wie sie abermals nur durch die Klugheit dieses Mannes vor einer Niederlage bewahrt worden sei, so erklärte sie unverholen: er allein solle ihr Führer sein. Diese Erhebung des Fremdlings, mit dessen Feldherrengröße sie sich doch nicht im geringsten messen konnten, war seinen Nebenbuhlern, insonders den Anführern der Silberschildner, Antigenes und Teutamos, unerträglich. Eumenes wußte ihre Gesinnung und wessen er von ihrer Schlechtigkeit dürfe gewärtig sein. Er hatte daher schon seit längerer Zeit darauf Bedacht genommen, sich vor ihren Nachstellungen auf eine höchst sinnreiche Weise sicher zu stellen. Unter dem Vorgeben, es fehle ihm an Geld, hatte er von denen, die ihn am meisten haßten, vierhundert Talente zusammengeborgt, damit jeder, aus Besorgniß, um sein Geld zu kommen, weder selbst ihm ein Leids anthue noch es anderen zulasse. So hatte er an dem fremden Reichthume einen treuen Hüter seines Lebens, und während andere zu ihrer Rettung Geld gaben, so verstand nur er dadurch, daß er von anderen Geld nahm, sich Sicherheit zu verschaffen.

Von jetzt an aber überwog die Herrschsucht dieser niederen Seelen ihren Geiz. Die beiden Silberschildner beschlossen seinen Tod. Sie brachten auch bald die meisten Statthalter und Obersten auf ihre Seite und beriethen sich nun, wie und wann man den Eumenes umbringen solle. Alle kamen darin überein, man müsse sich seiner erst zu dem bevorstehenden Treffen bedienen und gleich darnach ihn hinrichten. Aber zwei der Mitverschworenen, Phädimos und Eudamos, der Anführer der Elephanten, hinterbrachten ihm diesen Entschluß, nicht etwa aus Liebe und wohlwollender Gesinnung gegen ihn, sondern weil sie besorgten, daß sie durch seinen Tod um die ihm vorgeschossenen Summen kämen. Eumenes dankte ihnen dafür, und begab sich in sein Zelt, indem er gegen seine Freunde die Worte fallen ließ: „Ich befinde mich hier in einer Versammlung wilder Thiere." Darauf machte er sein Testament und vernichtete alle Briefschaften. Noch einmal überlegte er, ob ihm kein Weg der Rettung offen stehe; da er aber hierüber zu keinem Entschlusse kam, ging er hinaus und stellte das Heer in Schlachtordnung. Er redete zu den Soldaten, sie antworteten ihm mit Zeichen ihrer Zuneigung und ihres guten Muthes. In der Schlacht wurde dem Eumenes der Sieg zu Theil, nur daß das sämmtliche Gepäck durch die Feigheit und Nachlässigkeit des Peukestas verloren ging, und dieser Umstand wurde dem Eumenes verderblicher, als wenn er von seinem Gegner wäre überwunden worden.

Um nemlich das verlorene Gepäck vom Feinde wiederzuerlangen, schickte Teutamos gleich nach beendetem Treffen einige Abgeordnete in's Lager des Antigonos. Dieser versprach den Silberschildnern nicht nur das Verlangte, sondern auch noch andere Gunstbezeugungen, wenn er den Eumenes in seine Gewalt bekäme; und so faßten denn jene den heillosen Entschluß, diesen Mann den Feinden lebendig auszuliefern. Zu diesem Zwecke näherten sie sich ihm zuerst auf unverdächtige Weise, um ihn stets im Auge zu behalten, indem die Einen sich wegen des verlorenen Geräthes beklagten, Andere ihn darüber beruhigten, da er doch den Sieg behalten habe, und noch Andere die Schuld dieses Unfalls den übrigen Heerführern beimaßen. Sodann fielen sie plötzlich über ihn her, entrissen ihm das Schwert und banden ihm mit dem Gürtel die Hände. Auf die Nachricht hiervon schickte Antigonos den Nikanor ab,

*) Zur damaligen Provinz Susiana gehörig, heutiges Tages Luristan genannt.

um den Gefangenen in Empfang zu nehmen. Als man diesen nun durch die Makedonier hinführte, bat er um die Erlaubniß, noch einmal zu ihnen reden zu dürfen. Es erfolgte hierauf eine Stille. Eumenes trat auf einen erhabenen Platz, streckte die gebundenen Hände vor sich hin und sprach: „Hätte wohl Antigonos jemals wünschen können, solch ein Siegeszeichen über euch zu errichten, als als ihr nun selbst zu eurer Schande thut, ihr Schlechtesten unter den Makedoniern, indem ihr euern Feldherrn gebunden ausliefert? War es nicht schon arg genug, euch, die ihr Sieger waret, um des Gepäckes willen für besiegt zu erklären, als wenn der Sieg auf Geld und Gut und nicht vielmehr auf Waffen beruhe? Mußtet ihr denn gar noch euern Feldherrn daran geben, um euer Gepäck wieder einzulösen? Ich zwar werde unbesiegt dahingeführt; denn nicht die Feinde, die ich überwunden, sondern durch meine eigenen Waffengefährten gehe ich zu Grunde. Aber ich beschwöre euch beim Zeus, der über die Kriegsheere waltet, bei den Göttern, die auf die Eidschwüre merken, bringt mich hier lieber mit eigener Hand um, denn wenn ich dort umgebracht werde, so wird mein Tod doch immer nur euer Werk sein. Antigonos wird deshalb nicht ungehalten auf euch sein, denn um den todten, nicht um den lebenden Eumenes ist es ihm zu thun. Wollt ihr aber eure Hände nicht mit Mord beflecken, so bindet nur eine der meinigen los, die wird hinreichend sein, das Werk zu verrichten. Und fürchtet ihr euch, mir ein Schwert anzuvertrauen, wohlan! so werfet mich gebunden den Elephanten vor. Wenn ihr das thut, so will ich euch alles Unrecht vergeben und euch noch jetzt für Soldaten erklären, die ihre Pflicht gegen ihren Feldherrn vollkommen erfüllt haben."

Durch diese Anrede wurde fast das ganze Heer auf's innigste und bis zu Thränen gerührt. Nur die Silberschildner schrieen: „Führt ihn fort und kehrt euch nicht an sein Geschwätz! Es ist eben nicht zu hart, daß der verfluchte Chersonesier, der die Makedonier durch so viele Kriege unglücklich gemacht hat, endlich einmal zum Henker geht; wohl aber, daß die besten Soldaten Philipps und Alexanders nach allen Drangsalen nun im Alter um die Frucht ihrer Siege kommen, ihr Brot vor fremden Thüren suchen und ihre Weiber schon drei Nächte in des Feindes Gewalt wissen sollen." Unter dergleichen Reden führten sie den Eumenes eilends fort und brachten ihn in's feindliche Lager.

Antigonos hatte wegen der vertrauten Freundschaft, in welcher er vormals mit Eumenes gestanden hatte, nicht den Muth, seinen Gefangenen persönlich zu sehn. Als diejenigen, welche denselben in Empfang genommen hatten, bei ihm anfragten, wie sie ihn bewachen sollten? gab er zur Antwort: „Wie einen Elephanten oder Löwen." Doch wurde er bald darauf von Mitleid gerührt, ließ ihm die schwersten Fesseln abnehmen und bessere Pflege zukommen. Er ging nun mehrere Tage mit sich zu Rathe, was er mit ihm anfangen sollte, und gab zuletzt den Vorstellungen seines Sohnes Demetrios Gehör, welcher sich sehr angelegen sein ließ, dem Manne Begnadigung auszuwirken, während fast alle anderen auf seine Hinrichtung bestanden.

Eumenes selber drängte nach einer Entscheidung seines Schicksals. Er fragte seinen Wächter Onomarchos: „Wie kommt es doch, daß Antigonos seinen Feind, den er ja in seiner Gewalt hat, nicht alsobald umbringt oder auf edelmüthige Weise in Freiheit setzt?" Onomarch antwortete mit frechem Hohne: „Jetzt ist es nicht an der Zeit, dem Tode zu trotzen. Das hättest du in der Schlacht thun sollen." „Beim Zeus!" fiel ihm Eumenes in's Wort, „das habe ich auch gethan; frage nur die, die mit mir angebunden haben. Aber ich wüßte nicht, daß ich dort einen Stärkeren gefunden hätte." Darauf versetzte Onomarch: „Nun, da du jetzt einen Stärkeren gefunden hast, warum geduldest du dich nicht, bis er seine Zeit ersieht?"

Endlich erschien es dem Antigonos doch besser, den Eumenes aus dem Wege zu räumen. Er ließ ihm drei Tage lang alle Nahrung entziehn, und als er vor Entkräftung seiner Auflösung schon nahe war, und die Armee unvermuthet den Marsch antreten müßte, durch Mörderhand seinen Tod beschleunigen (315 v. Chr.). Seinen Freunden gab er die Erlaubniß, den Leichnam zu verbrennen, und die Ueberreste in einem silbernen Aschenkruge seiner Gemahlin und seinen Kindern zu überbringen.

Eumenes hat nur ein Alter von fünfundvierzig Jahren erreicht. Mit ihm war der redlichste und tapferste Verfechter der Rechte des königlichen Hauses gestorben, welches denn nun auch in allen seinen Gliedern einem grausamen Ende mit raschen Schritten entgegen ging (s. S. 286).

Die Bestrafung jener verrätherischen Silberschildner hatte die Vorsehung demselben Manne überlassen, welcher sich ihrer Untreue zu seinem Vortheile bedient hatte. Antigonos, welcher sie als pflichtvergessene und gewaltthätige Leute verabscheute, übergab sie dem Ibyrtios, Statthalter von Arachosia, mit dem heimlichen Befehle, sie allesammt nach und nach auf jede Art und Weise aufzureiben und zu vertilgen. Keiner von ihnen kam je nach Makedonien zurück, keiner hat auch nur das hellenische Meer wieder zu Gesicht bekommen.

Demetrios.

---

1. Demetrios Gestalt und Gemüthsart. Charakterzüge aus seiner Jugend.

Demetrios, des Antigonos Sohn, war von hohem Wuchs und zeichnete sich durch eine ungemein schöne Gesichtsbildung aus, die kein Bildner noch Maler im Stande war, vollkommen wiederzugeben. Denn in seinem Gesichte lag zugleich Anmuth und Ernst, etwas Zurückschreckendes und etwas Anziehendes; jugendliche Lebhaftigkeit mischte sich mit einem heroischen Ansehen und königlicher Majestät. Eine so überraschende Verbindung entgegengesetzter Eigenschaften stellte sich auch in seinem Charakter dar. Wie er in müßigen Zeiten bei Zechgelagen und Gastmählern und im gewöhnlichen Leben der üppigste und schwelgerischste unter allen Königen war, so bewies er wiederum in der Führung der Geschäfte die anhaltendste, strengste Thätigkeit und unverdrossene Ausdauer. Es schien, als habe er unter allen Göttern den Dionysos sich zum Vorbilde gewählt, der nach der Sage, gewaltig im Krieg, doch auch wie kein anderer sich darauf verstand, Krieg in Frieden zu verwandeln und sich ganz dem Frohsinn und der Freude zu überlassen.



Gegen seine Eltern zeigte er ebenso aufrichtige Hochachtung als zärtliche Liebe. Eines Tages, als Antigonos gerade einer fremden Gesandtschaft Audienz gab, kam Demetrios von der Jagd zurück, ging auf seinen Vater zu, küßte ihn und setzte sich an seine Seite, ohne daran zu denken, seine Jagdspieße aus der Hand zu legen. Da rief Antigonos die Gesandten, welche im Begriff waren abzutreten, mit lauter Stimme zurück und sprach: „Sagt doch, ihr Herren, auch das noch von uns, daß wir mit einander auf solchem Fuße stehen, wie ihr eben gesehen habt;“ womit er ohne Zweifel andeuten wollte, daß das gute Vernehmen mit seinem Sohne und ihr gegenseitiges Vertrauen seiner königlichen Herrschaft eine ganz ungewöhnliche Macht zulege. Denn so stand es in den damaligen Königshäusern, daß es für etwas Außerordentliches gelten durfte, wenn der Vater sein Leben dem Sohne und der Sohn dem Vater vertraute. Hinrichtungen von Söhnen, Brüdern, Müttern und Gemahlinnen galten in der Politik für das,

was die Geometer Heischesätze nennen; überall galten sie den Königen für ein zu ihrer Sicherheit nothwendiges und sich von selbst verstehendes Erforderniß.

Von der Menschenfreundlichkeit und Freundestreue des Demetrios erzählt man folgendes Beispiel. Ein Sohn des Königs von Pontos und Kappadokien, Mithridates, befand sich, vermuthlich als Geisel, am Hofe des Antigonos. Er war von gleichem Alter wie Demetrios und mit ihm durch vertraute Freundschaft verbunden. Wiewohl er nun von durchaus rechtschaffener Gesinnung war, gerieth er doch ohne sein Verschulden bei Antigonos in bösen Verdacht. Dieser nemlich träumte einstmals, er ginge über ein weites, schönes Feld hin und besäete es mit Goldstaub, aus dieser Saat gingen goldene Aehren hervor; hernach aber, als er wieder herzukam, fand er nichts mehr davon als die Stappeln; und als er darüber in großer Trauer und Betrübniß war, vernahm er die Worte: Mithridates habe die güldene Ernte abgemähet und sei damit nach dem Pontos Euxinos*) entflohen. Durch dieses Gesicht wurde Antigonos dergestalt beunruhigt, daß er seinem Sohne, nachdem er ihm das eidliche Versprechen abgenommen hatte, niemanden etwas zu sagen, den Traum erzählte und hinzufügte, er habe beschlossen, den Menschen umzubringen und aus dem Wege zu räumen. Demetrios gerieth darüber in große Betrübniß, und als bald darauf der pontische Jüngling nach seiner Gewohnheit zu ihm kam, um mit ihm Kurzweil zu treiben, konnte er sich zwar wegen des geleisteten Eides nicht entschließen, ihm die Gefahr, in welcher er schwebe, mündlich zu entdecken; aber er führte ihn unvermerkt von den übrigen Freunden bei Seite, und wie sie allein waren, schrieb er vor dessen Augen mit der Spitze seines Spießes die Worte in den Sand: „Fleuch, Mithridates!“ Dieser verstand ihn sogleich und entwich in der folgenden Nacht nach Kappadokien. Uebrigens ging der Traum in Erfüllung; denn dieser Mithridates bemächtigte sich eines großen und herrlichen Landes und stiftete das Haus der pontischen Könige, welches ungefähr bis in's achte Glied im Besitze der Herrschaft blieb und alsdann durch die Römer seine Endschaft erreichte.

Zwischen Antigonos und Ptolemäos brach ein heftiger Krieg aus. Während er selber in Phrygien verweilte, schickte Antigonos seinen Sohn dem Feinde nach Syrien entgegen. Demetrios war damals erst zwei und zwanzig Jahre alt und zog jetzt zum ersten Male als Oberfeldherr an der Spitze eines Heeres zu großen Unternehmungen aus. Trotz seiner Unerfahrenheit trieb ihn die jugendliche Kampfbegier, mit einem vielerfahrenen Feldherrn aus der Schule Alexanders sich in ein Treffen einzulassen, erlitt aber bei der Stadt Gaza eine schwere Niederlage (312 vor Chr.). Ptolemäos war so großmüthig, ihm das ganze Heergeräthe nebst allen seinen Freunden, welche in die Hände des Siegers gefallen waren, mit der Erklärung zurückzuschicken: nicht um alles zugleich, sondern nur um die Ehre und Herrschaft hätten sie mit einander zu streiten. Demetrios nahm es an und bat die Götter, ihm die Gnade zu erweisen, daß er dem Ptolemäos diese Wohlthat nicht lange schuldig bleiben müsse.

Nicht lange darauf erschien Killes, der Feldherr des Ptolemäos, mit einem ansehnlichen Heere, um den Demetrios, den man seit jener Niederlage verachtete, aus Syrien vollends zu vertreiben. Allein dieser überfiel ihn plötzlich und unversehens, bemächtigte sich des ganzen Lagers sammt dem Feldherrn, nahm siebentausend Mann gefangen und erbeutete eine große Menge Reichthümer. Bei diesem Siege freute er sich jedoch bei weitem nicht so sehr über das, was er gewonnen hatte, als über das, was er zurückgeben konnte, und weder der Reichthum noch der Ruhm, welcher ihm durch diese wackere Kriegsthat zu Theil wurde, war ihm so lieb als die Gelegenheit, die ihm erwiesene Wohlthat vergelten zu können. Mit seines Vaters Bewilligung schickte er nicht nur den Killes, sondern auch dessen Freunde reichlich beschenkt an Ptolemäos zurück.

*) Das schwarze Meer, an dessen Südostküste das Königreich Pontos lag.

2. Demetrios und die Athener.

Nach manchem anderen glücklichen Kriege in Asien, welcher den Antigonos und Demetrios zu großem Ansehen brachte, ergriff sie beide das lebhafteste Verlangen, ganz Griechenland zu befreien und es von dem Joche, welches Kassandros und Ptolemäos ihm auferlegt hatten, zu erlösen. Nie hat wohl ein König einen rühmlicheren und gerechteren Krieg geführt! Denn sie verwendeten die Reichthümer, welche sie besonders auf ihren Kriegszügen in Syrien und Babylonien den gedehmüthigten Barbaren abgenommen hatten, um keines anderen Vortheils als des Ruhmes und der Ehre wegen auf die Befreiung von Hellas. Sie beschlossen, zuerst gegen Athen auszulaufen. Als ein Vertrauter des Antigonos äußerte: man müsse diese Stadt, nachdem man sie erobert, für sich behalten als „eine Leiter zu dem übrigen Griechenlande,“ verwarf Antigonos diesen Rath, indem er sprach: „Ich weiß eine bessere und dauerhaftere Leiter, das ist die Zuneigung der Bürger. Athen ist die Warte der Welt und wird durch ihren Ruhm in kurzer Zeit unsere Thaten allen Völkern kundbar machen.“

Diese Stadt hatte nach Phokions Tode (317 vor Chr.) ihrer übelgebrauchten Freiheit nur kurze Zeit genossen. Kassandros war ihrer bald wieder Herr geworden, hatte die Demokratie gestürzt und abermals eine Schatzung eingeführt, welcher zufolge nur diejenigen, welche mindestens tausend Drachmen besaßen, am Bürgerrechte Theil hatten. Was Phokion unter der Herrschaft des Antipatros den Athenern gewesen, das war ihnen jetzt Demetrios der Phalerier,*) ein rechtschaffener und kenntnißvoller Mann, mächtig als Redner, ausgezeichnet als Gesetzgeber und Staatsmann, an Liebe zum Vaterlande dem Phokion gleich und im Wohlthun vielleicht noch reger. Unter dem Titel eines Epimeletes (Fürsorgers oder Verwalters) regierte er im Namen des Kassandros seine Vaterstadt zehn Jahre lang zur vollen Zufriedenheit der Bürger, welche ihm zu Ehren mehr als dreihundert Bildsäulen errichteten. Doch schwand diese ungewöhnliche Volksgunst alsbald dahin, so wie sich die Gelegenheit zeigte, sich dem Kassandros zu entziehen und die alte Volksherrschaft wieder herzustellen.

*) d. i. aus der athenischen Hafenstadt Phaleron gebürtig.

Im Mai des Jahres 307 vor Chr. erschien Demetrios mit einer Flotte von zweihundert und funfzig Schiffen unvermuthet vor dem Peiräos und drang in den Hafen ein, ehe es die Athener verhindern konnten. Während sie unter heftigem Getümmel und in großer Verwirrung zum Widerstande gegen seine Landung sich anschickten, stand er schon allen im Gesicht und gab von seinem Schiffe ein Zeichen, daß man stille sein und ihn anhören solle. Hierauf ließ er einen Herold neben sich treten und mit lauter Stimme ausrufen: „Demetrios ist von seinem Vater abgeschickt worden, um die Athener zu gutem Glücke in Freiheit zu setzen, die Besatzung des Kassandros aus Munichia zu vertreiben und ihnen ihre Gesetze und alte Verfassung wiederzugeben.“

Auf diese Erklärung warfen die meisten ihre Schilde zum Zeichen der Ergebung auf die Erde, klatschten in die Hände und forderten den Demetrios, indem sie ihn einen Retter und Wohlthäter nannten, mit lautem Geschrei auf, an's Land zu kommen. Demetrios der Phalerier gab vor den Bürgern seine Meinung dahin ab, daß man den Sieger einnehmen müsse, auch wenn er nichts von demjenigen halten sollte, was er versprochen hätte, und ließ eine Gesandtschaft abgehen, welche für die Stadt bitten sollte. Demetrios, des Antigonos Sohn, behandelte diese Abgeordneten selbst liebreich und schickte seinerseits einen von den Freunden seines Vaters in die Stadt zurück, um über das Weitere zu unterhandeln. Auch des Phaleriers, welcher bei dieser plötzlichen Staatsveränderung so wie vormals Phokion in großer Gefahr schwebte und seine Mitbürger mehr als die Feinde zu fürchten hatte, nahm er sich sorgfältig an und ließ ihn aus Ehrerbietung gegen die Tugend und den Ruhm des Mannes unter sicherem Geleite seinem Wunsche gemäß nach Theben bringen. Den Athenern aber ließ er sagen: er für seine Person werde, so groß auch sein Verlangen sei, nicht eher ihre Stadt betreten, als bis er sie völlig in Freiheit gesetzt und die Besatzung verjagt hätte. Darauf schloß er Munichia zur Belagerung mit Wall und Graben ein und wendete sich mit der Flotte gegen Megara, wo Kassandros ebenfalls eine Besatzung liegen hatte. Er eroberte diese Stadt, vertrieb die Feinde und stellte auch hier die Volksherrschaft wieder her. Bei dieser Gelegenheit erinnerte er sich des berühmten Weltweisen Stilpon, der hier in stiller Zurückgezogenheit lebte, ließ ihn zu sich kommen und fragte ihn: ob ihm jemand bei Eroberung der Stadt etwas von dem Seinigen entwendet habe? „Niemand,“ antwortete der Weise, „denn ich habe keinen die Wissenschaft forttragen sehen.“

Nach seiner Zurückkunft setzte Demetrios die Belagerung von Munichia fort, zwang die Besatzung zur Uebergabe und ließ die Festungswerke schleifen. Nunmehr begab er sich auf dringende Einladung der Athener in die Stadt, ließ das Volk zusammenrufen und gab ihm seine alte Verfassung wieder, wozu er noch das Versprechen fügte, daß sein Vater ihnen hundert und funfzigtausend Scheffel Getraide und Schiffsbauholz zu hundert Galeeren zuschicken solle. So gelangten die Athener im Jahre 307 vor Chr. nach einem Zeitraume von funfzehn Jahren wieder zum Besitz der Demokratie, nachdem während dieses Zeitraumes seit der Schlacht bei Kranon (s. S. 239) ihre Verfassung dem Namen nach oligarchisch, im Grunde aber wegen der überwiegenden Macht des Phaleriers Demetrios monarchisch gewesen war.

Die Athener erschöpften sich in schaamloser Schmeichelei gegen Demetrios und seinen Vater und zeigten dadurch, wie wenig ihnen mit dem Geschenke der Freiheit die würdige Gesinnung eines freien Volkes überkommen war. Sie setzten beide in die Zahl „der rettenden Götter,“ hoben die uralte Archontenwürde, nach welcher das Jahr genannt wurde, auf und wählten dafür einen „Priester der Erretter,“ dessen Name allen öffentlichen Beschlüssen und Urkunden vorgesetzt werden sollte. Die bisherigen zehn attischen Stämme wurden um zwei neue vermehrt, welche man Demetrias und Antigonis benannte, und demgemäß legte man auch dem Senat, bisher aus fünfhundert Mitgliedern bestehend, noch hundert zu, weil aus jedem Stamme funfzig Mitglieder entnommen wurden. Der Ort, wo Demetrios zuerst vom Wagen gestiegen war, wurde, als habe dort ein Gott den Boden betreten, für heilig erklärt und mit einem Altare bezeichnet. Die dreihundert und sechzig Bildsäulen, welche Athen seinem wahren Wohlthäter, dem phalerischen Demetrios, errichtet hatte, wurden sämmtlich umgestürzt, da man ihn für einen Diener Kassanders erklärte; dagegen stellte man die goldenen Bildnisse des Antigonos und Demetrios neben denen des Harmodios und Aristogeiton, der Befreier von der Herrschaft der Peisistratiden, auf (s. S. 93). Ferner verordneten die Athener, daß man die Bildnisse des Demetrios und Antigonos gleich denen der Götter in den heiligen Mantel der Athene einwebe, welcher bei dem großen Feste der Panathenäen in feierlichem Zuge zur Schau durch die Stadt geführt und der Bildsäule jener Göttin im Parthenon angelegt wurde. Endlich sollten diejenigen Abgeordneten, welche im Namen des Staates an den Demetrios oder Antigonos geschickt würden, nicht Gesandte, sondern Theoren genannt werden, so gut wie jene, welche an den großen griechischen Nationalfesten die althergebrachten Opfer im Namen der Städte nach Delphoi oder Olympia zu überbringen pflegten.

Erfinder dieser und anderer abgeschmackter und wahnsinniger Schmeicheleien war ein gewisser Stratokles, welcher unter der neuen Volksherrschaft an die Stelle des edlen Phaleriers getreten war und in Rücksicht seiner Sittenlosigkeit und frechen Umtriebe gleichsam die Rolle des Demades (s. S. 244) wieder aufnahm. Dieser Elende war im vollen Besitz der Gunst des Volkes, er leitete es nach seinem Gefallen, und dieses Uebergewicht gab ihm ein Recht, in seinem Betragen gegen die Bürgerschaft mit derjenigen Unverschämtheit zu verfahren, wie weiland Kleon, der verrufene Demagog im Zeitalter des peloponnesischen Krieges (s. S. 103). Man erzählt davon folgendes Beispiel. Als die Flotte der Athener bei Amorgos, einer der sporadischen Inseln, eine Niederlage erlitten hatte, zog Stratokles, ehe noch die Nachricht von diesem Ereignisse in Athen eingetroffen war, mit einem Kranze geschmückt über den Kerameikos und verkündete nicht nur den Sieg, sondern that auch den Vorschlag, den Göttern ein Dankopfer zu bringen und für jeden Stamm eine Fleischaustheilung zu veranstalten. Dies geschah. Allein bald darauf trafen diejenigen ein, welche die Schiffstrümmer aus jenem Treffen überbrachten, die traurigen Zeugnisse, wie wenig man Ursache hatte, ein schwelgerisches

Fest zu feiern. Als nun das Volk heftig aufgebracht den Stratokles vorforderte, um ihn zur Rede zu stellen, trat er dem Getümmel mit frecher Stimme entgegen und sprach: „Nun, was ist euch denn für ein Unglück begegnet, wenn ihr zwei Tage vergnügt hingebracht habt?“ Von der Art war die Dreistigkeit des Stratokles.

Während der Muße, welche Demetrios damals in Athen genoß, vermählte er sich mit der Euridike, welche von dem Miltiades abstammte und Wittwe des Opheltes, des Fürsten von Kyrene, war. Diese Heirath sahen die Athener als eine besondere Gunst und Ehre an, welche ihrer Stadt widerfahren wäre, und fuhren fort, durch die übertriebensten Ehrenerweisungen die Denkart eines Mannes, welcher ohnehin schon nicht von gesundem Verstande war, vollends zu verderben.

Demetrios war überhaupt in Betreff des Heirathens nicht eben sehr bedenklich und hatte mehrere Gemahlinnen zugleich. Er verfuhr dabei nach dem Grundsatze, welchen einst sein Vater, einen Vers des Euripides parodirend, ihm anempfohlen hatte:

Wenn's Vortheil bringt, muß man auch wider Neigung frein.

Aus diesem Grunde hatte er auch die Tochter des Antipatros, welche zuvor mit dem im Kampfe gegen Eumenes gefallenen Krateros vermählt gewesen, zur Gemahlin genommen, obwohl sie für ihn etwas zu alt war, und keine Neigung an diese mit vortrefflichen Eigenschaften begabte Frau ihn fesselte. Mit demselben gewissenlosen Leichtsinne, mit welchem er die Ehen schloß, brach er sie auch; und sein Vater, welcher in der kriegerischen Tüchtigkeit seines Sohnes ein willkommenes Mittel seiner ehrgeizigen Pläne fand, trat seinen Ausschweifungen auch nicht mit einem tadelnden Worte entgegen.

3. Die Diadochen werden Könige. Kriegerische Vergnügungen des Demetrios. Belagerung von Rhodos.

Abermals rief Antigonos seinen Sohn zu einer Heerfahrt gegen Ptolemäos auf. Es galt, demselben die Insel Cypern zu entreißen. Demetrios gehorchte, so sehr es ihn auch schmerzte, daß er den für die Befreiung Griechenlands begonnenen Krieg, den er für weit rühmlicher und herrlicher hielt, nicht zu Ende bringen sollte. In einem Seetreffen an der cyprischen Küste schlug er den Ptolemäos in die Flucht, gewann oder zerstörte fast die ganze feindliche Flotte, zwang dann auch die Landmacht zur Uebergabe und setzte sich in Besitz der Insel. Diesen so wichtigen und glänzenden Sieg machte Demetrios durch Edelsinn und Menschenliebe noch herrlicher, da er die Gefallenen der Feinde mit großer Pracht bestatten ließ, die Gefangenen in Freiheit setzte und den Athenern von der gemachten Beute zwölfhundert vollständige Rüstungen schenkte.

Als der Milesier Aristodemos die Siegesnachricht nach Syrien brachte, wo Antigonos damals sich aufhielt, begrüßte er diesen zum ersten Male als König; das Volk folgte seinem Beispiele und rief ihn sammt seinem Sohne zu Königen aus, ein Titel, welcher bis dahin noch keinem unter den Feldherren Alexanders, sondern nur denen aus dem Hause des Philippos und des Alexander zugestanden hatte. Dem Antigonos banden seine Freunde das Diadem sogleich um, dem Demetrios aber überschickte es sein Vater, wobei er ihn in dem Briefe, welcher dies Kleinod begleitete, den königlichen Namen beilegte. Als dies in Aegypten ruchtbar wurde, rief man dort den Ptolemäos gleichfalls zum Könige aus, um nicht die Meinung aufkommen zu lassen, als denke man der erlittenen Niederlage wegen etwas geringer von sich. Aus Eifersucht legten nun auch die übrigen Nachfolger Alexanders mit Ausnahme des Kassandros sich die königliche Würde bei (307 vor Chr.). Man darf nicht meinen, daß dieser Titel einen bloßen Zusatz zu dem Namen der bisherigen Machthaber oder höchstens eine Veränderung ihres äußerlichen Prunkes zur Folge gehabt habe; nein, er vermehrte auch ihren Muth und Stolz, schraubte ihre Pläne zu einer unnatürlichen Höhe empor und gab ihrer Lebensart, ihrem ganzen Betragen den Charakter unerträglicher Gravität und Härte, so wie tragische Schauspieler mit dem Costüm zugleich den Gang, die Stimme und selbst die Art sich zu setzen und zu grüßen verändern. Daher wurden sie auch in ihren Ansprüchen und Forderungen weit gewaltsamer, indem sie jetzt nicht mehr wie sonst, um ihre Gewalt zu verhehlen, gegen die Unterthanen mit Gelindigkeit und Herablassung zu verfahren brauchten; denn wenn bis dahin ihre Macht eine von den Völkern übertragene oder bewilligte schien, so war sie, seit sie Könige hießen, plötzlich eine solche, zu welcher sie durch ihren Stand gleichsam von selbst berechtiget waren. So viel vermochte das einzige Wort eines Schmeichlers, eine so große Veränderung brachte es in der Welt hervor!

Antigonos war jetzt an achtzig Jahre alt, und weil ihn zu Kriegsunternehmungen mehr noch die Schwerfälligkeit seines Leibes als das Alter zu unbehülflich machte, so verließ er sich in allem auf seinen Sohn, welcher mit Hülfe seines Glückes wie seiner Erfahrung schon die wichtigsten Angelegenheiten auf's beste verrichtete. Besondere Geschicklichkeit bewies er in der vollkommenen Ausrüstung einer Kriegsmacht. Alles, was dazu nöthig war, schaffte er in Ueberfluß herbei und fand ein unersättliches Vergnügen darin, beim Schiffs- und Maschinenbau große Versuche anzustellen. Denn er besaß neben anderen vortrefflichen Anlagen einen erfinderischen Geist und verwendete seine Kunstliebe nicht auf unnütze Spielereien wie manche andere Fürsten, die sich mit Flötenspiel, mit Malen oder Drechseln und dergleichen zu beschäftigen pflegten; sondern selbst in seinen Handarbeiten lag etwas Königliches, sein bloßer Zeitvertreib verrieth eine gewisse Größe, und seine Werke zeigten außer dem darauf verwendeten Fleiße und der Liebe zur Kunst zugleich den hohen Geist und Muth ihres Erfinders. Durch ihre Größe setzte er seine Freunde in Erstaunen und durch ihre Schönheit wußte er selbst seine Feinde zu ergötzen. Dies ist im buchstäblichen Sinne des Wortes zu nehmen. Oft standen die Feinde gaffend am Gestade und sahen mit Bewunderung seine vorbeifahrenden Schiffe von funfzehn und sechzehn Ruderreihen. Seine

Sturmmaschinen gewährten den Belagerten ein Schauspiel, über welchem sie zuweilen die furchtbare Gefahr vergaßen, womit diese Werke sie bedroheten. Lysimachos, welcher unter allen Königen der erbittertste Gegner des Demetrios war und sich ihm bei der Belagerung von Soloi in Kilikien entgegenstellte, ließ ihn bitten, ihm seine Sturmmaschinen zu zeigen und seine Schiffe an ihm vorüber segeln zu lassen. Nachdem dies geschehen war, gab er allen Widerstand auf und zog mit seinem Heere voller Bewunderung ab. Die Rhodier, welche eine lange Zeit von ihm belagert worden, baten ihn, nachdem man Frieden geschlossen hatte, um Zurücklassung einiger seiner Maschinen, um an ihnen ein Denkmal sowohl seiner Macht als ihrer eigenen Tapferkeit zu haben.

Das berühmteste seiner Belagerungswerke war die sogenannte Helepolis (der Städteeroberer). Die Grundlage derselben bildete ein Viereck; jede Seite desselben hatte eine Länge von acht und vierzig Ellen. An den Ecken standen Pfeiler, welche sechs und sechzig Ellen hoch sich gegen einander neigten und oben in eine Spitze zusammenliefen. Solchergestalt thürmten sich neun Stockwerke über einander auf, wovon das unterste drei und vierzig, das oberste neun Balken zur Grundlage hatte. Die vordere Seite gegen die Feinde hin war offen und in jedem Stockwerke waren Fenster angebracht, durch welche die Mannschaft Geschosse aller Art entsendete. Das ganze Gebäude ruhete auf acht sehr starken und großen Rädern, deren Felgen zwei Ellen dick und mit starkem Eisen beschlagen waren. Zum Fortrücken desselben wurden aus dem Heere breitausend vierhundert der stärksten Soldaten auserlesen, wovon ein Theil innerhalb der Maschine, der andere an der Hinterseite seinen Stand hatte und somit vor dem Feinde gedeckt war. Wie von unsichtbaren Mächten bewegt, rückte sie unter lautem Krachen, doch ohne Schwanken, mit großer Gewalt vorwärts und gewährte den Zuschauern einen Anblick, der ihre Seelen mit Schrecken und Vergnügen zugleich erfüllte.

Dieses furchtbare Kriegswerk wendete Demetrios bei der Belagerung von Rhodos an. Die Bewohner dieser Insel hatten nach Alexanders Tode die makedonische Besatzung vertrieben und zur Sicherung ihrer Freiheit ein Schutz- und Trutzbündniß mit Ptolemäos geschlossen. Um dieses Bundesgenossen willen überzog sie Demetrios mit Krieg. Den ungeheuren Anstrengungen der Feinde begegneten sie mit der muthigsten Gegenwehr. Diese Belagerung währete über ein Jahr und gehört zu den merkwürdigsten, welche in der Geschichte vorkommen. Mit Aufgebot aller seiner Macht und Kunst, um derentwillen er den berühmten Beinamen Poliorketes, d. i. Städtebelagerer, führte, konnte Demetrios gegen den Heldenmuth der Rhodier nichts von Belang ausrichten.

Bei Eroberung einer der Vorstädte fiel ihm ein Gemälde des Kariers Protogenes in die Hände. Es stellte die Geschichte des Jalysos, eines alten Heroen der Rhodier, dar. Volle sieben Jahre hatte der Künstler an dieses berühmte Werk verwendet, dessen Schönheit selbst den größten Maler jener Zeit, den Apelles, so überraschte, daß er lange kein Wort hervorbringen konnte. Trotz der gegenseitigen Erbitterung der Kämpfenden schickten die Rhodier an den Demetrios einen Herold ab mit der Bitte, dieses Kunstwerk zu verschonen und es ja nicht zu verderben; worauf jener ihnen sagen ließ: er wolle eher alle Bildnisse seines Vaters verbrennen, als solch ein herrliches Kunstwerk. An den Maler selber, welcher auch während der Belagerung sich dieser Arbeit mit liebevollem Fleiße ganz hingegeben hatte, richtete er die Frage: wie er so sicher sein und während des Krieges sich außerhalb der Mauern aufhalten könne? Der Künstler erwiederte: „Weil ich weiß, daß Demetrios mit den Rhodiern und nicht mit den Künsten Krieg führt.“

Da es dem Demetrios selber um einen schicklichen Vorwand zu thun war, die erfolglose Fehde zu endigen, so kam endlich ein Friedensvertrag zu Stande, kraft dessen sich die Rhodier zur Bundesgenossenschaft mit dem Antigonos und Demetrios verpflichteten, ausgenommen, wo es sich um einen Krieg mit dem Ptolemäos, ihrem bisherigen Verbündeten, handle.

4. Demetrius auf dem Gipfel der Macht. Niederlage bei Ipsos.

Die Athener riefen ihn jetzt um Hülfe gegen Kassandros an, welcher ihre Stadt belagerte. Demetrios erschien, vertrieb ihn aus Attika und verfolgte ihn bis nach Thessalien. Auf dem Rückwege erklärte er alle Hellenen diesseits der Thermopylen für frei, trat mit den Boiotiern in ein Bündniß und eroberte die Hafenstadt Kenchreä am saronischen Busen. Die Athener erschöpften ihre ganze Erfindsamkeit, um in Schmeicheleien immer neu und eigenthümlich sich zu zeigen, wiewohl es fast unmöglich erscheinen mußte, das bisher darin Geleistete noch zu überbieten. Diesmal wiesen sie ihm das Hintergebäude des Parthenon, welches in früheren Zeiten zur öffentlichen Schatzkammer gedient hatte, zur Wohnung an. Es klang recht andächtig, zu sagen: Athene selbst biete dem Demetrios wie einem jüngeren Bruder in ihrem Tempel Obdach und Bewirthung; aber freilich war er eben nicht ein sittiger Gast im Hause der Jungfrau: die frechsten Ausschweifungen schändeten die heilige Stätte.

Nach einiger Zeit machte er sich auf, um auch den Peloponnes von den Besatzungen des Kassandros und Ptolemäos zu säubern. In kurzem hatte er die ganze nordöstliche Küstenlandschaft dieser Halbinsel, Akte genannt, auch ganz Arkadien mit Ausnahme von Mantineia auf seine Seite gebracht, Argos, Sikyon und Korinth dem Feind entrissen. Bei dem Herafeste zu Argos veranstaltete er auf seine Kosten allerlei Kampfspiele und feierte dabei, um dies Fest noch mehr zu verherrlichen, seine Hochzeit mit der Deidameia, einer Tochter des Molosserkönigs Aeakides und Schwester des Königs Pyrrhos von Epeiros. Demetrios stand damals auf dem Gipfel seiner Macht. Griechenland huldigte ihm, und als er nun gar bei einer Bundesversammlung auf dem Isthmos zum Oberfeldherrn der Hellenen ausgerufen wurde, so glaubte er in nichts mehr dem Philippos und Alexander dem Großen nachzustehen. An Hochmuth wenigstens that er es beiden weit zuvor. Alexander hatte keinem der überwundenen Könige den königlichen Namen genommen und auch sich selbst nie

einen König der Könige genannt, wiewohl viele es ihm verdankten, daß sie Könige hießen und waren. Demetrios dagegen wollte keinem andern als sich und seinem Vater den Königstitel zugestehen und verhöhnte diejenigen, welche denselben mit gleichem Rechte in Anspruch nahmen. Daher hörte er es gern, wenn bei Tafel die Trinksprüche ausgebracht wurden: „Dem Könige Demetrios! dem Elephantenobersten Seleukos! dem Admiral Ptolemäos! dem Schatzmeister Lysimachos! dem Inselfürsten Agathokles von Sicilien!“ *)

Indessen hatte das Schicksal für die Demüthigung dieses hochfahrenden Mannes gesorgt; und die nachfolgenden Ereignisse leiten unsere Erzählung gleichsam von der komischen Bühne auf die tragische hinüber. Alle die übrigen Könige, welche Demetrios verachten zu dürfen meinte, hatten sich gegen Antigonos verbunden und ihre Kräfte zu seiner Bekriegung mit einander vereinigt. Demetrios zog daher aus Griechenland ab, stieß zu seinem Vater, der sich mit größerem Eifer zu diesem Kriege rüstete, als sich von seinem Alter erwarten ließ, und wurde dadurch zu um so größerer Kampflust angefeuert. Hätte Antigonos auch nur in einigen geringfügigen Dingen sich nachgiebig finden lassen und seine übertriebene Herrschsucht ein wenig herabgestimmt, so würde er nicht allein für sich auf Lebenszeit den ersten Rang unter den Nachfolgern Alexanders behauptet, sondern denselben auch seinem Sohne und Erben unangefochten hinterlassen haben. Allein sein unmäßiger Stolz und Uebermuth rief alles gegen ihn in Waffen. Antigonos war darüber nicht im mindesten betroffen: er wolle, prahlte er, diese zusammengerotteten Könige wie einen Haufen in's Getraide fallender Vögel mit einem einzigen Steinwurfe ohne großes Geräusch auseinander jagen.

Als aber die beiderseitigen Heere bei Ipsos, einer kleinen Stadt in Phrygien, auf einander trafen (301 vor Chr.), ging in seiner Seele eine seltsame Veränderung vor. Sonst pflegte er in den Schlachten gewöhnlich heiter und gutes Muthes zu sein und selbst noch im Handgemenge durch prahlerischen Spott und Schwänke seine Unerschrockenheit und Verachtung des Feindes kundzugeben. Diesmal aber sah man ihn mehrentheils schweigend und in Gedanken vertieft. Er stellte der Armee seinen Sohn vor und empfahl ihr denselben zu seinem Nachfolger. Was aber am meisten befremdete, war der Umstand, daß er mit seinem Sohne im Gezelte geheime Unterredungen pflog; denn dies war ganz gegen seine Gewohnheit, da er seine Plane bisher niemandem zu vertrauen pflegte und bis zum Augenblicke der Ausführung so streng bei sich verschloß, daß er einst sogar seinem jungen Sohne auf die Frage: wann das Heer aufbrechen werde? die zornige Antwort gab: „Ist dir etwa bange, daß du allein die Trompete nicht hören wirst?“

Als das Heer schon in Schlachtordnung stand, trat Antigonos aus seinem Zelte hervor, strauchelte aber und fiel dergestalt auf das Gesicht, daß er sich arg beschädigte. Dieser Vorfall bestätigte ihm seine trüben Ahnungen; er hob seine Hände gen Himmel und rief die Götter an, ihm entweder den Sieg oder einen schnellen Tod vor der Niederlage zu verleihen.

Das Treffen begann. Demetrios warf sich mit dem größten und besten Theile der Reiterei auf Antiochos, des Seleukos Sohn, und schlug ihn mit großer Tapferkeit in die Flucht. Ueber der Verfolgung aber, zu welcher ihn unzeitige Hitze und Ehrsucht fortriß, gab er den Sieg aus den Händen. Denn als er wieder umkehrte, hatten die feindlichen Elephanten zwischen ihm und dem Fußvolke eine Stellung genommen, die ihn verhinderte, sich mit diesem wieder zu vereinigen. Wie nun Seleukos die Phalanx seines Gegners von der Reiterei entblößt sah, sprengte er mit seinen Reitern auf jene los; ohne wirklich anzugreifen, drohete er immer mit einem Angriff und gab den Truppen Zeit und Gelegenheit, zu ihm überzugehen. Dies geschah auch. Ein großer Theil des Fußvolkes riß sich los und trat freiwillig zu ihm über; der Rest wurde dann mit Leichtigkeit zum Weichen gebracht und zerstreut. Antigonos selber wurde von einem starken Feindeshaufen hart bedrängt. Bis zum letzten Augenblicke behielt er die Hoffnung, sein Sohn werde ihm zu Hülfe kommen, und sah sich während der hartnäckigsten Gegenwehr immer nach ihm um, bis er endlich unter der Menge von Geschossen, welche von allen Seiten her auf ihn gerichtet wurden, erlag. Sogleich verließen ihn alle seine Diener und Freunde, nur Thorax von Larissa hielt allein noch redlich bei dem Leichname Stand.

Von einem Heere, welches noch am Morgen jenes Tages aus mehr als achtzigtausend Mann und fünfundsiebzig Elephanten bestanden hatte, brachte Demetrios nur neuntausend Mann aus der Schlacht, mit welchen er in Eilmärschen seinen Weg nach Ephesos einschlug. Dieser Sieg der verbündeten Könige entschied über das Schicksal von ganz Asien, so weit es unter der Gewalt makedonischer Waffen stand. Die Sieger theilten sich in den Raub. Das ganze Reich des Antigonos, welches den größten und besten Theil Kleinasiens, Armenien, Syrien und Phönicien sammt Mesopotamien und der Insel Cypern umfaßt hatte, wurde wie ein großer Körper zerstückelt und zu den Provinzen der übrigen Diadochen geschlagen. Seleukos eignete sich zu Babylonien, welches er schon seit der Schlacht bei Gaza (312) wieder in Besitz genommen hatte, nun auch Syrien, Armenien und den Süden Kleinasiens zu. Lysimachos erhielt Vorderasien bis an das Taurosgebirge, Pleistarchos, der Bruder des Kassandros, Kilikien; nur Ptolemäos ging leer aus, weil er an der Schlacht keinen Antheil genommen hatte.

5. Undank, Glück und Rache.

Sieglos, ohne Reich und ohne Macht kehrte jetzt Demetrios nach Griechenland zurück. Seine größte Hoffnung setzte er noch auf Athen. Hier hatte er auch seine Schiffe, sein Geld und seine Gemahlin Deidameia zurückgelassen und kannte in seiner gegenwärtigen Lage keine sichrere Zuflucht als die Freundschaft und Ergebenheit der Athener. Allein schon unterweges bei den kykladischen Inseln kamen ihm athenische Abgeordnete entgegen und ersuchten ihn, ihre Stadt nicht zu betreten, weil das Volk den Beschluß gefaßt habe, keinem der Könige den Eintritt zu gestatten;

*) Agathokles hatte sich zwanzig Jahre nach Timoleons Tode, im Jahre 317 vor Chr., zum Tyrannen von Syrakus emporgeschwungen und war einer der bedeutendsten Fürsten jener Zeit.

auch habe man schon die Deidameia, wiewohl in allen Ehren und mit einer ihrem Stande gemäßen Begleitung, nach Megara geschickt. Demetrios hatte alle übrigen Unglücksfälle bisher mit größter Gelassenheit ertragen. Aber daß er sich in seinem Vertrauen auf die Athener getäuscht sah, und ihre Ergebenheit, auf die er gebaut hatte, nun, da sie in Thaten und Werken sich zeigen sollte, als eitel und erheuchelt befunden ward, dies brachte ihn vor Zorn und Schmerz fast aus aller Fassung. Gleichwohl, da er für jetzt außer Stande war, sich zu rächen, ließ er ihnen bloß durch Gesandte einige glimpfliche Vorwürfe machen und verlangte zugleich seine Schiffe zurück. Er erhielt sie und segelte nach dem Isthmos, wo man ihn noch vor kurzem zum Oberfeldherrn von Hellas bestellt hatte. Allein die Gesinnung der Völker hatte sich mit seinem Glücke geändert. Ueberall wurden seine Besatzungen vertrieben, und alles erklärte sich für seine Feinde. Er ließ deshalb seinen Schwäher Pyrrhos in Griechenland zurück und wendete sich nach dem thrakischen Chersones, wo er dem Lysimachos vielen Abbruch that und durch reiche Beute seiner zusammengeschmolzenen Armee wieder aufhalf.

Nicht lange darauf ließ Seleukos durch eine Gesandtschaft um Stratonike, die Tochter des Demetrios und der Phila, anhalten. Für Demetrios war es ein ganz unverhofftes Glück, mit dem mächtigen Seleukos verschwägert zu werden. Er segelte also mit seiner Tochter und allen seinen Schiffen ungesäumt nach der syrischen Küste ab, wo Seleukos seine Braut in Empfang nahm und in einem prachtvollen Aufzuge in seine erst kurz vorher von ihm angelegte Hauptstadt Antiocheia führte. Durch des Seleukos Vermittelung wurde nun auch zwischen Demetrios und Ptolemäos eine Versöhnung zu Stande gebracht und dabei verabredet, daß der Erstere die Tochter des Letzteren, Namens Ptolemais, zur Gemahlin bekommen sollte. Heirathen waren in jener Zeit die lockeren Bänder fürstlicher Bündnisse, und Demetrios wurde, dem alten Wahlspruche getreu, aus einem Brautvater wieder ein Bräutigam.

Das herzliche Einverständniß zwischen Demetrios und Seleukos fand eine bedenkliche Störung, als dieser seinem Schwiegervater zumuthete, die Landschaft Kilikien, welche er erst vor kurzem dem Pleistarchos wieder abgenommen hatte, für eine Summe Geldes ihm abzutreten, und als Demetrios ihm dies abschlug, die beiden Städte Tyros und Sidon verlangte, das Einzige, was man ihm außer der Insel Cypern von dem großen Reiche seines Vaters übrig gelassen hatte. Diese bettelhafte Habsucht eines Mannes, welchem bereits das ganze Land von Indien bis an die Küsten Syriens unterthänig war, wies Demetrios mit edler Entrüstung furchtlos in ihre Schranken zurück, indem er erklärte: und wenn er auch noch tausend Schlachten wie bei Ipsos verlieren sollte, werde er sich doch nie dazu verstehen, den Seleukos zum Schwiegersohne zu erkaufen.

Die Nachricht, daß in Athen innere Zwistigkeiten ausgebrochen seien, rief ihn nach Griechenland zurück, indem er sich der Hoffnung hingab, unter solchen Umständen sich der Stadt mit leichter Mühe zu bemächtigen. Er eroberte zunächst Eleusis und Rhamnos und verwüstete das attische Gebiet. Da ihm ein Schiff, welches Getraide nach Athen führte, in die Hände fiel, ließ er den Kaufmann sowohl als den Steuermann aufknüpfen und schreckte dadurch andere von gleichem Unternehmen ab, so daß in der Stadt bald die fürchterlichste Hungersnoth ausbrach. Der Mangel an allen Nahrungsmitteln und die Verzweiflung war so groß, daß einst Vater und Sohn, wie man erzählt, sich um eine todte Maus, welche von der Decke des Zimmers herabfiel, mit einander herumschlugen. Wiewohl nun die Athener die Todesstrafe darauf gesetzt hatten, wenn jemand von Frieden oder einer Aussöhnung mit Demetrios spräche, so litt doch die grenzenlose Noth keinen längeren Widerstand. Demetrios rückte in die Stadt ein, befahl, daß alle Bürger sich im Theater versammeln sollten und ließ es darauf mit Soldaten und Trabanten besetzen. Hierauf erschien er selbst, indem er durch die oberen Zugänge herabstieg, und alles harrete mit stockendem Odem des Strafurtheils aus dem Munde des zürnenden Siegers. Allein gleich der Anfang seiner Rede machte aller Furcht ein Ende. Ohne alle Heftigkeit der Stimme und ohne Bitterkeit im Ausdrucke begnügte er sich mit einigen gelinden Vorwürfen, worauf er ihnen völlige Verzeihung angedeihen ließ; dem ausgehungerten Volke schenkte er hunderttausend Scheffel Getraide und ordnete überdies alle obrigkeitlichen Aemter wieder an, welche bei dem Volke am meisten beliebt waren. Die Versammlung brach vor Freuden in ein lautes Jubelgeschrei aus und übergab kraft eines Volksbeschlusses dem Demetrios die beiden Häfen Peiräeus und Munichia. Dieser aber besetzte nun auch Museion, eine felsige Anhöhe innerhalb der Stadt, damit die Athener nicht durch einen zweiten Abfall, wenn er anderwärts beschäftigt wäre, ihn in neue Verlegenheiten stürzen könnten. Dies geschah 298 vor Chr.

6. Demetrios findet unvermuthet eine Krone und verliert sie wieder.

Kaum hatte er sich in Besitz von Athen gesetzt, als er seine Absichten auch schon auf Lakedämon richtete. Er rückte in den Peloponnesos ein, schlug bei Mantineia den König Archidamos in die Flucht, drang in das lakonische Gebiet und war schon nahe daran, Sparta selbst, das bis auf diese Zeit noch niemals erobert worden war, in seine Gewalt zu bekommen. Allein auch diesmal zeigte sich, daß dieser unternehmende Mann nur ein Spielball des Glückes war, welches ihn eben dann, wenn er sich am höchsten erhoben, am tiefsten erniedrigte. Gerade jetzt, wo er auf dem Punkte stand, sich wiederum eine große Macht und Herrschaft anzueignen, traf die Nachricht ein, daß ihm erstlich Lysimachos die Städte in Asien entriffen, und sodann, daß Ptolemäos ganz Cypern mit Ausnahme von Salamis erobert habe und nun in letzterer Stadt die Mutter und Kinder des Demetrios, die er daselbst zurückgelassen hatte, belagere. Seltsam aber war es, wie das Schicksal, welches ihn durch so furchtbare und drohende Nachrichten mitten im Siegeslaufe von Lakedämon abrief und ihm die harte Nothwendigkeit auferlegte, für die Sicherheit der nächsten Blutsverwandten zu kämpfen, gleichzeitig einen neuen Weg zu großen Hoffnungen und Unternehmungen öffnete. Die Gelegenheit dazu war folgende.

Kassandros war gestorben (298 vor Chr.). Sein Thronerbe Philippos folgte schon nach einjähriger Regierung seinem Vater im Tode nach. Seine beiden jüngeren Söhne Antipatros und Alexandros stritten sich um die Herrschaft; und der letztere rief gleichzeitig den Pyrrhos und Demetrios um Hülfe an. Pyrrhos erschien unverzüglich und eignete sich zum Lohne für den geleisteten Beistand ein gutes Stück von Makedonien zu. Jetzt traf auch Demetrios, welcher sich gleich nach Empfang des Briefes mit seiner Armee auf den Weg gemacht hatte, in Makedonien ein und setzte den Jüngling, wie jenen Zauberlehrling, der die zu seinem Dienste heraufbeschworenen Geister nicht wieder los zu werden wußte, noch mehr in Furcht. Dieser ging ihm bis Dion entgegen, wo er ihn auf das höflichste empfing und zugleich erklärte, daß die Umstände seine Gegenwart nun nicht mehr erheischten. Demetrios, welcher auf Cypern Mutter und Kinder dem Feinde anheim gegeben hatte, um in Makedonien an dem Kampfpreise Theil zu nehmen, war darüber nicht wenig betroffen; doch ließ er sich nichts merken und trat ganz bereitwillig, wie es schien, den Rückweg an. Alexander, in großer Freude, des gefürchteten Bundesgenossen so ohne Umstände wieder ledig zu werden, gab ihm bis nach Thessalien das Geleite. In Larissa feierte man die Abschiedsfeste. Jeder von beiden war vor dem andern auf der Huth; aber beide bezeigten sich gegen einander um so unbefangener und voller Vertrauen, um ihre Anschläge desto sicherer zu verbergen. Alexander erschien bei einem Gastgebote, zu welchem ihn Demetrios eingeladen hatte. Während des Mahles stand Demetrios auf, und Alexander, dem dabei nicht wohl zu Muthe war, stand ebenfalls auf und folgte seinem Wirthe bis an die Thür auf dem Fuße nach. Dort wendete sich Demetrios an seine Trabanten mit dem kurzen Befehlsworte: „Nieder mit dem, der mir folgt!“ und ging hinaus. Alexander wurde auf der Stelle niedergemacht; einige seiner Freunde, die ihm zum Beistande herbeieilten, theilten sein Schicksal, worunter einer im Sterben erklärt haben soll: Demetrios sei ihnen nur um einen Tag zuvorgekommen.

Mit Tagesanbruch ließ Demetrios den Makedoniern, welche die ganze Nacht in großer Unruhe und Besorgniß hingebracht hatten, ansagen: er wünsche sehr mit ihnen zu sprechen und wegen des Vorgefallenen sich zu rechtfertigen. Da sie einen Angriff auf ihr Leben erwartet hatten, so freuten sie sich dieser glücklichen Wendung der Dinge und beschlossen, ihn freundlich zu empfangen. Er trat also bei ihnen ein und hatte nicht nöthig, eine lange Rede zu halten. Denn da von den Söhnen Kassanders nur noch Antipatros übrig war, den sie als einen Muttermörder verabscheuten, und sie keinen besseren hatten, riefen sie den Demetrios zu ihrem Könige aus und nahmen ihn mit sich nach Makedonien zurück. Dort fiel das Volk mit Freuden ihrer Wahl bei, wobei dem Demetrios besonders der Umstand zu gute kam, daß er die Phila, die Tochter des alten Antipatros, dessen milde und gemäßigte Regierung noch in gutem Andenken stand, zur Gemahlin hatte und den mit ihr erzeugten Sohn, Antigonos Gonatas, welcher damals schon im Jünglingsalter stand und seinen Vater auf diesem Zuge begleitet hatte, den Makedoniern als ihren zukünftigen König zeigen konnte. Eben damals, als ihm das Glück so unvermuthet seine volle Gunst bewies, lief auch die Nachricht ein, daß seine Mutter und Kinder von Ptolemäos mit vielen Geschenken und Ehrenbezeugungen aus der Gefangenschaft entlassen worden seien.

Demetrios sah sich jetzt wieder im Besitze einer mächtigen Herrschaft. Makedonien und Thessalien waren sein, ebenso der größte Theil des Peloponnesos, und außerhalb des Isthmos waren Megara und Athen in seiner Gewalt. Sein nächster Feldzug war gegen Boiotien gerichtet. Nach der Eroberung Thebens mußte sich ihm die ganze Landschaft ergeben. Als ihn aber andere Pläne nach Thrakien riefen, fielen die Boiotier wieder von ihm ab, so daß er sich genöthigt sah, abermals mit seinem Sturmzeuge vor Theben zu rücken. Auch die Helepolis ließ er herbeiführen; da diese Maschine aber wegen ihrer Größe und Schwere nur allmählig und mit großer Mühe in Bewegung gesetzt wurde, so daß sie binnen zwei Monaten kaum zwei Stadien oder dritthalbhundert Schritte fortrückte, so verging darüber eine lange Zeit. Auch wehrten sich die Boiotier mit äußerster Tapferkeit, und dieser hartnäckige Widerstand ergrimmte ihn so sehr, daß er oft mehr aus Eigensinn als aus Nothwendigkeit seine Soldaten zwang, Sturm zu laufen und sich der Gefahr auszusetzen, weshalb er ohne Erfolg viel Volk verlor. Sein Sohn Antigonos, dem der Verlust so vieler Menschen zu Herzen ging, wandte sich an ihn mit der Frage: „Ei, mein Vater, warum opfern wir ohne Noth so viele brave Soldaten auf?“ worauf ihm Demetrios mit Hitze entgegnete: „Was kümmert dich das? Hast du den Todten Sold und Kost zu geben?“ Doch schonte er seiner selbst so wenig als anderer, nahm persönlich an den Gefechten Antheil und wurde mit einem scharfen Pfeile durch den Hals geschossen. Wiewohl er nun an dieser Wunde viel zu leiden hatte, stand er von der Belagerung doch nicht ab, bis sich ihm die Stadt ergeben mußte. Als er einzog, setzte er die Einwohner durch sein drohendes Aussehen dermaaßen in Furcht, daß sie der härtesten Behandlung gewärtig waren. Allein er ließ nur etliche hinrichten, verwies einige andere aus dem Lande und schenkte allen übrigen Verzeihung. So traf Theben, welches erst seit zehn Jahren durch Kassandros wieder aufgebaut worden war, das Schicksal, daß es binnen dieser Zeit zweimal eingenommen wurde.

Nach Makedonien zurückgekehrt, schickte sich Demetrios alsobald zu einer neuen Heerfahrt an. Denn es lag überhaupt in seiner Natur, daß er nicht lange still liegen konnte, und zudem bemerkte er, daß die Makedonier im Felde sich weit besser regieren ließen als zu Hause, wo sie stets zu Meutereien geneigt waren. Unter der Leitung des Pantauchos, des tapfersten seiner Feldherren, hatte er ein starkes Kriegsheer in Aetolien zurückgelassen. Er selber fiel in Epeiros ein und verwüstete das Reich seines Schwähers Pyrrhos mit Feuer und Schwert; denn seitdem Deidameia gestorben war, gab es nichts mehr, was die gegenseitige Eifersucht dieser beiden eroberungssüchtigen Fürsten in Schranken gehalten hätte. Pyrrhos zog ihm entgegen; da sie aber einander verfehlten, stieß er auf den Pantauchos und gewann über ihn einen großen Sieg. Dieser Unfall wurde dem Demetrios äußerst nachtheilig. Die Makedonier hatten die heldenhafte Tapferkeit des Pyrrhos in jenem Treffen kennen gelernt, und, statt ihn

wegen der Feindseligkeiten, die sie von ihm erlitten, desto inniger zu hassen, zollten sie vielmehr seinen Großthaten eine aufrichtige Bewunderung. Viele sagten es dreist heraus, er wäre noch unter allen Königen der einzige, an welchem man das Bild von Alexanders kühnem Muthe wiederfände; die anderen hingegen, insonders Demetrios, äfften nur wie Komödianten auf den Brettern die Würde und den Stolz jenes Helden nach.

In der That war Demetrios mit lauter Theaterprunke umgeben. Auf dem Haupte trug er eine mit doppelter Binde herrlich geschmückte Kausia oder Fürstenhut (s. S. 288), kleidete sich in ein purpurnes, mit Gold gesäumtes Gewand, selbst seine Schuhe waren aus Filz von reinem Purpur gefertigt und mit Gold gestickt. So ließ er auch seit geraumer Zeit an einem sehr kostbaren Mantel weben, worauf das ganze Weltgebäude mit den am Himmel sichtbaren Gestirnen dargestellt werden sollte. Dieses prunkvolle Werk blieb aber bei der späterhin eintretenden Veränderung der Dinge unvollendet, und niemand unter den nachfolgenden Königen Makedoniens hat es gewagt, davon Gebrauch zu machen.

Aber nicht bloß durch eitles Gepränge verletzte Demetrios die Makedonier, welche, schlicht und einfach in ihren Sitten, dergleichen nicht gewohnt waren; mehr noch war ihnen seine Schwelgerei und verschwenderische Lebensart anstößig und vor allem dies, daß er nicht leicht jemandem Zutritt gestattete und diejenigen, denen diese Gunst zu Theil wurde, hart und auffahrend behandelte. So ließ er eine Gesandtschaft der Athener, denen er doch unter allen Griechen die meiste Zuneigung bewies, zwei ganzer Jahre warten, ehe er ihnen Gehör bewilligte. Als einst die Lakedämonier einen einzigen Gesandten an ihn schickten, legte er ihnen dies als gröbliche Beleidigung aus und fragte voller Unwillen: „Was sagst du? die Lakedämonier haben nur Einen Gesandten geschickt!“ worauf dieser die treffende und echt lakonische Antwort gab: „Ja freilich, o König, Einen an Einen.“

Demetrios scheute sich nicht, einem Volke, das doch den Erdkreis überwunden und ihn aus freiem Willen und eigenem Antriebe zu seinem Könige erwählt hatte, unverhohlen seine Verachtung zu bezeigen. Eines Tages sah er beim Ausreiten ungemein freundlich aus und schien sich nicht ungern sprechen zu lassen, so daß einige, den günstigen Zeitpunkt wahrnehmend, herbeieilten und ihm Bittschriften überreichten. Er nahm sie auch wirklich alle an und steckte sie in seinen Mantel, worüber die Leute große Freude hatten und ihm nachfolgten. Als er aber an die Brücke kam, welche bei Pella über den Axios führte, that er den Mantel auf und schüttete alle empfangenen Schreiben in den Fluß. Wie kränkend mußte eine so schnöde Behandlung einem Volke sein, unter welchem noch ihrer genug vorhanden waren, die sich erinnerten, wie mild und herablassend der König Philipp in dieser Beziehung gewesen war. Dieser wurde einst — so erzählt man — von einer alten Frau im Vorbeigehen mehrmals angerufen, ihrem Anliegen Gehör zu geben, und als er sie mit der Antwort abfertigen wollte: er habe keine Zeit dazu! schrie sie ihm nach: „So sei auch nicht König!“ Diese Worte machten auf ihn einen solchen Eindruck, daß er nachdenklich wurde, in seinen Palast zurückging und mit Hintansetzung aller anderen Geschäfte viele Tage nach einander jedem, der ihn sprechen wollte, und jener Alten zuerst Gehör gab.

Dem Demetrios war es weniger um weise Verwaltung seiner Länder als um Erweiterung seiner Herrschaft zu thun. Nachdem er mit Pyrrhos wieder Frieden geschlossen hatte, ging er mit nichts Geringerem um, als das ganze Reich, welches vormals sein Vater besessen, wieder zu gewinnen. Der Größe dieses Vorhabens entsprachen seine Zurüstungen. Schon hatte er ein Heer von acht und neunzigtausend Mann Fußvolk und zwölftausend Reitern zusammengebracht; außerdem rüstete er theils in seiner Hauptstadt Pella, theils im Peiräeus, in Korinth und Chalkis eine Flotte von fünfhundert Schiffen aus, reiste immer von einem Hafen zum andern, gab die nöthigen Anweisungen und legte oft selber mit Hand an's Werk. Jedermann erstaunte nicht allein über die Menge, sondern auch über die Größe seiner Schiffe; denn bis dahin waren noch keinem Menschen Fahrzeuge mit funfzehn und sechzehn Reihen von Ruderbänken über einander zu Gesicht gekommen; und was noch mehr in Verwunderung setzte, war dies, daß die ungeheure Größe dieser Galeeren ihnen durchaus nichts an ihrer Brauchbarkeit im Kampfe und der Behendigkeit der Bewegung entzog.

Als die übrigen Könige eine solche Macht gegen Asien aufbringen sahen, dergleichen seit Alexanders Zeiten kein anderer gehabt hatte, erkannten sie die Größe der sie bedrohenden Gefahr. Seleukos, Ptolemäos und Lysimachos traten in ein Bündniß zusammen und zogen auch den Pyrrhos auf ihre Seite. Um dem Angriffe des Gegners zuvorzukommen, fielen ihn die Verbündeten von allen Seiten in seinem eigenen Gebiete an. Ptolemäos kam mit einer Seemacht nach Griechenland und suchte es zum Abfall aufzuwiegeln. Zu gleicher Zeit drangen Lysimachos aus Thrakien, Pyrrhos aus seinem angrenzenden Reiche in Makedonien ein. Während Demetrios dem Ersteren entgegen eilte, eroberte Pyrrhos die Stadt Beroia,*) und kaum hatte sich die Nachricht davon im makedonischen Heere verbreitet, als sich der Geist der Widerspenstigkeit in einer Stärke äußerte, welche Demetrios nicht mehr zu bewältigen vermochte. Das ganze Lager brach in Klagegeschrei und Thränen aus und tobte von Schmähungen und Verwünschungen gegen den Führer. Die Soldaten wollten nicht länger beisammen bleiben, sondern fortgehen, angeblich um die Heimath zu befreien, in Wahrheit aber, um zu Lysimachos überzutreten. Unter solchen Umständen hielt es Demetrios für rathsam, sein Heer so weit als möglich von Lysimachos fern zu halten und gegen Pyrrhos zu führen, denn jener war von Geburt ein Makedonier und noch von Alexanders Zeiten her vielen bekannt, Pyrrhos dagegen war ein Fremdling und Ausländer, von dem er nicht fürchtete, daß ihm die Makedonier den Vorzug geben würden. Hierin aber hatte er sich völlig verrechnet. Denn kaum hatte er in der Nähe des Pyrrhos sein Lager aufgeschlagen, als seine Kriegsleute schon anfingen, zuerst heimlich und in kleinen Trupps davonzulaufen, bald aber gerieth das ganze Lager in offnen Aufstand; ja, es fehlte nicht an solchen, welche dreist an Demetrios herantraten und ihm alles Ernstes riethen: er möge sich fortmachen und auf seine Rettung bedacht sein; denn die Makedonier

*) Beroe. Apostelgesch. 17, 10—14.

seien es überdrüssig geworden, um seiner Ueppigkeit willen immer im Felde zu liegen.

Dergleichen Reden schienen dem Demetrios noch die gemäßigtsten zu sein im Vergleich mit dem Trotz und den Drohungen der übrigen. Er ging daher in sein Zelt, vertauschte, wie ein Komödiant, wenn er ausgespielt hat, den prunkvollen Mantel mit einem unscheinbaren Gewande und schlich sich still davon.*) Der größte Theil der Soldaten machte sich sogleich an die Plünderung seines Gezeltes; sie geriethen über die Beute unter einander selber in Streit, bis Pyrrhos unter sie trat und durch seinen bloßen Zuruf die Ordnung wieder herstellte. Damit war der Feldzug zu Ende, und Pyrrhos theilte sich mit Lysimachos in ganz Makedonien, über welches Demetrios sieben Jahre lang unangefochten geherrscht hatte (287 vor Chr.).

7. Wie es mit Demetrios zu Ende ging.

Phila, die Gemahlin des Demetrios, war über diesen neuen Unfall untröstlich und fand nicht den Muth in sich, ihren Gatten, den unglücklichsten unter allen Königen, aller seiner Macht und Herrlichkeit mit einem Male entkleidet, als Privatmann und Flüchtling wiederzusehen. Sie entsagte allen Hoffnungen, und indem sie sich von dem Schicksale ihres Mannes lossagte, welches sich im Unglücke immer beständiger erwiesen hatte als im Glücke, machte sie ihrem Leben durch Gift ein Ende. Allein Demetrios, fest entschlossen, die noch übrigen Trümmer seines Reiches festzuhalten, begab sich nach Griechenland, wo er seine Freunde und Feldherren um sich versammelte, brachte alle Schiffe, die ihm noch verblieben waren, zusammen und setzte mit einem neugeworbenen Heere nach Asien über, um dem Lysimachos Karien und Lydien zu entreißen. Dort zu Milet empfing ihn die Schwester Phila's, Eurydike, und führte ihm ihre mit dem König Ptolemäos erzeugte Tochter Ptolemais zu, welche ihm vormals durch Vermittelung des Seleukos war verlobt worden. Gleich nach der Hochzeit rückte er gegen die Städte aus, von denen viele sich freiwillig an ihn ergaben, viele mit Gewalt bezwungen wurden, unter anderen auch Sardes. Ja es schlugen sich sogar auch etliche Feldherren des Lysimachos auf seine Seite und führten ihm Geld und Truppen zu. Dies aber war das letzte Aufleuchten seines Glücksterns.

Agathokles, des Lysimachos Sohn, rückte jetzt mit Uebermacht gegen ihn heran. Er wendete sich nach Phrygien, in der Absicht, wenn er erst Armenien erreicht hätte, Medien in Aufstand zu versetzen und sich der oberen Provinzen zu bemeistern, die ihm für den Fall, daß er eine Niederlage erlitte, viele Zufluchtsörter und sichere Posten darböten. Allein Agathokles setzte ihm auf dem Fuße nach. Mangel an Lebensmitteln, angestrengte Märsche, endlose Strapazen und eine mörderische Seuche, welche in Folge dessen in seinem Heere ausbrach, machten seine Soldaten von Tage zu Tage schwieriger, zumal als sie Verdacht faßten, in welch entlegene Länder er sie zu führen gedenke. So sah er sich zur Umkehr genöthiget, nahm im Taurosgebirge eine feste Stellung und ließ seinen Schwiegersohn Seleukos bitten: er möge ihm gestatten, sich unter den unabhängigen Barbaren dieser Gegenden ein Reich zu schaffen, wo er, von den Leiden eines ewigen Umherirrens erlöst, seine übrige Lebenszeit in Ruhe hinbringen könne; oder, wenn er dies nicht geschehen lassen wolle, so möge er seinem Heere den Winter über in diesem Lande Unterhalt geben und ihn nicht, von allem entblößt, verjagen und seinen Feinden preisgeben.

Dem Seleukos ging die Noth seines Schwiegervaters zu Herzen, allein seine Räthe warnten ihn, sich mit einem Manne einzulassen, der schon an sich unter allen Königen der gewaltsamste und unternehmendste sei und sich noch dazu gegenwärtig in einer Lage befinde, welche selbst den Gemäßigtsten zu Wagstücken und Uebergriffen verleiten könne. Demgemäß verstattete er zwar dem Demetrios, noch zwei Monate in Kataonien, dem südlichsten Theile Kappadokiens, zu überwintern, verwahrte aber alle Päße und Zugänge, welche nach Syrien führten.

Da sich nun Demetrios wie ein wildes Thier von allen Seiten eingeschlossen und umzingelt sah, schritt er nothgedrungen zu Gewaltmaaßregeln, streifte in der ganzen Provinz umher und schlug den Seleukos überall, wo er auf ihn stieß. Allein eine schwere Krankheit verzehrte seine Kräfte, seine Truppen zerstreuten sich oder gingen zu Seleukos über, so daß endlich Demetrios selber genöthigt war, sich der Gnade seines Eidams zu übergeben. Dieser wies ihm den syrischen Chersonesos, eine Halbinsel, welche von dem Flusse Orontes und einem großen See gebildet wird, zum Aufenthalte an. Außer einer starken Wache gab er ihm auch hinlängliche Bedienung und eine ansehnliche Summe zu seinem täglichen Unterhalte. Ueberdies waren ihm die daselbst befindlichen königlichen Rennbahnen, Spaziergänge und Thiergärten zu seinen Vergnügungen überlassen, und jedem seiner Freunde stand es frei, ihm Gesellschaft zu leisten. Allmählig gewöhnte sich der gefangene Held, seinen gegenwärtigen Zustand zu ertragen. Anfangs machte er sich allerlei Leibesbewegung und erlustigte sich, so weit es ihm erlaubt war, an der Jagd und Spaziergängen in der reizvollen Landschaft. Nach und nach aber wurde er dieser Art der Kurzweil überdrüssig, verfiel in Trägheit und überließ sich, um seinen traurigen Gedanken auszuweichen, dem Trunk und Würfelspiel, womit er die meiste Zeit hinbrachte.

Im dritten Jahre seiner Gefangenschaft verfiel er in Folge dieser Unthätigkeit und Völlerei in eine Krankheit und starb im vier und funfzigsten Jahre seines Lebens (284 vor Chr.). Sein Leichnam wurde unter großem Gepränge nach Griechenland abgeführt und in der nach ihm benannten thessalischen Stadt Demetrias beigesetzt. Sein Sohn Antigonos Gonatas bestieg den Thron Makedoniens, und sein Geschlecht blieb im Besitze der königlichen Würde bis auf Perseus, unter welchem im Jahre 168 vor Chr. Makedonien erobert und eine Provinz des römischen Reiches wurde.

*) Leben ist nur ein wandelnd Schattenbild;
Ein armer Komödiant, der spreizt und knirscht
Sein Stündchen auf der Bühn' und dann nicht mehr
Vernommen wird; ein Märchen ist's, erzählt
Von einem Dummkopf, voller Klang und Wuth,
Das nichts bedeutet.
Shakespeare's Macbeth Akt V. Sc. 5.

Pyrrhos.

1. Jugendschicksale.

Der König Pyrrhos von Epeiros leitete sein Geschlecht von dem Helden Achilleus her. Die Sage erzählt, daß des Achilleus Sohn, Neoptolemos, nach der Zerstörung Ilions an der Spitze seines Heergefolges in Epeiros erschienen sei und sich daselbst eine Herrschaft gegründet habe, welche auf seine Nachkommen forterbte. Diese wurden Pyrrhiden genannt, weil Neoptolemos in seiner Jugend um seines feuergelben Haares willen den Namen Pyrrhos geführt hatte. Aus diesem Geschlechte stammte der König Aeakides, der Vater desjenigen Pyrrhos, dessen Lebensgeschichte wir im Folgenden zu erzählen haben. Aeakides wurde bei einem Volksaufstande verjagt, worauf der erledigte Thron den Söhnen seines Oheims Neoptolemos zu Theil wurde. Die Freunde des Aeakides kamen durch das Schwert der Aufrührer um, der noch unmündige Pyrrhos aber wurde durch die Bemühungen zweier treuen Anhänger seines Hauses ihren Nachforschungen entzogen. In Begleitung etlicher Diener und der Säugammen suchten sie das Kind über die Grenze zu bringen; da aber diese Flucht nur unter großen Schwierigkeiten und sehr langsam zu bewerkstelligen war, so wurden sie von den Verfolgern eingeholt. Sie übergaben daher das Kind drei zuverlässigen und starken Jünglingen mit dem Befehle, alle Kräfte aufzubieten, um noch Megara, eine Ortschaft in Makedonien, zu erreichen. Sie selber hielten unterdessen die Verfolger theils mit Bitten theils mit Gewalt so lange auf, bis es Abend wurde, und eilten dann, nachdem sie mit genauer Noth sich von den Feinden losgemacht hatten, dem jungen Pyrrhos und denen, die ihn trugen, nach.

Die Sonne war bereits untergegangen, als ihre Flucht auf ein Hinderniß stieß, welches ihre Hoffnung auf Rettung plötzlich wieder zu nichte machte. Ein Strom von wildem und erschreckendem Ansehn ergoß sich zwischen ihnen und der Stadt, die sie aufnehmen sollte, und vereitelte alle ihre Bemühungen, hinüberzukommen; denn er war in Folge von Regengüssen gewaltig angeschwellt und durch die nächtliche Finsterniß wurde alles noch furchtbarer. Während sie nun sich völlig außer Stande fanden, für sich allein den Knaben mit seinen Ammen und Wärterinnen hinüberzubringen, sahen sie am jenseitigen Ufer einige Eingeborene stehen, die sie alsobald anriefen, ihnen zum Uebersetzen behülflich zu sein, wobei sie unter Geschrei und mit allen Gebärden Schutzflehender ihnen das Knäblein zeigten. Diese aber konnten über dem rauschenden Getöse des Flusses nichts vernehmen, und so ging einige Zeit hin, indem die einen schrieen, die anderen sie nicht verstanden, bis einer auf folgenden Einfall kam. Er riß ein Stück Rinde von einer Eiche los, schrieb mit dem Dorn aus einer Schnalle in der Kürze auf, was jenen von dem Nothstande und dem Schicksale des Knaben Kunde gab, befestigte dann die Rinde an einen Stein oder Wurfspieß und schleuderte ihn so hinüber. Wie nun die Leute drüben die aufgezeichneten Worte lasen und den Drang der Umstände erkannten, fällten sie einige Bäume, banden sie zu einem Flosse zusammen und fuhren über; und zufälliger Weise hieß derjenige, welcher als der erste der Herübergekommenen den Pyrrhos in Empfang nahm und in Sicherheit brachte, wie zu guter Vorbedeutung, Achilleus. Die übrigen wurden sodann von den anderen, wie sich's gerade traf, über den Fluß gebracht.

Auf diese Weise ihren Feinden glücklich entronnen, kamen sie nach Illyrien zu dem Könige Glaukias. Sie fanden ihn zu Hause neben seiner Frau sitzend und legten das Kind mitten im Zimmer auf den Boden nieder, womit sie es dem Schutze des Königs angelegentlich empfahlen. Glaukias besann sich aus Furcht vor dem Könige von Makedonien, Kassandros, welcher dem Aeakides feind war, lange Zeit und ging mit sich stillschweigend zu Rathe. Mittlerweile kroch der zweijährige Pyrrhos von freien Stücken zu Glaukias hin, ergriff mit den Händen sein Gewand und richtete sich an seinen Knieen empor. Glaukias mußte darüber lachen, fühlte aber auch alsbald sein Herz von Mitleid ergriffen; war es doch, als ob dies Kind selber fußfällig und mit Thränen seinen Schutz anflehe. Er übergab den Pyrrhos seiner Gemahlin mit dem Auftrage, ihn mit ihren Kindern zu erziehen; auch ließ er ihm gegen die Feinde, welche seine Auslieferung verlangten, und selbst gegen Kassandros, welcher ihm zweihundert Talente dafür anbot, seinen Schutz angedeihen; und als der Knabe das zwölfte Jahr erreicht hatte, führte er ihn mit einem Kriegsheere nach Epeiros zurück und setzte ihn wieder in sein väterliches Reich ein.

Ungefähr in seinem siebzehnten Jahre, als seine Herrschaft fest und sicher begründet schien, machte er eine Reise, um der Hochzeitsfeier eines der Söhne des Glaukias, mit denen er erzogen worden war, beizuwohnen. Jetzt empörten sich die Molosser*) von neuem, vertrieben

*) Molosser und Thesproten waren die ansehnlichsten unter den vierzehn Völkerschaften, welche Epeiros bewohnten.

seine Anhänger und übertrugen dem Neoptolemos, wahrscheinlich einem Sohne oder Enkel des oben erwähnten Großohms unseres Pyrrhos, die Herrschaft. Des Thrones beraubt und von allem entblößt, nahm er zu Demetrios Poliorketes seine Zuflucht, welcher eine seiner Schwestern, Deidameia, zur Gemahlin hatte. Mit diesem nahm er noch in seinen ersten Jünglingsjahren an der gewaltigen Schlacht bei Ipsos Theil (s. S. 299), schlug die ihm gegenüberstehenden Feinde in die Flucht und zeichnete sich durch glänzende Tapferkeit unter allen Kämpfenden aus. Auch verließ er den Demetrios in seinem Unglücke nicht, sondern erhielt die ihm anvertrauten Städte Griechenlands in Gehorsam und begab sich, als Demetrios mit dem Ptolemäos Frieden schloß, als Geisel nach Aegypten.

Hier gewann er durch seine Stärke und Unermüdlichkeit, welche er auf der Jagd und auf den Uebungsplätzen bewies, die Zuneigung des Königs Ptolemäos. Ebenso geschickt, sich bei Mächtigeren, wo es ihm vortheilhaft schien, einzuschmeicheln, als er mit Stolz auf Geringere herabsah, bewarb er sich vor allem um die Gunst der Berenike, da es ihm nicht entging, daß sie am Hofe den meisten Einfluß hatte und an Tugend wie an Verstand alle übrigen Frauen des Ptolemäos übertraf. Seine ehrbaren Sitten und die Mäßigkeit in seiner Lebensweise empfahlen ihn der Königin dermaaßen, daß er vor vielen anderen Fürstensöhnen zum Gemahle der Antigone, einer Tochter der Berenike aus einer früheren Ehe, erkoren wurde.

Diese Verbindung mit dem mächtigen Herrscherhause erhöhte noch sein Ansehn, und da Antigone als ein treu ergebenes Weib sich seiner Sache annahm, so brachte er es dahin, daß er, mit Geld und Truppen ausgerüstet, nach Epeiros entlassen wurde. Seine Ankunft war vielen nicht unerwünscht, da Neoptolemos als ein grausamer und gewaltthätiger Herrscher verhaßt war. Da er aber befürchtete, Neoptolemos möchte bei einem der anderen Könige Hülfe suchen, so ging er mit ihm einen freundschaftlichen Vergleich ein, welchem zufolge sie beide gemeinschaftlich regieren sollten. Allein im Verlaufe der Zeit trat durch fremde Einflüsterungen Mißtrauen und Zwietracht zwischen die Könige, und als Neoptolemos gar damit umging, seinen Mitregenten heimlich aus dem Wege zu räumen, kam ihm Pyrrhos zuvor und tödtete ihn bei einem Opferfeste.

Pyrrhos hatte in seinen Gesichtszügen etwas Königliches, doch mehr von furchtbarem als ehrwürdigem Ausdrucke. Auch verliehen noch andere Umstände ihm den Charakter des Absonderlichen. Statt der Zähne fand sich in seinem Oberkiefer ein einziger zusammenhängender Knochen, an welchem die Zwischenräume der Zähne durch schwache Ritzen angedeutet waren.*) Er stand in dem Rufe, daß er das Vermögen besitze, Milzsüchtigen zu helfen, und verrichtete die Heilung in folgender Weise. Er opferte einen weißen Hahn, ließ die Kranken sich auf den Rücken niederlegen und trat dann mit dem rechten Fuße sanft auf den leidenden Theil. Niemand war so arm und gering, dem Pyrrhos auf seine Bitte diese Heilung nicht gewährt hätte; auch ließ er nach vollbrachtem Opfer den Hahn sich zum Geschenke geben, und diese armselige Belohnung machte ihm immer viel Freude.**)

2. Pyrrhos kriegerische Tüchtigkeit und königliche Gemüthsart. Gewinn und Verlust des Thrones von Makedonien.

Zur Alleinherrschaft im väterlichen Reiche gelangt, trug sich Pyrrhos mit großen Eroberungsplänen und richtete seine Hoffnungen zunächst auf die nachbarlichen Länder. Der Tod des Kassandros gab ihm erwünschten Anlaß, sich in die Angelegenheiten Makedoniens einzumischen. Zwei Brüder, Söhne des Kassandros, stritten sich hier um die Herrschaft. Antipatros, der ältere, vertrieb den jüngeren, Namens Alexandros. Dieser rief zu gleicher Zeit den Pyrrhos und den Demetrios um Beistand an, und da den letzteren seine eigenen Angelegenheiten eine Zeit lang aufhielten, kam ihm Pyrrhos zuvor, vertrieb den Antipatros und nahm zum Lohne seines Beistandes die illyrische Stadt Nymphäa und den schon seit älterer Zeit zu Makedonien gehörigen Küstenstrich am ionischen Meere, nebst Ambrakien, Akarnanien und Amphilochien in Besitz. Alexander, welchen er in die Herrschaft über die übrigen Länder Makedoniens eingesetzt hatte, wurde bald darauf, wie wir bereits in der vorigen Lebensbeschreibung erzählt haben, von Demetrios ermordet und dieser darauf von den Makedoniern zum Könige ausgerufen.

Das beiderseitige Glück entzweite jetzt die verschwägerten Fürsten, die im Unglücke treu und redlich zusammengehalten hatten, und die Habsucht, „die Zwillingsschwester der Herrschergewalt,“ machte sie zu argwöhnischen und treulosen Nachbarn, zumal da Deidameia gestorben war. Jeder von ihnen hatte einen Theil Makedoniens inne und auf den anderen gleiche Absicht. Es kam zum Kriege. Die beiden Heere, mit welchen die Könige auf einander losgingen, verfehlten sich auf dem Wege, so daß, während Demetrios in Epeiros einfiel, Pyrrhos auf den Pantauchos stieß und ihm die Schlacht anbot. Sofort entspann sich ein erbitterter und hartnäckiger Kampf, besonders da, wo die beiden Führer selber einander gegenüberstanden. Pantauchos, unter allen Feldhauptleuten des Demetrios an Tapferkeit, Gewandtheit und Körperstärke anerkannt der beste, forderte, von Kühnheit und Stolz gebläht, den Pyrrhos zum Zweikampfe heraus; und dieser, der an Muth und Ruhm vor keinem Könige zurücktrat und die Berühmtheit des Achill mehr durch Thaten als

*) Einen Menschen mit derselben abnormen Bildung der Kiefer fand man nach Herodots Bericht unter den gefallenen Barbaren auf der Wahlstatt von Platäa. Manche Fischgattungen, z. B. Diodon hystrix und mehr noch Tetrodon hispidus (Seekröpfer) bieten eine ähnliche Erscheinung dar; s. H. Burmeister, Zoologischer Handatlas. Berlin 1835. Taf. 21. Fig. 10. und 11 a.

**) In alten und neuen Zeiten ist manchen Herrschern die Kraft zugeschrieben worden, gewisse Krankheiten und Gebrechen zu heilen, z. B. dem Vespasian, den Königen von England und Frankreich. Noch von Karl X. wird erzählt, daß er eine solche Heilung mit den Worten verrichtet habe: »Dein König berührt dich, Gott wird dir helfen!«

durch Abkunft sich anzueignen gedachte, schritt ungesäumt durch die Vorderreihen dem Pantauchos entgegen. Anfangs war es ein Speerkampf, dann kam es zum Handgemenge, wobei sie die Schwerter mit aller Kunst und Stärke gegen einander führten. Pyrrhos empfing eine Wunde, brachte aber dem Gegner dafür zwei andere bei, die eine in der Hüfte, die andere am Halse, streckte ihn endlich zu Boden und hätte ihm den Garaus gemacht, wäre nicht Pantauchos von seinen Freunden hinweggerissen worden. Die Epeiroten, begeistert durch den Sieg ihres Königs und voll Bewunderung seiner Tapferkeit, drangen hierauf mit unwiderstehlicher Gewalt in die Phalanx der Makedonier ein, schlugen sie in die Flucht, tödteten beim Nachsetzen eine große Menge und machten außerdem noch fünftausend Mann zu Gefangenen.

Dieser Kampf erfüllte die Makedonier, trotz des unglücklichen Ausganges, nicht etwa mit Erbitterung über die erlittenen Verluste noch mit Haß gegen den Sieger, sondern flößte vielmehr denen, welche seine Gegner in der Schlacht und Zeugen seiner Thaten gewesen waren, hohe Achtung vor ihm ein und machte sie zu Lobrednern seiner kriegerischen Tüchtigkeit. Denn sie glaubten an ihm des großen Alexanders Gestalt, Geschwindigkeit und Gang wieder erkannt zu haben; und seine stürmische Gewalt im Angriffe ließ ihn als ein wirkliches Nachbild der großen Eigenschaften dieses Helden erscheinen, während die anderen Könige nur durch Purpur und Leibwachen, durch Krümmung des Halses und den stolzen Ton der Rede ihn nachzuahmen suchten.*)

Seine ausgezeichnete Kenntniß und Erfahrung im Kriegswesen hat Pyrrhos nicht blos auf den Schlachtfeldern, sondern auch in Schriften, welche er über diesen Gegenstand verfaßt hat, dargelegt. Er lehrte zuerst, sagt Livius, wie man ein Lager aufschlagen, was für einen Ort man dazu erwählen, was für Posten man sich ausersehen müsse, und verstand die Kunst vollkommen, die Gemüther der Menschen zu gewinnen, so daß nachmals auch die Völker Italiens lieber unter seiner als unter des römischen Volkes Herrschaft stehen wollten, welches doch daselbst seit vielen Jahren die Oberhand behauptet hatte. Antigonos gab auf die Frage, wer der größte Feldherr sei? zur Antwort: „Pyrrhos, wenn er alt wird;“ und der berühmte Hannibal wies Alexandern den ersten, dem Pyrrhos den zweiten, sich selber aber erst den dritten Rang unter den besten Feldherren an.

Kriegskunst war nach seiner Meinung die wahrhaft königliche Wissenschaft, die er daher auch zum beständigen Gegenstande seines Nachdenkens und seiner Gespräche machte; wogegen er auf die Künste der feinen Welt gar keinen Werth legte.

Gegen seine Umgebungen war er nachsichtig und eben so schwer zu erzürnen als eifrig und bereitwillig, die ihm erwiesenen Dienste zu vergelten. Als er den Tod eines verdienstvollen Mannes erfuhr, äußerte er mit großer Betrübniß: „Ich betrübe mich nicht darüber, daß dem Aeropos etwas Menschliches widerfahren ist, sondern ich table und verdamme mich, daß ich über dem steten Zögern und Aufschieben ihm keinen Dank bewiesen habe. Denn Schulden kann man den Erben der verstorbenen Gläubiger bezahlen; aber Wohlthaten nicht eben denjenigen vergolten zu haben, von denen man sie genossen hat, das muß jedem redlichen und rechtschaffenen Manne schwer auf's Herz fallen.“ Einst riethen ihm seine Freunde, er sollte einen verleumderischen Menschen, der ihm viel Böses nachsagte, aus dem Lande jagen. „Laßt ihn bleiben!“ erwiederte Pyrrhos, „es ist besser, daß er uns bei wenigen verlästert, als daß er umherzieht und uns bei der ganzen Welt anschwärzt.“ Ein andermal wurden etliche junge Leute ihm vorgeführt, die beim Zechgelage auf ihn geschmähet hatten. Beim Verhöre fragte er sie: ob sie das Angegebene wirklich gesagt hätten? „Allerdings, mein König,“ gab ihm Einer zur Antwort, „und wir hätten noch mehr gesagt, wenn wir mehr Wein gehabt hätten.“ Der König lachte und ließ sie gehen.

Nach dem Tode seiner Gemahlin Antigone nahm er mehrere Frauen, um durch solche Vermählungen sein Reich und seine Macht zu vergrößern.*) Er heirathete nemlich die Tochter des Autoleon, des Königs der Päonier, einer Völkerschaft im Norden Makedoniens; ferner die Birkenna, die Tochter des illyrischen Königs Bardyllis, und endlich die Lanassa, Tochter des syrakusischen Tyrannen Agathokles, welche ihm die Stadt Kerkyra, eine Eroberung ihres Vaters, als Brautschatz zubrachte. Alle seine Söhne erzog er zu tüchtigen Kriegern voller Muth und Feuer, indem er sie schon von zartester Kindheit an zum Waffenwerk anreizte. Als ihn einer seiner Knaben fragte, wem er das Reich hinterlassen wolle, gab er zur Antwort: „Demjenigen unter euch, der das schärfste Schwert haben wird.“ Was war eine solche Aeußerung anderes als jener Fluch in der Tragödie:

Mit geschärftem Schwert sollen die Brüder das Haus theilen!

Als Pyrrhos von seinem Feldzuge gegen Demetrios siegreich heimkehrte, gaben ihm die Epeiroten den Beinamen: Adler, worauf er mit dankbarer Zufriedenheit antwortete: „Durch euch bin ich ein Adler; muß es nicht der sein, welchen ihr mit euern Waffen, wie mit Schwingen, emporhebt?“ Auch in der Folgezeit fehlte es weder an Neigung noch an Veranlassung zu gegenseitigen Fehden. Als aber Demetrios damit umging, sein väterliches Reich in Asien, welches durch die Schlacht bei Ipsos verloren gegangen, wiederzuerobern, lag ihm viel daran, durch einen dauerhaften Frieden einen so lästigen und gefährlichen Nachbar mit sich auszusöhnen. Dieser Vertrag kam zu Stande und mehrte die Besorgnisse der Könige, gegen welche die Absichten und Kriegsrüstungen des Demetrios gerichtet waren. Sie schickten daher Gesandte und Briefe an Pyrrhos und bezeigten ihm ihre Verwunderung, daß er seine Zeit versäume, um erst dann Krieg zu führen, wenn die Zeit für Demetrios werde gekommen sein; und daß er, statt den Vielbeschäftigten und Bedroheten mit leichter Mühe aus Makedonien zu verjagen, lieber abwarte, bis dieser die Hände frei habe und groß geworden sei, und Pyrrhos sich in die Nothwendigkeit werde versetzt finden, für die Heiligthümer und Gräber im Molosserlande

*) Wie er räuspert und wie er spuckt,
Das habt ihr ihm glücklich abgeguckt;
Aber sein Genie, ich meine, sein Geist
Sich nicht auf der Wachtparade weist.
Schiller, Wallensteins Lager Sc. 6.

*) Tu felix, Austria, nube.

selbst sich mit ihm zu schlagen. Zu solchen Anreizungen kam noch eine schwere Beleidigung, welche Pyrrhos erst neulich von Demetrios erfahren hatte. Lanassa nemlich, unzufrieden mit Pyrrhos wegen der Bevorzugung, welche er nach ihrer Meinung seinen Frauen von nichtgriechischer Abkunft zu Theil werden ließ, war nach Kerkyra entwichen und hatte, um wieder Gemahlin eines Königs zu werden, den Demetrios zu sich geladen, weil sie wußte, daß er es unter allen Königen mit dem Heirathen am leichtesten nehme. Und wirklich war dieser nach Kerkyra gekommen, hatte sich mit Lanassa vermählt und eine Besatzung in der Stadt zurückgelassen.

So geschah es, daß auch Pyrrhos an dem Feldzuge der verbündeten Könige gegen Demetrios theilnahm. Während Ptolemäos mit einer ansehnlichen Flotte an den Küsten Griechenlands erschien und die Städte daselbst zum Abfall brachte, und Lysimachos von Thrakien aus in das obere Makedonien einfiel, drang Pyrrhos von der anderen Seite her in das Land und eroberte die Stadt Beroia. Auf diese Nachricht wandte sich Demetrios, welcher erst dem Lysimachos entgegen gezogen war, gegen Pyrrhos und lagerte sich ihm gegenüber bei Beroia. Da aber seine Truppen ohnehin schon zu Meutereien geneigt waren, so beschleunigte dieser Schritt sein Verderben. Denn nun kamen viele Einwohner Beroias heraus in's Lager und priesen den Pyrrhos als einen Mann, der im Kampfe ebenso tapfer und unüberwindlich als mild und leutselig gegen Ueberwundene wäre. Auch schickte Pyrrhos selbst einige Leute, die sich für Makedonier ausgaben und den Soldaten vorstellten, jetzt sei die Zeit gekommen, sich der harten Herrschaft des Demetrios zu entziehen, sie brauchten nur zu Pyrrhos, einem wahren Volks- und Soldatenfreunde, überzutreten. Dergleichen Vorstellungen versetzten den größten Theil des Heeres in Aufregung. Man wollte den Pyrrhos sehen und suchte ihn an allen Orten; und als dies Pyrrhos vernahm, säumte er nicht, seinen Helm mit dem prachtvollen Busch und den Bockshörnern aufzusetzen, woran er jedermann kenntlich war, und sich öffentlich zu zeigen. Sofort liefen ihm eine Menge Makedonier zu, verlangten von ihm das Losungswort und bekränzten sich mit Eichenzweigen, womit sie sein Gefolge geschmückt sahen. Demetrios sah sich im eigenen Lager verlassen, geschmäht und bedroht und machte sich in aller Stille aus dem Staube; worauf Pyrrhos ohne Schwertstreich das Lager in Besitz nahm und zum Könige der Makedonier ausgerufen wurde.

Da er aber ihrer Treue noch nicht völlig vertrauen konnte, so gab er dem Ansinnen des Lysimachos, welcher den Sturz des Demetrios für ein ihnen gemeinsames Werk erklärte, nach und theilte mit ihm das Land und die Städte, die ihm so leichten Kaufes zugefallen waren. Diese freiwillige Theilung verhinderte zwar für den Augenblick den Ausbruch des Krieges zwischen beiden, machte aber ihrer Feindschaft keineswegs ein Ende, sondern legte nur den Grund zu neuen Beschwerden und Streitigkeiten. Wie wäre es auch möglich gewesen, daß Männer, deren Habsucht in keinem Meere, keinem Gebirge, keiner unwirthbaren Einöde ein Ziel fand, deren Begierde selbst durch die Naturgrenzen Asiens und Europas sich nicht beschränken ließ, jetzt als unmittelbare Nachbarn mit ihrem Besitze sich begnügt und des Unrechts sich enthalten hätten? Kaum war Demetrios in Asien seinen Gegnern völlig unterlegen, als Lysimachos, welcher nun Sicherheit und Muße erlangt hatte, sich gegen Pyrrhos wandte, die Makedonier zum Abfalle reizte und den Pyrrhos nöthigte, mit seinen Epeiroten und Bundesgenossen das Land zu räumen. So hatte er, wie einst Demetrios, Makedonien ganz auf dieselbe Art verloren, wie er es gewonnen hatte.

3. Pyrrhos wird von den Tarentinern eingeladen, ihren Krieg mit den Römern auszufechten.

Jetzt, auf Epeiros wieder zurückgedrängt, hätte er den Wink des Schicksals verstehen sollen, welches ihn einlud, dessen, was ihm geblieben war, ruhig zu genießen und in Frieden als König seines angestammten Reiches zu leben. Allein, kein Uebel Anderen zuzufügen noch von Anderen zu erleiden, machte ihn fast vor Langerweile krank. Ruhe war ihm unerträglich; man konnte von ihm sagen, wie Homer von seinem Stammvater Achill, als er aus Zorn gegen Agamemnon an den Kämpfen der Hellenen nicht mehr Theil nahm:

mit verzehrendem Gram in der Seele
Rastet' er dort, und sehnte sich doch nach Kämpfen und Schlachtruf.

Aber bald bot sich seinem Verlangen nach neuen Waffenthaten folgende Gelegenheit. Die Römer führten Krieg mit der griechischen Pflanzstadt Tarent in Unteritalien. Unvermögend, diesen Krieg auszuhalten, wurden die Tarentiner durch die Frechheit und Schlechtigkeit ihrer Volksführer doch immer auch verhindert, ihn aufzugeben. Sie kamen daher auf den Gedanken, dem Pyrrhos den Oberbefehl zu übertragen und ihn zur Führung des Krieges herbeizurufen, weil er unter den Königen damals am meisten freie Hand hatte und für den geschicktesten Feldherrn galt. Etliche von den älteren und verständigen Bürgern, welche sich offen gegen diesen Vorschlag erklärten, wurden durch das Geschrei und die Gewaltthätigkeiten der Kriegspartei aus der Volksversammlung vertrieben; die andern schieden bei diesem Anblicke freiwillig aus und ließen der Sache ihren Gang. Nur ein wohlgesinnter Bürger, Namens Meton, machte noch einen Versuch. An dem Tage, wo die entscheidende Abstimmung erfolgen sollte, erschien er, als das Volk schon beisammen war, an dem Versammlungsorte, wie ein trunkener Nachtschwärmer, mit einem Kranze von welken Blumen auf dem Haupte, einer Fackel in der Hand, eine Flötenspielerin ging vor ihm her. Wie es sich von dem Volkshaufen einer Stadt, in welcher eine schlecht geordnete Demokratie am Ruder war, nicht anders erwarten ließ, — die Einen klatschten bei diesem Anblicke Beifall, die Anderen lachten, keiner suchte es zu hindern, vielmehr rief man, sie sollten in die Mitte treten, das Mädchen blasen, Meton dazu singen, und alles erwartete, daß dies geschehen werde. Sobald aber Stille eingetreten war, ließ er sich also vernehmen: „Ihr thut recht wohl daran, ihr

Männer von Tarent, daß ihr keinem, so lange es angeht, seine Lust und seine Kurzweil mißgönnt. Wenn ihr aber klug seid, so werdet ihr alle jetzt noch die Freiheit genießen; denn wenn erst Pyrrhos in die Stadt eingerückt ist, dann wird es ganz anders mit euch stehen und eine andere Art zu leben für euch eintreten." Diese Rede machte auf die Mehrzahl der Tarentiner tiefen Eindruck; es lief ein Gemurmel durch die Versammlung, welches dem Meton Beifall gab. Allein diejenigen Männer, welche fürchten mußten, bei Abschluß eines Friedens den Römern ausgeliefert zu werden, schalten das Volk, daß es so gutmüthig die Frechheit und den Hohn eines Trunkenen sich gefallen ließe, rotteten sich zusammen und stießen den Meton hinaus.

Nachdem nun auf solche Weise der Vorschlag zum Volksbeschlusse erhoben worden, schickten sie Gesandte nach Epeiros sowohl aus Tarent, als auch von den Italioten*), welche dem Pyrrhos Geschenke überbringen und also zu ihm sagen sollten: „Was wir brauchen, ist ein kluger und berühmter Feldherr; an einer starken Kriegsmacht dagegen ist hier bei Lukanern, Messagiern, Samnitern und Tarentinern kein Mangel, da wir zwanzigtausend Mann Reiterei und nahe an dreihundert und funfzigtausend Mann Fußvolk in's Feld stellen können." Dieser Antrag eröffnete nicht nur dem Pyrrhos selbst eine große Aussicht, sondern erfüllte auch die Epeiroten mit Bereitwilligkeit und Eifer zu diesem Unternehmen.

Es lebte aber damals ein gewisser Kineas, von Geburt ein Thessalier, ein Mann, der für sehr verständig galt, den Redner Demosthenes gehört hatte und einzig und allein unter allen Rednern jener Zeit seinen Zuhörern ein Abbild von der Kraft und Gewalt der Beredtsamkeit jenes Mannes zu geben schien. Er hielt sich am Hofe des Pyrrhos auf und leistete dem Könige als Gesandter ausgezeichnete Dienste, weshalb ihn Pyrrhos sehr hoch hielt und zu sagen pflegte: Kineas habe ihm mehr Städte mit Worten als er selber mit Waffen erobert. Dieser also knüpfte, als er den Pyrrhos zum Feldzuge nach Italien entschlossen sah, in einer Mußestunde folgendes Gespräch mit ihm an: „Die Römer, mein König, sollen allerdings sehr kriegerisch sein und über viele streitbare Völker herrschen. Wenn uns nun aber Gott über diese Männer wirklich den Sieg verleihen sollte, wozu werden wir ihn benützen?" Der König antwortete: „Kineas, deine Frage beantwortet sich von selbst. Sind wir über die Römer Herr geworden, so findet sich dort weder eine barbarische noch eine hellenische Stadt, die uns gewachsen wäre; sondern wir werden alsobald ganz Italien in unsern Händen haben, dessen Größe, Trefflichkeit und Macht eher jedem andern als dir unbekannt sein kann." Nach einem kurzen Stillschweigen hob Kineas von neuem an: „Wenn wir nun Italien erobert haben, was werden wir dann thun?" Und Pyrrhos, der seine Absicht noch immer nicht merkte, erwiederte: „Ganz aus der Nähe reicht uns Sicilien die Hände, eine gesegnete und volkreiche Insel und dabei leicht zu erobern. Denn, mein Kineas, dort herrscht, seitdem Agathokles gestorben ist, nichts als Aufruhr, da die Städte kein Oberhaupt haben und der Leidenschaft der Demagogen anheimgegeben sind." Kineas fuhr fort: „Es läßt sich wohl hören, was du sagst. Allein wird dies das Ende unserer Heerfahrt sein, daß wir Sicilien erobern?" Pyrrhos antwortete: „Möge Gott uns Sieg und glückliches Vollbringen schenken! Dies alles wird nur das Vorspiel zu größeren Unternehmungen sein. Denn wer würde sich dann Afrikas und Karthagos enthalten, welches von dort so leicht erreichbar ist. Fehlte doch nicht viel daran, daß sogar Agathokles, als er aus Syrakus entfliehen mußte und mit nur wenigen Schiffen dahin übersetzte, es in seine Gewalt bekam. Daß uns aber nach diesen Eroberungen keiner von unsern Feinden, die sich jetzt noch so übermüthig gebärden, die Spitze bieten kann, braucht man darüber nur ein Wort zu verlieren?" — „Durchaus nicht!" fiel ihm Kineas in die Rede; „denn es ist augenscheinlich, daß wir mit einer solchen Macht Makedonien wieder einnehmen und über Griechenland unangefochten herrschen werden. Wenn nun aber alles dies uns unterworfen sein wird, was werden wir dann thun?" — „Dann," sagte Pyrrhos mit Lachen, „werden wir in guter Ruhe leben; der Becher, mein Theuerster, soll alle Tage bei uns kreisen, in traulichen Gesprächen wollen wir dann immer beisammen sein und ein fröhliches Leben führen!" Als Kineas den König endlich so weit gebracht hatte, sagte er: „Nun denn, was hindert uns jetzt, uns beim Becher zu erlustigen und in Ruhe gemüthlich beisammen zu leben, wenn wir sonst wollen, da wir ja ohne Mühe das alles schon besitzen, was wir dann erst mit vielem Blutvergießen, mit großen Anstrengungen und Gefahren, mit manchem Leidwesen, das wir theils über Andere bringen, theils selber erdulden müssen, erlangen werden?"

Diese Vorstellungen des Kineas erregten mehr den Unwillen des Königs, als daß sie ihn von seinem Vorsatze abgezogen hätten; denn wiewohl er recht gut einsah, welch ein großes Glück er durch diese Unternehmung aufgebe, hatte er doch nicht so viel Gewalt über sich, um einer Hoffnung zu entsagen, welche seinem Ehrgeize so sehr schmeichelte.

4. Fahrt nach Italien. Schlacht bei Pandosia.

Pyrrhos schickte den Kineas mit dreitausend Mann nach Tarent voraus; brachte dann auf die zahlreichen platten Schiffe, Galeeren und Fahrzeuge verschiedener Art, die ihm von Tarent herübergeschickt worden, zwanzig Elephanten, dreitausend Reiter, zwanzigtausend Fußgänger, zweitausend Bogenschützen und fünfhundert Schleuderer, und ging, wie alles zur Abfahrt fertig war, unter Segel (280 vor Chr.). Aber mitten auf dem ionischen Meere überfiel ihn ein heftiger Nordwind, der das ganze Geschwader zerstreute und zum Theil weit hinweg in das sicilische und afrikanische Meer verschlug, zum Theil, von der Nacht übereilt, auf Klippen und Untiefen warf und völlig zu Grunde richtete. Nur das königliche Schiff widerstand, so lange die Wellen von der Seite her anprallten, vermöge seiner Größe und Stärke der stürmischen Bewegung des Meeres und näherte sich durch die Geschicklichkeit und den Eifer der Schiffsleute unter den größten Anstrengungen

*) So nannte man diejenigen Hellenen, welche sich auf der südwestlichen Halbinsel Unteritaliens niedergelassen hatten.

und Gefahren noch glücklich dem Gestade. Als sich aber der Wind jetzt umsetzte und vom Lande her wehete, so daß der Andrang der Wogen sich dem Vordertheile des Schiffes entgegenstürzte, sah man auch dieses Fahrzeug in Gefahr, entweder zertrümmert oder von dem wilden Meer und dem unstät umspringenden Winde wieder in die offene See hinausgerissen zu werden. Dies letztere schien das furchtbarste unter allen denkbaren Uebeln. Da stürzte sich Pyrrhos aus freiem Entschlusse in das Meer; bereitwillig und wetteifernd folgten seine Freunde und Trabanten ihm nach, aber die Finsterniß der Nacht und der gewaltige Wellenschlag erschwerten die Hülfe dermaaßen, daß er erst mit anbrechendem Tage, als der Wind sich etwas legte, mit Mühe und Noth das Ufer erreichte, schwer ermattet an Körper, aber an Muth und Stärke der Seele unbesiegt. Die Messagier, an deren Küste er geworfen worden, eilten herbei und halfen ihm, so gut sie konnten. Auch langten jetzt einige der geretteten Schiffe an, auf denen sich jedoch nur wenige Reiter und etwa zweitausend Mann Fußvolk nebst zwei Elephanten befanden.

Mit diesem kleinen Heere machte sich Pyrrhos auf den Weg nach Tarent, und Kineas kam ihm auf die Nachricht von seiner Ankunft mit seinen Völkern entgegen. Als der König dort eingezogen war, nahm er anfangs nichts vor, was den Tarentinern hätte mißfällig sein können, bis die vom Sturme zerstreuten Schiffe im Hafen einliefen, und der größte Theil seiner Macht wieder zu ihm stieß. Jetzt aber nahm er die Tarentiner in strenge Zucht; denn er sah, daß dieses verweichlichte Volk ohne großen Zwang weder selbst gerettet werden noch andere retten könne, sondern große Lust bezeige, während er für sie draußen zu Felde liege, daheim zu sitzen und in den Bädern und an reichbesetzter Tafel sich zu vergnügen. Er ließ daher die Spielplätze und Spaziergänge verschließen, wo sie im Nichtsthun sich ergingen, über die öffentlichen Angelegenheiten schwatzten und den Kriegsplan entwarfen; ja er verbot die Trinkgelage, Schmausereien und unzeitigen Gastmahle, rief alle zu den Waffen und bewies bei der Aushebung zum Kriegsdienste unerbittliche Strenge. „Lies mir nur starke und lange Leute aus,“ sprach er zu seinem Werber, „tapfer will ich sie schon machen!“ Daher verließen jetzt viele die Stadt; sie waren ungewohnt, sich befehlen zu lassen, und nannten es Knechtschaft, wenn sie nicht mehr nach eigener Lust und Neigung leben konnten.

Bald darauf lief die Nachricht ein, der römische Konsul Lävinus sei mit großer Macht gegen Pyrrhos im Anzuge und verwüste zugleich Lukanien. Pyrrhos, ohne die Völker der Bundesgenossen abzuwarten, rückte ihm sogleich entgegen, schickte einen Herold voraus und ließ die Römer fragen: ob es ihnen genehm sei, ehe es zum Kriege komme, ihn zum Schiedsrichter und Vermittler zu machen, um durch ihn von den Italioten (d. i. den italienischen Griechen) zu erlangen, was Rechtens sei? Lävinus gab die stolze Antwort: „Die Römer nehmen den Pyrrhus weder zum Vermittler an, noch fürchten sie seine Feindschaft.“ So rückte denn dieser weiter vor und schlug zwischen den Städten Pandosia und Herakleia an der Grenze der Lukaner und Bruttier sein Lager auf. Hier erfuhr er, daß die Römer in der Nähe stünden und sich jenseits des Flusses Siris, der sich bei Herakleia in den tarentinischen Meerbusen ergießt, gelagert hätten. Er ritt also zum Flusse, um sie zu sehen. Der Anblick ihrer Stellung, ihrer Wachtposten, ihrer Ordnung und der Gestalt des Lagers setzte ihn in Verwunderung, so daß er sich an den ihm zunächst stehenden Freund mit den Worten wandte: „Diese Stellung der Barbaren, mein Megakles, ist gar nicht barbarisch; was sie aber in der Schlacht sind, das wird sich zeigen.“

Dieser Umstand ließ es ihm rathsam erscheinen, daß er erst die Ankunft seiner Hülfsvölker abwarte und bis dahin sich darauf beschränke, den Uebergang des Feindes über den Fluß zu verhindern. Die Römer dagegen suchten gerade dem zuvorzukommen, was er zu erwarten beschlossen hatte; sie unternahmen den Uebergang im Angesichte des feindlichen Heeres. Das Fußvolk benutzte eine Furth, die Reiterei setzte an vielen Punkten zugleich über, so daß die am Flusse aufgestellte Heeresabtheilung der Griechen, in der Besorgniß, eingeschlossen zu werden, sich zurückzog. Den König versetzte diese Nachricht in Bestürzung. Er befahl seinen Hauptleuten, das Fußvolk augenblicklich unter die Waffen treten zu lassen und in Schlachtordnung zu stellen, während er selber mit der Reiterei, welche aus dreitausend Mann bestand, den Römern entgegensprengte, in der Hoffnung, er werde sie noch im Uebergange begriffen, zerstreut und ungeordnet finden. Als er aber viele Schilde des feindlichen Fußvolks am diesseitigen Ufer erglänzen und auch die Reiter in bester Ordnung herankommen sah, gab er seinem Rosse die Sporen und warf sich zuerst auf den Feind. Das Außerordentliche seiner Erscheinung konnte keinem entgehen. Wie er schon durch die Schönheit und den Glanz seiner prachtvollen Rüstung die Blicke aller auf sich zog, so bewies er auch durch Thaten, daß der Ruf seiner Tapferkeit, der ihm vorausgegangen, nicht im mindesten übertrieben sei. Am meisten aber setzte es in Erstaunen, wie er, am Handgemenge persönlich theilnehmend und mit den gegenüberstehenden Feinden ritterlich kämpfend, dennoch keinen Augenblick die Ueberlegung und Besonnenheit verlor, sondern, als ob er aus der Ferne zuschaute, die Schlacht leitete und überall gegenwärtig war, wo man der Hülfe zu bedürfen schien.

Inzwischen gewahrte der Makedonier Leonnatos einen italischen Mann, welcher seine Augen beständig auf den König richtete, sein Pferd immer gegen ihn hinwendete und ihm in allen seinen Bewegungen folgte. Er machte den Pyrrhos darauf aufmerksam: „Siehst du, mein König, jenen Barbaren, den ein schwarzes Roß mit weißen Füßen trägt? Einem Manne gleicht er, der etwas Großes und Furchtbares im Sinne hat, denn er hält seine Blicke auf dich geheftet und trachtet voll Feuer und Kampflust immer nur dir nach; alle Anderen sind für ihn nicht da. Du aber hüte dich vor diesem Manne!“ Pyrrhos antwortete: „Seinem Verhängniß, mein Leonnatos, kann niemand entrinnen; aber ungestraft soll weder dieser noch ein anderer Italier sich mit mir einlassen. Während sie diese Worte noch mit einander wechselten, legte der Italier schon seine Lanze ein, gab dem Pferde die Sporen und stürmte auf Pyrrhos los. Er durchbohrte das Roß des Königs, sofort stieß aber auch Leonnatos ihm das seinige nieder; und während die beiden Pferde zusammenbrachen, wurde Pyrrhos von den Freunden umringt und weggerissen, der Italier aber nach harter Gegenwehr niedergehauen. Dieser Wackere war von

Geburt ein Frentaner*), befehligte ein Reitergeschwader und hieß Oplakus.

Dieser Vorfall mahnte den Pyrrhos, besser auf seiner Huth zu sein. Da er eben bemerkte, daß seine Reiter zurückwichen, so ließ er jetzt das Fußvolk in Schlachtordnung vorrücken. Er selber tauschte, um sich dem Feinde unkenntlich zu machen, Kriegsmantel und Rüstung mit seinem Vertrauten Megakles und ging von neuem auf die Römer los. Diese hielten den Angriff wacker aus, so daß der Kampf sehr lange ohne Entscheidung blieb; denn nicht weniger als sieben Male, sagt man, wechselte auf beiden Seiten Flucht und Verfolgung. Indeß hätte beinahe gerade das, was zur Sicherung des Königs geschehen war, seiner Sache Verderben gebracht und ihm den Sieg entrissen. Denn viele in den Reihen der Feinde nahmen sich den Megakles zum Ziele, bis es dem Dezius wirklich gelang, ihn zu treffen und niederzustrecken. Dieser sprang auch sogleich herzu, riß ihm Mantel und Helm ab, ritt damit zum Consul Lävinus, zeigte ihm die Beute und rief: er habe den Pyrrhos getödtet. Die Römer, durch deren Reihen hierauf beide Stücke zur Schau umhergetragen wurden, erhoben ein Triumphgeschrei, die Hellenen dagegen ergriff Muthlosigkeit und Bestürzung, bis Pyrrhos, von diesem Vorfalle benachrichtigt, mit entblößtem Angesicht durch alle Glieder ritt, den Soldaten die Hand darreichte und sich durch seine Stimme zu erkennen gab.

Endlich brachte Pyrrhos die Römer durch seine Elephanten in's Gedräng und in Unordnung. Denn ihre Pferde wurden, noch ehe jene Ungethüme nahe heran gekommen, vor dem ungewohnten Anblick scheu und gingen mit ihren Reitern durch, worauf Pyrrhos, die Verwirrung benutzend, die thessalische Reiterei einhauen ließ und nach einem großen Blutbade die Römer in die Flucht schlug. Eine große Menge von Feindesleichen bedeckte die Wahlstatt, aber auch der Verlust der Hellenen war sehr groß. Pyrrhos hatte seine besten Leute verloren und von seinen Freunden und Feldherren gerade diejenigen, deren Dienste er am häufigsten gebrauchte, und auf die er das meiste Vertrauen setzte. Die Bewunderung, welche er den Römern schon bei dem bloßen Anblicke ihres Heerlagers gezollt hatte, steigerte sich zu ehrfürchtiger Anerkennung ihres Heldensinnes, nachdem er sich mit ihnen im Kampfe gemessen. Ueber das Schlachtfeld reitend, sah er ihre Leichen, gegen den Feind gekehrt, noch in Reihen und Gliedern liegen: wo jeder gekämpft hatte, da war er gefallen. „Mit solchen Soldaten," rief er aus, „wollte ich die ganze Welt erobern!"

Er nahm das Lager der Römer in Besitz, brachte mehrere Bundesstädte derselben auf seine Seite, und zog, das Land verwüstend, vorwärts, so daß er der Stadt Rom selber bis auf funfzehn Wegstunden nahe kam. Auch stießen nach der Schlacht viele Lukaner und Samniter zu ihm, denen er zwar ihr spätes Kommen verwies, ohne jedoch seine Freude und seinen Stolz darüber bergen zu können, daß er für sich allein mit seinen Völkern und den Tarentinern die große Macht der Römer überwunden hatte.

5. Unterhandlungen mit den Römern.

Ungeachtet der erlittenen Niederlage und der Nähe des Feindes, der ihre Hauptstadt bedrohete, ließen die Römer den Muth nicht sinken. Sie ergänzten ihre Legionen, bildeten mit großem Eifer neue und führten zu des Königs großem Erstaunen noch dieselbe stolze Sprache wie zuvor. Er beschloß daher, sie nochmals zu einem Vergleiche aufzufordern, da er selber daran zweifelhaft geworden, ob er mit seinen damaligen Streitkräften die Römer zu überwältigen und ihre Stadt einzunehmen im Stande sein werde, und es dagegen für höchst ruhmvoll hielt, wenn er als Sieger den Streit gütlich beilege und einen Freundschaftsvertrag schließe. Er schickte den Kineas als Unterhändler nach Rom. Dieser besuchte zunächst die einflußreichsten Männer der Stadt und schickte ihren Frauen und Kindern im Namen des Königs Geschenke zu. Aber niemand nahm sie an, sondern alle, Männer und Frauen, erklärten einmüthig: wenn die Stadt mit ihm Frieden schlösse, so würden auch sie dem Könige zu jedem Freundschaftsdienste bereit sein. Auch dem Senate, bei welchem er öffentlich Gehör erhielt, machte er in einer wortreichen und einschmeichelnden Rede die annehmbarsten Vorschläge: Pyrrhos wolle ihre Kriegsgefangenen ohne Lösegeld ausliefern, ihnen Italien erobern helfen, ohne weiter etwas für sich als ihre Freundschaft und Straflosigkeit**) für die Tarentiner auszubedingen. Gleichwohl fand er auch hier keineswegs bereitwillige Zustimmung.

Indessen war doch auch die Zahl derer nicht gering, welch auf Annahme des Friedens drangen. Nach einer großen Niederlage, sagten sie, müsse man einer noch größeren gewärtig sein, indem Pyrrhos, durch die Völkerschaften Italiens verstärkt, jetzt mit einer noch größeren Macht in's Feld rücken werde. Es lebte aber damals ein sehr angesehener Mann, mit Namen Appius Claudius, der sich seines hohen Alters und seiner Erblindung wegen von den Staatsgeschäften zurückgezogen hatte und in Ruhe lebte. Dieser hörte von den Vorschlägen des Königs; auch kam ihm das Gerücht zu Ohren, als ob der Senat den Frieden beschließen werde. Da konnte der Greis nicht mehr an sich halten und ließ sich von seinen Dienern in einer Sänfte über den Markt nach dem Rathhause tragen. An der Thür empfingen ihn seine Söhne und Eidame, nahmen ihn in ihre Mitte und führten ihn hinein, wo ihn der Senat mit hoher Achtung und ehrerbietigem Schweigen empfing.

„Bisher, ihr Römer," hob der Greis an, „schmerzte mich der Verlust meiner Augen, jetzt aber thut es mir leid, daß ich nur blind und nicht auch taub bin, sondern eure schimpflichen Rathschläge und Beschlüsse hören muß, welche den Ruhm der Römer zu Schanden machen. Wo bleibt eure Rede, die in der ganzen Welt herumgekommen

*) Wohnhaft in Mittelitalien an der Küste des adriatischen Meeres.

**) Die Tarentiner hatten ohne weitere Veranlassung einiger römischen Schiffe sich bemächtigt und die Schiffsmannschaft als Sclaven verkauft, hierauf die von den Römern besetzte Stadt Thurium eingenommen und geplündert. Die römischen Gesandten, welche für diesen Bruch des Völkerrechts Genugthuung fordern sollten, waren mit Schimpf zurückgewiesen und verspottet worden. Dies war die Ursache des tarentinischen Krieges, welchen Pyrrhos ausfechten sollte.

ist: wenn jener große Alexander nach Italien gekommen wäre und sich mit uns als Jünglingen und unsern damals noch in Kraft stehenden Vätern gemessen hätte, so würde er jetzt nicht als der Unüberwindliche gepriesen werden, sondern entweder durch seine Flucht oder durch Tod von unserer Hand Rom noch mehr verherrlicht haben? Euer jetziges Verhalten beweist, daß dies eitle Anmaaßung und Prahlerei gewesen ist, da ihr euch vor den Chaoniern und Molossern fürchtet, welche allezeit eine Beute der Macedonier waren, und vor einem Pyrrhus erzittert, der immer zum mindesten Einem der Trabanten Alexanders diente und schmeichelte und jetzt nicht sowohl, um den Griechen Italiens zu helfen, als um seinen dortigen Feinden zu entgehen hier im Lande umherschweift und uns die Oberherrschaft mit diesem Heere zu erobern verspricht, womit er selber nicht einmal einen kleinen Theil Macedoniens hat behaupten können. Glaubet also nicht, seiner los zu werden, wenn ihr Freundschaft mit ihm schließt; im Gegentheil, ihr werdet dadurch jene nur herbeilocken. Denn sie werden euch als ein leicht zu bezwingendes Volk verachten, wenn Pyrrhus ohne Züchtigung für seine Unbilden davon kommt und noch gar für seine Verhöhnung der Römer Tarent und das Samniterland zum Lohn erhält."

Diese Rede des Appius entflammte die Senatoren zur Fortsetzung des Krieges. Sie entließen den Kineas mit dem Bescheide: „Pyrrhus muß vorher Italien räumen, ehe er Friedensvorschläge thun kann. So lange er noch unter den Waffen steht, werden die Römer mit aller Kraft gegen ihn Krieg führen, und wenn er noch zehntausend Lävinus in die Flucht schlägt."

Kineas hatte es sich, während er diese Unterhandlungen führte, zum angelegentlichen Geschäfte gemacht, die Lebensweise der Römer zu beobachten und die Vorzüge ihrer Staatsverfassung kennen zu lernen, worüber er sich besonders durch Unterredungen mit den angesehensten Männern Aufklärung verschafft hatte. Als er dem Könige über seine Sendung Bericht erstattete, sprach er unter Anderem: „Der Senat kam mir vor wie eine Versammlung von Königen; in Hinsicht der Volksmenge aber fürchte ich, es möchte sich finden, daß wir mit einer lernäischen Schlange*) kämpfen; denn der Consul hat bereits ein doppelt so starkes Heer beisammen, als an der vorigen Schlacht Theil genommen haben, und vielemal so viele waffenfähige Römer sind noch übrig."

Einige Zeit darauf traf bei Pyrrhos eine Gesandtschaft der Römer ein, um wegen Loskaufung der Kriegsgefangenen mit ihm zu unterhandeln. An ihrer Spitze stand **Cajus Fabricius**, von welchem Kineas dem Könige sagte, daß er ein rechtschaffener und kriegskundiger Mann sei, welcher trotz seiner Armuth bei den Römern in hoher Achtung stehe. Pyrrhos begegnete ihm daher bei einer besonderen Zusammenkunft mit vieler Freundlichkeit und drang in ihn, ein Geschenk an Gold anzunehmen, nicht als Angeld für irgend einen verwerflichen Dienst, sondern nur als Zeichen seiner Gewogenheit und Gastfreundschaft. Auf die Weigerung des Fabricius schwieg Pyrrhos still, und gedachte ihn auf andere Weise willig zu machen. Da er wußte, daß Fabricius noch keinen Elephanten gesehen hatte, so ließ er am folgenden Tage während einer abermaligen Unterredung mit ihm das größte dieser Thiere hinter einem Vorhange im Rücken des Fabricius aufstellen. Auf ein gegebenes Zeichen wurde der Vorhang hinweggezogen, worauf das Ungethüm plötzlich seinen Rüssel erhob und unter furchtbarem durchdringenden Gebrüll über dem Haupte des Fabricius ausstreckte. Fabricius aber wandte sich gelassen um und sagte lächelnd zu Pyrrhos: „So wenig gestern dein Geld mich bewegen konnte, so wenig heute dein Elephant."

Bei Tafel bewegte sich das Gespräch meist um Griechenland und seine Philosophen. Kineas erzählte von den Lehren des **Epikuros** und seiner Anhänger. Sie erklären, sagte er, das Vergnügen für das höchste Gut, fliehen alle Staatsgeschäfte als Hinderniß und Störung des Wohlbehagens und lehren von der Gottheit, daß sie weder Liebe noch Zorn empfinde, sondern, unbekümmert um den Lauf der Welt, in ungestörter Ruhe ihrer Seligkeit genieße. „Beim Herkules!" rief Fabricius aus, „möchten doch Pyrrhus und die Samniter diesen Lehren anhangen, so lange sie mit uns Krieg führen!"

Die Bewunderung, welche der Verstand und Charakter dieses Römers dem Pyrrhos abnöthigte, verstärkte sein Verlangen, in Freundschaft statt in Krieg mit Rom zu leben. Er bat daher den Fabricius, den Frieden zu vermitteln und dann als der erste seiner Freunde und Feldherren bei ihm zu verbleiben. Fabricius gab ihm leise die Antwort: „Dies wird dir, o König, gar nicht frommen. Denn selbst diejenigen, welche dich jetzt verehren und bewundern, werden lieber mich als dich zu ihrem Könige haben wollen, wenn sie mich erst kennen lernen."

Diese freimüthige Rede nahm der König keineswegs mit Zorn und nach Tyrannenart auf, sondern theilte sie seinen Freunden mit, als einen Beweis, wie hoch ein Römer sich selbst anschlage. Als Fabricius schied, ließ er sämmtliche Kriegsgefangene mit ihm gehen unter der Bedingung, daß sie, wenn der Senat den Frieden nicht beschließe, im Schooße der Ihrigen die Feier des Saturnalienfestes begehen und darnach ihm wieder zurückgeschickt werden sollten. Der Senat nahm den Frieden nicht an, und nach Beendigung des Festes trafen sämmtliche Gefangene wieder bei Pyrrhos ein; denn der Senat hatte jeden, der etwa zurückbleiben würde, mit dem Tode bedroht.

Fabricius führte jetzt, zum Consul erwählt, den Oberbefehl über das Kriegsheer. Da traf ein Mann mit einem Briefe im Lager ein, welchen der Leibarzt des Königs geschrieben hatte und worin er sich erbot, gegen Zusicherung einer ansehnlichen Belohnung den König mit Gift aus dem Wege zu räumen und so dem Kriege ein Ende zu machen. Fabricius aber, voll Abscheu gegen ein so schändliches Erbieten, schrieb mit Einwilligung des anderen Consuls in Eile folgenden Brief an den König:

„Cajus Fabricius und Quintus Aemilius, die Consuln der Römer, entbieten dem Könige Pyrrhus ihren Gruß. Es scheint, du seiest in der Wahl deiner Freunde nicht glücklicher, als in der deiner Feinde. Wenn du den an uns geschriebenen, beifolgenden Brief gelesen hast, wirst du ersehen, daß du mit rechtschaffenen und wohl-

*) Nach der griechischen Sage ein siebenköpfiges Ungeheuer, dem die abgeschlagenen Köpfe während des Kampfes mit dem Herakles immer wieder nachwuchsen.

gesinnten Männern Krieg führst und hingegen bösgesinnten und schlechten Menschen dich anvertraust. Wir melden dir dieses, nicht um deinen Dank zu verdienen, sondern damit nicht dein Tod uns Verleumdung zuziehe und von uns glauben mache, wir wären unfähig gewesen, den Krieg durch Tapferkeit zu entscheiden und hätten deshalb zur Verrätherei unsere Zuflucht genommen."

Pyrrhos gab dem Leibarzt die verdiente Strafe, dem Fabricius aber gab er zur Vergeltung seines Edelmuthes die Gefangenen ohne alles Lösegeld frei und schickte den Kineas abermals als Friedensunterhändler nach Rom. Die Römer aber wollten die entlassenen Männer weder von der Gnade des Feindes noch als Lohn für die Unterlassung eines Verbrechens gegen denselben umsonst annehmen und gaben ihm eine gleiche Anzahl gefangener Samniter und Tarentiner los. Uebrigens blieben sie in Betreff des Friedens bei ihrer ersten Entschließung und gestatteten dem Kineas nicht, neue Unterhandlungen mit ihnen anzuknüpfen, bevor Pyrrhos mit seiner ganzen Macht Italien geräumt und sich nach Epeiros zurückgezogen habe.

6. Schlacht bei Asculum. Heerfahrt nach Sicilien. Niederlage bei Benevent.

So sah sich Pyrrhos zu einer zweiten Schlacht genöthigt. Bei der Stadt Asculum in Apulien trafen die Heere auf einander (279 vor Chr.). Pyrrhos verdankte dem Ungestüme seiner Elephanten den Sieg; aber er selber wurde im Arme verwundet und verlor nicht weniger Volk als die Römer, über fünfzehntausend Mann, so daß er einem, der ihm wegen dieses siegreichen Treffens Glück wünschte, entgegnete: „Noch einen solchen Sieg und wir sind verloren!" Fast alle seine Freunde und Feldherren waren gefallen, ein großer Theil des eigenen Heeres, welches er mit sich über das Meer geführt hatte, aufgerieben, die italischen Bundesgenossen in ihrem Eifer erkaltet, während das Lager der Römer wie aus einer von der Heimath ihnen zuströmenden Quelle immer von neuem leicht und schnell sich wieder mit Streitern anfüllte, welche, weit entfernt, durch die erlittenen Niederlagen sich entmuthigen zu lassen, vielmehr durch die Erbitterung ihre Kraft erhöheten und ihre Kampfbegier anfeuerten.

Unter diesen Umständen war dem Könige eine Gelegenheit höchst willkommen, die ihn von dem Schauplatze eines so fruchtlosen und bedenklichen Krieges wieder abrief. Es trafen nämlich Abgeordnete aus Sicilien bei ihm ein, welche ihm die angesehensten Städte dieser Insel, Agrigent, Syrakus und Leontinoi anboten, wenn er ihnen zur Vertreibung der Karthager und zur Befreiung von den Tyrannen behülflich sein wolle. Pyrrhos ging mit Freuden darauf ein, ließ in Tarent trotz des Widerstrebens der Bürger eine Besatzung zurück und setzte mit dem übrigen Heere nach Sicilien über.

Mit bereitwilliger Hingebung wurde er empfangen schlug überall die Karthager aus dem Felde, eroberte das von ihnen eingenommene Gebiet und war bei der Erstürmung der Bergfeste Eryx der Erste auf der Mauer. Hierauf bezwang er die sogenannten Mamertiner oder Marssöhne, das wilde Söldnerheer des verstorbenen Tyrannen Agathokles, welches sich der Stadt Messene bemächtiget hatte und von dort aus die umliegenden Städte der sicilischen Griechen beunruhigte und brandschatzte. Voll Stolz über sein damaliges Glück und seine Macht trat er jetzt den Hoffnungen näher, mit welchen er schon unter Segel gegangen war: alle seine Gedanken waren auf die Eroberung Afrikas gerichtet. Aber in seinem Verhalten gegen die Sicilier trat eine sehr bemerkbare Aenderung ein. Bei seiner Ankunft hatte er durch Freundlichkeit im Umgange, durch Vertrauen und rücksichtsvolle Schonung Aller Herzen sich zugewendet. Jetzt aber wurde er aus einem Volksfreunde ein Tyrann, preßte für seine zahlreichen Schiffe Matrosen und verfuhr dabei gegen die Städte nicht mild und glimpflich, sondern mit Anwendung despotischer Gewalt und harter Strafen. Man schickte sich darein als ein nothwendiges Uebel. Als er aber neben dem Vorwurfe der Härte auch den des Undankes und der Treulosigkeit sich zuzog, als er seine treuesten Anhänger, die ihn erst nach Sicilien gerufen und alle seine Unternehmungen auf's nachdrücklichste unterstützt hatten, durch Mißtrauen sich entfrembete und den Thoinon sogar hinrichten ließ: da nahm alles auf einmal gegen ihn eine andere Gestalt an und vom grimmigsten Haß erfüllt, traten die Städte theils zu den Karthagern über, theils riefen sie die Mamertiner herbei.

Von Meutereien und Abfall umgeben, von Schutz- und Trutzbündnissen bedroht, hatte er in kurzem gleichsam den Boden unter den Füßen verloren und war froh, als ein neuer Hülferuf der Samniter und Tarentiner ihm eine Beschönigung seiner Abfahrt darbot. Er kehrte schleunigst nach Italien zurück. Als er vom Lande abstieß, lenkte er noch einmal seinen Blick auf die schöne Insel, deren er sich nicht zu bemeistern vermocht hatte, und sprach zu den Umstehenden: „Welch einen Kampfplatz, meine Freunde, hinterlassen wir den Karthagern und Römern!" Sein politischer Scharfblick hatte die Zukunft richtig vorausgesehen; denn kaum ein Jahrzehend nach diesem Zeitpunkte entbrannten zwischen beiden Völkern um dieses Eilandes willen die sogenannten punischen Kriege, welche erst in der Mitte des nächsten Jahrhunderts nach den gewaltigsten Anstrengungen mit dem Untergange Karthago's endeten.

Die kurze Fahrt über die Meerenge mußte Pyrrhos durch eine Seeschlacht gegen die Karthager erfechten, wobei er viele Schiffe verlor. Jenseits an das Land getreten, fiel er in einen Hinterhalt der Mamertiner, welche mit zehntausend Mann ihm zuvorgekommen waren und einen Engpaß besetzt hatten. Bei diesem Kampfe empfing er eine Schwertwunde am Kopfe, die ihn nöthigte, auf eine kurze Weile sich aus dem Gefechte hinwegzubegeben. Dieser Unfall erhöhte die Zuversicht der ohnehin muthvollen und kampfgeübten Feinde. Einer derselben, ein durch Körpergröße und glänzende Rüstung ausgezeichneter Mann, lief den Uebrigen weit voraus und rief mit frechem Uebermuthe: Pyrrhos solle zum Zweikampf hervortreten, wenn er noch lebe. Mit grimmigem Zorne vernahm der König diese Herausforderung und wandte sich mit Ungestüm, von seinen Trabanten begleitet, nach dieser Seite. Von Blute triefend und mit graunvollem Blicke drang er zwischen den Streitern hindurch und führte mit dem Schwerte auf das Haupt des Barbaren einen so furcht-

baren Hieb, daß die Klinge vermöge der Kraft seines Armes wie der Trefflichkeit des Stahles von oben bis zu unterst drang und in einem Augenblicke der gespaltene Leib des Gegners nach zwei Seiten hin zu Boden fiel.*) Diese That versetzte die Feinde dergestalt in Staunen und Bestürzung, daß sie nicht einem Menschen, sondern einem Gotte sich gegenüber glaubten und von der Verfolgung abstanden. So gelangte Pyrrhos ohne weitere Anfechtung mit zwanzigtausend Mann Fußvolk und dreitausend Reitern nach Tarent.

Dort fand er die Lage der Dinge viel schwieriger, als zuvor. Die Samniter waren durch häufige Niederlagen entmuthiget, und weil sie zudem auf Pyrrhos, der sie gerade im verhängnißvollsten Augenblicke verlassen hatte, noch ungehalten waren, so schlossen sich ihm nur wenige an. Bei Nachtzeit machte sich Pyrrhos auf, um die feste Stellung der Römer bei Benevent anzugreifen. Aber das Heer gerieth in den mit Wald bewachsenen Bergen auf Irrwege, die mitgenommenen Fackeln reichten nicht aus, so daß man erst mit Tagesanbruch vor dem Lager der Feinde anlangte. Ein glücklicher Ausfall der Römer entwickelte sich zur offenen Feldschlacht. Die Elephanten des Pyrrhos schreckten den Feind nicht mehr: mit Wurfspießen und brennenden Pfeilen setzten die Römer den gefürchteten Bestien so hart zu, daß diese, in blinder Flucht das eigene Heer hindurchstürmend, Schrecken und Verwirrung unter denen anrichteten, die auf ihre Hülfe gerechnet hatten. So erlangten die Römer unter dem Consul Marius Curius Dentatus im Jahre 275 vor Chr. einen Sieg, welcher ihnen die Oberherrschaft über Italien in die Hände gab. Pyrrhos aber sah durch diese Niederlage, nachdem er einen Zeitraum von sechs Jahren auf die dortigen Kriege verwendet hatte, alle seine Hoffnungen auf Italien und Sicilien zerstört und kehrte mit dem Reste seines Heeres nach Epeiros heim. Dieser Feldzug bestätigte auf's neue den Ausspruch, daß Pyrrhos geschickter sei, Reiche zu erobern, als zu behaupten, indem er durch seine Hoffnungen immer wieder verliere, was er durch seine Thaten gewonnen habe; weshalb ihn Antigonos mit einem Würfelspieler verglich, der zwar häufig einen glücklichen Wurf thue, aber sein Glück nicht zu benutzen verstehe.

*) Solcher und anderer »Schwabenstreiche« hat Pyrrhos in seinem Leben mehrere gethan.

7. Pyrrhos vor Sparta.

Heimgekehrt fehlte es dem Pyrrhos an Geld, um auch nur sein zusammengeschmolzenes Heer zu unterhalten. Er machte daher einen Einfall in Makedonien, wo damals Antigonos Gonatas, der Sohn des Demetrios, König war, und gewann ihm das Reich ab. Aber noch ehe seine Herrschaft daselbst Bestand und Festigkeit gewonnen hatte, erhob er sich schon wieder zu neuen Unternehmungen. In Sparta war Kleonymos, der Sohn des Königs Kleomenes, wegen seines gewaltthätigen Charakters von der Thronfolge ausgeschlossen und sein Neffe Areus zur Herrschaft berufen worden. Jener, um seine Ansprüche durchzusetzen, rief den Pyrrhos herbei, welcher denn auch alsobald mit einer starken Macht im Peloponnesos einrückte, unter dem Vorgeben: er wolle die Städte von der Dienstbarkeit des Antigonos (welcher sich bis jetzt in Griechenland noch behauptet hatte) befreien; in Wahrheit aber, um die ganze Halbinsel für sich selber zu erobern. Sobald er das lakedämonische Gebiet betrat, fing er zu rauben und zu plündern an. Auf den Vorwurf des spartischen Gesandten, daß er Krieg anfange, ohne ihn vorher angekündigt zu haben, gab er zur Antwort: „Sagen doch auch die Spartiaten Andern nicht vorher, was sie im Sinne haben!“ worauf ihm einer von jenen erwiederte: „Bist du ein Gott, so haben wir nichts zu fürchten, denn wir thun kein Unrecht; bist du aber ein Mensch, so wird sich auch noch ein Stärkerer finden, als du.“

Hierauf rückte er gegen Sparta hinab 272 vor Chr. Kleonymos rieth ihm, noch in der nemlichen Nacht zu stürmen. Pyrrhos erwiederte mit stolzer Zuversicht: „Bei Tage werden wir dasselbe ausrichten.“ Die Spartiaten waren gering an Zahl, und weil der Ueberfall so plötzlich geschah, völlig unvorbereitet. Zudem war der König Areus nicht zugegen, da er sich auf einer Heerfahrt in Kreta befand. Aber gerade dieser Umstand trug hauptsächlich zur Rettung der Stadt bei, indem sie wegen ihrer hülflosen Lage vom Feinde verachtet wurde. Pyrrhos blieb die Nacht über ruhig vor der Stadt liegen, sich der Meinung überlassend, daß niemand gegen ihn die Hand erheben werde; und in des Kleonymos Hause wurden von seinen Freunden und Heiloten schon die Gemächer aufgeputzt und in Stand gesetzt, als wenn Pyrrhos noch diese Nacht bei ihm speisen würde. Als es Nacht geworden, hielten die Lakedämonier eine Berathung und beschlossen, ihre Frauen nach Kreta in Sicherheit zu bringen. Diese aber widersetzten sich und Archidameia, eine Frau von großem Ansehn,*) erschien sogar mit einem Schwert in der Hand vor der Rathsversammlung und machte den Männern im Namen der übrigen Frauen Vorwürfe. „Warum verlangt ihr,“ sprach sie, „daß wir leben sollen, wenn Sparta untergeht?“

Es wurde nun zunächst gegen das feindliche Lager ein Graben aufgeworfen und an beiden Enden desselben schob man Wagen zusammen, die man bis zur Mitte der Räder in die Erde senkte, um den Elephanten ein schwer hinwegzuräumendes Hinderniß entgegenzustellen. Frauen und Jungfrauen in aufgeschürzten Kleidern halfen den Männern bei dieser Arbeit, hießen diejenigen, welche am Kampfe Theil nehmen sollten, ausruhen und ihre Kräfte sparen, übernahmen selber eine abgemessene Strecke und brachten wirklich den dritten Theil des Grabens für sich allein zu Stande. Und als mit Tagesanbruch der Feind sich gegen die Stadt in Bewegung setzte, reichten sie den Jünglingen die Waffen und übergaben ihnen den Graben mit den Worten: „Vertheidiget und behauptet ihn, wie es auch kommen mag; denn süß ist es, vor den Augen des Vaterlandes zu siegen, und ruhmvoll, Sparta's würdig zu fallen und in den Armen der Mütter und Frauen den Geist zu verhauchen.“

*) Mehreres über sie und ihr tragisches Ende ist in der Lebensbeschreibung des Agis zu lesen.

Pyrrhos stürmte nun an der Spitze seiner Schwerbewaffneten gegen die Spartiaten, welche in dichter Menge jenseits des Grabens sich aufgestellt hatten, während sein Sohn Ptolemäos mit zweitausend gallischen Miethsoldaten *) und einer auserlesenen Schaar von Chaoniern längs dem Graben hinzog und bei den Wagen durchzubringen suchte. Hier schien der Angriff von glücklichem Erfolg zu sein. Die Gallier rissen die Räder aus der Erde, stürzten die Wagen in den Fluß und waren schon im Begriff, in die Verschanzung einzubringen, als der junge Akrotatos, der Sohn des Königs Areus, die Gefahr inne wurde, mit dreihundert Mann durch die Stadt eilte, auf verborgenen Wegen den Ptolemäos umging und plötzlich im Rücken angriff. Zwischen dem Feinde, der Wagenburg und dem Graben eingezwängt, hatte die Schaar des Ptolemäos einen harten Stand und mußte sich endlich mit großem Verluste zurückziehn.

Auch da, wo Pyrrhos selber stand, leisteten die Spartiaten so hartnäckige Gegenwehr, daß er mit einbrechender Dunkelheit vom Kampfe abstehen mußte und unverrichteter Dinge in's Lager zurückging. In der Nacht hatte er folgendes Traumgesicht. Es kam ihm vor, als ob er Blitze auf Lakedämon schleuderte und die ganze Stadt dadurch in Brand geriethe. Vor Freude darüber erwachte er, befahl den Feldherren, das Heer in Bereitschaft zu halten und erzählte seinen Freunden den Traum, der ihm, wie er meinte, andeutete, er werde die Stadt in seine Gewalt bekommen. Alle waren über dieses Vorzeichen verwundert und stimmten der Auslegung des Königs bei. Nur Einem gefiel der Traum nicht. „Vom Blitze getroffene Plätze," sagte er, „bleiben herkömmlicher Weise unbetreten; darum fürchte ich, die Gottheit möchte dem Pyrrhos damit andeuten, daß die Stadt für ihn unzugänglich sei. Pyrrhos erwiederte mit Unmuth, das sei thörichtes Geschwätz, womit man den müßigen Pöbel unterhalten möge; aller Erfolg sei den Tapferen in die Hand gegeben. Damit stand er auf und führte mit Tagesanbruch sein Heer gegen die Stadt.

Die Spartiaten leisteten Wunder der Tapferkeit. Auch die Weiber fanden sich auf dem Kampfplatze ein, trugen den Streitern Geschosse zu, boten den Erschöpften Speis' und Trank und verbanden die Verwundeten. Die Makedonier suchten den Graben auszufüllen, warfen die Waffen und Leichname der Gefallenen hinein und schafften Reisig herbei, um die grauenvolle Brücke damit gangbar zu machen. Während dessen drang Pyrrhos, hoch zu Roß, bei der Wagenburg gegen die Stadt vor.

Die hier aufgestellten Männer erhoben ein Geschrei und die Weiber liefen heulend davon, denn Pyrrhos brach bereits hindurch und warf alles, was ihm noch entgegentrat, darnieder. In diesem Augenblicke wurde sein Pferd von einem kretischen Pfeile unter dem Bauche verwundet, bäumte sich hoch empor und warf im Todesschmerze seinen Reiter an einem schlüpfrigen und abschüssigen Orte zu Boden. Während sein Gefolge in großer Bestürzung um ihn beschäftiget war, liefen die Spartiaten herbei und trieben mit ihren Geschossen sie allesammt wieder hinaus.

Pyrrhos ließ hierauf den Kampf einstellen, in der Erwartung, daß die Lakedämonier sich jetzt etwas nachgiebiger finden lassen würden, da sie beinahe alle verwundet und viele gefallen waren. Aber die Vorsehung, welche entweder die Tapferkeit dieser Männer auf die Probe gestellt hatte oder den Beweis geben wollte, wie viel in der größten Noth sie selbst vermöge, führte den fast hoffnungslos gewordenen Lakedämoniern von zwei Seiten her Beistand zu. Aus Korinth traf Ameinias, der Feldherr des Antigonos, ein, und kaum hatten sie diesen mit seiner Schaar in die Stadt aufgenommen, als auch ihr König Areus mit zweitausend Kriegern aus Kreta eintraf. Sofort begaben sich die Frauen in ihre Häuser und glaubten sich nicht mehr berufen, an dem Kampfe Theil zu nehmen. Auch die betagten Bürger, welche im Drange der Noth zu den Waffen gegriffen hatten, wurden entlassen; an ihre Stelle traten die neu Angekommenen, um den Kampf mit frischen und wirksameren Kräften wieder aufzunehmen.

Diese Verstärkung feuerte zwar sein unerschütterliches und ehrgeiziges Herz desto mehr an, sich der Stadt mit Gewalt zu bemeistern. Doch konnte er nichts ausrichten und mußte endlich mit großem Verluste davon abstehen. Er verheerte hierauf das platte Land und gedachte in Lakonien zu überwintern. Aber sein Verhängniß rief ihn an einen anderen Ort, seinem unvermeidlichen Ende entgegen.

8. Kampf und Untergang zu Argos.

In Argos war ein Parteikampf zwischen Aristeas und Aristippos ausgebrochen. Jeder suchte mittelst auswärtiger Hülfe die Oberhand zu gewinnen; und da Aristipp den Antigonos zum Freunde hatte, so rief Aristeas, um seinem Gegner zuvorzukommen, den Pyrrhos herbei. Dieser, der immer von einer Hoffnung zur anderen schwankte, an jeden glücklichen Erfolg neue Pläne anknüpfte, für erlittene Verluste aber sich durch andere Unternehmungen zu entschädigen suchte, ließ weder durch Niederlagen noch durch Siege seinem sich und andere beunruhigenden Treiben ein Ziel setzen. Sofort brach er gegen Argos auf. Aber schon auf dem Marsche traf ihn ein schweres Unglück. Areus hatte in den schwierigsten Engpaß, durch welchen Pyrrhos seinen Weg nehmen mußte, einen Hinterhalt gelegt, welcher die Nachhuth von dem übrigen Heere abschnitt. Ptolemäos, der an verwegenem Heldenmuthe seinem Vater nichts nachgab, eilte den Bedrängten zu Hülfe und fand im Handgemenge den Tod. Pyrrhos

*) Die Gallier, auch von den Griechen Galater genannt, hatten von ihrer Heimath, dem jetzigen Frankreich, aus kriegerische Wanderzüge angetreten, theils nach Italien, wo sie 390 vor Chr. Rom verbrannten, theils in die Länder jenseit des adriatischen Meeres, und waren ein Schrecken aller Völker geworden, die sie heimsuchten. Von Pannonien (am rechten Ufer der Donau) bis an die Save war ein Theil dieser nordischen Barbaren durch Makedonien und Thrakien nach Kleinasien gezogen und hatte sich in der nach ihnen benannten Landschaft Galatien angesiedelt. Ein anderer war südwärts nach Griechenland bis Delphoi vorgedrungen und dort vom hellenischen Bundesheere in blutiger Schlacht, 278 vor Chr., vernichtet worden. Auch in Makedonien hatte hierauf Antigonos Gonatas ihnen sein Reich wieder abgewonnen. Seitdem liebten es viele Fürsten, gallische Kriegsvölker, ausgezeichnet durch Körperstärke und Kampflust, in ihren Sold zu nehmen.

brachte dem Frühgefallenen ein furchtbares Todtenopfer und löschte seinen grimmigen Schmerz in Strömen von Feindesblut.

Als er sich Argos näherte, vernahm er, daß Antigonos bereits auf den Höhen über der Ebene eine Stellung eingenommen habe, und schlug daher bei Nauplia sein Lager auf. Am folgenden Tage schickte er zu Antigonos einen Herold, durch welchen er ihn „einen Verderber“ nennen und auffordern ließ, er solle in die Ebene herabkommen und mit ihm um die Herrschaft kämpfen. Dieser aber gab zur Antwort: er setze eine gute Kriegführung nicht sowohl in den Gebrauch der Waffen als der günstigen Gelegenheit; wenn dem Pyrrhos das Leben leid sei, so stünden ihm viele Wege zum Tode offen. Zu beiden Königen kamen jetzt Abgeordnete aus Argos mit der Bitte, der Stadt zu erlauben, daß sie weder den einen noch den anderen aufnehme, da sie mit beiden in Frieden und Freundschaft bleiben wolle. Antigonos willigte ein und bot den Argeiern sogar seinen Sohn als Geisel an. Pyrrhos dagegen versprach zwar abzuziehen, da er aber kein Unterpfand seiner Zusage gab, so mißtrauete man seinen Absichten nur um so mehr.

Bei dichter Finsterniß näherte sich Pyrrhos den Mauern, fand von Aristeas zum Einlasse seiner Truppen ein Thor geöffnet und blieb unbemerkt, bis seine Gallier sich in die Stadt eingeschlichen und den Markt besetzt hatten. Da aber das Thor für die Elephanten mit den Streitthürmen auf ihrem Rücken zu niedrig war, so mußte man ihnen die Thürme erst abnehmen und, nachdem sie hindurchgegangen, wieder aufsetzen. Darüber ging viel Zeit hin, auch konnte es nicht ohne Geräusch geschehen, so daß die Argeier den eindringenden Feind bemerkten. Sie besetzten sofort die festen Plätze der Stadt und riefen durch Boten den Antigonos herbei. Dieser legte sich jetzt nahe vor der Stadt in Hinterhalt, während er seinen Sohn mit einer zahlreichen Schaar hineinschickte. Auch Areus kam mit tausend Kretern und den tüchtigsten Spartiaten zu Hülfe, und diese alle griffen mit vereinten Kräften die Galater an und brachten sie in große Verwirrung. Inzwischen zog auch Pyrrhos unter lautem Kriegsgeschrei in die Stadt ein und schloß aus dem gar nicht freudigen und herzhaften Tone, in welchem die Galater antworteten, daß sie in großer Bestürzung und Bedrängniß sich befinden müßten. Er hatte daher um so größere Eile und drängte die vor ihm herziehende Reiterei, welche zwischen den Canälen, von welchen die Stadt vielfach durchkreuzt war, nur mit Schwierigkeit und Gefahr vorrückte. Hierzu kam noch, daß man bei dieser nächtlichen Schlacht über das, was vorging oder was befohlen wurde, in völliger Ungewißheit blieb. Man verirrte sich, durch die Enge der Gassen wurden die Reihen auseinander gerissen; die dichte Finsterniß, das verworrene Geschrei, der beschränkte Raum machten eine Leitung des Kampfes unmöglich, so daß beide Theile, ohne etwas weiteres zu beginnen, den Tag abwarten mußten.

Als es endlich hell wurde, sah Pyrrhos mit Schrecken die steile Anhöhe der Stadt, Aspis genannt, mit feindlichen Waffen ganz bedeckt; aber noch weit mehr versetzte ihn ein Denkmal in Bestürzung, welches ihm unter der Menge anderer Kunstwerke, womit der Markt geschmückt war, in die Augen fiel. Es stellte in Erz den Kampf eines Wolfes mit einem Stiere dar und erinnerte ihn an ein altes Orakel, welchem zufolge ihm zu sterben bestimmt war, sobald er einen Wolf mit einem Stiere würde kämpfen sehn. Dieser Anblick und die Vereitelung seiner Hoffnungen entmuthigten den König dermaßen, daß er wieder umzukehren beschloß. Da er aber die Enge des Thores fürchtete, so schickte er seinem Sohn Helenos, welcher mit dem größten Theile des Heeres vor der Stadt geblieben war, den Befehl zu: er solle ein Stück Mauer niederreißen und den Abziehenden, im Fall sie vom Feinde beunruhigt werden sollten, zu Hülfe kommen. Allein in der Eile und Verwirrung hinterbrachte der Bote den Befehl des Königs so undeutlich, daß man ihn geradezu mißverstand; und so zog denn der Jüngling mit den übrigen Elephanten und dem Kerne seiner Völker durch das Thor in die Stadt ein, um seinem Vater Hülfe zu bringen. Pyrrhos war bereits im Rückzuge begriffen. So lange nun der Marktplatz zum Abzuge wie zum Kampfe Raum gewährte, machte er öfters Kehrt und wehrte die Feinde ab. Als er aber mit dem abziehenden Heere in die Gasse gelangte, welche zum Thore führte, und hier auf die von der entgegengesetzten Seite her anrückenden Truppen seines Sohnes stieß, schrie er zwar, sie sollten umkehren: allein die Einen hörten nicht darauf, die Anderen sahen sich beim besten Willen durch die vom Thore her ihnen Entgegenströmenden verhindert, dem Befehle des Königs nachzukommen. Um das Unglück voll zu machen, war der größte Elephant unter dem Thore queer niedergestürzt und lag brüllend den Umkehrenden im Wege. Ueberdieß suchte einer der früher hereingebrachten Elephanten, Namens Nikon, seinen Führer, welcher schwerverwundet von dem Nacken des Thieres herabgefallen war, stürzte den sich zurückziehenden Truppen entgegen und mischte durch sein ungestümes Toben Freunde und Feinde durch einander. So richtete er die entsetzlichste Verwirrung an, bis er endlich den Leichnam seines Freundes gefunden hatte. Er hob ihn mit dem Rüssel empor, legte ihn über seine beiden Stoßzähne und kehrte um, wobei er wie rasend alle ihm Begegnenden niederwarf und zu Tode trat. Indem sie solchergestalt gedrängt und zusammengepreßt wurden, war der Einzelne nicht mehr im Stande, sich selbst zu helfen, sondern die gesammte Masse bewegte sich wie ein zusammengekeilter Körper bald vorwärts, bald rückwärts. Kämpfe fanden nur wenige statt, theils gegen die Feinde, welche in ihre Reihen hineingeriethen, theils um die im Rücken Angreifenden abzuwehren; dagegen fügten den meisten Schaden sie gegenseitig sich selber zu. Denn wer das Schwert gezückt oder die Lanze gefällt hatte, konnte in dem Gedränge weder jenes wieder zurückziehen noch diese wieder aufrichten, sondern, was in den Weg kam, wurde damit durchbohrt, und so gaben Freunde und Kampfgenossen einander selbst den Tod.

Als Pyrrhos von solchem Sturm und Toben sich umgeben sah, nahm er den Kranz ab, mit welchem sein Helm ausgezeichnet war, gab ihn einem seiner Freunde und sprengte, seinem Rosse vertrauend, auf die verfolgenden Feinde los. Ein Lanzenstich fuhr ihm durch den Harnisch und brachte ihm eine unbedeutende und gefahrlose Wunde bei. Sogleich wandte er sich gegen den, von welchem der Stoß kam. Es war dies ein gemeiner Argeier, der Sohn einer armen, alten Frau. Diese selber

schaute gleich den übrigen Frauen dem Streite vom Dache aus zu, und als sie jetzt ihren Sohn mit Pyrrhos im Kampfe sah, gerieth sie über die Gefahr desselben in Angst und Schrecken, riß einen Ziegelstein los und warf ihn mit beiden Händen auf Pyrrhos hinab. Der Stein traf ihn unter dem Helme im Genick und zerschmetterte die sogenannten Dornfortsätze derjenigen Wirbelknochen, welche den Nacken stützen. Die Augen des Schwergetroffenen erloschen, seine Hände ließen den Zügel fahren, er selber stürzte neben dem Grabmale des Likymnios zur Erde. Die meisten wußten nicht, wer der Gefallene sei; aber ein gewisser Zopyros, der im Heere des Antigonos diente, und zwei oder drei andere, welche herzuliefen, erkannten ihn und schleppten ihn in eine Vorhalle, als er eben wieder zur Besinnung kam. Zopyros zog sein illyrisches Schwert, um ihm den Kopf abzuhauen; aber Pyrrhos schaute ihn mit so furchtbarem Blick an, daß jener in Schrecken gerieth, und indem er mit zitternder Hand, verwirrt und bestürzt, gleichwohl den Streich führte, traf er den König nicht in den Hals, sondern in Kinn und Mund und trennte solchergestalt langsam und mühsam den Kopf vom Rumpfe.



Dieses Ereigniß wurde bald mehreren bekannt; Alkyoneus, der Sohn des Antigonos, eilte hin und verlangte, den Kopf zu sehen, und als man ihm denselben gegeben hatte, ritt er damit hinweg zu seinem Vater, der im Kreise seiner Freunde saß, und warf ihm das Haupt seines Gegners hin. Als aber Antigonos es betrachtet und erkannt hatte, jagte er seinen Sohn mit Stockschlägen davon und schalt ihn einen Bösewicht und Barbaren; er selber verhüllte sich das Angesicht mit dem Mantel und vergoß Thränen, denn er mußte hierbei an seinen Großvater Antigonos und an Demetrios, seinen Vater, gedenken, zwei Beispiele von der Unbeständigkeit des Glücks aus seinem eigenen Hause. Haupt und Leichnam des Pyrrhos ließ er mit den gebührenden Ehren verbrennen. Als späterhin Alkyoneus den Helenos, welcher ihm in sehr armseligen Zustande und mit einem schlechten Mantel bekleidet aufgestoßen war, mit vieler Freundlichkeit behandelte und zu seinem Vater Antigonos führte, sprach dieser zu ihm: „Dies ist zwar besser, mein Sohn, als das Frühere; doch hast du auch jetzt noch nicht ganz recht gehandelt, da du ihm nicht dies Gewand ausgezogen hast, welches mehr uns, die wir für Sieger gelten, zur Schmach gereicht.“ Hierauf begegnete er dem Helenos mit großer Huld und Güte, ließ ihn anständig kleiden und schickte ihn nach Epeiros zurück. Auch die Freunde des Pyrrhos behandelte er mild, nachdem er das Lager und das ganze Heer des Königs in seine Gewalt bekommen hatte.

Seines Gegners entledigt (272), gelangte er jetzt wieder in den Besitz Makedoniens. In Epeiros bestieg Alexander II., der Sohn des Pyrrhos und der Lanassa, den Thron. Mit dem Nachfolger desselben, Pyrrhos III., starb im Jahre 219 v. Chr. der Mannesstamm der Aeakiden aus, worauf die Epeiroten statt der monarchischen eine demokratische Verfassung einführten und dieselbe behielten, bis ihr Land gleichzeitig mit Makedonien in die Hände der Römer kam.

Sechstes Buch.

---

1. Aratos.
2. Agis.
3. Kleomenes.
4. Philopoimen.

Der Schrecken wird ihm statt der Ruh zu Theil,
Dem fremden Joch muß Hellas unterliegen,
Dem Ruthenbündel und dem Henkerbeil
Muß sich der Wille freier Männer fügen.
Sie konnten nicht die Leidenschaft verbannen,
Da wird der Schutzfreund ihnen zum Tyrannen.

Friedrich der Große,
Ode „An die Deutschen" übersetzt von Förster.

Aratos.

1. Der achäische Bund.

Nachdem Antigonos Gonatas, des Demetrios Sohn, durch den Tod des Pyrrhos sich im Besitze Makedoniens gesichert sah, arbeitete er ganz im Geiste seiner Vorfahren und mit denselben Mitteln an der Unterjochung Griechenlands. Dreimal ging er auf Athen los, welches seine Freiheit mit Muth und Ausdauer vertheidigte, bis es, durch die Anstrengungen des Krieges und den Mangel an Lebensmitteln gänzlich erschöpft, sich ergeben mußte (263 vor Chr.). Seine Befestigungen wurden geschleift, Peiräeus, Munichia, Sunion und einige Zeit lang auch das Museion mit Makedoniern besetzt. Jener heldenmüthige Widerstand Athens gegen den Erben Philipps war seine „letzte Lebensregung"*) gewesen und seine geschichtliche Rolle damit zu Ende.

Gleichzeitig befand sich der Peloponnes im traurigsten Zustande innerer Zerrissenheit und Auflösung. In den meisten Staaten kamen Tyrannen auf, welche an dem schlauen Antigonos ihren Beschützer fanden und durch Anerkennung seiner Oberherrschaft sich in ihrer rechtlosen Stellung behaupteten. Nirgends war Sicherheit, Gesetz und Ordnung. „Söldner und ihre Führer trieben Unwesen, raubend und plündernd. Zugleich irrte eine zahllose Menge von Verbannten verzweiflungsvoll umher; Mangel, Heimathlosigkeit und Rache entflammten zu verwegenen Streichen. Als Freibeuter durchzogen sie das Land; ihre Dienste standen jedem zu Gebote, der sie bezahlte. Die dagegen das Glück der Freiheit errungen hatten, standen für sich einzeln und unkräftig da. Das Loos der Knechtschaft schien für die Dauer allen unausbleiblich und das Unglück der Unterjochten ohne Ziel und Ende, wenn nicht Heil und Rettung im Zusammenwirken übereinstimmender Kräfte gesucht wurde."**)

Zu einem solchen Vereinigungspunkte der patriotischen Kräfte Griechenlands gestaltete sich eben damals aus kleinen und unbeachteten Anfängen der **Bund der Achäer**. Zwölf Städte der peloponnesischen Landschaft Achaja bildeten schon zur Zeit, als die Jonier sie noch inne hatten, einen Bund, welcher auch nach Besitznahme der aus Argos und Lakonien vertriebenen Achäer (s. S. 4 f.) bis in das Zeitalter der Nachfolger Alexanders fortbestand, ohne jedoch in dieser langen Frist nach außenhin eine politische Bedeutung zu finden oder anzustreben. „Nur stille Tugenden, eine väterliche Verwaltung, Ordnung und Eintracht fanden hier ihre Heimath; durch Mißgunst, Ehrgeiz und dergleichen Leidenschaften entstanden selten innere Störungen, weil es nichts Hervorragendes gab. Das Land war arm und ohne ergiebige Hülfsquellen, daher herrschte die größte Freiheit und Gleichheit, wie in den alten helvetischen Kantonen zur Zeit des Anfangs der Eidgenossenschaft. Ihre Schwäche und die Beschaffenheit und Verhältnisse des Bodens, so wie ihre Neigungen, hielten die Achäer meistens in einer glücklichen Entfernung von dem unruhigen Treiben der übrigen Völkerschaften. Wenn auch diese Art und Weise, zu leben, ihnen kein Ansehen und keinen Einfluß verlieh, so erhielt doch ihre Treue und Rechtlichkeit dadurch einen Beweis hoher Achtung und Anerkennung, daß nach dem Zeugnisse des Polybios und Strabon ihnen, den fast unansehnlichsten unter den Griechen, nach der Schlacht bei Leuktra eine gewisse schiedsrichterliche Gewalt übertragen wurde."*)

Durch den unglücklichen Ausgang des lamischen Krieges, an welchem sie, noch tief erschöpft durch die Niederlage bei Chäroneia, nicht hatten theilnehmen können, geriethen auch die Achäer in die Gewalt der Makedonier. Das Band der alten Conföderation war zerrissen. Aber um das Jahr 281 v. Chr. traten die vier westlichsten Städte Achajas: Dyme, Paträ, Tritäa und Pherä, nachdem sie sich von Besatzungen der Fremden oder den von diesen eingesetzten Tyrannen befreit hatten, in ein Trutz- und Schutzbündniß, welchem bald auch Aegion beitrat, zusammen, halfen darauf den übrigen zur Selbständigkeit und stellten den achäischen Bund in erneuerter Gestalt wieder her.

Zehn Städte Achajas bildeten jetzt einen Staatenbund nach folgenden Grundgesetzen: Der Bund soll ein unzertrennliches Ganzes sein. Jede Stadt, welche unmittelbar in denselben eintritt, soll mit den übrigen gleiches Recht haben; doch ist dem Auslande gegenüber jedes Bundesglied für sich unmündig und der Souverainität der Bundesversammlung, so wie der von dieser mit der ausübenden Gewalt bekleideten Bundesbehörde in jeder Hinsicht unterthan.

Sitz der Regierung war Aegion. Hier versammelte sich im uralten Nationalheiligthume, dem Haine des Zeus Homagyrios, jährlich zweimal, im Frühling und Herbste,

*) Niebuhr's Kleine histor. und philolog. Schriften. S. 462.

**) W. Schorn, Geschichte Griechenlands von der Entstehung des ätolischen und achäischen Bundes bis auf die Zerstörung Korinths. Bonn 1833. S. 60 f.

*) Schorn a. a. O. S. 51.

die Landesgemeinde zu regelmäßigen Bundesversammlungen, worin über die allgemeinen Angelegenheiten der Union Beschlüsse gefaßt und die Wahlen der Bundesbehörden gehalten wurden. Oberhaupt des Bundes war der auf ein Jahr gewählte Strateg oder Bundeshauptmann. Er führte auf dem Bundestage den Vorsitz, im Kriege den Oberbefehl. Ihm zur Seite standen mitberathend und seine Macht beschränkend die zehn Demiurgen, die Vertreter der zehn Bundesstädte.

Unter allen durch diese Verfassung engverbundenen Städten war keine von einiger Macht und Ansehen. Der achäische Bund blieb daher auch in dieser erneuerten Gestalt für die allgemeinen Angelegenheiten Griechenlands ohne Bedeutung, bis er über die engen Grenzen Achajas hinaus sich erweiterte. Dieses geschah zunächst durch den Beitritt des östlichen Nachbarstaates Sikyon unter Vermittelung des Aratos, dessen Lebensgeschichte wir im Folgenden mittheilen.

2. Jugendschicksale des Aratos. Die Befreiung Sikyons.

Sikyon, eine alte, ansehnliche, durch Kunstfleiß ausgezeichnete Stadt, war seit dem Sturze ihrer dorischen, aristokratischen Verfassung ein Spiel der Demagogen geworden und darnach, wie gewöhnlich, den Tyrannen anheimgefallen (s. S. 5). Unter beständigen Unruhen und Empörungen wechselte es einen Zwingherrn mit dem anderen, bis es zwei wohlgesinnten, bei ihren Mitbürgern in allgemeinem Vertrauen stehenden Männern, Timokleidas und Kleinias, die Regierung übertrug. Als aber Timokleidas starb, bemächtigte sich Abantidas der Herrschaft und ließ den Kleinias tödten. Auch die Freunde und Verwandten desselben wurden theils aus dem Wege geräumt, theils des Landes verwiesen. Aratos, des Kleinias Sohn, damals erst ein Kind von sieben Jahren, war bei der allgemeinen Verwirrung unbemerkt aus des Vaters Hause entkommen. Rath- und hülflos irrte das Kind in der Stadt umher und gerieth von ungefähr in das Haus der Soso, der Schwester des Abantidas. Sie war von Natur ein gutherziges Weib und hatte überdies den Bruder des Kleinias zum Gatten; und da sie in der harmlosen Art, wie das bedrohete Kind ihr in die Hände kam, den Fingerzeig der Gottheit erkannte, verbarg sie es in ihrem Hause vor der Mordgier ihres Bruders und sendete es bei Nacht heimlich nach Argos.

Dieser Vorfall flößte dem Aratos schon in früher Jugend einen bitteren und unversöhnlichen Haß gegen die Tyrannen ein, der mit den Jahren immer stärker wurde. Von Gastfreunden seines Vaters in Argos trefflich erzogen, wuchs Arat zu einem wohlgebildeten, durch Muth wie durch Klugheit ausgezeichneten Jünglinge heran und genoß nicht nur seiner Abkunft, sondern auch seiner persönlichen Eigenschaften wegen großes Ansehen, so daß fast in demselben Maaße die Hoffnung der sikyonischen Verbannten als der Argwohn der Tyrannen von Sikyon ihr Augenmerk auf ihn gerichtet hielten.

Und in der That trug er sich in der Stille mit dem Plane, seine Vaterstadt dem Joche der Tyrannenherrschaft zu entreißen. Zwar war Abantidas nach kurzer Regierung ermordet worden und auch sein Vater Paseas, welcher ihm gefolgt war, bald darauf einem gleichen Schicksale unterlegen. Aber an ihrer Stelle hatte Nikokles, der Mörder des Letzteren, sich zum Oberherren aufgeworfen und schaltete über Sikyon mit gleicher Härte und Grausamkeit. Aratos knüpfte zu dem besagten Zwecke mit den Königen Antigonos von Makedonien und Ptolemäos von Aegypten Unterhandlungen an. Da aber beide in der Erfüllung ihres Versprechens sich zu säumig bezeigten, beschloß er, seinen Weg allein zu gehen und das kühne Vorhaben auf eigene Hand in's Werk zu setzen.

Er theilte seine Absicht erst einigen Freunden, dann auch den übrigen Verbannten mit. Von den Letzteren aber sagten ihm nur wenige ihren Beistand zu, da sie das Wagniß für zu gefährlich hielten und ihr Leben nicht einem Jünglinge anvertrauen wollten, dem, wie es schien, noch alle Erfahrung zu einem so verwegenen Unternehmen abging. Aratos ließ sich dadurch nicht irre machen. Er schickte Kundschafter nach Sikyon, welche die Lage der Tyrannenburg genau in Augenschein nehmen, die Höhe ihrer Mauern ermitteln und die Stelle ausfindig machen sollten, wo dieselbe am leichtesten zu übersteigen wäre. Er selber brachte eine Menge Waffen zusammen, was ohne Verdacht geschehen konnte, weil in jener Zeit der Peloponnes von herrenlosen Söldnerhaufen durchzogen wurde und alle öffentlichen Straßen durch diese Räuberhorden so unsicher gemacht waren, daß niemand anders als bewaffnet reis'te. Während er solchermaaßen im Stillen alles zum Ueberfalle vorbereitete, gab er sich öffentlich das Ansehen eines Mannes, der auf nichts als auf sorglosen Lebensgenuß und tägliche Lustbarkeit bedacht war, und täuschte damit die vom Tyrannen abgeschickten Späher, welche, wie verlautete, heimlich in Argos umherschlichen und den Arat auf allen Schritten und Gängen beobachteten. Früh mit dem Tage ließ er sich schon auf dem Markte finden, lustwandelte mit seinen Freunden umher, besuchte die Ringschule und nahm dann etliche junge Leute mit sich nach Hause, welche mit ihm zu schmausen und zu zechen gewohnt waren. Dann sah man seine Sclaven auf dem Markte umhergehen; der eine trug Kränze, ein anderer kaufte Fackeln ein, der dritte redete mit Sängerinnen und Flötenspielerinnen, die bei keinem Gastgebote fehlen durften. Die Späher sahen dies und raunten einander mit Lachen zu: „In der That, ein Tyrann muß ein recht furchtsames Thier sein, da sich Nikokles, im Besitz einer so ansehnlichen Stadt und gewaltigen Macht, vor einem Jünglinge fürchtet, der, fern von jedem ernsteren Lebenszwecke, sein Geld, das ihm in der Verbannung doch zeitig genug zum eigenen Unterhalte wird nöthig werden, in täglichen Lustbarkeiten und Schmausereien verschleudert."

Die auf solche Weise getäuschten Kundschafter begaben sich also wieder hinweg und beschwichtigten den Verdacht des Tyrannen. Jetzt brach Arat nach Sikyon auf. Er hatte dreißig von seinen eigenen Sclaven bewaffnet; auch von seinen Freunden war ihm eine hinreichende Zahl zu diesem Unternehmen gestellt worden, wozu noch ein Haufe ehemaliger Soldaten kam, welche er von dem Räuberhauptmanne Xenophilos in Sold genommen hatte. Diese warteten seiner am sogenannten Thurme des

Polygnotos, von wo aus die vereinte Schaar auf Sikyon losrückte und bei untergehendem Monde vor der Tyrannenburg anlangte.

In der Nähe der Mauer, da, wo dieselbe am leichtesten zu übersteigen war, wohnte ein Gärtner, welcher zur Bewachung seines Besitzthums sich mehrere kleine Hunde hielt. Aratos hatte den Kaphesias nebst einigen Anderen vorausgeschickt, welche sich für Wandersleute ausgeben, bei dem Gärtner Nachtherberge begehren, sich seiner Person bemächtigen und ihn sammt seinen Hunden einsperren sollten. In Hinsicht des Gärtners war ihnen alles gut gelungen; die kleinen Beller aber waren entschlüpft und erhoben jetzt, als man die Leitern anlegte, einen entsetzlichen, durch nichts zu beschwichtigenden Lärmen. Darüber wurde die Mehrzahl der Gefährten des Aratos so verzagt, daß sie ihn fast nöthigten, umzukehren und sein Vorhaben aufzugeben. Gleichwohl drang er vorwärts, und schon hatten etliche die Mauer erstiegen, als der Hauptmann, welcher die Morgenwache übergab, von vielen Wächtern und Fackeln begleitet, die Runde machte. Die Hinaufgestiegenen bückten und verbargen sich, so gut sie konnten. Aber jetzt erhob sich auch ein Jagdhund, welcher im benachbarten Thurme lag, durch das Gebell der kleinen Gärtnerhunde aufmerksam gemacht, aus seiner trägen Ruhe, schlug erst ganz gemächlich an, dann aber, als er die Schritte der Heranschleichenden vernahm, immer heftiger, so daß die ganze Gegend von eiferndem Gebelle wiederhallte. Die Wache, welcher dies auffiel, rief den Jäger an: „Warum bellt der Hund so sehr? was geht Neues vor?“ Der Jäger rief zurück: es gehe nichts vor; der Hund werde nur durch die Fackeln der Wache und die Klingel des Hauptmanns unruhig gemacht.

Diese glücklich überstandene Gefahr gab den Leuten des Arat neuen Muth. Es stieg jetzt einer nach dem anderen hinauf und besetzte die Mauer. Da aber die Leitern, die man, in Kornfässern verborgen, dem Zuge nachgeführt hatte, nur leicht gearbeitet waren, so daß nur einer auf einmal sie betreten durfte, so verging darüber viel Zeit. Es meldete sich der Anbruch des Tages; die Hähne fingen an zu krähen, und das Landvolk, welches Lebensmittel zum Verkauf von den Dörfern in die Stadt brachte, zog einzeln vorüber. Arat glaubte daher nicht länger säumen zu dürfen. Als im Ganzen vierzig Mann die Mauer erstiegen hatten, eilte er selber hinauf, ging mit ihnen auf den Palast los und überfiel unversehens die Wache, ohne einen einzigen Mann zu tödten. Mittlerweile stießen auch die anderen zu ihm, und sofort schickte er zu seinen Freunden in die Stadt, daß sie aus ihren Häusern herbeikommen und ihm Beistand leisten sollten. Diese eilten von allen Seiten freudig herbei.

Als der Tag anbrach, und die Bürger sich zur Volksversammlung im Theater einfanden, erschien ein Herold unter ihnen mit dem öffentlichen Ausrufe: „Ihr Bürger! Aratos, des Kleinias Sohn, ist heimgekommen, um euch zur Freiheit zu verhelfen!“ Auf diese Botschaft, welcher schon ein dunkles Gerücht vorausgegangen war, machte das Volk in hellen Haufen sich auf, stürmte den Palast des Tyrannen und steckte ihn in Brand. Nikokles aber hatte sich durch unterirdische Gänge davongemacht und die Stadt verlassen. Weder auf Seiten der Angreifer noch der Vertheidiger war jemand getödtet oder verwundet worden und diese schöne That der Befreiung durch ein günstiges Geschick von Bürgerblute rein und unbefleckt geblieben.

3. Sikyons Beitritt zum achäischen Bunde. Aratos ordnet die inneren Verhältnisse seiner Vaterstadt.

Aratos rief hierauf alle von den früheren Tyrannen Verbannten nach Sikyon zurück. Es waren ihrer nicht weniger als fünfhundert und achtzig. Einige unter ihnen hatten fast an die funfzig Jahre im Elende verbringen müssen. Diese Vertriebenen nun, mehrentheils arm, erhoben jetzt Ansprüche auf das, was sie vormals besessen hatten, verlangten ihre Häuser und Grundstücke zurück, die seit langer Zeit schon in Anderer Hände übergegangen waren, und stürzten den Arat, da eine solche Wiedererstattung unmöglich war, in große Unruhe und Bekümmerniß; da er den Staat mit innerer Zwietracht und Verwirrung bedroht sah, während von außen Antigonos nur auf eine Gelegenheit wartete, sich desselben zu bemächtigen. Um daher der Freiheit Sikyons einen festeren Halt zu geben, überredete er seine Mitbürger, sich an den achäischen Bund anzuschließen (252 vor Chr.). Diese nahmen denn auch, obwohl ihrem Ursprunge nach Dorier, freiwillig den Namen und die Verfassung der Achäer an und halfen durch ihren Beitritt diesem Bunde, welcher bis dahin kaum die Macht einer mittelmäßigen Stadt besessen hatte, zu solchem Ansehn und innerer Stärke, daß er sich bald zum Stimmführer in den Angelegenheiten des Peloponnesos erhob und zum Hort der hellenischen Freiheit wurde.

Griechenland durch innere Eintracht und gute Zucht wieder frei, stark und unüberwindlich zu machen, war der große Gedanke, welcher den Aratos beseelte, und sein eigenes Beispiel zeigte, wie der Einzelne zu solchem Zwecke sich in Demuth und Selbstverleugnung den Ordnungen des Gemeinwesens ganz und ohne Rückhalt unterwerfen müsse. Denn wiewohl der Bund der Achäer erst durch ihn eine Bedeutung gewonnen hatte, indem er das Ansehn seines eignen Namens und die Macht seiner Vaterstadt mit ihm verknüpfte, so unterwarf er sich doch mit freudiger Bereitwilligkeit den Anordnungen der Bundesvorsteher. Er diente unter der Reiterei des Bundes und erwies sich gleich dem gemeinen Soldaten gegen den Strategen der Achäer in allen Stücken gehorsam, mochte dieser nun ein Dymäer oder Tritäer oder aus einer noch geringeren Stadt Achajas sein.

Um die heimgekehrten Verbannten zu befriedigen faßte er den Entschluß, sich an die Freigebigkeit des Königs Ptolemäos zu wenden. Er ging in Methone nach Aegypten unter Segel. Kaum aber hatte das Schiff die offene See erreicht, als sich ein mächtiger Sturm erhob und das Meer dermaaßen zu toben anfing, daß der Steuermann sich außer Stande sah, das Fahrzeug länger zu regieren. Lange in der Irre umhergetrieben, erreichten sie mit ge-

nauer Noth die Insel Andros, wo Antigonos, dessen Botmäßigkeit sie unterworfen war, eine Besatzung liegen hatte. Aratos stieg, um der Gefangennehmung zu entgehen, in Begleitung eines einzigen Freundes, Namens Timanthes, an's Land, entfernte sich sofort weit vom Gestade und versteckte sich in einem dichten Walde, wo er die Nacht sehr kümmerlich zubrachte. Kaum daß Arat das Schiff verlassen hatte, so traf auch schon der Befehlshaber der Stadt ein, erklärte Fahrzeug und Leute für Feinde, bemächtigte sich der Mannschaft sammt der Ladung, aber den Arat fand er zu seinem großen Verdrusse nicht. Dieser unterdessen war einige Tage lang völlig rathlos, was er beginnen sollte, als ihn ein unverhoffter Glücksfall aller Verlegenheit mit einem Male entriß. Ein römisches Schiff näherte sich gerade demjenigen Orte, wo er sich verborgen hielt oder nach einem Retter ausschaute, nahm den Flüchtling an Bord und brachte ihn, auf der Fahrt nach Syrien begriffen, glücklich nach Karien, von wo er nach Aegypten übersetzte.

Gleich nach seiner Ankunft wurde er vor den König gelassen und mit Wohlwollen empfangen. Aratos war ein geübter Kenner der Malerei. Er hatte schon bisher dem Ptolemäos viele treffliche Werke der Meister von Sykion, welches in jenem Zeitalter als Sitz der schönen Künste hochberühmt war, überschickt, und diesen Fürsten sich dadurch sehr verpflichtet. Seine feinen Sitten im Umgange mehrten die Gunst, die er schon vorher besessen, so daß ihm Ptolemäos seine Bitte gern gewährte und zum besten seines Vaterlandes ein Geschenk von hundert und funfzig Talenten machte.

Durch Vertheilung dieser Summe unter die Verbannten legte Aratos nach seiner Heimkehr die Streitigkeiten zwischen den Armen und Reichen glücklich bei und befestigte dadurch die Wohlfahrt und Sicherheit des ganzen Volkes. Verehrungswürdig erschien hierbei besonders auch die Bescheidenheit, mit welcher er von seiner Gewalt Gebrauch machte. Denn obwohl man ihn zum einzigen, mit unumschränkter Gewalt bekleideten Richter und Schiedsmann zwischen den streitenden Parteien ernannt hatte, da die eine wie die andere in seine Rechtschaffenheit ein unbegrenztes Vertrauen setzte: so verzichtete er gleichwohl darauf, die ihm vorgelegten Rechtshändel einzig und allein zu entscheiden, und erlas sich dazu noch funfzehn redliche Männer, mit denen er nach vieler Mühe und langen Berathungen unter allen Bürgern Frieden und Eintracht zu Stande brachte. Für dieses edle Versöhnungswerk wurde ihm von allen seinen Mitbürgern die verdiente Ehre zu Theil, und die vormals Verbannten errichteten ihm eine Bildsäule mit ehrender Inschrift.

4. Die Eroberung von Akrokorinth.

Zum ersten Male von den Achäern zum Strategen ernannt, machte er einen Einfall in das gegenüber gelegene Lokris und Kalydonien und zog den Boiotiern gegen die Aetolier zu Hülfe, konnte aber erst eintreffen, als diese bereits bei Chäroneia eine Niederlage erlitten hatten. Im folgenden Jahre, in welchem er abermals das Strategenamt bekleidete, führte er seinen Anschlag auf Akrokorinthos aus, wodurch er sich nicht um den achäischen Bund allein, sondern um ganz Griechenland das größte Verdienst erwarb. Die Landenge des Isthmos scheidet bekanntlich die beiden Meere, welche in Ost und West die Küste Griechenlands bespülen, und verknüpft zugleich die peloponnesische Halbinsel mit dem Festlande von Hellas. Auf diesem wichtigsten Punkte nun erhebt sich die Burg von Korinth, Akrokorinthos genannt, auf einem steilen und unzugänglichen Felsen. Die Lage dieser Feste macht es daher demjenigen, der sie besetzt hält, möglich, alle Gemeinschaft zwischen Hellas und dem Peloponnes, allen Zuzug und feindliche Durchmärsche, nebst allem Verkehr und Handel zu verhindern, so daß man mit Recht Korinth „die Fessel Griechenlands“ genannt hat.

Dieser Platz war damals in den Händen des Antigonos, der eine makedonische Besatzung daselbst hielt Schon seit Jahren war Aratos mit dem Gedanken umgegangen, ihn wieder an sein Vaterland zu bringen, und erhielt jetzt durch einen Syrier, Erginos, eine unerwartete Gelegenheit, diesen Plan in's Werk zu setzen. Erginos nemlich, welcher einen Bruder unter der Besatzung von Akrokorinth hatte, erbot sich, dem Aratos einen geheimen, schräg durch den Felsen gehauenen Fußsteig zu zeigen, auf welchem man an einen Ort gelange, wo die Mauer der Burg nur funfzehn Fuß hoch sei, und auch sein Bruder Diokles solle ihm beim Ueberfalle der Feste behülflich werden. Aratos dagegen versprach ihm, wenn der Anschlag glücklich von Statten ginge, sechzig Talente, und wenn er fehlschlüge, sie selber aber mit dem Leben davon kämen, jedem ein Haus und ein Talent zu geben. Die beiden Brüder aber verlangten, damit ihnen das Versprochene auf jeden Fall gesichert wäre, daß Aratos jene sechzig Talente bei dem Wechsler Aegias niederlegen sollte. Aratos, welcher weder selbst so viel Geld hatte, noch auch, um keinen Verdacht zu erregen, eine so hohe Summe von einem Andern borgen wollte, nahm den größten Theil seiner kostbaren Trinkgefäße und das Geschmeide seiner Gemahlin und übergab es dem Aegias zum Pfande. Denn er war hochherzig genug, um mit einem Phokion und Epaminondas, von denen er wußte, daß sie unter allen Hellenen die Gerechtesten und Tugendhaftesten gewesen, weil sie weder große Geschenke angenommen noch überhaupt dem Reichthume den Vorzug vor dem Sittlichguten gegeben hatten, an Edelmuth zu wetteifern und sein ganzes Vermögen zu einer Unternehmung herzugeben, deren Gefahr er zum besten aller, ohne daß diese selbst etwas davon wußten, allein über sich nahm. Den besten Theil von seinem Hab' und Gute gab er um eine Gelegenheit hin, bei Nacht mitten unter die Feinde geführt zu werden, mit ihnen auf Leben und Tod zu fechten für nichts Anderes als die Hoffnung, eine edle That zu verrichten!

Wie alles zum Ueberfalle bereit war, hinterließ Arat dem übrigen Heere den Befehl, die Nacht über unter den Waffen zu bleiben, und rückte mit vierhundert auserlesenen Kriegern auf Korinth los. Es war im Sommer, zu einer Zeit, wo der Vollmond schien. Zudem war die Nacht ohne Wolken und ganz hell, so daß man in Sorgen stand, durch den Wiederschein der Waffen den Wächtern entdeckt zu werden. Kaum aber hatten sich die Ersten der Stadt genähert, als sich vom Meere her finsteres Gewölk aufthürmte und die Stadt sammt der ganzen Umgegend über-

schattete. Dort setzten sie sich nieder und zogen die Schuhe aus, um im Gehen kein Geräusch zu machen und desto sicherer die Leitern besteigen zu können. Erginos schlich unterdessen mit sieben wie Wanderer gekleideten Jünglingen an das Thor und stieß den Pförtner sammt den Wächtern nieder. Zu gleicher Zeit überstieg Aratos mit hundert Mann die Mauer, rückte mit ihnen eiligst durch die Stadt auf die Burg zu und war voller Freude, als habe er schon darum, weil man ihn nicht entdeckt hatte, den Sieg in den Händen.

Im Fortrücken stieß er auf eine Schaarwache von vier Mann, welche Licht bei sich hatte, ihn aber gleichwohl nicht bemerkte, weil er sich im Schatten hielt, von ihm hingegen deutlich erkannt wurde. Er legte sich mit seinen Leuten hinter einigen Wänden und Schutthaufen auf die Lauer, fiel dann plötzlich über sie her und hieb drei Mann davon nieder. Der vierte aber lief mit einer Schwertwunde am Kopfe davon und schrie laut, es seien Feinde in der Stadt. Nach kurzer Weile bliesen die Trompeter Lärmen. Die ganze Stadt kam in Bewegung; die Straßen füllten sich mit hin- und wiederlaufenden Menschen. Unten in der Stadt sowohl als droben auf der Burg flammten eine Menge Fackeln auf und erleuchteten die Gegend. Von allen Seiten her drang verworrenes Geschrei.

Aratos rückte um so rascher vorwärts, verfehlte aber in der Eile den verborgenen Felsensteg, welcher durch viele Umwege und Krümmungen an die Mauer führte, und erreichte erst nach ungeheurer Anstrengung und großem Zeitverluste die bezeichnete Stelle, wo sich sofort der heftigste Kampf mit der Besatzung entspann. Unterdessen waren aber auch die dreihundert Mann, welche Arat vor den Thoren in der Nähe des Heratempels zurückgelassen hatte, in die Stadt eingedrungen. Aber auch sie fanden den Fußsteig nicht, auf welchem sie den Vorangegangenen folgen sollten und verbargen sich an einem tiefschattigen Felsenhange, wo sie eine Zeit lang voller Unruhe und Verzweiflung stehen blieben, völlig rathlos, wohin sie sich wenden und was weiter geschehen solle. Aber gerade dieser Unfall kam dem Unternehmen selber unversehens zu statten. Archelaos nemlich, der Feldhauptmann des Königs, rückte mit einem starken Kriegerhaufen unter lautem Geschrei und Trompetenschall aus der Stadt gegen die Burg empor, um dem Aratos in den Rücken zu fallen, und zog an den Dreihunderten vorüber. Diese brachen alsbald aus ihrem Hinterhalte hervor, metzelten die vordersten Glieder nieder, schlugen die Uebrigen, welche über diesen unvermutheten Angriff in Verwirrung geriethen, in die Flucht und setzten ihnen so weit nach, bis sie alle aus einander liefen und sich in die Stadt zerstreuten.

Während nun die Dreihundert nach dieser Seite hin ihren Sieg verfolgten, traf Erginos mit der Nachricht ein, daß Aratos droben an der Mauer mit den Feinden in hartnäckigem Gefechte begriffen sei und eilends ihre Hülfe erheische. Sie verlangten darauf, er solle sie sofort dahin führen und gaben sich schon in der Ferne durch ihr Feldgeschrei zu erkennen, um ihren Freunden neuen Muth zu machen. Der volle Mond, der auf ihren Waffen wiederglänzte, ließ sie, während sie in langem Zuge emporrückten, an Menge noch weit stärker erscheinen, und der Wiederhall ihres Feldgeschreies in den Bergen und Schluchten bei der Stille der Nacht unterstützte diese Täuschung. Endlich trafen sie mit der kleinen Schaar des Aratos zusammen, trieben die Besatzung zurück, erstiegen die Mauer und eroberten die Burg, als eben der Tag anbrach und die Sonne ihre ruhmvolle That bestrahlte. Jetzt traf auch das übrige Heer aus Sikyon ein, rückte durch die von den Bürgern freiwillig eröffneten Thore in die Stadt und nahm das königliche Kriegsvolk gefangen.

Als Arat seinen Sieg völlig gesichert sah, stieg er von der Burg herab und erschien im Theater, wo eine unendliche Menge Volks zusammenströmte, begierig, diesen Mann zu sehen und die Rede zu vernehmen, welche er an die Korinthier halten würde. Er besetzte alle Eingänge mit Achäern und trat darauf, noch im Harnisch, auf die Bühne. Die tiefe Ermattung, welche den übermäßigen Anstrengungen des nächtlichen Kampfes gefolgt war, hatte sein Ansehen ganz verändert. Der Muth und die Freude seiner Seele schien von der Müdigkeit des Leibes überwältigt. So stand Arat, mit der Rechten auf den Spieß gelehnt, lange sprachlos, von dem Frohlocken vieler Tausende umwogt, die seine Tugend feierten und sein glückliches Geschick lobpriesen. Als endlich eine Stille eintrat, nahm er seine Kräfte zusammen und hielt eine Rede, die seiner That gemäß war. Er bewog die Korinthier, dem Bunde der Achäer beizutreten, und übergab ihnen die Schlüssel ihrer Thore, welche seit des Königs Philippos Zeiten damals zum ersten Male wieder in ihre Hände kamen (243 v. Chr.).

Von den Hauptleuten des Antigonos schenkte er dem Archelaos die Freiheit; den Theophrast dagegen, welcher sich weigerte, Korinth zu verlassen, ließ er hinrichten. Mit der Stadt und der Burg bekam er auch den Hafen Lechäon nebst fünfundzwanzig Schiffen in seine Gewalt. Die fünfhundert Pferde und vierhundert Syrer, welche er erbeutet hatte, verkaufte er und übergab Akrokorinthos den Achäern, welche eine Besatzung von vierhundert Mann sammt funfzig Hunden und ebenso vielen Jägern hineinlegten.

5. Glückliche Fortschritte des achäischen Bundes.

Plutarch stellt die im Vorigen erzählte Unternehmung so hoch, daß er sie „die letzte hellenische That" nennt: indem sie sowohl in Hinsicht der Kühnheit als des Glückes den größten Heldenthaten der alten Hellenen an die Seite gesetzt werden könne, wie sich schon aus ihren Erfolgen erkennen lasse. Megara fiel von Antigonos ab und trat dem achäischen Bunde bei; ebenso Troizen und Epidauros. Arat that seinen ersten Einfall in das athenische Gebiet, plünderte Salamis, schenkte aber allen gefangenen Bürgern Athens ohne Lösegeld die Freiheit; und diese edelmüthige Handlung weckte zuerst in den Athenern den Entschluß zum Aufstande gegen die Herrschaft der Makedonier. Dem Könige Ptolemäos wirkte er die Stelle eines obersten Heerführers der Achäer aus, wodurch er dem Bunde den Beistand dieses mächtigen Herrschers sicherte. Das eigene Heer aber war durch solche Erfolge mit so hoher Zuversicht und Freudigkeit erfüllt, daß Arat es gebrauchen konnte, wozu er nur wollte. Sein Ansehen war so über-

wiegend, daß er wenigstens alle zwei Jahre zum Strategen erwählt wurde, da die bestehenden Bundesgesetze verwehrten, einem und demselben Mann diese Stelle zweimal nach einander zu übertragen. In Wahrheit aber war er durch Thaten und Rathschläge nicht bloß während seiner Amtsjahre, sondern zu aller Zeit Führer der Achäer, da sie die Ueberzeugung gewonnen hatten, daß er weder Reichthum noch Ehre noch die Freundschaft der Könige noch den Nutzen der eigenen Vaterstadt noch sonst etwas dem Gedeihen des Bundes vorziehe. Denn sein ganzes Wirken und Streben ging von der Ueberzeugung aus, daß Staaten, welche an und für sich schwach wären, durch gegenseitige Vereinigung ihre Selbsterhaltung sichern könnten. Es verhielte sich damit, wie mit den Gliedern des Leibes. Denn gleich wie diese, so lange sie mit einander verbunden wären, Kraft und Leben hätten und hingegen welken und verwesen müßten, wenn eines von dem andern getrennt und geschieden würde: so gingen auch Städte, welche das Band der Einigkeit auflösten, zu Grunde, während sie als Theile eines größeren Ganzen an Macht und Würde gewönnen.

Mit besonderem Eifer arbeitete er daran, den Tyrannen von Argos zu stürzen und dieser Stadt die Erziehung, die er daselbst genossen hatte, mit ihrer Freiheit zu vergelten. Aber seine Anschläge schlugen beständig fehl. Einmal war er mit einem Haufen Bewaffneter schon in die Stadt eingedrungen und hatte den Kampf gegen die Söldner des Tyrannen Aristippos bis gegen Tagesanbruch mit Hartnäckigkeit fortgeführt, so daß Letzterer bereits alles verloren gab und seine Schätze nach dem Meere flüchtete. Aber die Argeier, unter der langen Knechtschaft entnervt, leisteten keinen Beistand, sondern sahen müßig dem Kampfe zu, gleichsam als wenn hier nicht um ihre Freiheit, sondern um den Preis bei den nemeïschen Spielen*) gestritten würde und ihnen als unparteiischen Richtern nur obläge, Acht zu geben, wer von beiden Kämpfern sich am besten hielte. Und so mußte er endlich, da seine Mannschaft Mangel an Wasser litt, und er selber, durch einen Wurfspieß in die Hüfte verwundet, nach und nach von Kräften kam, unverrichteter Dinge wieder zurückgehen. Späterhin gewann er die argeiische Stadt Kleonä für den Bund der Achäer, und als Aristipp sie dafür züchtigen wollte, schlug ihn Arat in einem harten Treffen, wobei der Tyrann selber auf der Flucht den Tod fand. Aber auch diesmal konnte er Argos, wo sofort Aristomachos mit Hülfe der Makedonier sich der Herrschaft bemächtigte, nicht in seine Gewalt bekommen.

Dagegen gelang es ihm, Megalopolis, die bedeutendste Stadt in Arkadien, auf friedlichem Wege in Freiheit zu setzen. Er bewog nemlich den dortigen Tyrannen Lysiades, einen talentvollen Jüngling, der nicht wie die übrigen Gewaltherren aus gemeiner Habsucht, sondern aus Ehrgeiz sich zum Alleinherrscher aufgeschwungen hatte, freiwillig die Herrschaft niederzulegen und mit seiner Stadt in den achäischen Bund zu treten. Diese edelmüthige That fand so lebhaften Beifall, daß Lysiades zum Strategen erwählt wurde und eine Zeit lang abwechselnd mit Arat die Leitung des Bundes überkam. Aber seine Begier, den Ruhm dieses Mannes zu überflügeln, riß ihn zu manchen gefährlichen und unnützen Unternehmungen fort. Erlittene Unfälle schob er dem Aratos zu, klagte ihn öffentlich der Fahrlässigkeit und Feigheit an und war nahe daran, den Bund seines besten und redlichsten Führers zu berauben, wenn die Achäer nicht bald genug den Unterschied zwischen seiner erkünstelten Tugend und der ächten, unverfälschten des Arat erkannt hätten. Dieser fand denn auch bald darauf Gelegenheit, seine Tüchtigkeit abermals auf das glänzendste zu bewähren. Dies geschah im Kriege mit den Aetoliern.

Wie nemlich im Peloponnes der achäische, so war in Mittelgriechenland schon zu den Zeiten des Antipatros der ätolische Bund gegen die Umgriffe der Makedonier aufgetreten und hatte durch kühne Waffenthaten seinen Einfluß über das südliche Thessalien, Akarnanien, Phokis, Lokris und Boiotien verbreitet. Ein Zusammenwirken beider Staatenbündnisse hätte die Unabhängigkeit Griechenlands gegen auswärtige Mächte für immer sicher stellen können. Allein der noch halbbarbarische, selbstsüchtig-rohe und gewaltthätige Charakter der Aetolier hinderte nicht blos eine Vereinigung, sondern stellte sie auch bald in ein feindseliges Verhältniß zu den Achäern. Eroberungslust und Begier nach Beute reizte sie jetzt zu einem Einfall in den Peloponnes. Achaja und seine Bundesgenossen bereiteten sich zur Gegenwehr. Zu den Achäern stieß auch der junge König von Sparta, Agis III., mit seinem Heere und drang darauf, daß man den Aetoliern über den Isthmos entgegengehe und bei Megara die Schlacht liefere. Dieser Vorschlag gewann den Beifall der Achäer. Aratos aber widersetzte sich, ließ alle Vorwürfe und Spöttereien, die man über ihn, als einen feigen und zaghaften Mann, ergoß, ruhig über sich ergehen und sich in seinem Plane und Maaßregeln für das allgemeine Beste durch die scheinbare Schande nicht irre machen. Unangefochten ließ er die Aetolier im Peloponnes einziehn und die Stadt Pellene nehmen. Aber sobald dies geschehen war, blieb er der Mann nicht mehr, der er bisher gewesen. Ohne länger zu zaudern und abzuwarten, bis sich das Heer von allen Orten her versammelt hatte, ging er mit derjenigen Mannschaft, die gerade beisammen war, in stürmischer Schnelligkeit auf die Feinde los, während sie sich plündernd in tobendem Uebermuth in den Häusern und Straßen der Stadt zerstreut hatten, sich gegenseitig verdrängten und um die Beute schlugen. Ehe noch die Nachricht, Aratos sei im Anzuge, allen zu Ohren gekommen, hatte er schon einen Theil der Feinde an den Thoren und in den Vorstädten überwältigt. Während die übrigen zur Hülfe herbeieilten und sich in Ordnung stellten, strömten ihnen die fliehenden schon entgegen und versetzten alles in Schrecken und Verwirrung. Ein seltsamer Zufall kam überdies den Achäern zu Hülfe. Die Aetolier hatten sich der Weiber und Töchter der Pellener bemächtigt. Jeder hatte derjenigen, die er gefangen, seinen Helm aufgesetzt, damit sie ihm ein Anderer nicht wegnehme und jedermann an dem Helme ersehen könne, wer ihr Herr sei. Unter den Gefangenen befand sich auch die Tochter eines angegesehenen Bürgers, Epigethes, eine Jungfrau von schönem und erhabenem Ansehen. Ein ätolischer Hauptmann hatte sie in den Tempel der Artemis für sich in Sicherheit gebracht und ihr seinen mit drei Federbüschen geschmückten

*) Diese wurden alle zwei Jahre unter gemeinschaftlicher Aufsicht von Argos, Korinth und Kleonä gefeiert.

Helm auf's Haupt gesetzt. Als diese nun draußen das Kriegsgetümmel vernahm, trat sie eilends aus dem Tempel heraus, stellte sich an das Thor und blickte von dort, noch mit dem Helme auf dem Haupte, auf die Streitenden herunter. Dieser überraschende Anblick versetzte die Aetolier, gleich als sei eine Göttin den Achäern zur Hülfe gegenwärtig, dermaaßen in Bestürzung, daß sie alle Gegenwehr aufgaben und siebenhundert Todte hinterlassend die Stadt räumten. Unter Vermittelung des Pantaleon, welcher bei den Aetoliern in großem Ansehen stand, brachte Aratos hierauf zwischen ihnen nicht nur einen Frieden, sondern auf einige Zeit sogar ein Bündniß zu Stande, welches aber leider nicht von langem Bestande war.

Bald darauf starb Demetrios II., der Sohn und Nachfolger des Antigonos Gonatas, und jetzt suchten auch die Athener sich der Makedonier zu entledigen. Im Vertrauen auf die Rechtschaffenheit und den Edelmuth des Arat riefen sie ihn, der damals nicht einmal Strateg war, zu Hülfe. Alsbald vergaß er alle früheren Beleidigungen, die ihm von Seiten der Athener widerfahren waren. Obwohl noch krank, ließ er sich in einer Sänfte nach Athen tragen und brachte den makedonischen Befehlshaber Diogenes dahin, gegen eine Summe von hundert und funfzig Talenten den Athenern den Peiräos, Munichia, Salamis und Sunion zu überlassen. Athen trat hierauf dem Bunde bei, bald darauf auch die Aegineten, Hermione, der größte Theil von Arkadien und endlich sogar auch Argos, dessen Tyrann Aristomachos, durch die Vorstellungen des Arat bewogen, seine Herrschaft niederlegte und dafür zum achäischen Bundeshauptmann ernannt wurde.

6. Der kleomenische Krieg.

Der achäische Bund stand jetzt in der höchsten Blüthe seiner Macht und Geltung. Unter den peloponnesischen Staaten verweigerten nur noch Lakedämon, Elis, Messenien und der kleinere Theil der Arkadier die Theilnahme. Aber eben damals trat gegen die Achäer ein Gegner auf, welcher nicht nur dem weiteren Wachsthume des Bundes eine Grenze setzte, sondern ihn sogar der Gefahr seiner völligen Auflösung ganz nahe brachte. In Sparta war ein junger, unternehmender König, Kleomenes III., zur Regierung gekommen, der voll Begeisterung für die vormalige Größe seines Vaterlandes und die Tugend der Väter die alten lykurgischen Gesetze wieder einführte und dem spartischen Volke einen neuen Aufschwung gab. Nur durch glückliche Kriege nach außen durfte er hoffen, der gewaltigen Staatsumwälzung, die er durchgesetzt hatte, Sicherheit und Halt zu geben. Selbst der Gedanke an eine Wiederherstellung der lakedämonischen Obmacht über den Peloponnes stand der Ruhmbegier dieses Jünglings nicht zu hoch. So kam es zwischen Sparta und dem achäischen Bunde erst zu einzelnen Fehden und seit 225 vor Chr. zum völligen Kriege, welcher zum entschiedenen Nachtheile des Letzteren ausschlug.

In diesem Kriege zeigte sich immer deutlicher, daß Aratos mehr zum Staatsmanne als zum Feldherren geeignet war. Zwar klug und schlau und überaus geschickt, heimliche Unternehmungen auszuführen, Städte und Tyrannen durch Ueberraschung zu bewältigen oder durch Unterhandlung und Verträge zu gewinnen, aber meistens zu bedenklich und zaghaft, um in offener Feldschlacht alles zu wagen und seinen Ruhm auf's Spiel zu setzen, war er den ungewöhnlichen Feldherrntalenten wie der stürmischen Tapferkeit eines Kleomenes nicht gewachsen. Derselbe Mann, der in früheren Jahren durch kühnes Wagen so viele unmöglich scheinende Dinge glücklich in's Werk gesetzt hatte, ließ sich jetzt eben so oft die möglichen Erfolge durch allzugroße Behutsamkeit aus den Händen gehen. Am Berge Lykäon von Kleomenes geschlagen und schon für todt angesagt, machte er zwar diese Niederlage durch plötzlichen Ueberfall Mantineias wieder gut, so daß er mit einem schon überwundenen und zerstreuten Heere mehr gewann als durch einen Sieg; aber vor den Thoren von Megalopolis fiel Lysiades bei allzukühner Verfolgung des Feindes, weil der vorsichtige Arat ihm die nöthige Unterstützung verweigerte. Dieser Vorfall gab den Widersachern des Letzteren Gelegenheit zu einer öffentlichen Anklage, in Folge deren er im nächsten Jahre das Strategenamt ausschlug und einem ungeschickten Führer überließ. Jetzt unterwarf sich Kleomenes den größten Theil des Peloponnes und bedrängte die Achäer so sehr, daß sie nach der großen Niederlage bei Hekatombäon Abgeordnete sandten und Unterhandlungen anknüpften. Kleomenes stellte keine weiteren Friedensbedingungen, als daß man ihn zum Bundeshauptmann ernenne. Die Achäer waren nicht abgeneigt, dies zu bewilligen, und luden ihn zur Bundesversammlung nach Argos ein. Aber sei es nun, daß Eifersucht gegen den glücklichen Emporkömmling und der Eigensinn des Alters den Arat seiner bisherigen Denkart untreu machten, sei es, daß er in dem gewaltsamen Charakter des Kleomenes die ihm durchaus verhaßte Tyrannennatur zu erkennen glaubte und in der Wiederherstellung der spartischen Hegemonie das Grab der hellenischen Freiheit fürchtete: — er vereitelte eine Vereinigung, welche dem achäischen Bunde anstatt eines verderblichen Gegners einen wackeren Vorfechter gewonnen und die gesammten peloponnesischen Staaten zu einer in sich geschlossenen Macht verknüpft hätte.

Kleomenes erklärte hierauf von neuem den Krieg, entriß den Achäern eine Stadt nach der andern und erschütterte den ganzen Peloponnes. Im Bunde selbst griff Unzufriedenheit und Spaltung um sich. Argos fiel dem Kleomenes zu. Korinth war der achäischen Regierung überdrüssig und wartete nur auf gleiche Gelegenheit zum Abfall. In keiner Stadt fehlte es an Solchen, die mit Neuerungen umgingen oder mit Kleomenes bereits in Einverständniß getreten waren. Arat suchte kraft der ihm verliehenen Gewalt dem Verderben mit Strenge zu begegnen und ließ in Sikyon einige, die sich hatten bestechen lassen, greifen und hinrichten.

Als er aber zu demselben Zwecke nach Korinth kam, gerieth er selber in Gefahr, Freiheit und Leben zu ververlieren. Das Volk versammelte sich im Tempel der Apollon, wohin es auch den Aratos rufen ließ, um, schon zum Abfall entschlossen, sich seiner lebendig oder todt zu bemächtigen. Arat stellte sich ein. Aber kaum war er vom Pferde gestiegen, welches er am Zügel neben sich herführte, als die Korinther schon aufsprangen und mit Vor-

würfen und Schimpfreden auf ihn einfuhren, so daß dem Arat über ihre böse Absicht kein Zweifel blieb. Gleichwohl ließ er nicht die geringste Bestürzung merken. Mit heiterer Miene und sanftmüthigem Tone erwiederte er, sie sollten sich nur setzen und kein solches Geschrei erheben, sondern auch diejenigen hereinlassen, welche noch draußen stünden. Indem er dies sagte, ging er ganz langsam etwas auf die Seite, als ob er jemandem sein Pferd übergeben wollte. Mit den Korinthiern, die ihm begegneten, redete er ganz unerschrocken und forderte sie auf, die Versammlung im Apollontempel nicht zu versäumen. Als er aber in die Nähe der Burg gekommen, warf er sich auf sein Pferd, befahl dem Befehlshaber der Burg, sich bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen, und sprengte auf dem Wege nach Sikyon davon. Nur dreißig Kriegsleute folgten ihm, die übrigen hatten seine Sache verlassen und sich zerstreut. Die Korinthier setzten ihm, sobald sie seine Flucht erfuhren, mit Eifer nach, ohne ihn jedoch einholen zu können, und übergaben ihre Stadt dem Kleomenes.



Von der Bundesversammlung zu Sikyon abermals zum Strategen erwählt, sah sich Arat, der nun drei und dreißig Jahre lang die Achäer regiert und an Macht und Ansehen der Erste unter den Hellenen gewesen, genöthigt, sich eine Leibwache aus seinen Mitbürgern zu erwählen: so bedrängt und bedroht war er damals inmitten der Seinen und fand das mühsame Werk seines Lebens dergestalt erschüttert, daß er gleichsam in Sturm und Ungewitter nur noch auf den Trümmern seines Vaterlandes umhertrieb. Er bat die Aetolier um Hülfe und erhielt abschlägigen Bescheid. Die Athener aber, welche aus Dankbarkeit ihm beizustehen bereit waren, wurden von Eukleides und Mikion daran verhindert. Noch einmal wiederholte Kleomenes seinen Friedensantrag. Er ließ dem Arat zwölf Talente jährliche Hülfsgelder anbieten und begehrte nichts, als daß er ihm den Oberbefehl über die Achäer auswirke und Akrokorinth, welches er bereits belagerte, einer aus Spartern und Achäern gemischten Besatzung übergebe. Arat ließ ihm zurückmelden: es stehe nicht mehr in seiner Gewalt, er müsse es gehen lassen, wie es gehe. Denn bereits hatte er den verhängnißvollen Beschluß gefaßt, den Peloponnes lieber in die Hände eines auswärtigen Königs zu geben, als dem Kleomenes, der doch ein Herakleide von Geburt und an kriegerischer Tüchtigkeit der Beste der Hellenen war, die erste Stelle zu überlassen. Er hatte seinen älteren Haß dem jüngeren geopfert und sich an den König von Makedonien, dem er sein ganzes Leben hindurch in aller Weise widerstrebt hatte, mit der Bitte um Beistand gegen Kleomenes gewendet.

Der damalige König von Makedonien, Antigonos Doson*), stellte eine harte Bedingung. Arat sollte die schönste That seiner Jugend zu nichte machen und Akrokorinth den Makedoniern wieder einräumen. Unterdessen rückte Kleomenes in Sikyonien ein, verheerte das Land und hielt die Stadt selber drei Monate lang belagert, während Aratos drinnen unschlüssig mit sich zu Rathe ging, ob er den verzweifelten Schritt thun und die makedonische Hülfe um einen so schweren Preis erkaufen sollte. Endlich war er entschlossen. Die achäische Bundesversammlung war in Aegion zusammengetreten und rief auch den Arat dahin. Da aber Kleomenes noch mit seinem Heere vor Sikyon lag, so drangen die Bürger mit inständigen Bitten in ihn, sich nicht in die augenscheinlichste Lebensgefahr zu begeben; ja die Weiber und Kinder klammerten sich mit Thränen an ihn, nannten ihn ihren gemeinsamen Vater und Heiland und wollten ihn nicht von

*) Den Beinamen Doson, d. i. »der immer geben will«, hatte er erhalten, weil er stets große Versprechungen machte und niemals erfüllte.

bannen lassen. Aratos redete ihnen guten Muth ein, ritt von zehn Freunden und seinem jungen Sohne begleitet, an das Meer hinab, begab sich zu Schiffe und kam nach Aegion. Seine Vorschläge wurden von der Bundesversammlung angenommen. Mit einem Heere von zwanzigtausend Mann Fußvolk und vierzehntausend Reitern zog hierauf Antigonos den Achäern zu Hülfe. Arat ging ihm mit den Demiurgen über das Meer bis nach Pegä entgegen. Dort wurde das Bündniß gegenseitig beschworen und Arat übergab nebst anderen Geiseln seinen eigenen Sohn dem Könige zum Unterpfand.

Trotz der Uebermacht, welche nunmehr gegen ihn in's Feld rückte, gedachte Kleomenes keinen Schritt breit zu weichen. Schon am Eingange des Peloponnesos, um Korinth her, wo er sich stark verschanzt hatte, kam es zu blutigen Kämpfen. Als er aber durch den Abfall von Argos sich im Rücken bedroht sah, war er genöthigt, den Rückzug anzutreten, erlitt bei Sellasia eine völlige Niederlage (222 vor Chr.) und begab sich, da er selbst Sparta nicht retten konnte, nach Aegypten, von wo er niemals wiederkehrte.

7. Aratos letzte Zeiten.

Antigonos kehrte hierauf nach Makedonien zurück und schickte dafür seinen Neffen und Nachfolger Philippos in den Peloponnes. Wie er selber den Arat stets mit hoher Achtung und Auszeichnung behandelt hatte, gab er auch seinem jungen Thronerben die Weisung, sich eng an diesen erfahrenen Feldherrn und Staatsmann anzuschließen und seiner Leitung zu folgen. In der That bezeigte er dem Arat viel Zuneigung und kehrte mit den wohlwollendsten Gesinnungen gegen die Hellenen erfüllt nach Makedonien zurück. Bald aber zeigte sich, welch einen gefährlichen Freund die Achäer an diesem Fürsten gewonnen hatten. Seit sie sich der makedonischen Heere bedient, um ihre Schlachten auszufechten, war ihr Heerwesen durch Trägheit und Unordnung in Verfall gerathen, so daß die Aetolier, einen so wehrlosen Gegner verachtend, abermals in den Peloponnes eindrangen und die ganze Halbinsel plündernd und verheerend durchzogen. Die Achäer, deren ungeübtes Heer ihnen nicht die Spitze bieten konnte, streckten abermals die Hände nach Makedonien aus und riefen den Philippos um Beistand an. Er erschien und handelte auch diesmal ganz im Einvernehmen mit Arat, durch dessen verständige Rathschläge alles, was er vornahm, glücklich von Statten ging. So brachte er den Feldzug gegen die Aetolier rühmlich zu Ende und eroberte auch in wenigen Tagen die ganze Insel Kreta. Aus allen Unternehmungen des Königs leuchtete die redliche und edelmüthige Denkart seines Rathgebers hervor, gegen welchen er hinwiederum sich so folgsam und ergeben bezeigte, als habe er ihm allein seine Macht und seinen Ruhm zu danken. Dies erregte den Neid der Höflinge, welche fortan unermüdlich dem Arat entgegenwirkten. Sie suchten ihn, wie und wo sie nur konnten, beim Könige zu verleumden. In diesem selber aber trat, vom Stolze über sein Glück genährt, seine böse Natur immer deutlicher und gewaltsamer hervor.

Arat ließ sich dadurch nicht abhalten, den argen Gelüsten des Königs mit Freimuth entgegen zu treten. Als dieser einst in Messene war, ging er mit Arat und etlichen Vertrauten in die Burg Ithome hinauf, um dem Zeus zu opfern und den Platz selber in Augenschein zu nehmen, welcher ebenso fest und unüberwindlich als Akrokorinth und mittelst einer Besatzung im Stande ist, die ganze Landschaft umher im Zaume zu halten. Philippos, der dies bei sich erwog, nahm die Eingeweide des Opferthieres, welche ihm der Priester brachte, in beide Hände, zeigte sie dem Arat und einem anderen Vertrauten, Namens Demetrios, und fragte sie: „Was sehet ihr in den Eingeweiden? soll ich die Burg behalten oder den Messeniern zurückgeben?“ Demetrios antwortete mit Lachen: „Wenn du die Seele eines Wahrsagers hast, so wirst du den Platz wieder zurückgeben; wenn du aber die Seele eines Königes hast, so wirst du den Ochsen an beiden Hörnern festhalten;“ womit er andeuten wollte, daß ihm der ganze Peloponnes unterthan sein würde, wenn er Ithome wie Akrokorinth in seiner Gewalt behielte. Aratos dagegen schwieg lange still, und als Philipp in ihn drang, seine Meinung zu sagen, hob er an: „Es giebt in Kreta viele und hohe Berge und in Boiotien und Phokis viele das Land beherrschende Höhen. Akarnanien hat im Binnenlande wie am Meere viele feste Schlösser, und diese alle, wiewohl du keines derselben erobert hast, leisten dir freiwillig Gehorsam. Denn nur Räuber suchen in Bergfesten ihre Sicherheit und ihr Versteck auf steilen Felsen. Könige dagegen haben keine festere und sichrere Stellung als in der Liebe und Treue. Diese haben dir den Weg in das kretische Meer und in den Peloponnes gebahnt, auf diese gestützt, bist du schon bei so jungen Jahren über die Einen Herr, und Führer der Anderen geworden.“ Während er noch so redete, gab Philippos die Eingeweide dem Opferpriester zurück, reichte dem Arat die Hand, als ob dieser ihn bezwungen und ihm die Stadt entrissen hätte, und sprach: „So laß uns denn eben wieder gehen, wie wir gekommen sind.“

Gleichwohl zog sich Aratos immer mehr vom Hofe zurück und brach nach und nach den Umgang mit Philippos ganz ab, um nicht an der Schande der zügellosen Handlungsweise Theil zu haben, welcher sich der König immer mehr überließ. Denn mit diesem ging fast von Tage zu Tage eine fast unglaubliche Verwandelung vor, so daß aus einem sanftmüthigen Fürsten und mäßigen Jünglinge ein üppiger Mann und grausamer Tyrann wurde, und zwar nicht sowohl durch Veränderung seiner Gemüthsart als vielmehr dadurch, daß seine Schlechtigkeit, eine Zeitlang aus Furcht vor der Welt verdeckt, jetzt, da er nichts mehr fürchten zu müssen glaubte, ungescheut an das Licht hervortrat. Aus diesem Grunde wurde ihm Arat, welcher sich endlich öffentlich von ihm lossagte, immer lästiger. Er glaubte nicht frei, geschweige denn König oder Tyrann sein zu können, so lange jener am Leben wäre. Da er sich aber scheuete, Gewalt gegen ihn zu gebrauchen, so befahl er dem Taurion, einem seiner Feldherren und Vertrauten, ihn auf eine geheime Weise und zwar in seiner Abwesenheit aus dem Wege zu räumen. Taurion vollzog diesen schändlichen Auftrag, indem er zu diesem Zwecke mit Arat ein freundschaftliches Verhältniß anknüpfte und ihm alsdann Gift beibrachte, nicht

ein starkes und schnellwirkendes, sondern eines von der Art, welches anfänglich in dem Körper nur eine fliegende Hitze und einen leichten Husten zu erregen pflegt. Aratos ertrug sein Uebel, dessen Ursache er wohl merkte, aus Schaam stillschweigend und ohne Klage. Nur einmal ließ er in seinem Zimmer gegen einen seiner Freunde, als er Blut auswarf, und dieser sich darüber verwunderte, das Wort fallen: „Lieber Kephalon, das ist der Lohn der Freundschaft mit den Königen!"

So starb er zu Aegion, als er zum siebzehnten Male Bundeshauptmann war, und wurde von den Achäern inmitten seiner Vaterstadt, innerhalb deren sonst niemand begraben werden durfte, auf das ehrenvollste bestattet (215 vor Chr.).

Der Ort, welcher seine sterblichen Reste aufnahm, hieß seitdem „das Arateion". Noch Jahrhunderte lang ehrten die Sikyonier sein Andenken durch zwei jährliche Feste, deren eines, Soteria oder Erlösungsfest genannt, an dem Tage, wo er Sikyon von den Tyrannen befreit hatte, das andere an seinem Geburtstage begangen wurde.

Den König Philippos, welcher auch den Sohn des Arat durch Gift hatte umbringen lassen, traf zur Strafe seiner Frevel wider die Freundschaft und das Gastrecht, so lange er lebte, ein Unglück nach dem andern. Im Kriege gegen die Römer mußte er sich auf Gnade und Ungnade ergeben, verlor seine Herrschaft nebst allen seinen Schiffen bis auf fünf, mußte sich zur Zahlung von tausend Talenten verpflichten, seinen Sohn den Feinden als Geisel übergeben, und sich noch glücklich schätzen, daß ihm die Römer aus Mitleid Makedonien und die dazu gehörigen Provinzen ließen. Seine Mordlust beraubte ihn der redlichsten Männer und nächsten Blutsverwandten. Von allen seinen Unterthanen war er gefürchtet und gehaßt; und unter so viel Uebeln war ihm ein einziges Glück geblieben: ein Prinz, welcher die andern alle an rühmlichen Eigenschaften weit übertraf. Aber diese letzte Gunst des Himmels zerstörte er selbst. Neidisch und eifersüchtig auf die Ehre, welche die Römer diesem Jünglinge erwiesen, ließ er ihn umbringen und übergab dem Perseus die Regierung, der nicht sein rechtmäßiger Thronerbe, sondern der Sohn einer Schneiderin war. Dies ist derselbe Perseus, welcher vom Consul Aemilius Paulus überwunden und zu Rom im Triumphe aufgeführt wurde. Mit ihm endete das königliche Geschlecht des Antigonos. Das Geschlecht des Aratos aber blühete noch zu Plutarchs Zeiten zu Sikyon und Pellene.

Agis.

1. Agis faßt den Entschluß einer Staatserneuerung Spartas.

Seitdem in Sparta die Begier nach Silber und Gold sich eingeschlichen hatte und dem Besitze des Reichthums Habsucht und Geiz, wie dem Genusse desselben Schwelgerei, Weichlichkeit und Prunksucht nachgefolgt war, wurde dieser Staat fast aller seiner Tugenden verlustig und befand sich in einem niedrigen und ganz unwürdigen Zustande bis zu der Zeit, da Agis und Leonidas zur Regierung gelangten. Jener, des Eudamidas Sohn, war aus dem Hause der Eurytioniden und stammte im fünften Gliede von dem berühmten Agesilaos ab; Letzterer aber, ein Sohn des Kleonymos, aus dem Hause der Agiaden, war ein Nachkomme des Pausanias, des Siegers bei Platäa. Diese beiden Männer, wiewohl auf Einen Thron berufen, waren doch an Sitten und Gesinnung sich völlig ungleich. Leonidas nemlich, der sich lange an den Höfen der persischen Satrapen herumgetrieben, dann bei dem Herrscher des syrischen Reiches, Seleukos, in Diensten gestanden hatte, suchte ganz unpassender Weise den dort herrschenden Prunk in das griechische Leben und auf eine durch Gesetze beschränkte Regierung zu übertragen und vernachlässigte die väterlichen Sitten so sehr, daß es selbst seinen Zeitgenossen, die doch allesammt schon von der alten, strengen Lebensart sich entfernt hatten, auffällig und ärgerlich war. Agis dagegen übertraf an Geistesgaben und Seelengröße nicht nur diesen, sondern fast alle Könige, welche seit dem großen Agesilaos regiert hatten. Noch nicht zwanzig Jahre alt, im Schooße des Reichthums und der Weichlichkeit von Frauen erzogen (nemlich von seiner Mutter Agesistrata und seiner Großmutter Archidameia, die unter den Lakedämoniern das größte Vermögen besaßen), wies er doch alle sinnlichen Genüsse standhaft von sich ab, verwarf allen unnützen Aufwand und äußerlichen Schmuck, that sich dagegen auf seinen schlechten Spartermantel etwas zu gut und wünschte die Mahlzeiten, die Bäder, die ganze Lebensart der alten Lakedämonier so lebhaft zurück, daß er öfter die Aeußerung hören ließ: an der Königswürde sei ihm nichts gelegen, wenn er nicht durch dieselbe die Gesetze und die altväterliche Einrichtung wiederherstellen könne.

Es hat aber mit dem damaligen Verfalle des spartischen Staatswesens folgende Bewandtniß. Allerdings war schon in jenen Zeiten, als Lysandros nach dem Sturze der athenischen Herrschaft seine Vaterstadt mit Schätzen bereicherte, den Grund zu ihrer Ausartung und Verderbniß gelegt. Indeß, so lange noch die lykurgische Erbfolge vom Vater auf den Sohn festgehalten wurde, hielt diese Ordnung und Gleichmäßigkeit der Vermögensverhältnisse den Staat bei allen Gebrechen noch immer aufrecht. Allein seitdem der Ephor Epitadeus aus Haß gegen seinen Sohn das Gesetz durchsetzte, daß es jedem gestattet sein solle, sein Haus und Erbe noch bei seinen Lebzeiten, an wen er wolle, zu verschenken oder zu vermachen, hatten die Vornehmen ohne Scheu und Schonung Andere aus ihrem Erbtheile verdrängt und sich selber mit fremder Hinterlassenschaft bereichert. Die Folge davon war, daß der Reichthum gar bald in wenige Familien zusammenfloß, während die Stadt verarmte. Hierdurch entstanden Haß und Neid der Besitzlosen gegen die Besitzenden und eine niedrige knechtische Denkart, in welcher aller Sinn und Fähigkeit zu edlen Beschäftigungen verloren ging. Von den wirklichen Spartiaten waren nicht mehr als siebenhundert übrig und unter diesen waren vielleicht nur hundert, die noch Land und Erbe besaßen. Der übrige Haufe des Volkes saß neben jenen arm und verachtet in der Stadt, hatte weder Muth noch Eifer für die auswärtigen Kriege und lauerte allezeit nur auf Gelegenheit zu einer Staats-Umwälzung und Veränderung des gegenwärtigen Zustandes.

Unter solchen Verhältnissen mußte es dem Agis als ein verdienstliches Werk erscheinen, wenn er die Gleichheit im Staate wieder herstelle und die Zahl der Bürger ergänze. Er suchte daher die Gesinnung der Leute in dieser Beziehung zu erforschen. Die Jüngeren gingen schnell und wider Erwarten auf seine Vorschläge ein, wechselten der Freiheit zu Liebe ihre ganze Lebensart wie ein Gewand und widmeten sich mit ihm der Tugend. Die Alten aber waren mit dem gegenwärtigen schlechten Zustande meist so eng verwachsen, daß sie sich mit dem Gedanken einer Aenderung nicht befreunden konnten, sondern vor dem Lykurg wie entlaufene Sklaven, die man zu ihren Herren zurückbringt, zitterten und bebten. Doch fand er auch unter ihnen etliche einflußreiche Männer, welche seinem Vorhaben beitraten, nemlich einen gewissen Lysandros, welcher unter den Bürgern das meiste Ansehn genoß, ferner den Mandrokleidas, der mit Einsicht und Schlauheit dreisten Muth verband, und endlich den Agesilaos, des Königs Oheim, einen beredten Mann, doch weichlich und geldgierig. Dieser letztere betheiligte sich denn auch keineswegs aus reiner Ueberzeugung an dem Vorhaben seines Neffen, sondern nur, weil er tief

in Schulden stak, von denen er durch eine Staatsumwälzung befreit zu werden hoffte. Durch Hülfe dieses Mannes versuchte nun Agis auch seine Mutter, eine Schwester des Agesilaos, für seine Sache zu gewinnen. Denn diese stand durch die Menge ihrer Freunde, Schützlinge und Schuldner in großer Geltung und übte auf die öffentlichen Angelegenheiten nicht geringen Einfluß.

Als ihr nun jene ihr Vorhaben entdeckten, erschrak sie anfangs und suchte den Jüngling davon abzubringen, da dasselbe weder ausführbar noch vortheilhaft sei. Aber Agesilaos widerlegte ihr Bedenken, und der König selber drang mit Bitten in seine Mutter, ihren Reichthum seinem Ruhme und seiner Ehrbegierde aufzuopfern. „An Schätzen," sprach er, „kann ich mich doch nicht mit andern Königen messen. Denn die Diener der Satrapen und die Sklaven der Verwalter des Ptolemäos und Seleukos besitzen mehr Reichthümer als alle Könige in Sparta zusammen. Wenn ich mich dagegen durch Enthaltsamkeit, Einfachheit und hohe Gesinnung über die Ueppigkeit jener hinaus hebe, wenn ich den Bürgern Gleichheit und Gemeinschaft zu Stande bringe, so werde ich den Namen und Ruhm eines wahrhaft großen Königs erlangen."

Durch solche Vorstellungen wurden die beiden Frauen plötzlich umgestimmt, und, von der Ehrbegierde des Jünglings entzündet, geriethen sie in eine solche Begeisterung für seinen schönen Plan, daß sie ihn nun selber sogar dazu ermunterten und zur Beschleunigung antrieben; und nicht genug, daß sie ihre Freunde kommen ließen und zum Beitritt aufforderten, redeten sie auch mit den übrigen Frauen über diese Sache, indem sie recht wohl wußten, daß die Lakedämonier von jeher den Rathschlägen ihrer Weiber Folge leisteten und denselben mehr Antheil an den öffentlichen als diese ihnen an den häuslichen Angelegenheiten einräumten. Hier aber stieß das Vorhaben des Agis auf den heftigsten Widerstand, da sich fast keine entschließen konnte, den Luxus aufzugeben, worein sie thörichter Weise ihr ganzes Glück setzten, und auf den Reichthum zu verzichten, dessen Besitz ihnen so viel Ehre und Macht gewährte. Sie wendeten sich daher an Leonidas, welcher älter war als Agis, und drangen in ihn, seinem Mitkönige Einhalt zu thun und die Ausführung seines Planes zu verhindern. Dieser war auch schon seiner eigenen Denkart zufolge gern bereit dazu; da er sich aber vor dem Volke fürchtete, welches nach einer Veränderung des bisherigen Staatswesens lebhaft verlangte, so wagte er nicht öffentlich dem Agis entgegenzutreten, wirkte jedoch um so eifriger insgeheim zur Vereitelung seines Planes.

2. Anfang, Fortgang und Erfolge der Staatsumwälzung.

Trotz dieser Hindernisse setzte es Agis glücklich durch, daß Lysandros zum Ephoren erwählt wurde und brachte nun sogleich seinen Gesetzesvorschlag bei den Geronten ein, dessen Hauptpunkte folgende waren: „Die Schulden sollen den Schuldnern erlassen sein und das ganze Land auf's neue vertheilt werden, so daß der Bezirk vom Wallgraben bei Pellene an bis an das Gebirge Taygetos und nach Malea und Sellasia in viertausend fünfhundert, und der außerhalb dieser Grenzlinie liegende Landstrich in funfzehntausend Antheile zerfalle. Der letztere soll unter die waffenfähigen Perioiken, der erstere aber unter die Spartiaten selbst vertheilt werden. Die Zahl derselben ist durch Zuziehung solcher Perioiken und Fremdlinge, welche die eines freien Mannes würdige Erziehung haben, von wohlgefälliger Gestalt und rüstigem Alter sind, vollzählig zu machen und in Pheiditien oder Tischgesellschaften zu theilen. In ihrer Lebensweise richten sich die Spartiaten ganz nach derjenigen ihrer Vorfahren."

Da der Senat der Geronten über diese bei ihm eingereichten Gesetzesvorschläge getheilter Meinung war, so berief Lysandros eine Volksversammlung und empfahl ihr in einer eindringlichen Rede die Annahme derselben, wobei ihn Mandrokleidas und Agesilaos unterstützten. Zuletzt trat auch der König Agis vor dem Volke auf und erklärte nach einer kurzen Anrede: er selber werde zu Gunsten der neuen Staatseinrichtung die größesten Beiträge darbringen, nemlich sein sämmtliches Vermögen, welches an Ackerland und Wiesen sehr beträchtlich war, und außerdem noch sechshundert Talente an baarem Gelde; dasselbe würden auch seine Mutter und Großmutter thun, so wie alle seine Freunde und Verwandten, die Reichsten unter den Spartiaten.

Das Volk war überrascht von der Großmuth des Jünglings und voller Freude, daß nach einem Zeitraume von beinahe zwei Jahrhunderten wieder ein König erschienen, der Sparta's würdig sei. Vergebens setzte sich Leonidas aus allen Kräften dagegen; das Volk hörte mit Vergnügen die beredten Entgegnungen an, womit Agis die hämischen Einwürfe desselben zurückwies, und trat völlig seinen Vorschlägen bei. Die Reichen aber beschworen den Leonidas, ihre Sache nicht aufzugeben, und brachten es bei den Geronten, denen das Recht zustand, jede Sache zuerst in Berathung zu ziehen, durch Bitten und Vorstellungen dahin, daß die Zahl derjenigen, welche den Vorschlag des Agis verwarfen, um Eine Stimme überwog.

Nun entschloß sich Lysandros, um den Umtrieben des Leonidas ein Ende zu machen, ihn wegen seines gesetzwidrigen und würdelosen Benehmens im Auslande vor Gericht zu ziehen. Zu gleicher Zeit bewog er des Leonidas Schwiegersohn, Kleombrotos, Ansprüche auf die königliche Würde zu erheben, worüber Leonidas so sehr in Furcht gerieth, daß er sich in den Tempel der „Athene zum ehernen Hause" flüchtete.

Leonidas wurde vor Gericht gefordert, und da er sich nicht stellte, erklärte man ihn des Thrones für verlustig, welchen man hierauf dem Kleombrotos einräumte.

Unterdessen war für Lysandros die Zeit seiner Amtsführung abgelaufen, und die nach ihm eintretenden Ephoren setzten ihn und den Mandrokleidas in Anklagestand: weil sie auf gesetzwidrige Art die Aufhebung der Schulden und die Vertheilung der Ländereien beschlossen hätten. Da diese sich hierdurch in nicht geringe Gefahr versetzt fanden, riethen sie den beiden Königen, fest zusammenzuhalten und sich nicht weiter an die Beschlüsse der Ephoren zu kehren. „Denn," sagten sie, „die ganze Gewalt dieser Behörde gründet sich einzig und allein auf die Uneinigkeit der Könige. Es kommt ihr blos zu, als Schiedsrichter

einzutreten, wenn zwischen jenen Zwiespalt eintritt, aber keineswegs, sich in ihre einmüthigen Beschlüsse zu mischen." Die beiden Könige waren entschlossen, diesen Vorstellungen gemäß zu handeln. Sie kamen daher in Begleitung ihrer Freunde auf den Markt herab, vertrieben die Ephoren von ihren Stühlen und setzten an ihre Stelle andere ein, worunter sich auch Agesilaos befand. Sie vertheilten hierauf Waffen unter eine Menge junger Leute, setzten die Gefangenen in Freiheit und machten sich dadurch ihren Gegnern furchtbar, von denen jetzt viele für ihr Leben fürchteten. Doch wurde niemand von ihnen getödtet. Im Gegentheil schützte Agis den Leonidas auf seiner Flucht nach Tegea vor den Nachstellungen des Agesilaos. Dieser nemlich schickte etliche Männer ab, die den Leonidas unterweges tödten sollten. Sobald dies Agis erfuhr, sandte er ihm einige seiner Vertrauten nach, welche den Bedroheten in ihre Mitte nahmen und sicher nach Tegea brachten.

Während nun so das Unternehmen der Könige gut im Gange war, und niemand mehr dagegen auftrat, noch ihm Hindernisse bereitete, lenkte ein einziger Mann und noch dazu aus der Zahl der Verbündeten die ganze Sache wieder in das alte Geleis zurück. Agesilaos war es, der den schönsten Plan zur Wiederherstellung der Tugend und Wohlfahrt Lakedämons durch das häßlichste der Laster, seine Liebe zum Mammon, völlig vereitelte. Er hatte, wie wir wissen, der beabsichtigten Staatsveränderung bisher nur darum seine Unterstützung angedeihen lassen, um auf diesem Wege seine ungeheueren Schulden los zu werden; dagegen hatte er nicht die mindeste Lust, seine großen und vortrefflichen Ländereien daran zu geben, worin vorzugsweise sein Reichthum bestand. Er wollte den Gewinn der neuen Verhältnisse ohne die Opfer, die sie dagegen forderten. Daher stellte er dem Agis vor: es würde die Neuerung in der Stadt zu groß sein, wenn man beides, die Aufhebung der Schulden und die Vertheilung der Aecker, auf einmal ausführen wollte; man sollte daher mit der ersteren den Anfang machen und so der letzteren allmählig einen Weg bahnen. Demzufolge wurden an einem bestimmten Tage alle Schuldbriefe auf den Markt gebracht, auf einen Haufen zusammengeworfen und verbrannt. Als die Flamme emporstieg, verließen die Reichen und Capitalisten voller Schmerz und Unwillen den Platz; Agesilaos aber rief ihnen wie zum Hohne nach: nie habe er ein glänzenderes Licht oder ein helleres Feuer gesehen!

Das Volk verlangte, daß man nun auch sofort zur Vertheilung der Ländereien schreite, und die Könige gaben den Befehl, daß es geschehe. Agesilaos jedoch wußte die Sache unter allerlei Vorwänden immer wieder zu verzögern und so lange hinauszuschieben, bis der König Agis Sparta verlassen mußte, um mit den Achäern gegen die Aetolier, welche damals den Peloponnes bedroheten, in's Feld zu rücken.

Auf diesem Zuge erregte der bloße Anblick des Königs und seines Heeres die Bewunderung Griechenlands. Der größte Theil der Mannschaft bestand aus jungen und unbemittelten Leuten, welche frisch und fröhlich in die Zukunft blickten, da sie von der drückenden Schuldenlast sich befreit fühlten und gleich nach ihrer Zurückkunft aus dem Feldzuge auf die Vertheilung der Aecker hoffen durften. Ihrem Führer, den sie als ihren Wohlthäter verehrten, hingen sie mit Ergebenheit an. Ihre Mannszucht war vortrefflich und gewährte den Städten, wo sie durchkamen, ein angenehmes Schauspiel, da sie, ohne irgend Schaden anzurichten, ruhig und fast geräuschlos den Peloponnes durchzogen. Welch einen Anblick von edler Zucht und Haltung — so dachte jeder Zuschauer bei sich — muß erst das lakedämonische Heer in jenen Zeiten gegeben haben, als es noch einen Agesilaos, den berühmten Lysandros oder den alten Leonidas an seiner Spitze hatte, da diese Kriegsleute gegen einen Anführer, welcher unter ihnen allen der jüngste ist, so viel Furcht und Achtung beweisen! Allerdings aber zog auch dieser Jüngling selbst, der weder in Waffen noch in Kleidung eine Auszeichnung vor dem gemeinen Soldaten suchte, aber an Einfachheit wie an Lust zur Arbeit hinter keinem zurückblieb, überall die Aufmerksamkeit und Bewunderung der Menge auf sich. Nur die Reichen fanden an dieser Neuerung wenig Gefallen, weil sie besorgten, das Volk möchte an allen Orten durch sein Beispiel zu ähnlichen Bewegungen Lust bekommen.

Als der Feldhauptmann der Achäer, Aratos, das Heer der Bundesgenossen mit vielen Lobsprüchen wieder entließ, führte auch Agis seine Schaar nach Sparta zurück und fand daselbst alles in Unruhe und Verwirrung. Seitdem nemlich Agesilaos sich von seinen Schulden befreit und dadurch der Last entledigt fand, die ihn bis dahin noch gedemüthiget und seine wilde Leidenschaft darniedergehalten, scheute er sich vor keiner Ungerechtigkeit mehr, die ihm Geld einbringen konnte, und waltete in seinem Ephorenamte als der habsüchtigste Tyrann. Weil er nun dadurch jedermann verhaßt wurde und volle Ursache hatte, sich vor der Rache der bedrückten Bürger zu fürchten, so hielt er sich eine Schaar von Trabanten und ging nicht anders als in ihrer Begleitung auf das Rathhaus. Solche tyrannische Willkür beschleunigte den Versuch seiner Feinde, ihn zu stürzen, welcher denn auch vollkommen gelang. Vor aller Augen führten sie den Leonidas von Tegea zurück, um ihn in seine Würde wieder einzusetzen, und das gemeine Volk sah dies mit Vergnügen an; denn es war aufgebracht darüber, daß man es so lange mit leeren Hoffnungen getäuscht und die Aeckervertheilung nie vollzogen hatte. Agesilaos entkam noch durch Hülfe seines Sohnes Hippomedon, der seiner Rechtschaffenheit wegen sehr beliebt war. Der König Agis floh in den Tempel der „Athene vom ehernen Hause," Kleombrotos in den des Poseidon.

3. Sieg der Gestürzten. Untergang des Agis und der Seinigen.

Ohne sich weiter um Agis zu bekümmern, ging Leonidas mit einer Schaar Bewaffneter dem Kleombrotos in das Heiligthum nach und warf ihm unter großer Erbitterung vor, daß er, sein Eidam, sich gegen ihn verschworen, ihn der Königswürde beraubt und in's Elend habe verstoßen helfen. Kleombrotos wußte darauf nichts zu erwiedern, sondern saß dort in Furcht und Schweigen, neben ihm, in gleicher banger Erwartung, seine Kinder und sein

Weib. Das war Cheilonis, des Leonidas Tochter. Diese hatte vormals sich ihres gemißhandelten Vaters angenommen, hatte ihren Mann, so lieb sie ihn hatte, von dem Augenblicke an, da er die Königswürde übernahm, verlassen, um ihren Vater in seinem Unglücke zu pflegen. So lange er noch zu Sparta im Tempel gesessen, war auch sie gleich einer Schutzflehenden allezeit bei ihm geblieben und hatte, seitdem er landesflüchtig geworden, ihre Trauer wie ihren Unwillen gegen Kleombrotos nie abgelegt. Jetzt aber war mit dem Glückswechsel auch ihr Benehmen plötzlich umgewandelt. Wie vormals bei dem Vater sah man sie nun schutzflehend bei dem Gatten sitzen, indem sie beide Hände um ihn schlang und zu jeder Seite eins von ihren Kindern bei sich hatte. Als nun alle, die dies sahen, von Bewunderung ergriffen, sich über solcher Herzensgüte und Zärtlichkeit nicht der Thränen enthalten konnten, legte sie die Hände an ihre Kleider und Haare, die sie aus Trauer so lange vernachlässigt hatte, und sprach: „Diesen Anzug, mein Vater, und diese Gestalt hat mir nicht erst das Mitleiden gegen den Kleombrotos gegeben; nein, von deinem Unglücke und deiner Verbannung her ist die Trauer als steter Tisch- und Hausgenoß bei mir geblieben. Soll ich nun, da du wieder in Sparta herrschest und deine Feinde besiegest, mein Leben in diesem jammervollen Zustande fortführen, oder soll ich ein prächtiges, königliches Gewand anlegen, nachdem ich meinen Gatten, den Freund meiner Jugend, von deinen Händen habe sterben sehen? Wenn er dich nicht erbittet und auch durch die Thränen seiner Kinder und Gattin dich nicht erweichen kann, so wird er für seine frühere Unbesonnenheit eine härtere Strafe erleiden, als du selbst im Sinne hast, indem er mich, sein heißgeliebtes Weib, noch ihm voraus wird sterben sehen. Denn glaube nur nicht, daß ich seinen Tod ertragen werde. Wo sollte ich die Dreistigkeit hernehmen, mich lebend vor den anderen Frauen zu zeigen, mich, die mit ihren Bitten weder beim Manne noch beim Vater Mitleid und Gehör findet, sondern bald als Gattin bald als Tochter immer mit den Ihrigen Unglück zu theilen hat und Schimpf erleidet? Wenn dieser Kleombrotos zu seinem Vergehen eine scheinbare Berechtigung hatte, so habe ich ihm dieselbe damals, als ich auf deine Seite trat und gegen sein Beginnen zeugte, entrissen. Du aber stellst jetzt sein Verbrechen durch dein eignes Verfahren als ein leicht zu entschuldigendes dar, da du, König zu sein, für etwas so großes und wünschenswerthes erklärst, daß es zu solchem Zwecke recht und erlaubt wäre, Schwiegersöhne zu tödten und seine Kinder für nichts zu achten."

Während Cheilonis in solchen Klagen sich ergoß, lehnte sie ihr Gesicht an das Haupt des Kleombrotos und warf einen verstörten, vor Traurigkeit hinschwindenden Blick auf den Kreis der Anwesenden. Leonidas trat bei Seite, um sich mit seinen Freunden zu besprechen, und befahl hierauf dem Kleombrotos, aufzustehen und das Land zu räumen; seine Tochter aber bat er, zu bleiben und einen Vater nicht zu verlassen, der sie so innig liebe und nur um ihretwillen diesem Manne das Leben geschenkt habe. Allein sie ließ sich nicht dazu bereden, sondern gab ihrem Manne, als er aufstand, das eine Kind in die Hände, nahm das andere selbst in den Arm und ging so, nachdem sie noch vor dem Altare des Gottes ihr Gebet verrichtet, mit ihm aus dem Tempel. Kleombrotos aber hätte müssen von eitler Ehrsucht ganz und gar verblendet sein, wenn er seine Verbannung um den Besitz eines solchen Weibes willen nicht für ein größeres Glück gehalten hätte als selbst die königliche Würde.

Nachdem Leonidas sich des Kleombrotos entlediget, die bisherigen Ephoren abgesetzt und andere an ihre Stelle ernannt hatte, dachte er auch darauf, wie er dem Agis beikommen könnte. Nachdem ihm mehrere Versuche, durch List sich seiner zu bemächtigen, gescheitert waren, gelang

es ihm endlich auf folgende Weise. Amphares, Demochares und Arkesilaos pflegten öfters den jungen König im Tempel zu besuchen und sich mit ihm zu unterhalten; denn alle drei standen mit ihm in freundschaftlichen Verhältnissen. Allein der erstere hatte vor kurzem kostbare Kleider und Gefäße von Agis Mutter geliehen, und, um diese Sachen an sich zu bringen, kam er dem Leonidas bei seinen Anschlägen gegen Agis und seine Verwandten hülfreich entgegen.

Da Agis, der sich sonst beständig im Tempel aufhielt, zuweilen die Gelegenheit benutzte, in das Bad zu gehen, so paßten sie einstmals die Zeit ab, wo er dies gethan hatte und nach dem Tempel zurückkehrte, gingen mit freundlicher Begrüßung ihm entgegen und begleiteten ihn unter scherzhaften Reden, wie man sie mit einem jungen und befreundeten Manne zu führen pflegt. Als sie aber bis an eine Gasse gekommen, welche seitab nach dem Gefängnisse führte, legte Amphares kraft seines Amtes, denn er war Ephor, Hand an den König und sprach: „Ich führe dich vor die Ephoren, Agis, daß du Rechenschaft ablegest von deiner Staatsverwaltung." Demochares, der ein großer und kräftiger Mann war, warf ihm den Mantel über den Nacken und zog ihn mit sich fort; während die anderen verabredeter Maaßen von hinten her ihn unaufhaltsam vorwärts stießen; und so brachten sie ihn, da in dieser einsamen Gegend niemand dem Bedrängten zu Hülfe kam, in das Gefängniß.

Sogleich erschien auch Leonidas mit einer Schaar von Söldnern, die das Haus von allen Seiten umstellen mußten. Hierauf gingen die Ephoren zu Agis hinein, und nachdem sie, um der Sache den Anschein eines ordentlichen Gerichts zu geben, von den Geronten diejenigen hatten herbeirufen lassen, die mit ihnen gleicher Gesinnung waren, befahlen sie dem Gefangenen, sich über seine Handlungen zu rechtfertigen. Der Jüngling lachte über dieses Possenspiel, worauf ihm Amphares bedeutete, daß ihm solche Frechheit übel bekommen solle. Dagegen nahm ein anderer von den Ephoren den Schein der Mäßigung an und fragte ihn, als wolle er ihm damit ein Mittel an die Hand geben, der Anklage zu entgehen: ob er nicht zu diesem Unternehmen von Lysandros nud Agesilaos gezwungen worden? Als nun Agis darauf erwiederte: er sei von niemanden gezwungen worden, nur die Bewunderung und Nacheiferung des großen Lykurg habe ihn bei seinen öffentlichen Handlungen geleitet; fragte jener ihn nochmals: ob er sein Unternehmen bereue? Der Jüngling erklärte mit edler Festigkeit: er empfinde keine Reue über eine durchaus treffliche Absicht, wiewohl ihm nicht verborgen sei, daß er dafür die härteste Strafe werde erleiden müssen. Dies war den schändlichen Richtern genug; sie verdammten ihn ohne weiteres zum Tode und befahlen den Dienern, ihn in die sogenannte Dekas zu führen; dies war ein Gemach des Gefängnisses, wo man die Verurtheilten erdrosselte. Die Diener aber wagten nicht, sich an der geheiligten Person des Königs zu vergreifen, und ebenso wendeten auch die herbeigebrachten Söldner sich unwillig hinweg und weigerten sich einer solchen Handlung, die dem göttlichen und menschlichen Rechte zuwiderlaufe. Vergebens drang Demochares mit Scheltworten und Drohungen auf sie ein, und so schleppte er denn zuletzt mit eigener Hand den Agis in das grausige Gemach.

Unterdessen war auch dem Volke die Verhaftung des Königs kund geworden. Die Menge eilte mit vielen Fackeln herbei und erhob vor den Thüren ein großes Getümmel. Auch erschienen die Mutter und Großmutter des Agis und verlangten mit lautem Geschrei, daß man dem Könige der Spartiaten ein ordentliches Verhör und Gericht vor den Bürgern bewillige. Um so mehr beeilte man seine Hinrichtung, da man befürchtete, daß die stets anwachsende Volksmenge ihn noch in der Nacht mit Gewalt befreien würde.

Agis starb mit unerschüttertem Muthe. Während er dem Strange sich näherte, sahe er einen der Diener, welcher, von Mitleid und Schmerz überwältigt, heftig weinte; zu dem sprach er: „Höre auf, über mich zu weinen, lieber Mann, denn da ich wider Gesetz und Recht diesen Tod erleide, bin ich besser daran als meine Mörder;" und mit diesen Worten reichte er seinen Hals freiwillig dem Strange dar.

Hierauf ließ Amphares auch die Großmutter des Königs, Archidameia, verhaften und zu gleichem Tode führen, eine würdige Greisin, die bis in ihr hohes Alter unter ihren Mitbürgerinnen im höchsten Ansehen gestanden hatte. Nach ihrer Hinrichtung gestattete er der Agesistrata in das Gemach zu treten. Beim Eintreten sah sie ihren Sohn todt auf der Erde liegen und ihre Mutter erdrosselt am Stricke hängen. Da nahm sie selbst mit Hülfe der Diener die geliebte Leiche herab und legte sie, sorgfältig eingehüllt, neben den Agis hin. Dann warf sie sich zu ihrem Sohne nieder, küßte sein Gesicht und sprach: „Deine allzugroße Behutsamkeit, mein Sohn, dein sanftes, menschenfreundliches Herz haben dich sammt uns in's Verderben gestürzt!"

Amphares stand an der Thür und hatte auf alles Acht, was drinnen vorging. Als er nun jene Worte hörte, trat er zornig herein und sprach: „Wenn du denn das Verbrechen deines Sohnes gut heißest, magst du's auch mit büßen!" Agesistrata trat an den Strick heran und rief: „Möge es nur Sparta zum Glück gereichen!"

Als das Gerücht von diesen schrecklichen Vorgängen sich in der Stadt verbreitete, und die drei Leichen, die man aus dem Gefängnisse heraustrug, die Wahrheit desselben bestätigten, da hielt keine Furcht, so groß sie sonst war, die Bürger mehr zurück, ihren Schmerz über das Geschehene, wie ihren Haß gegen den Leonidas und Amphares unverhohlen zu äußern. Seitdem Dorier den Peloponnes bewohnten, sagte man, sei keine schändlichere, keine verruchtere That geschehen, als diese. Wagten doch an einen König der Lakedämonier selbst die Feinde in der Schlacht nicht leicht die Hand zu legen, sondern hatten so viel Ehrfurcht vor seiner Würde, daß sie ihm mitten im Schlachtgewühle gern auswichen. Dieser Agis aber ward von Lakedämoniern selber getödtet (240 v. Chr.), der erste König, der von Ephoren hingerichtet wurde, er, der ein so schönes und Spartas würdiges Werk sich vorgesetzt hatte und noch in einem Alter stand, wo der Mensch für seine Fehle sonst so leicht Verzeihung findet. Er hatte seinen Feind verschont und den Andern zu viel getraut; wenn dies ein Fehler war, so war's der Fehler eines edlen, gut und mild gesinnten Herzens, über welchen seine Freunde mit mehrerem Rechte sich hätten beklagen dürfen als seine Feinde.

Kleomenes.

1. Kleomenes nimmt den Plan des Agis wieder auf und setzt ihn in's Werk.*)

Als der König Agis gestorben war, ließ Leonidas die Gemahlin desselben, Agiatis, aus ihrem Hause wegführen und vermählte sie gezwungener Weise seinem Sohne Kleomenes. Dieser war damals zwar fast noch zu jung dazu, doch wollte Leonidas sie keinem Anderen zu theil werden lassen, denn sie war Erbin eines großen Vermögens, ausgezeichnet durch Schönheit und Anmuth vor allen Griechinnen und von sanftem Wesen. Daher ließ sie es zwar an dringenden Bitten nicht fehlen, um diesem Zwange zu entgehen; als sie aber einmal dem Kleomenes verbunden war, so blieb ihr zwar Leonidas verhaßt, gegen den Jüngling selber aber betrug sie sich als eine gute und treuergebene Gattin, und dieser hinwiederum faßte von dem ersten Tage ihrer Verbindung an eine innige Liebe zu ihr; so daß ihn auch die Anhänglichkeit und lebhafte Erinnerung dieser Frau an ihren verstorbenen Gatten nicht kränkte, sondern mit Theilnahme erfüllte und ihn öfter bewog, sie über jene Begebenheiten zu befragen. Sie gab ihm gern und willig Auskunft; Kleomenes hörte mit großer Aufmerksamkeit ihren Erzählungen zu, mit welchen Planen und Absichten Agis sich getragen hatte, und ein unauslöschlicher Funke fiel in seine Seele.

Kleomenes war ehrliebend und von hoher Gesinnung; auch beseelte ihn eine nicht geringere Neigung zur Enthaltsamkeit und zu der einfachen Sitte der Väter als den Agis. Dagegen fehlte ihm ganz die Behutsamkeit und linde Gemüthsart seines Vorgängers; es lag ein Stachel der Leidenschaft in seiner Natur, der ihn nie ruhen ließ, ein mit Ungestüm und Heftigkeit sich äußernder Trieb zu allem, was ihm einmal gut und schön erschien. Als das schönste Loos erschien ihm nun freilich, über willige Bürger zu herrschen; aber schön bedünkte es ihm auch, ihren Widerstand zu bemeistern und ihnen mit Gewalt das Bessere aufzunöthigen.

Der damalige Zustand des Staates konnte ihm allerdings nicht gefallen. Die Bürger waren durch Unthätigkeit und üppiges Leben wie in einen Zauberschlaf versunken, und der König ließ alles gehen, wie es wollte; er war zufrieden, wenn man ihn nur nicht in seinem Hange, in Trägheit und in Ueberfluß zu schwelgen, störte. Um das Gemeinwesen kümmerte sich niemand, da jeder nur auf Vortheil seines Hauswesens bedacht war. Ueberdies war es weder sicher noch rathsam, an eine Umwandlung der gegenwärtigen Verhältnisse, an Herstellung der öffentlichen Uebungen und einer vernünftigen Erziehung der Jugend, an Einführung der Einfachheit und Gleichheit zu denken. Hatte doch ein Agis um solcher Bestrebungen willen das Leben eingebüßt! Während nun so die Reichen über ihren eigenen Vergnügungen und den Zwecken ihrer Gewinnsucht das allgemeine Beste ganz aus den Augen setzten, hatte auch das niedere Volk bei dem üblen Stande seiner häuslichen Verhältnisse allen Sinn für das Staatsleben verloren. Die königliche Würde war nur noch ein Schatten; alle Gewalt war in die Hände der Ephoren übergegangen.

So war die Lage der Dinge, als Leonidas starb und Kleomenes zum Throne gelangte.

Er hatte einen Freund, mit Namen Xenares, mit welchem er schon seit früheren Jahren sehr vertraut war. Dessen Ansichten suchte er zuerst zu erforschen und befragte ihn daher über den Agis, was für ein König er gewesen, und auf welche Weise und mit welchen Theilnehmern er jenen Weg betreten habe? Anfangs erinnerte sich Xenares jener Begebenheiten nicht ungern und erzählte ihm den ganzen Hergang bis in's Einzelne mit großer Genauigkeit. Wie er aber bemerkte, daß Kleomenes mit gar zu leidenschaftlicher Theilnahme ihm zuhörte, daß jene Neuerungsversuche des Agis einen außerordentlichen Eindruck auf ihn machten und er von diesen Dingen immer wieder zu hören verlangte, wies ihn Xenares zornig zurecht, als ob er nicht bei Sinnen wäre; und endlich vermied er ganz und gar solche Unterredungen und brach den Umgang mit ihm ab. Jedoch entdeckte er keinem die Ursache dieser Trennung, sondern sagte höchstens: er kenne ihn.

Aus diesem Widerstreben des Xenares glaubte Kleomenes auch bei den Uebrigen auf eine ähnliche Gesinnung schließen zu müssen und legte daher seinen Plan für sich allein an. Da er der Meinung war, daß er im Kriege leichter als im Frieden die beabsichtigte Staatsumwälzung in's Werk setze, so brachte er es zwischen Sparta und den Achäern, die schon ohnehin zu mancherlei Beschwerden Anlaß gegeben hatten, zum Bruche. Aratos nemlich, der unter den Achäern die meiste Geltung genoß, hatte vom

---

*) Diese Lebensbeschreibung ist im Zusammenhange mit der vorigen zu lesen.

Anfange seiner Wirksamkeit unausgesetzt dahin gearbeitet, alle Peloponnesier in einen Bund zu vereinigen, indem er der Ueberzeugung lebte, daß sie nur auf diese Weise ihren auswärtigen Feinden würden gewachsen sein. Dies war ihm nun auch schon so weit gelungen, daß nur noch die Lakedämonier, die Eleier und ein Theil der Arkadier dem achäischen Bunde widerstrebten. Die feindlichen Einfälle, womit Aratos deshalb die Arkadier beunruhigte, veranlaßten die Ephoren, den Kleomenes zum Schutze derselben ausrücken zu lassen. Diesen ersten Feldzug führte der junge Held mit so glücklichem Erfolge, daß die Achäer trotz ihrer Uebermacht fast überall den Kürzeren zogen, und Aratos, welcher anfangs die Jugend und Unerfahrenheit seines Gegners verachtet hatte, mußte nach mehreren verlorenen Schlachten wohl inne werden, wie richtig die Warnung jenes verbannten Sparters gewesen: „Wenn du gegen Lakedämon etwas unternehmen willst, so halte dich dazu, ehe diesem Küchlein die Sporen gewachsen sind.“ Kleomenes aber gewann nach so viel glücklichen Waffenproben die Ueberzeugung, daß es ihm ein Leichtes wäre, die Achäer völlig zu überwältigen, wenn er den Krieg nur, unbehindert durch die Eifersucht und ängstlichen Bedenken der heimischen Behörden, nach eigenem Gutdünken führen dürfte. Sparta wieder zur Herrschaft über Griechenland zu erheben, war ihm jetzt kein allzukühner Gedanke mehr, wenn er erst der Ephoren sich entlediget und unter den Bürgern die ursprüngliche Gleichheit wieder hergestellt hätte. Auf dieses Ziel schritt er jetzt mit aller Entschiedenheit los.

Ehe er selber, vom Feldzuge heimkehrend, in Sparta einrückte, schickte er einige seiner vertrautesten Freunde mit wenigen Söldnern in die Stadt, welche die Ephoren im Speisesaale überfielen und vier derselben niederhieben (226 v. Chr.). Der fünfte, Agesilaos, rettete sich in den nahegelegenen Tempel der Furcht*) und blieb verschont; auch ließ man alle übrigen unter den Anwesenden, welche sich ruhig verhielten, an Leib und Leben unversehrt, und gestattete jedem, der da wolle, die Stadt zu verlassen.

Am folgenden Tage ließ Kleomenes die Namen von achtzig Bürgern, welche Sparta räumen müßten, kund machen und die Stühle der Ephoren bis auf einen einzigen wegnehmen, auf welchem er selbst Recht sprechen wollte. Hierauf ließ er die Volksversammlung zusammenrufen, um vor ihr von seinem Thun Rechenschaft abzulegen. In seiner Rede setzte er zunächst auseinander, wie Lykurgos den beiden Königen den Senat an die Seite gesetzt habe, welcher eine lange Zeit in Gemeinschaft mit jenen den Staat regiert habe, ohne daß man einer anderen Obrigkeit bedurft hätte. In den folgenden Zeiten aber hätten die Könige, welche wegen der langwierigen Kriege mit den Messeniern beständig zu Felde gelegen und daheim die Gerechtigkeit nicht handhaben gekonnt, einige aus der Zahl ihrer Freunde auserwählt und an ihrer Stelle in Sparta zurückgelassen, um die heimischen Angelegenheiten während ihrer Abwesenheit zu besorgen. Wiewohl nun diese Ephoren oder Aufseher im Anfange eigentlich weiter nichts als Diener des Königs gewesen, so hätten sie doch nachmals ganz allmählig ihre Befugnisse erweitert und so unvermerkt einen eignen Gerichtshof errichtet. „Hätten sie indessen,“ fuhr er fort, „hierbei noch sich selber Ziel und Maaß gesetzt, so wäre es immer noch rathsamer gewesen, sie beizubehalten; da sie es aber wagten, durch ihre angemaaßte Gewalt sogar die von den Vätern eingesetzte Herrschaft umzustoßen, Könige zu verbannen oder gar ohne Verhör hinzurichten, und diejenigen zu bedrohen, welche die schönste und trefflichste Einrichtung in Sparta wieder hergestellt zu sehen wünschten, so war solches Unwesen nicht länger zu erdulden. Wäre es nun möglich gewesen, ohne Blutvergießen die eingeschlichenen Seuchen und Gebrechen, Ueppigkeit, Prunksucht, Schulden und Wucher und die noch weit stärkeren Uebel, Armuth und Reichthum, aus Lakedämon wegzuweisen, so hätte ich mich für den glücklichsten unter allen Königen gehalten und wie ein Arzt mein Vaterland ohne alle Schmerzen geheilt; nun aber werde ich für die traurige Nothwendigkeit, in der ich mich befunden, einen nachsichtigen Richter an Lykurgos haben, der, ohne König zu sein, ja ohne überhaupt ein Amt zu bekleiden, den Königen in's Amt zu greifen wagte und bewaffnet auf dem Markte erschien, so daß der König Charilaos aus Furcht seine Zuflucht zum Altare nahm. So bezeugt nun Lykurgos durch die That, daß es schwer sei, ohne Gewalt und Blutvergießen ein Staatswesen umzuwandeln. Ich selber,“ sprach er weiter, „habe hiervon mit der größten Mäßigung Gebrauch gemacht, indem ich nur diejenigen, welche der Wohlfahrt Lakedämons entgegenstanden, aus dem Wege räumte. Unter alle Uebrigen vertheile ich das ganze Land, befreie die Schuldner von ihren Schulden und veranstalte eine Prüfung und Auswahl unter den Fremden in unserem Lande, damit nur die Tüchtigsten in die Zahl der Spartiaten aufgenommen werden und uns die Stadt beschützen helfen, wir aber nicht mehr mit ansehen müssen, daß Lakonika aus Mangel an Vertheidigern eine Beute der Aetolier und Illyrier werde.“

Hierauf gab er selbst zuerst sein Vermögen zur Vertheilung her; sodann sein Stiefvater Megistonus, einer der angesehensten Spartiaten, und ebenso jeder seiner Freunde, worauf alle übrigen Bürger diesem hochherzigen Beispiele folgten. So wurde also das Land vertheilt; jedoch ließ er auch für jeden der von ihm verbannten Bürger ein Loostheil bestimmen und versprach, sie allesammt wieder heimkehren zu lassen, sobald der Staat wieder zur Ruhe gekommen sein würde. Sobann ergänzte er die Zahl der Bürger mit den Tüchtigsten unter den Perioiken und errichtete eine Schaar von viertausend Schwerbewaffneten, die er auf eine zweckmäßigere Weise, als bisher gewöhnlich, bewaffnete und einübte. Nun richtete er seine Sorgfalt auch auf die Erziehung der Jugend oder die sogenannte spartische Zucht, bei welchem Geschäfte ihm sein früherer Lehrer Sphäros, ein Philosoph aus der stoischen Schule,*) den meisten Beistand leistete. In kurzer

*) Die Furcht verehrten die Lakedämonier nicht als einen schädlichen Dämon, sondern als ein wohlthätiges Wesen, indem sie der Ueberzeugung waren, daß Wohlfahrt und Bestand des Staates auf der Furcht vor dem Gesetz beruhe. Vergl. den schönen Ausspruch Demarats. S. 49.

*) Stifter der stoischen Philosophenschule war Zenon um 280 vor Chr., welcher in einer öffentlichen Halle oder Stoa zu Athen seine Vorträge hielt, woher der Name dieser Schule. Die stoische Philosophie erklärte die Tugend für das einzige Gut, das Laster für das einzige Uebel, alle übrigen Dinge für gleichgültig. Die Tugend setzte sie in Uebereinstimmung

Zeit gewannen die öffentlichen Leibesübungen wie auch die gemeinschaftlichen Mahlzeiten die gehörige Ordnung, so daß nur wenige aus Zwang, die meisten aber von freien Stücken in jene treffliche und ächt lakonische Lebensart sich fügten.

Um nicht den gehässigen Namen eines Alleinherrschers sich zuzuziehen, ernannte Kleomenes seinen Bruder Eukleidas zum Mitkönige, denn seit dem Tode des Agis war der andere Thron bisher unbesetzt geblieben, da Archidamos, der Bruder und rechtmäßige Nachfolger des Agis, kurz nach seiner Rückkehr nach Sparta von seinen Feinden war umgebracht worden. Dies ist der einzige Fall, daß Sparta zwei Könige aus einem Hause hatte.

2. Krieg mit dem achäischen Bunde und seinem Verbündeten.

Während nun Aratos und die Achäer glauben mochten, Kleomenes habe durch so gewagte Neuerungen seine Stellung unsicher gemacht oder werde wenigstens nicht daran denken können, die nach einer so heftigen Erschütterung noch wankende Stadt zu verlassen, fand Er es dagegen ebenso rühmlich als vortheilhaft, dem Feinde von dem Muthe und Eifer seines neugebildeten Heeres Proben zu geben. Er machte daher plötzlich einen Einfall in das Gebiet von Megalopolis, brachte eine Menge Beute zusammen und richtete auf dem Lande große Verheerungen an. Am Ende dieser Heerfahrt fiel ihm ein Trupp von Messene kommender Schauspieler in die Hände, und nun errichtete er gar mitten im Feindeslande ein Theater und ließ mit einem Aufwande von vierzig Minen*) Schauspiele aufführen, denen er einen ganzen Tag lang**) zusah, nicht, als hätte er an dergleichen Ergötzlichkeiten ein besonderes Vergnügen gefunden, sondern um die Feinde recht augenscheinlich zu verhöhnen und ihnen seine Ueberlegenheit zu zeigen. Denn sonst war unter allen damaligen Kriegsheeren der griechischen Freistaaten wie der Könige das des Kleomenes das einzige, welches keine Schauspieler, keine Taschenspieler, keine Tänzerinnen und Sängerinnen im Gefolge hatte, sondern von allen Ausschweifungen, Possenspielen und tollen Lustbarkeiten rein blieb.

Kleomenes selber konnte hierin allen zum Lehrer und Muster dienen. Seine Lebensart war schlicht und einfach, ohne allen Prunk und hatte vor der des gemeinen Mannes nichts voraus: ein Umstand, der ihm auch bei den Geschäften mit den übrigen Hellenen vor anderen Königen ein Uebergewicht gab. Wer mit diesen zu thun hatte, fühlte sich nicht sowohl von dem Reichthume, mit welchem sie prunkten, in Erstaunen gesetzt, als von Widerwillen und Abscheu gegen ihren Stolz und Uebermuth und ihre beleidigende Härte ergriffen. Wer hingegen zum Kleomenes kam, der doch auch ein König war, der fand dort keine Purpurmäntel und Prachtkleider, keine kostbaren Ruhebetten und Sänften; kein Schwarm von Anmeldern und Thürhütern vertrat ihm den Weg, sondern der König selber kam in gewöhnlicher Kleidung zum Empfange herbei, hörte alle, die sich an ihn wendeten, freundlich an und unterhielt sich mit ihnen auf das wohlwollendste, während man an anderen Höfen den gesuchten Bescheid kaum erhielt und auf eine widerwärtige Weise aus dem Munde der Geheimschreiber entgegennehmen mußte. Kein Wunder also, daß diejenigen, welche mit dem Kleomenes je zu thun gehabt, von seiner liebenswürdigen Erscheinung wie bezaubert und von Liebe zu ihm ganz eingenommen waren, so daß man ihn allein für einen wahren Nachkommen des Herakles erklärte.

Seine Tafel war ganz einfach und nach lakonischer Art; hatte er aber Gesandte oder Gastfreunde zu bewirthen, so mußten die Diener das Mahl um ein weniges glänzender zurichten, jedoch nicht mit Leckerbissen und feinem Backwerke, sondern nur dadurch, daß sie reichlichere Gerichte und schmackhafteren Wein auftrugen. Uebrigens gab es dabei keine Musik, wurde auch nicht vermißt; denn er selber wußte die Gesellschaft beim Trunke durch anmuthige Gespräche und feinen Scherz auf das angenehmste zu unterhalten. Menschen mit Geld und Geschenken zu ködern, wie andere Könige zu thun pflegten, hielt er für kunstlos und unsittlich; hingegen schien ihm dies vor allem schön und eines Königs würdig, durch Huld und Güte im Umgang und Gespräch Vertrauen zu erwecken und die Herzen an sich zu fesseln. Denn auf jene Art, meinte er, gewinne man nur einen Miethling, auf diese aber einen Freund.

Den Krieg gegen die Achäer setzte er mit erwünschten Erfolgen fort. Von den Mantineiern herbeigerufen, drang Kleomenes bei Nachtzeit unvermuthet in ihre Stadt ein und vertrieb daraus die Besatzung der Achäer. Späterhin schlug er in ihrem eigenen Lande bei Dyme ihre Gesammtmacht dermaaßen, daß sie durch Abgeordnete Frieden mit ihm begehrten. Kleomenes erklärte, daß, wenn man ihm den Oberbefehl übertragen wollte, er nicht nur keine weiteren Ansprüche an sie machen, sondern auch alle eroberten Plätze zurückgeben würde. In Folge dessen luden jene, da sie wirklich geneigt waren, auf seine Vorschläge einzugehen, ihn nach Lerna ein, wo deshalb eine allgemeine Versammlung gehalten werden sollte. Zum Unglück aber traf es sich, daß Kleomenes eben um diese Zeit, nachdem er auf einem angestrengten Marsche zu zeitig Wasser getrunken hatte, einen Blutsturz bekam und die Sprache verlor, weshalb er genöthigt war, nach Sparta heimzukehren und die Zusammenkunft auf eine andere Zeit zu verschieben.

Dieser Unfall war für die Angelegenheiten Griechenlands von höchstem Nachtheile, da sonst noch Hoffnung vorhanden gewesen wäre, es irgendwie seiner übeln Lage zu entreißen und vor dem Uebermuthe und der Habsucht der Makedonier sicher zu stellen. Durch die Verzögerung nemlich, welche nunmehr jener Zwischenfall in die Unter-

---

des Lebens mit der göttlichen Vernunft und Natur, oder in die Harmonie des Menschen mit sich selbst. Sittenstrenge, Selbstbeherrschung und Seelenruhe bis zur Gleichgültigkeit gegen alle äußeren Eindrücke war der bezeichnende Charakter der stoischen Philosophen. Wie Antisthenes (s. S. 254) zu Aristippos (s. S. 199), so stand Zenon im Gegensatz zu seinem Zeitgenossen Epikuros (s. S. 311).

*) s. S. 41.

**) Die Aufführung der Schauspiele fand bei den Alten am hellen Tage statt.

handlungen brachte, gelang es dem Aratos die von beiden Seiten gewünschte und gehoffte Vereinigung zu hintertreiben. Was diesen sonst so vortrefflichen und tugendhaften Mann zu einem solchen Schritte bewog, ist nicht leicht zu ermitteln. Aber mocht' es nun Furcht und Mißtrauen gegen Kleomenes sein oder Neid und gekränkter Ehrgeiz, der es ihm schimpflich erscheinen ließ, daß er, nachdem er drei und dreißig Jahre lang an der Spitze des achäischen Bundes gestanden, einem jungen Emporkömmlinge den Platz räumen sollte, — in jedem Falle war seine jetzige Handlungsweise weder seiner selbst noch überhaupt eines Hellenen würdig und stand mit seinen bisherigen Thaten und politischen Grundsätzen im vollsten Widerspruche. Er rief nemlich den König Antigonos von Makedonien gegen die Lakedämonier zu Hülfe, füllte den Peloponnes mit Makedoniern an und gab so sein Vaterland lieber in die Gewalt der Fremdlinge, ehe daß er einem Abkömmlinge des Herakles, der dem Peloponnes seine alte Form und Einrichtung wiedergeben wollte, den Vorrang gönnte. Um dem Gerstenbrode und groben Mantel der Spartiaten auszuweichen, unterwarf er sich sammt Achaja dem Diadem und Purpur und den Befehlen makedonischer Satrapen — ein beklagenswerthes Zeugniß für die Schwachheit der menschlichen Natur, die auch nicht einmal in so vortrefflichen und an Tugend hervorragenden Charakteren das Gute ohne Fehl und Tadel hervorzubringen vermag.

Während er aber noch mit Antigonos unterhandelte, drang Kleomenes rasch nach Achaja vor, bemächtigte sich vieler Städte und brachte durch einen nächtlichen Ueberfall sogar Argos in seine Gewalt. Gleich darauf erklärten sich auch Kleonä und Phlius und endlich sogar Korinth für Kleomenes und traten dem Bündnisse mit Lakedämon bei. So nahe war Sparta daran, mit der Wiederaufnahme seiner alten Verfassung auch die Hegemonie über Griechenland wiederzugewinnen. Gleichwohl gab Aratos allen Friedensvorschlägen und persönlichen Verheißungen von Seiten des Kleomenes kein Gehör, sondern beeilte sich, durch Uebersendung seines Sohnes und anderer Geiseln an den Antigonos das Bündniß mit den Makedoniern abzuschließen. Endlich rückte derselbe mit einem starken Heere im Peloponnesos ein. Trotz der tapfersten Gegenwehr und der besonnensten Maaßregeln konnte Kleomenes nicht verhindern, daß alle seine Eroberungen nach und nach an die feindliche Uebermacht verloren gingen, und sah sich endlich, um Lakedämon nicht ohne Schutz zu lassen, genöthigt, den Rückzug in die Heimath anzutreten.

War solch ein Ausgang eines Feldzuges, der mit so glänzenden Erfolgen begonnen hatte, für das feurige Gemüth des Kleomenes eine schwere Prüfung, so harrete seiner noch ein anderer Unfall, der für sein liebendes Herz nicht geringer war. Auf dem Heimwege begriffen, stieß er eines Abends in der Nähe von Tegea auf Boten, die ihm von Lakedämon entgegenkamen und die Trauerkunde von dem Tode seiner Gemahlin überbrachten. Selbst auf seinen glücklichsten Feldzügen hatte er die Trennung von der Agiatis nie lange ertragen können und sich oftmals aus dem fernsten Kriegslager zu ihr nach Sparta begeben; denn er liebte sie sehr und schätzte sie über alles. Die Nachricht von ihrem Abscheiden erschütterte ihn daher gewaltig, wie sich bei seiner Jugend und der Schönheit dieses Weibes nicht anders erwarten ließ. Gleichwohl ließ sich durch diesen Schmerz weder sein hoher Geist darniederbeugen noch seine Seelengröße zur Schwachheit erniedrigen, so daß man an ihm keine Veränderung seiner Stimme, Mienen und Gebärden gewahrte. Mit Ruhe und Würde ertheilte er den Hauptleuten die nöthigen Befehle, traf mit Sorgfalt alle Vorkehrungen und begab sich alsdann mit Anbruch des Tages nach Sparta. Nachdem er dort mit seiner Mutter und seinen Kindern die Trauergebräuche erfüllt hatte, richtete er sogleich alle seine Aufmerksamkeit wieder auf die Angelegenheiten des Vaterlandes.

Zu dieser Zeit erbot sich Ptolemäos Euergetes, der König von Aegypten, ihm gegen seine Feinde zu helfen, verlangte aber, daß er ihm dagegen seine Mutter und seine Kinder zu Geiseln geben sollte. Lange scheute sich Kleomenes, seiner Mutter Kratesikleia etwas davon zu sagen, und so oft er auch mit dieser Absicht bei ihr eintrat, verstummte er doch jedesmal, wenn er davon anfangen wollte, bis sie endlich selbst seine Verlegenheit bemerkte und in ihn drang, frei herauszusagen, was ihm wäre. Als er sich nun ein Herz faßte, mit ihr davon zu reden, lachte sie laut auf und sprach: „Das also war es, was du so oft anbringen wolltest und dich nicht getrautest? Setz' uns nur gleich in ein Fahrzeug und schicke uns fort, wenn du glaubst, daß dieser Leib Sparta noch nützlich werden kann, eh' daß er hier in unthätiger Ruhe vom Alter verzehrt wird."

Als alles zur Abfahrt bereit war, begaben sie sich zu Fuße nach Tänaros, und das ganze lakedämonische Heer gab ihnen in Waffen das Geleite. Im Begriffe, das Schiff zu besteigen, nahm Kratesikleia den Kleomenes mit sich allein in den Tempel des Poseidon, schloß den tiefbekümmerten Sohn zum Abschied in ihre Arme und sprach: „Hab' Acht, König der Lakedämonier, daß, wenn wir hinauskommen, niemand uns weinen noch so etwas thun sehe, was Spartas unwürdig wäre. Denn dies allein stehet bei uns: die Geschicke aber liegen in Gottes Hand."

3. Letzte Waffenthat des Kleomenes.

Während Antigonos siegreich bis gegen die Grenzen Lakoniens vordrang, betrieb Kleomenes mit Aufwand aller Kräfte die Rüstung zur neuen Heerfahrt. Um das nöthige Geld zu gewinnen, setzte er alle Heiloten, welche eine Summe von fünf Minen erlegen konnten, in Freiheit und bewaffnete von der auf diese Weise zusammengebrachten Summe, die sich auf fünfhundert Talente belief, zweitausend Mann nach makedonischer Art. Jedermann glaubte ihn nur auf die Sicherheit Lakoniens bedacht, auf welches er damals in der That sich beschränkt sah; indessen trug er sich mit dem Plane einer großen und überraschenden Unternehmung.

Es galt der Stadt Megalopolis, der größten unter den arkadischen Städten, welche erst im vorhergehenden

Jahrhunderte erbaut und mit den Einwohnern von nicht weniger als vierzig kleineren Städten und Flecken bevölkert worden war, um gegen die Einfälle der Lakedämonier einen mächtigen Damm zu bilden; daher hieß sie Megalopolis, d. i. die Großstadt (s. S. 187). Durch Scheinmärsche die Feinde täuschend, als wolle er in Argolis einfallen, rückte er, plötzlich umkehrend, auf diese Stadt los, bemächtigte sich durch den Vortrapp ihres schwächsten Postens und befand sich mit seinem ganzen Heere schon in den Straßen, ehe die Megalopoliten die Gefahr nur ahnen konnten. Als diese nun ihr Unglück inne wurden, stürzten die Einen sogleich zum Thore hinaus und nahmen von ihrem Hab' und Gute mit sich, was ihnen gerade in die Hände kam; die Andern liefen mit den Waffen zusammen uud sicherten den Abzug der Fliehenden, so daß nicht mehr als tausend Menschen in der Stadt zurück blieben und der feindlichen Gewalt sich überließen. Unter den Gefangenen befanden sich Lysandridas und Thearidas, zwei Männer, welche unter den Megalopoliten am meisten in Ansehen und Geltung standen. Als nun die Kriegsleute sie vor Kleomenes brachten, rief ihm der Erstere schon von ferne zu: „Jetzt steht es bei dir, König der Lakedämonier, eine That zu verrichten, welche schöner und königlicher ist als das, was du jetzt vollbracht, und dir den höchsten Ruhm zu erwerben!“ Kleomenes, der sein Anliegen errieth, erwiederte: „Was meinst du damit, Lysandridas? Du wirst mir doch nicht zumuthen, euch die Stadt zurückzugeben?“ „Ja, das meine ich eben,“ antwortete jener, „und rathe dir, eine so große Stadt nicht zu zerstören, sondern sie dir vielmehr mit treuen und zuverlässigen Freunden und Bundesgenossen dadurch anzufüllen, daß du den Megalopoliten ihr Vaterland wiedergiebst und Erhalter eines so großen Volkes wirst.“ Kleomenes schwieg eine kleine Weile still, dann versetzte er: „Das ist wohl schwerlich zu glauben; indeß soll das Rühmliche bei uns stets den Vorrang haben vor dem Nützlichen.“ Mit diesen Worten entließ er die beiden Männer nach Messene, wohin die Andern sich geflüchtet hatten, und schickte mit ihnen zugleich einen Herold zu den Megalopoliten mit dem Erbieten: er wolle ihnen ihre Stadt zurückgeben unter der Bedingung, daß sie seine Freunde und Bundesgenossen würden und sich von den Achäern lossagten. So edel und menschenfreundlich dieser Antrag war, wurde er doch nicht angenommen. Man setzte Mißtrauen in die Reinheit seiner Absicht und fürchtete, daß es ihm nur darum zu thun sei, zu der entvölkerten Stadt auch noch die Bürger in seine Gewalt zu bekommen. Auch widersetzte sich der nachmals so berühmt gewordene Philopoimen auf das lebhafteste dem Ansinnen eines Abfalls der Megalopoliten vom achäischen Bunde und jagte den Thearidas und Lysandridas aus Messene fort.

Bis der Herold zurückkam, hatte Kleomenes die eroberte Stadt völlig unversehrt und unberührt gelassen und mit Ernst darauf gehalten, daß auch nicht einmal heimlich etwas etwas entwendet werden durfte. Als er nun aber erfuhr, daß die Bürger sein großmüthiges Anerbieten abgelehnt hätten, gerieth er in den größten Zorn und Unwillen. Sofort ließ er die Stadt rein ausplündern, Bildsäulen und Gemälde nach Sparta schaffen, und nachdem er die meisten und ansehnlichsten Bezirke der Stadt niedergerissen und zerstört hatte, trat er unangefochten den Heimweg an.

Die Achäer hielten damals gerade eine Berathung zu Aegion. Da bestieg Aratos, welcher zuerst von jenem Vorfalle Kunde erhalten hatte, die Rednerbühne, verdeckte sein Angesicht mit dem Mantel und weinte lange Zeit, ohne ein Wort hervorzubringen. Als sich nun die Uebrigen darüber verwunderten und in ihn drangen, zu reden, sprach er: „Megalopolis ist von Kleomenes zerstört worden!“ und sogleich ging die ganze Versammlung voller Bestürzung aus einander.

Mit Beginn des nächsten Frühjahrs machte sich Kleomenes zu einem neuen Unternehmen auf, dessen Kühnheit alles in Erstauen setzte. Während die Kriegsvölker des Antigonos noch in den Winterquartieren zerstreut waren, fiel er in Argolis ein und verwüstete alle Ländereien bis an die Mauern von Argos. Er that dies in der klugen Berechnung, daß Antigonos, welcher damals nur eine geringe Anzahl von Söldnern bei sich hatte, entweder dem Murren des Volkes nachgeben und eine Schlacht wagen und dann nothwendig unterliegen müßte, oder, wenn er sich still in Argos eingeschlossen hielte, bei den Argeiern alles Ansehen verlieren würde. Und so geschah es auch. Als das Volk seine Aecker von Feindeshand verwüstet sah, rottete es sich zusammen und verlangte stürmisch und unter bitteren Schmähreden, Antigonos solle entweder fechten oder Anderen, welche tapferer wären, die oberste Feldherrenstelle überlassen. Antigonos aber that wie in ähnlichen Fällen Perikles und Agesilaos gethan: er zog die üble Nachrede des unverständigen Haufens einer Uebereilung vor, deren verderbliche Folgen er recht wohl erkannte. So zog denn Kleomenes, nachdem er alles verheert und ausgeplündert, den Feind erschreckt und die eigenen Völker mit Muth und Zuversicht erfüllt hatte, unbehindert in sein Gebiet zurück.

Diesen Streifzug wiederholte er zu Anfange des Sommers, als das makedonische Heer und die griechischen Bundesgenossen sich sammelten und im Begriffe standen, in Lakonien einzufallen. Im Angesichte von Argos ließ er die Saaten und Feldfrüchte von seinen Soldaten wie im Spiele mit Stöcken zerschlagen und bezeigte dem Feinde dergestalt seine Verachtung, daß er sich durch einige Herolde von Antigonos die Schlüssel zum Tempel der Hera ausbitten ließ, um dieser Göttin sein Opfer darbringen zu können und sich mit ihr wieder auszusöhnen. Antigonos sah sich genöthigt, nach Argos eilends zurückzugehen, die Berge und Zugänge mit Mannschaft zu besetzen und den beabsichtigten Angriff auf Lakonien bis auf weiteres aufzugeben. Kleomenes drang noch bis nach Phlius vor und zog sich alsdann aus dem feindlichen Gebiete zurück, nachdem er durch diese Heerfahrt abermals seinen Gegnern einen Beweis seiner außerordentlichen Feldherrentüchtigkeit abgelegt hatte. Denn es zeugte von nicht geringer Geschicklichkeit und unternehmendem Muthe: daß er, der Gebieter eines einzigen Staates, zu gleicher Zeit den Kampf mit der wohlgerüsteten Macht der Makedonier und sämmtlichen Peloponnesiern aufgenommen und nicht nur Lakonien vor ihrem Angriffe bewahrt, sondern sogar ihrem Gebiete den empfindlichsten Schaden zugefügt hatte.

Jetzt aber rückte Antigonos, entschlossen, den Krieg zur Entscheidung zu bringen, mit seiner ganzen Streit-

macht auf Lakonien los (222 v. Chr.). Sein Heer bestand aus acht und zwanzigtausend Mann zu Fuß und zwölfhundert Reitern. Kleomenes hatte alle Zugänge in das Land mit Wächen, Gräben und Verhacken verwahrt und lagerte sich mit zwanzigtausend Mann in einer festen Stellung bei Sellasia, wo er den Einfall des Feindes erwartete. Dort liegen zwei Anhöhen, Euas und Olympos, nahe bei einander, zwischen denen ein Thal, vom Flüßchen Oinos durchströmt, nach dem Eurotas und nach Sparta hinabführt. Beide Höhen hatte Kleomenes durch Wall und Graben stark verschanzt; auf den ersteren stellte er seine Hülfsvölker unter dem Befehle seines Bruders Eukleidas, den letzteren nahm er selbst mit den Spartiaten und Miethtruppen ein. Den Eingang des Thales in der Ebene deckte er durch die Reiterei und den Rest der Söldner.

Antigonos fand die Stellung seines Gegners so wohlgewählt und alle Vorkehrungen mit so viel Umsicht getroffen, daß er den Angriff mehrere Tage lang aufschob, indem er hoffte, bei näherer Besichtigung der Gegend irgend eine Blöße des Feindes aufzufinden. Da aber alle Versuche vergeblich blieben, entschloß er sich endlich zum offenen Angriffe.

Zunächst ließ er seinen linken Flügel gegen die Anhöhe Euas anrücken. Als dies die im Mitteltreffen aufgestellten Miethtruppen des Kleomenes gewahrten, fielen sie den Angreifenden in den Rücken und brachten sie, indem zugleich Eukleidas von vorn angriff, in große Bedrängniß. In diesem verhängnißvollen Augenblicke warf sich der junge Hauptmann der Megalopoliten, Philopoimen, ohne den Befehl seiner Oberen abzuwarten, an der Spitze seiner Mitbürger auf die feindliche Reiterei, nöthigte dadurch die Miethtruppen, in ihre frühere Stellung zurückzukehren, und stellte solchergestalt das Gleichgewicht der Waffen wieder her. Jetzt konnte der linke Flügel der Makedonier in ungeschwächter Kraft seinen Angriff auf den Hügel Euas erneuern und hier war es, wo die Schlacht zuerst durch die Unklugheit des Eukleidas eine für die Lakedämonier ungünstige Wendung nahm. Statt nemlich den Vortheil, welchen ihm seine Stellung gab, wahrzunehmen, dem von unten herauf andringenden Feinde so weit als möglich entgegenzugehen seine Reihen aufzulösen und ihn dann völlig zu schlagen, blieb er unbeweglich auf dem Gipfel stehen und ließ die Makedonier unangefochten oben ankommen. Diese drangen nun in dichten Massen auf ihn ein. Die Enge des Raumes lähmte den Widerstand und wehrte jede freie Bewegung. Eukleidas fiel mit den meisten seiner Truppen. Der Rest mußte über steil abhängige und ungangbare Oerter eine gefährliche Flucht nehmen.

Unterdessen kämpfte man auf der andern Seite, am Olympos, mit um so größerer Hartnäckigkeit, da hier die beiden Könige selbst einander gegenüber standen. Hier focht Mann für Mann, Glied für Glied mit wechselndem Glücke. Als aber bei Kleomenes die Nachricht einlief: sein Bruder Eukleidas sei erschlagen, der Hügel Euas genommen und auch das Mitteltreffen wanke; konnte er, auch von jener Seite her dem feindlichen Angriffe blosgestellt, nicht länger der Festigkeit seiner Stellung vertrauen. Er rief die Leichtbewaffneten durch die Trompete vom Kampfplatze zurück und brach jetzt mit der Hauptmacht aus den Verschanzungen hervor, um den letzten Schlag der Entscheidung zu wagen. Von beiden Seiten kämpfte man mit höchster Kraftanstrengung. Es gelang der Tapferkeit der Spartiaten, die makedonische Phalanx eine ansehnliche Strecke zurückzudrängen; aber ihre Reihen zu durchbrechen, war unmöglich. Mit gefällten Spießen, fest aneinandergeschlossen und mit der unwiderstehlichen Gewalt, welche der doppelten Phalanx, eine hinter der andern aufgestellt, eigenthümlich war, rückten die Makedonier abermals vor und trieben die Lakedämonier aus ihren Verschanzungen. Das ganze Heer löste sich in verworrener Flucht auf. Die meisten Miethvölker, die unter einem Kleomenes mit so viel Tapferkeit und Hingebung gefochten, als gält' es ihrer eigenen Sache, blieben auf dem Platze, und von sechstausend Lakedämoniern kamen nicht mehr als zweihundert mit dem Leben davon. Mit wenigen Reitern, die er noch bei sich hatte, zog sich Kleomenes nach Sparta zurück.

Bei seiner Ankunft in der Stadt ermahnte er die Bürger, welche ihm entgegenkamen, den Sieger ohne weiteren Widerstand einzulassen. „Was mich betrifft,“ setzte er hinzu, so werde ich im Leben und im Sterben das thun, was für Sparta nützlich ist.“ Als er sah, daß die Frauen denen, welche mit ihm den Feinden entronnen waren, hülfreich entgegen kamen, ihnen die Waffen abnahmen und sie mit einem Trunk erquickten, begab er sich in sein Haus. Er traf daselbst die junge, freigeborene Dirne aus Megalopolis an, die er nach dem Tode seiner Gattin zu sich genommen hatte, und die ihm, wie sie auch sonst gewohnt war, wenn er vom Feldzuge heimkam, Handreichung thun wollte. Allein er trank nichts, wiewohl er ganz verdürstet war, setzte sich auch trotz seiner Ermattung nicht nieder, sondern lehnte sich, wie er war, ohne den Harnisch abzulegen, an eine der Säulen, stützte sein Haupt mit dem Arme und ruhete in dieser Stellung eine kleine Weile, während er im Geiste alle möglichen Entschlüsse an sich vorübergehen ließ. Dann machte er sich mit seinen Freunden nach Gythion auf und ging mit einigen Schiffen, welche dort für einen solchen Vorfall bereit lagen, nach Alexandrien unter Segel.

Wenige Tage nach der Schlacht bei Sellasia erhielt Antigonos durch Eilboten die Nachricht, die Illyrier seien in Makedonien eingefallen und verwüsteten das Land auf das ärgste. Diese Meldung, nur um etliche Tage früher hinterbracht, hätte den Begebenheiten im Peloponnes eine ganz andere Wendung gegeben. Antigonos hätte, dem Nothrufe seines Reiches folgend, den Kampf gegen Kleomenes ohne weiteres aufgegeben und die Achäer ihrem Schicksale überlassen, denen dann Kleomenes nach Belieben die Friedensbedingungen hätte vorschreiben können. Ja selbst, wenn Kleomenes erst nach verlorener Schlacht noch Kenntniß von jenem Ereignisse erhalten hätte, wäre er, da dem Antigonos keine Zeit blieb, einen wenn auch nur kurzen Widerstand zu bewältigen, im Stande gewesen, Herr von Sparta zu bleiben. So entscheidet das Schicksal oft durch die kleinsten Umstände die größesten Angelegenheiten und zeigt uns in den erschütterndsten Ereignissen die entscheidende Macht eines Augenblickes.

Antigonos nahm Sparta gleich beim ersten Angriffe ein; doch erwies er sich großmüthig und leutselig gegen

die Ueberwundenen. Er schaffte die Neuerungen des Kleomenes ab und ließ wieder Ephoren wählen; doch schonte er der alten Würde des Staates, ließ die sonstigen Gesetze und Einrichtungen bestehen und räumte schon am dritten Tage mit seinem Heere die Stadt, um nach Makedonien zurückzueilen. Er traf dort die Illyrier noch an und brachte ihnen eine große Niederlage bei. Aber durch allzugroße Anstrengung beim Zurufen des Heerbefehls während der Schlacht zog er sich einen Blutsturz zu, in Folge dessen er bald darauf starb.

4. Kleomenes am Hofe der Ptolemäer.

Kleomenes wurde bei seiner Ankunft in Afrika von den königlichen Hofbeamten empfangen und nach Alexandreia begleitet. Als er dem Könige Ptolemäos Euergetes vorgestellt wurde, begegnete ihm dieser nur mit gewöhnlicher Leutseligkeit. Doch bald hatte Kleomenes durch Proben seines ausgezeichneten Verstandes sich die Anerkennung verschafft, welche seinen Talenten gebührte. Im Umgange verband er mit dem schmucklosen, lakonischen Wesen die Anmuth ungezwungener Sitte. Ein Flüchtling an fremdem Hofe verleugnete er doch in nichts den angeborenen Adel, den kein Mißgeschick erniedrigen kann, und so hatte sein Benehmen etwas weit Einnehmenderes als das jener Höflinge, die nur durch Unterwürfigkeit und Schmeicheleien zu gefallen suchten. Ptolemäos schämte sich daher jetzt vor sich selbst und bereute es sehr, daß er einen solchen Mann ohne Hülfe gelassen und dem Antigonos preisgegeben hatte, dessen Ruhm und Macht dadurch einen großen Zuwachs erhalten hatte. Er suchte den begangenen Fehler möglichst wieder gut zu machen, überhäufte seinen Gast mit Ehren und Freundlichkeiten, hieß ihn gutes Muthes sein und versprach, ihn mit einer Flotte und ansehnlichen Summen nach Griechenland heimkehren zu lassen und in sein Reich wieder einzusetzen. Er setzte ihm sogar ein Jahrgehalt von vierundzwanzig Talenten aus, von denen jedoch Kleomenes, welcher in Ansehung seiner eigenen Person und seiner Freunde einen sehr mäßigen und einfachen Haushalt führte, das meiste auf Verpflegung und Unterhalt derjenigen verwendete, die sich aus Hellas nach Aegypten geflüchtet hatten.

Leider aber starb der ältere Ptolemäos, noch ehe er sein Versprechen in Betreff der Heimkehr des Kleomenes hatte erfüllen können. Die neue Herrschaft, der Ueppigkeit und Schwelgerei aller Art ergeben, bekümmerte sich so wenig als um sonst ein ernstes Geschäft um die Wünsche eines heimathlosen Spartерkönigs. Von Trunk und Wollust an Leib und Seele entnervt, kannte Ptolemäos Philopator selbst dann, wann er am nüchternsten und verständigsten war, keine bessere Thätigkeit als Mysterien zu feiern und in eigener Person mit einer Trommel das Hofgesind im Palaste zusammen zu rufen. Die Regierungsgeschäfte lagen in den Händen der Buhlerin Agathokleia und ihrer Angehörigen.

Gleichwohl scheint man im Anfange auch des Kleomenes als Rathgebers sich bedient zu haben. Ptolemäos stand in Furcht vor seinem Bruder Magas, welcher im Kriegsheere starken Anhang hatte, und zog den Kleomenes zu den geheimen Berathungen, in denen man über die deshalb zu ergreifenden Maaßregeln einen Schluß fassen wollte. Alle Uebrigen stimmten dem Könige bei, daß man den Magas aus dem Wege räumen müsse. Kleomenes aber widerrieth diesen Mordplan mit so großer Entschiedenheit, daß er den Ausspruch that: man sollte vielmehr, wenn dies möglich wäre, zur Sicherheit und Befestigung des Reiches dem Könige noch mehrere Brüder schaffen. Sosibios, der einflußreichste unter den Günstlingen des Königs, machte dagegen den Einwurf, daß man, so lange Magas lebe, der Miethtruppen in keinem Falle sicher sei; worauf Kleomenes lebhaft erwiederte: „Darüber seid ohne Sorgen! denn mehr als dreitausend von diesen Fremdlingen sind Peloponnesier, die mir allesammt ergeben sind und, sobald ich nur winke, mit ihren Waffen zu Diensten stehn."

Diese wohlgemeinte aber unbedachte Aeußerung gab dem Könige zwar zunächst einen Beweis von der Ergebenheit und dem gewichtigen Einflusse des Kleomenes, späterhin aber, als die Furchtsamkeit des Königs in gleichem Schritte mit seiner Schwäche zunahm, und dieser Fürst, wie es bei Leuten, die sich auf ihren Verstand nicht verlassen können, zu geschehen pflegt, es für das sicherste hielt: alles zu fürchten und allen zu mißtrauen, ließ jener Ausspruch den Kleomenes in den Augen der Höflinge als einen staatsgefährlichen Mann erscheinen. Wandle er doch unter ihnen, so hörte man viele sagen, wie ein Löwe unter den Schaafen. Und in der That hatte er eine solche Art an sich; an Geist und Muth allen überlegen, hielt er sich doch ruhig und unbewegt, aber in jedem Augenblicke wie zum Sprunge bereit und den lauernden Blick auf alles geheftet, was am Königshofe vorging.

Um nicht weiterem Verdachte Raum zu geben, hörte er jetzt auf, um Schiffe und Truppen zu bitten, und begehrte nur die Erlaubniß, mit seinen Freunden nach Griechenland zurückzugehen, denn er hatte erfahren, daß Antigonos gestorben, daß die Achäer in Krieg mit den Aetoliern verwickelt wären, und daß die Umstände selber bei der allgemeinen Erschütterung und Verwirrung, die den Peloponnes ergriffen hätte, ihn, den Kleomenes, verlangten und gleichsam zurückriefen. Gleichwohl war bei Hofe nichts zu erlangen, da der König selber ihm kein Gehör gab, sondern seine ganze Zeit im Harem oder mit festlichen Aufzügen und Schmausereien hinbrachte. Indeß konnte Sosibios, der alles in allem war und die Staatsgeschäfte insgesammt besorgte, sich nicht verhehlen, daß man an Kleomenes, wenn man ihn wider Willen festhielte, einen sehr beschwerlichen und furchtbaren Gast haben würde, so wie er andererseits Bedenken trug, einen so kühnen und unternehmenden Mann, nachdem er die Gebrechen des Staates aus eigener Anschauung kennen gelernt hatte, zu entlassen. Denn Kleomenes ließ sich weder durch Geschenke besänftigen noch durch die weichlichen Sitten und Genüsse des Hofes einschläfern; sondern wie der Apis, der göttlich verehrte Stier der Aegypter, trotz alles Ueberflusses und mühelosen Lebens, das man ihm bereitete, doch niemals das lebhafte

Verlangen verleugnete, seiner Natur gemäß frei umherzulaufen, in wilden Sprüngen seiner Kräfte sich bewußt zu werden, und darum augenscheinlich nur mit Widerwillen Pflege und Wartung durch priesterliche Hände sich gefallen ließ: so empfand auch Kleomenes gleich einem Achill über die Unthätigkeit, darin man ihn festhielt, nur Verdruß und Gram und sehnte sich nach Krieg und Schlachtgeschrei.

Sosibios hielt es daher für das gerathenste, den Sparterkönig in Verhaft zu nehmen. Ein Vorwand dazu konnte dem ränkesüchtigen Manne nicht lange fehlen. So eben war Nikagoras, der Messenier, in Alexandrien angekommen, um dem Könige einige schöne Rosse zuzuführen, ein Mann, welcher äußerlich mit Kleomenes in Freundschaft stand, im Stillen aber ihn innigst haßte. Einem gegenseitigen Uebereinkommen gemäß hinterließ Nikagoras bei seiner Abreise dem Sosibios einen Brief, worin er ihm mittheilte: Kleomenes habe im Sinne, sobald er vom Könige Schiffe und Soldaten erhalten, sich Kyrenes zu bemächtigen und diese schöne Landschaft vom ägyptischen Reiche loszureißen. Diesen Brief legte Sosibios dem jungen Könige vor, worauf derselbe sofort den Befehl ertheilte, dem Kleomenes ein großes Gebäude zur Wohnung anzuweisen, worin er nach wie vor seinem Stande gemäß gehalten, aber auf's strengste bewacht werden sollte.

Diesen traurigen Zustand, der ihn aller Hoffnung beraubte, konnte Kleomenes nicht lange ertragen, so daß er den Entschluß faßte, alles daran zu setzen, um sich Freiheit zu verschaffen, nicht, weil er dabei auf einen glücklichen Erfolg hoffte, indem er ja aller zu einem so schwierigen Unternehmen nöthigen Hülfsmittel beraubt war, sondern weil er rühmlich sterben und nichts dulden wollte, was seiner früheren Laufbahn unwürdig wäre. Seine Freunde stimmten diesem Entschlusse bei. Denn auch sie hielten es für schandbar, daß ein Kleomenes, der sich einst zu groß fühlen durfte, um mit einem kriegerischen und tapferen Manne, wie Antigonos, ein Bündniß einzugehen, jetzt geduldig abwarten sollte, bis ein gauklerischer König die Trommel weglegen, seine Prozessionen einstellen und sich Zeit nehmen würde, ihn und die Seinen gleich gemästeten Opferthieren abzuschlachten.

Sie streuten daher, da Ptolemäos gerade nach Kanopos ging, das Gerücht aus; als ob der König ihn nächstens wieder in Freiheit setzen würde. Sodann schickten sie, wie der König denen zu thun pflegte, welche er aus ihrer Haft zu entlassen vorhatte, vielerlei Speisen und Geschenke zu, und betrogen damit die Wächter, welche meinten, daß ihm solches vom Könige geschickt würde. Denn er selber stellte Opfer an, bekränzte sich, schmausete mit seinen Freunden und theilte auch den Wächtern reichlich mit. Nachdem er nun diese von Wein und Schlaftrunkenheit völlig außer Stand gesetzt wußte, sein Vorhaben zu verhindern, drang er mit seinen Freunden, dreizehn an der Zahl, das nackte Schwert in der Hand, am hellen Mittage auf die Straße. Dort kam ihnen Ptolemäos, der Statthalter des Königs, zu Wagen entgegen. Sie dringen furchtlos auf ihn ein, zerstreuen den Troß seiner Dienerschaft und seiner Leibwache, reißen ihn vom Wagen herunter und stoßen ihn nieder. Durch die engen Gassen der Stadt forteilend, fordern sie das Volk auf, mit ihnen gemeinsame Sache zu machen und für die eigene Freiheit zu kämpfen. Allein der Pöbel schien eben nur so viel Muth zu haben als nöthig war, die Kühnheit dieser Männer zu loben und zu bewundern; ihnen zu folgen und beizustehen, wagte niemand. Sie gingen also vereint auf die Burg los, in der Absicht, das Gefängniß zu erbrechen und die Menge der Gefangenen für ihren Zweck zu gewinnen. Aber die Kerkermeister waren ihnen zuvorgekommen und hatten die Thore verrammelt, so daß auch dieser Versuch fehlschlug. Vergeblich schweifte Kleomenes in der Stadt umher; niemand schlug sich zu ihm, sondern alle nahmen voller Furcht die Flucht. Er stand daher von seinem Vorhaben ab, indem er den Freunden zurief: „Es war also kein Wunder, daß Weiber über Männer herrschen, die vor der Freiheit fliehen!“ und ermahnte sie insgesammt, seiner und ihrer Thaten würdig zu sterben.

Hippotas war der Erste, welcher einen der Jünglinge bat, ihn niederzustoßen. Die anderen folgten seinem Beispiele. Panteus, der schönste von Gestalt, an spartischer Zucht und Sitte der trefflichste unter den Jünglingen, der einstmals der Erste auf der Mauer von Megalopolis gewesen und der Liebling des Kleomenes war, hatte von diesem den Befehl erhalten, sich nicht eher das Leben zu nehmen, als bis er sähe, daß die anderen schon todt wären. Als nun schon alle um ihn her lagen, ging Panteus von einem zum andern und berührte jeden mit der Spitze des Schwertes, um zu versuchen, ob nicht jemand von ihnen unmerklich noch lebe. So kam er auch an Kleomenes, stach ihn in die Fußsohle, und als er sah, wie sein Angesicht schmerzlich zusammenzuckte, küßte er ihn und setzte sich neben ihm nieder. Und als er völlig geendet hatte, umarmte er den Todten und entleibte darauf sich selbst. So starb Kleomenes, nachdem er sechzehn Jahre König von Sparta gewesen, „seiner Persönlichkeit nach unstreitig der glänzendste Stern seines Zeitalters“ und eines glücklicheren Ausgangs seiner Laufbahn werth.

Als sich das Gerücht von dieser Begebenheit durch die ganze Stadt verbreitete, da brach der Muth Kratesikleias; so standhaft sie auch sonst war, unter der Größe eines solchen Mißgeschickes zusammen. Sie schloß ihre Enkel, die Kinder des Kleomenes, in ihre Arme und erhob ein lautes Jammergeschrei. Unterdessen entfernte sich das älteste dieser Kinder, ohne daß es jemand gewahrte, und stürzte sich häuptlings vom Dache herab. Uebel zugerichtet, doch nicht getödtet, wehrte es sich noch gegen diejenigen, welche es aufhoben, und bezeigte mit wüthigem Geschrei seinen Unwillen darüber, daß man es hinderte zu sterben.

Sobald Ptolemäos diese Vorfälle erfuhr, befahl er, den Kleomenes an das Kreuz zu henken und seine Kinder, seine Mutter sammt allen Frauen, die sie um sich hatte, hinzurichten. Unter den Letzteren befand sich auch die Gattin des Panteus, ein Weib von höchster Schönheit und adliger Gestalt. Sie waren erst seit kurzem mit einander vermählt. Wider den Willen ihrer Eltern, die sie mit Gewalt zurückgehalten hatten, war sie ihrem Gatten über das Meer in die Fremde nachgeeilt, wo sie nun in der Blüthe ihres ehelichen Glückes ein so trauriges Geschick traf. Diese führte damals die Kratesikleia, als sie von den Soldaten zum Hinrichtungsplatze gebracht wurde,



bei der Hand, trug ihr das Gewand nach und sprach ihr Muth zu, wiewohl dieselbe weder sonst etwas noch auch den Tod fürchtete, sondern nur um das eine bat, daß man sie möge früher als die Kinder sterben lassen. Als sie nun an die Stätte gelangt waren, wo die Henker ihr Werk zu verrichten pflegten, erwürgten diese zuerst die Kinder vor ihren Augen, alsdann sie selbst, die bei so herzzerschneidendem Anblicke kein anderes Wort ausstieß als dies: „O Kinder, wo seid ihr hingekommen!“ Das Weib des Panteus, groß und kräftig an Leib und Seele, hatte ihr Kleid aufgeschürzt, bediente schweigend und mit unerschütterter Gemüthsruhe eine jede der Sterbenden und bedeckte ihre Leichen, so gut sie konnte. Als nun endlich an sie selber die Reihe kam, machte sie sich zurecht, entblößte sich selbst den Hals und ließ weder einen anderen als den, welchem ihre Hinrichtung oblag, an sich herankommen, noch auch nur sich ansehen. Sie litt den Tod wie eine Heldin und nahm noch im letzten Augenblicke darauf Bedacht, daß niemand ihre Leiche erst verhüllen und in Ordnung legen müsse. So bewährte sie noch im Sterben die Reinheit ihrer Seele und wachte mit heiliger Sorgfalt wie im Leben so auch im Tode über die Ehrbarkeit ihres Leibes.

Wenige Tage darnach sahen diejenigen, welche bei der an's Kreuz geschlagenen Leiche des Kleomenes Wache hielten, eine große Schlange, welche sich um sein Haupt gewunden hatte und sein Angesicht bedeckte, so daß kein Raubvogel sich ihm nähern durfte. Ueber diese Erscheinung gerieth der König in abergläubige Furcht und Schrecken und gab den Weibern Anlaß, allerlei Reinigungsopfer vorzunehmen, gleich als ob man hier einen Mann ermordet habe, welchen die Gottheit lieb gehabt, und der mehr gewesen als ein bloßer Mensch.

Philopoimen.

1. Philopoimens Erziehung, Studien, Charakter und Lebensart, erste Waffen- und Feldherrnprobe.

Der achäische Bund, welcher in den ersten Zeiten des Arat einen so kräftigen und vielversprechenden Aufschwung genommen hatte, war unter der späteren Leitung desselben Mannes durch das widernatürliche Bündniß mit Makedonien in ein Abhängigkeitsverhältniß zu diesem Staate getreten, welches mit seiner ursprünglichen Bestimmung in schneidendem Widerspruche stand. Ein edleres, kräftigeres und durch die letzten Thaten freier Hellenen verherrlichtes Zeitalter trat für diese berühmte Union mit dem Manne ein, mit dessen Lebensbilde wir das Heldenbuch des alten Griechenlands beschließen.

Philopoimen war der Sohn des Kraugis, eines angesehenen Bürgers von Megalopolis in Arkadien. Nach des Vaters Tode übernahm Kleandros, ein Edler von Mantineia, welcher, aus seiner Vaterstadt verbannt, von Kraugis viel Liebe und Gutthat erfahren hatte, die Erziehung des verwais'ten Knaben. Aus seinen Händen übernahmen den angehenden Jüngling Ekdemos und Demophanes, zwei Schüler des Weltweisen Arkesilaos, welche zumeist unter ihren Zeitgenossen die Grundsätze der Philosophie in der Staatsverwaltung und den öffentlichen Verhältnissen zur Anwendung brachten und neben vielen anderen Verdiensten sich die schöne Aufgabe stellten, durch die Lehren der Weisheit in diesem ihrem Zöglinge, dem gesammten Griechenlande einen Stifter seines Heiles heranzubilden. So nahm sich Griechenland frühzeitig mit einer gleichsam mütterlichen Liebe seiner an, als wäre er der jüngste Bruder jener alten Helden, auf dessen Haupte alle Erinnerungen wie alle Hoffnungen einer schöneren Zeit sich vereinten.

Von Kindesjahren an liebte er den Krieg und lernte mit Lust und Eifer alles, was auf diesen Bezug hatte. Selbst von den Schriften und Vorträgen der Philosophen waren ihm diejenigen, von welchen er Förderung der Tapferkeit hoffte, am anziehendsten. An den homerischen Gedichten nährte er das Heldenfeuer seiner Seele. Mit Begier las er die Geschichtsbücher von den Thaten Alexanders des Großen, nicht zum müßigen Zeitvertreibe oder als Stoff zu nutzlosem Geschwätz, sondern weil er der Meinung war, daß Reden zu Thaten führen und daß er, was er lese oder höre, auch selber auszuüben suchen müsse. Unter den übrigen Schriften machte er sich am meisten mit der Taktik des Euangelos vertraut. Auch bei diesen Studien war sein Geist immer selbstthätig und auf eigne Anwendung gerichtet. So ließ er es auch, um sich die Lehrsätze der Taktik deutlich zu machen, nicht bei Zeichnungen auf der Tafel bewenden, sondern suchte an Ort und Stelle sie zu beweisen und einzuüben. Auf seinen Reisen, erzählt uns Livius, faßte er die Lage eines Ortes wohl in's Auge und legte seinen Reisegefährten oder, wenn er allein war, sich selbst die Frage vor: „Was müßte man thun, wenn der Feind an jenem Orte zum Vorschein käme? was, wenn er von vorn, was, wenn er uns von dieser oder jener Seite, was, wenn er uns im Rücken angriffe? — Man kann," antwortete er sich selber, „in Schlachtordnung, oder ohne besondere Aufstellung in der Ordnung, in welcher man marschiert, dem Feinde sich entgegenstellen." Er überlegte bei sich oder fragte die andern: was für eine Gegend er sich ausersehen oder wie viel Mannschaft oder was für eine Truppengattung er brauchen wolle, worauf seiner Meinung nach sehr viel ankomme; ferner, wo er die Lastthiere, wo das Geräth, wo den unbewaffneten Troß hinstellen, wie viel oder was für Bedeckung er ihnen geben, und ob er auf dem Wege, den er einmal genommen habe, weiter gehen oder vielmehr auf eben dem Wege zurückgehen wolle; endlich, was für eine Gegend er zum Lager ausersehen, und wie groß der Platz sein müsse, den er befestigen wolle, und ob man daselbst Wasser, Futter und Holz holen, und wohin er den folgenden Tag, wenn er weiter fortrücken wolle, seinen Weg sicher nehmen, und in was für einer Ordnung er sein Heer marschieren lassen könne. Durch solche Gedanken und Ueberlegungen gewöhnte er sich von Jugend auf also, daß ihm nichts von diesen Dingen fremd und unerwartet war und er vorkommenden Falls nicht nöthig hatte, sich über etwas lange zu besinnen.

Krieg war ihm der Zweck des Lebens. Die darin Unerfahrenen sah er für unbrauchbare Leute an, und verachtete daher auch die Ringkunst, welche unter den Leibesübungen bei seinen Zeitgenossen am meisten beliebt war, nachdem er erkannt hatte, daß sie dem Soldaten unnütz und wegen der ganz regelmäßigen und verweichlichenden Leibespflege, die sie fordere, seiner Bestimmung zuwider und verderblich sei.

Das Vorbild, welchem er nacheiferte, war Epaminondas. Er besaß dessen Unternehmungsgeist, Klugheit und Uneigennützigkeit; allein auch die Sanftmuth, Gelassenheit und Güte dieses Mannes in den bürgerlichen

Zwistigkeiten zu bewähren, dies machte ihm die Leidenschaftlichkeit seiner Gemüthsart und seine Ehrbegier, welche oft in Rechthaberei überging, unmöglich, weshalb er sich mehr zum Krieger als zum Staatsmanne eignete.

Seine kriegerische Laufbahn begann er im kleomenischen Kriege, indem er an den Streifzügen der Bürger in's lakonische Gebiet theilnahm, wobei er es sich zur Regel machte, beim Auszuge immer der Erste, beim Rückzuge der Letzte zu sein. In den Zeiten der Ruhe beschäftigte er sich mit Jagd und Ackerbau und erhielt durch stete Thätigkeit dieser Art seinen Leib bei Gewandtheit und Kräften. Er besaß ein schönes Landgut eine halbe Meile von der Stadt. Dorthin begab er sich täglich, entweder schon nach dem Frühstücke oder nach der Mahlzeit (vergl. S. 156), schlief dort die Nacht über auf einem gewöhnlichen Strohlager wie jeder seiner Arbeiter, stand früh auf und half mit eigner Hand bei der Arbeit im Weinberge oder auf dem Acker und ging alsdann in die Stadt zurück, wo er seinen Freunden und den Obrigkeiten in den öffentlichen Geschäften seine Dienste widmete.

Er war ein ordentlicher und sparsamer Haushalter. Was er an Beute auf den Streifzügen gewann, verwandte er theils auf Pferde oder Waffen, theils auf Loskaufung von Kriegsgefangenen. Sein väterliches Vermögen aber suchte er durch den Ackerbau zu vermehren, als das gerechteste Mittel, sich zu bereichern, und that dies nicht nur als Nebenwerk, sondern nach dem Grundsatze: wer fremdes Gutes sich enthalten wolle, der müsse eigenes besitzen.

In seinem Aeußern war er schlicht und anspruchlos, auch noch in der Zeit, wo er schon zu den höchsten Aemtern des Staates emporgestiegen war. Einst hatte die Frau seines Gastfreundes in Megara, während ihr Mann gerade nicht zu Hause war, erfahren, daß der Bundeshauptmann der Achäer bei ihnen eintreten werde, und beeilte sich nun mit ängstlicher Geschäftigkeit, ihm eine Mahlzeit zu bereiten. Mittlerweile trat Philopoimen in einem ganz geringen Mäntelchen zu ihr herein, und da sie ihn für einen seiner vorausgeschickten Diener hielt, fordert sie ihn auf, ihr in der Küche mit an die Hand zu gehen. Augenblicklich wirft Philopoimen den Mantel ab und fängt an, Holz zu spalten. Inzwischen kommt der Gastfreund, sieht das und ruft voll Verwunderung ihm zu: „Was ist das, Philopoimen?“ „Was anders,“ antwortet dieser in seiner dorischen Mundart, „als daß ich für mein schlechtes Aussehen gestraft werde!“

Philopoimen war erst dreißig Jahre alt, als König Kleomenes, wie wir bereits früher erzählt haben (s. S. 337 f.), Megalopolis durch einen plötzlichen Ueberfall in seine Gewalt bekam. In Schrecken und Verwirrung räumten die Einwohner die Stadt und suchten nach Messene zu entkommen. Philopoimen war es, durch dessen Unerschrockenheit die Flucht der Wehrlosen glücklich zu Stande kam. Indem er sich den Nachsetzenden mannhaft entgegenstellte und den Kampf mit ihnen aufnahm, stahl er, so zu sagen, dem Feinde einen Bürger nach dem andern aus der Stadt hinweg und hielt jenen so lange auf, bis er selbst als der Letzte nur mit genauer Noth nach Verlust seines Pferdes und selber verwundet den Spartiaten entkam. Als Kleomenes hierauf die Megalopoliten einladen ließ, ihre Stadt unangefochten wieder in Besitz zu nehmen, widersetzte sich Philopoimen in der Volksversammlung diesem Ansinnen mit so standhafter Entschiedenheit, daß seine Mitbürger sich entschlossen, lieber ihre schöne und große Stadt der Willkür des Feindes zu überlassen, als sich selbst in seine Gewalt zu geben und dem Bündnisse mit den Achäern zu entsagen.

An dem Siege, welchen Antigonos von Makedonien und die Achäer bei Sellasia über Kleomenes erfochten (s. S. 339), hatte der frühe Feldherrenblick und die rasche Entschlossenheit des jungen Philopoimen wesentlichen Antheil. Die Illyrier stürmten gegen den rechten Flügel der Spartiaten, als sie durch einen unvermutheten Angriff aus dem Mitteltreffen vom übrigen Heere abgeschnitten wurden und in Gefahr kamen, völlig aufgerieben zu werden. Philopoimen, welcher die entscheidende Bedeutung dieses Augenblicks erkannte, wandte sich an den makedonischen Befehlshaber mit der Vorstellung, daß man jetzt unverweilt in den Feind einbrechen müsse. Aber keiner achtete auf die Rathschläge eines damals noch unbedeutenden Mannes. Sie ließen die Truppen ruhig an ihrer Stelle stehen, bis ihnen der König vom andern Flügel her das verabredete Zeichen zum Angriffe geben würde. Da also Philopoimens Rath kein Gehör fand, sondern als Einfall eines Unsinnigen zurückgewiesen wurde, hielt er nicht länger an sich, riß seine Mitbürger mit sich fort und machte mit ihnen allein den Angriff, wodurch die Illyrier gerettet und der Feind in seine frühere Stellung zurückgeworfen wurde. Nach der Schlacht richtete Antigonos an seinen Reiterobersten, um ihn auf die Probe zu stellen, die Frage: warum er ohne seinen Befehl die Reiterei in Bewegung gesetzt habe? und als dieser zu seiner Entschuldigung erwiederte: er sei wider seinen Willen zum Angriffe gezwungen worden, indem ein junger Mensch aus Megalopolis damit den Anfang gemacht habe, sagte Antigonos mit Lachen: „So hat dieser Jüngling das Werk eines erfahrenen Feldherrn gethan, du aber als Feldherr hast wie ein Jüngling gehandelt.“

2. Philopoimen als Hipparch und Strateg der Wiederhersteller der achäischen Nationalmacht.

Durch diese That hatte sich Philopoimen so in Achtung gesetzt, daß ihn Antigonos für seinen Dienst zu gewinnen suchte und ihm eine Befehlshaberstelle sammt ansehnlichen Summen anbot. Allein Philopoimen lehnte es ab, weil er sich besser kannte und wohl wußte, daß er von Natur nicht dazu gemacht war, sich einem Gebieter zu unterwerfen. Indessen wollte er doch auch nicht müßig sein und begab sich daher, um sich im Kriegswesen noch weiter auszubilden, nach Kreta, wo damals ein Bürgerkrieg ausgebrochen war. An Erfahrung bereichert und mit Ehren ausgezeichnet, kehrte er in seine Heimath zurück und wurde alsobald von den Achäern zum Hipparchen oder Oberbefehlshaber der Reiterei ernannt, welches nach dem Strategen die angesehenste Würde der achäischen Bundesbehörde war.

Beim Antritte dieses Amtes fand er die Reiterei in einem schlechten Zustande vor: die Reiter unerfahren und muthlos; die Pferde erst im Augenblicke des beginnenden Feldzugs ohne Wahl aufgegriffen und zum Dienste unbrauchbar. Jene wurden aus den edelsten und begütertsten Familien ausgehoben, aber es war fast zur Gewohnheit geworden, daß diejenigen, welche den Dienst scheuten, andere an ihre Stelle schickten und selber zu Hause blieben. Die früheren Hipparchen hatten diese und ähnliche Unordnungen gewöhnlich ungerügt hingehen lassen, weil ihnen darum zu thun war, nächstens zur Strategie zu gelangen, weshalb sie es mit den Rittern, welche bei den Wahlen großen Einfluß hatten, nicht verderben wollten. Doch Philopoimen ließ sich nicht nachsichtig und fahrlässig finden. Er reis'te in den Städten umher, nahm jeden jungen Ritter einzeln vor, regte sein Ehrgefühl an, strafte, wo Zwang noth that, veranstaltete Uebungen und Wettkämpfe an Orten, wo viele Zuschauer zu erwarten waren, und brachte auf solche Art in kurzer Zeit eine ganz neugeschaffene Reiterei zu Stande, welche, in jedem einzelnen Manne stark, gewandt und muthig, auch als Ganzes kunstgerecht und mit Leichtigkeit jede Bewegung ausführte, so daß man in ihr einen einzigen, durch eignen Antrieb bewegten Körper zu sehen glaubte. Mit diesen Truppen erfocht er in dem hitzigen Treffen am Flusse Larissos den Sieg über die verbündeten Aetolier und Eleier, wobei er den Befehlshaber der letzteren, Demophantos, im Zweikampfe mit eigener Hand erlegte.

Durch solche Verdienste war der Ruhm Philopoimens so hoch gestiegen, daß er schon im Jahre 206 vor Chr. zum Strategen erhoben wurde. Jetzt richtete er sein Augenmerk auf die Verbesserung des Fußvolkes und machte den Anfang damit, daß er ihm eine zweckmäßigere Bewaffnung gab. Statt der sogenannten Thürschilde, welche bequem und leicht, aber zu schmal waren, um den Leib zu decken, führte er den Rundschild ein, statt der kurzen Speere die lange Sarisse, wie sie die Makedonier führten, und ebenso Helme, Panzer und Beinschienen. Indem er die Jünglinge, diese Bewaffnung anzunehmen, bewog, brachte er sie auch dahin, ihrer schwereren Rüstung gemäß, statt des Plänkelns aus der Ferne nach Art leichter Truppen, sich zum Kampfe in feststehenden und geschlossenen Gliedern zu üben, um auch im Handgemenge dem Feinde gewachsen zu sein. Hierdurch weckte er in ihnen das Kraftgefühl und den Glauben an ihre Unüberwindlichkeit. Sodann gab er ihrer Neigung zur Ueppigkeit und Verschwendung eine bessere Richtung. Denn an gänzliche Ausrottung eines so alten Uebels wie ihre Eitelkeit und thörichte Sucht, mit prächtigen Kleidern und Purpurdecken zu prunken, in glänzenden Gastmählern und Gelagen zu wetteifern, konnte leider nicht mehr gedacht werden. Da er nun wußte, daß die Menschen einmal an Aeußerlichkeiten hingen; so dachte er darauf, ihre Prachtliebe wenigstens von dem Ueberflüssigen auf nützliche und löbliche Dinge zu lenken, und hatte es bald dahin gebracht, daß sie den täglichen Aufwand für die Bedürfnisse ihres Leibes beschränkten und sich dafür lieber schöne Waffen und prächtigen Kriegsschmuck anschafften. Hierdurch bekam die ganze Gewerbsthätigkeit eine andere Richtung. Jetzt sah man in den Werkstätten nichts anderes vornehmen, als kostbare Becher und Pokale umschmelzen, Panzer vergolden, Schilde und Zäume versilbern; die Rennbahnen voll junger Pferde, die man zuritt, auf den öffentlichen Plätzen Jünglinge, die in der Rüstung kämpften. Selbst die Thätigkeit der Frauen diente kriegerischen Zwecken. Sie schmückten die Helme mit farbigen Federbüschen und verzierten die Reitröcke und Kriegsmäntel mit bunter Stickerei. Auch diese Neuerung wirkte höchst günstig zur Erweckung des soldatischen Geistes. Denn wie die Pracht in anderen Gegenständen Weichlichkeit erzeugt, so erhöht sie, auf Dinge des Krieges verwendet, unverkennbar den Muth und das Selbstgefühl. Wie Homer den Achilleus beim Anblicke der Waffen, die ihm die Göttin aus der Werkstatt des Hephästos herbeibringt, von flammender Begier entbrennen läßt, Thaten zu verrichten, welche der gottverliehenen Waffen würdig wären: so schmückte damals der schlichte Philipoimen die achäische Jugend und übte sie sodann unablässig im Gebrauche der Waffen wie in der Ausführung aller kriegerischen Bewegungen, wobei sie ihm gern und wetteifernd Folge leisteten. Denn die neue Schlachtordnung, welche er einführte, gefiel ihnen ungemein wohl, weil sie durch undurchdringliche Dichtigkeit eine Bürgschaft des Sieges zu geben schien, und die neuen Waffen kamen ihnen leicht und bequem vor, da sie dieselben um ihres Glanzes und ihrer Schönheit willen mit Freuden trugen und vor Begierde brannten, sie ehestens an den Feinden zu erproben.

So war Philopoimen in jeder Weise darauf bedacht, die Achäer zu einer Achtung gebietenden Nationalmacht heranzubilden. Dadurch gewann der achäische Bund in den Angelegenheiten Griechenlands eine ganz neue und selbständige Stellung. Aratos, Philopoimens Vorgänger welcher für große Kriegsunternehmungen allzuwenig Neigung besaß, hatte fast alles, was er für das Wachsthum des Bundes leistete, durch Unterhandlungen, Verträge und königliche Freundschaften zu Stande gebracht und dadurch das Selbstvertrauen der Achäer mehr und mehr abgeschwächt, so daß sie sich unter die Waffen der Makedonier schmiegten und nur durch feste Anhänglichkeit an diese ihre Schutzherren ein kümmerliches Dasein gefristet hatten. Seit aber Philopoimen an ihre Spitze trat, fühlten sie sich den Mächtigsten gewachsen und hielten sich an keine auswärtigen Führer mehr.

Bald bot sich ihnen eine schöne Gelegenheit, die erste Probe ihrer Tüchtigkeit zu geben. Es galt nichts geringeres als die Vertheidigung der Freiheit gegen den Tyrannen Machanidas. In Sparta nemlich, wo man in der Hoffnung, daß Kleomenes aus Aegypten wiederkehren werde, den Thron drei Jahre lang unbesetzt gelassen hatte, war nach kurzer Zwischenregierung die königliche Gewalt in die Hände des Machanidas gefallen, welcher durch freche Raubzüge eine Last des Peloponnesos wurde und mit seinem starken Söldnerheere die Selbständigkeit aller Nachbarstaaten bedrohete. Als er aber jetzt gegen Mantineia ausrückte, führte Philopoimen in Eile seine Truppen gegen ihn, entriß ihm den Sieg, welchen er bereits in den Händen hatte, und tödtete den Verhaßten nach hartem Kampfe mit eigner Hand (207 v. Chr.).

Nicht lange nach diesem Siege fiel das Fest der nemeïschen Spiele ein. Philopoimen, jetzt zum zweiten Male zum Bundeshauptmann der Achäer erwählt, ließ hier seine Phalanx im Waffenschmucke vor den versammelten

Hellenen auftreten und zeigte ihnen, mit welcher sicheren Kraft und Gewandtheit sie alle Bewegungen wie in einer ordentlichen Feldschlacht ausführte. Dann trat er, während die Zitherspieler im Wettstreite begriffen waren, in den Schauplatz, gefolgt von seinen jungen Kriegern, welche alle mit Soldatenmänteln und purpurnen Unterkleidern geschmückt, alle voll frischer Kraft und an Wuchs fast sämmtlich einander gleich waren, und ebensowohl die größte Ehrerbietung gegen ihren Führer als jugendlichen Stolz auf so viele ruhmvolle Waffenthaten blicken ließen. Es traf sich, daß eben, als sie eintraten, der Sänger Pylades, welcher „die Perser“ des Timotheos*) vortrug, also begann:

Ruhmvoll strahlenden Schmuck der Freiheit schaff' ich für Hellas!

Die schöne Klarheit der Stimme wie die Erhabenheit des Gedichtes machten einen tiefen Eindruck. Aller Blicke im Theater wandten sich auf Philopoimen, als müßten ihm diese Worte des Sängers gelten, und ein freudiges Händeklatschen folgte nach; denn die Hellenen sahen im Geiste den Ruhm ihrer Ahnen erneuert und ihr kühnes Selbstvertrauen erhob sich beinahe bis zu dem Stolze jener Zeiten.**)

In der That fühlten sich die Achäer, so oft Philopoimen sie führte, unüberwindlich und waren zu jeder Unternehmung, welche er ihnen vorschlug, willig und bereit; denn sie sahen, daß die Feinde vor ihm allein unter allen Feldherren die Augen nicht aufzuschlagen wagten und schon vor seinem bloßen Namen in Furcht geriethen. Als die Boiotier Megara belagerten und schon nahe daran waren, sich der Stadt zu bemächtigen, verbreitete sich das falsche Gerücht, Philopoimen eile den Belagerten zu Hülfe und sei schon in der Nähe. Alsobald ließen sie die Leitern, welche sie bereits an die Mauern angesetzt hatten, stehen und flohen über Hals und Kopf davon.

Der Schrecken, welchen Philopoimen schon aus der Ferne den Feinden einflößte, machte sich sogar an dem fürchterlichsten Menschen jener Zeit, an Nabis, dem Tyrannen von Sparta, geltend. Dieser, der an Greueln der gewissenlosesten Gewaltthaten seinen Vorgänger Machanidas noch weit übertraf, hatte durch Ueberfall die Stadt Messene eingenommen. Philopoimen, welcher damals nur Privatmann war und über kein Heer zu verfügen hatte, drang vergebens in den Bundeshauptmann Lysippos, den Messeniern Hülfe zu leisten. Die Stadt sei rettungslos verloren, erwiederte dieser, da der Feind ja schon darinnen sei. Da machte sich Philopoimen mit seinen Mitbürgern, welche er zu diesem Unternehmen angefeuert hatte, ohne weitere Vollmacht selber dahin auf und war schon nahe an der Stadt, als Nabis Nachricht davon erhielt. Dieser aber, wiewohl er sein Lager innerhalb der Stadt hatte, hielt doch nicht Stand, sondern schlich sich durch das entgegengesetzte Thor hinaus und führte sein Heer in aller Eile hinweg, froh genug, daß er noch so davonkam.

Als bald darauf (201 vor Chr.) Philopoimen zum dritten Male Bundeshauptmann der Achäer wurde, züchtigte er den Nabis für seine beständigen Räubereien durch einen Einfall in Lakonien auf das nachdrücklichste. Doch wurde ihm sein Wunsch, die Strategie noch ein Jahr länger zu behalten, nicht erfüllt. In Verdruß darüber und eines müßigen Lebens unfähig, folgte er einem Rufe der Gortynier, welche ihn zum Feldherrn wünschten, und begab sich abermals nach Kreta. Diese Entfernung des gefürchtetsten Gegners ermuthigte den gedemüthigten Tyrannen dergestalt, daß er alsbald wieder kühn sein Haupt erhob und seine Raubzüge jetzt mit noch viel größerer Frechheit wiederholte. Namentlich versetzte er Megalopolis, die Vaterstadt Philopoimens, in die größte Bedrängniß. Kein Bürger wagte sich aus den Thoren, und um nicht vom Hunger aufgerieben zu werden, mußte man die Straßen und Plätze der Stadt mit Korn besäen. Daß aber Philopoimen unter solchen Umständen den Dienst des Vaterlandes gegen einen fremdländischen vertauscht hatte, entrüstete seine Mitbürger gegen ihn, auf den sie sonst so stolz gewesen, im höchsten Maaße. Sie beschlossen sogar, ihm das Bürgerrecht zu entziehen, und standen nur auf die dringenden Vorstellungen des Strategen Aristänetos von diesem Vorhaben ab.

3. Flamininus in Griechenland. Sparta im achäischen Bunde.

In die Zeit der Abwesenheit Philopoimens fiel ein Ereigniß, welches für das gesammte Griechenland von höchster Bedeutung war. Der römische Consul Titus Quinctius Flamininus hatte mit Hülfe der Aetolier in der Schlacht von Kynoskephalä, wo einst Pelopidas den Tod gefunden hatte (s. S. 191 ff.), über den König Philipp von Makedonien einen großen Sieg gewonnen (197 vor Chr.). Unter den Friedensbedingungen, welche dem Ueberwundenen auferlegt wurden, war auch diese: allen Ansprüchen auf Griechenland zu entsagen. Doch glaubte man nicht anders, als daß die Römer die wichtigsten Waffenplätze Griechenlands, welche jener bisher inne gehabt, für sich behalten würden. Bald darauf feierte man die isthmischen Spiele,*) bei denen auch der römische Consul gegenwärtig war. Eine zahllose Menge von Menschen hatte sich zum Anschauen der Wettkämpfe eingefunden, denn ganz Griechenland überließ sich, nach so langwierigen Kriegen im Besitze sicheren Friedens, der Festfreude. Da trat, nachdem durch die Trompete allgemeine Stille geboten war, der Herold in die Mitte und rief mit lauter Stimme: „Der römische Senat und Titus Quinctius als Feldherr und Consul erklären nach Besiegung des Königs Philipp und der Makedonier für ledig aller Besatzungen, unabhängig, abgabenfrei, nur den heimischen, Gesetzen unterthan, die Korinther, Lokrer, Phokier, Euboier, Thessalier, Achäer, Phthioten, Magneten

*) Dichter aus Milet zur Zeit des Euripides.

**) Vergl., was dem Themistokles und Aristeides Aehnliches widerfuhr. S. 61 u. 66.

*) Diese wurden unter dem Vorstande Korinths alle zwei Jahre gefeiert und zwar so, daß sie je auf das erste und dritte Jahr der Olympiaden fielen. Vergl. S. 214.

und Perrhäber.*)“ Dieses kam den Hellenen so unerwartet, daß sie kaum ihren Ohren traueten und glaubten nicht recht gehört zu haben. Durch den ganzen Schauplatz lief ein verworrener Lärm des Fragens, der Bitte um Wiederholung. Als aber der Herold, nachdem die Stille wiederhergestellt war, seine Stimme lauter erhob und den Ausruf für alle vernehmlich wiederholte, da erscholl ein so unglaublich großes Freudengeschrei bis hin zum Meere, daß die vorüberfliegenden Vögel aus der Luft betäubt zu Boden fielen; alle Zuschauer erhoben sich von ihren Sitzen, den Wettkämpfern wurde nicht die mindeste Aufmerksamkeit geschenkt, jeder brannte nur vor Begierde, zu Titus hinzueilen, ihm die Hand zu drücken, ihn als Retter und Beschützer Griechenlands zu begrüßen. Ja, wäre er dem ungestümen Andrange der Menge nicht schleunigst aus dem Wege gegangen, er wäre schwerlich mit dem Leben davon gekommen.

Flamininus säumte nicht, seine Verheißungen zur That werden zu lassen. Er reis'te von Stadt zu Stadt, zog überall die Besatzungen weg, stiftete gesetzliche Ordnung und erneuerte die demokratischen Verfassungen. Er stellte unter den Bürgern Eintracht und herzliches Wohlwollen wieder her, indem er den Parteizwisten ein Ende machte, die Vertriebenen zurückführte, und hatte an den Erfolgen solcher menschenfreundlicher Bemühungen um die Hellenen nicht geringere Freude als an seinem Siege über die Makedonier. So geschah es, daß die Freiheit, welche er den Hellenen ausgewirkt hatte, bald für die kleinste seiner Wohlthaten gelten konnte.

Seine Verdienste um die Wohlfahrt Griechenlands zu vollenden, nahm er jetzt im Bunde mit den Achäern den Krieg gegen Nabis auf. Philopoimen war eben aus Kreta heimgekehrt und von den Achäern sogleich zum Feldherrn gewählt worden. Seine Maaßregeln gegen den Feind hatten an dem erwünschten Fortgange dieses schwierigen Kampfes den verdienstlichsten Antheil. Aber die zahlreichen Erweise von Hochachtung und Liebe, welche ihm um deswillen überall, wo er sich nur zeigte, von den Hellenen zu Theil wurden, verwundeten insgeheim das sonst hochgesinnte, aber ehrgeizige Gemüth Flaminins. Glaubte er doch viel größere Verdienste um die Achäer sich erworben zu haben und schon als Consul eines so hochansehnlichen Volkes wie die Römer eine höhere Bewunderung und Ehrerbietung beanspruchen zu dürfen als dieser Bürger aus Arkadien. Diese Eifersucht machte ihn wenig geneigt, durch längere Fortsetzung des spartischen Feldzugs den Ruhm seines Nebenbuhlers zu vermehren. Der römische Senat, welcher den frechen Tyrannen nur demüthigen, nicht aber den achäischen Bund eines hinderlichen Nachbars ganz entledigen wollte, kam den Wünschen seines Feldherrn entgegen. Flaminin legte daher durch einen Friedensschluß den Krieg mit Nabis bei, statt, wie die Achäer gehofft hatten, diesen Unhold gänzlich unschädlich zu machen, und begab sich bald darauf nach Rom, wo er im glänzendsten Triumphe einzog.

Aber das Maaß der Frevel des Tyrannen war nunmehr voll. Nabis fiel, ein Opfer seiner eigenen Bundesgenossen. Eine Heeresabtheilung der Aetolier, welche angeblich zu seinem Beistande in Sparta einzog, erschlug ihn, um sich durch diese Verrätherei seiner zusammengeschleppten Schätze und der Stadt selber zu bemächtigen. Da in Folge dieses Ereignisses in Sparta Parteikampf und große Verwirrung eintrat, so ergriff Philopoimen rasch die Gunst des Augenblicks und erschien unvermuthet mit einem Heere vor der Stadt. Die Wohlgesinnten nahmen ihn mit offenen Armen auf, die Gegner wagten keinen Widerstand, und so gelang ihm das, worum man schon seit Jahrzehenden fruchtlos sich bemüht hatte, daß das mächtige Sparta dem Bunde der Achäer beitrat.

Aus Dankbarkeit wollten die vornehmsten der Lakedämonier, welche in ihm einen Beschützer der Freiheit gefunden hatten, die aus den Gütern des Nabis gelös'te Summe, welche sich auf hundert und zwanzig Talente belief, ihm zum Geschenke machen. Bei dieser Gelegenheit zeigte sich der uneigennützige Charakter Philopoimens und die Ehrfurcht gebietende Macht seiner schlichten Persönlichkeit in glänzendem Lichte. Lange nemlich wagte niemand, zu genanntem Zwecke die Gesandtschaft an ihn zu übernehmen, bis sich endlich sein Gastfreund Timolaos dazu willig finden ließ. Als dieser aber nach Megalopolis kam und bei Philopoimen einkehrte, und nun der Ernst und die Würde seines Umgangs, die Einfachheit seiner Lebensweise, die Festigkeit seines Charakters, auf welchen Geld und Gewinn gar keinen Eindruck zu machen schien, ihm lebhaft vor Augen trat, wagte er nicht, des Geschenkes auch nur mit einem Worte zu erwähnen, gab eine andere Ursache seines Besuches vor und reis'te wieder ab. Zum zweiten Male an ihn abgeschickt, erging es ihm ebenso. Bei seinem dritten Besuche endlich gewann er es über sich, ihm das Anerbieten der Stadt zu eröffnen. Philopoimen hörte ihn freundlich an, ging dann selbst nach Lakedämon und gab den Spartiaten diesen Rath: „Verwendet euer Geld nicht an rechtschaffene und euch befreundete Männer, deren Tugend ihr umsonst genießen könnet; sondern erkauft euch damit lieber die Schlechten, welche mit ihren Ränken in euren Versammlungen das Wohl des Staates gefährden. Diesen müßt ihr mit euern Geschenken den Mund stopfen, damit sie euch weniger Unruhe machen. Denn besser ist es, man macht seine Feinde als seine Freunde stumm.“

Späterhin hatte Sparta seine Rettung noch einmal dem Philopoimen zu danken. Der Bundeshauptmann Diophanes erfuhr nemlich, daß die Lakedämonier damit umgingen, sich dem achäischen Bunde wieder zu entziehen, und gedachte sie dafür nachdrücklich zu züchtigen. Philopoimen rieth ihm ernstlich davon ab, indem er ihm vorstellte, daß er zu einer Zeit, wo der König von Syrien, Antiochos, und die Römer auf hellenischem Boden mit einander Krieg führten, seine ganze Aufmerksamkeit dahin richten und, statt zu inneren Unruhen Veranlassung zu geben, manche Vergehungen einzelner Bundesglieder übersehen und überhören müsse. Da aber Diophanes ihm kein Gehör gab, sondern mit Flamininus in Lakonien einfiel, und beide gerade auf Sparta losgingen, so wagte Philopoimen in seinem Unwillen über diese Unbesonnenheit eine That, welche zwar nicht gesetzlich und dem strengen Rechte entsprechend, aber gleichwohl groß und hochherzig zu nennen war. Er begab sich nach Sparta und verschloß,

*) Unter den Achäern sind hier die in der thessalischen Landschaft Phthiotis ansässigen gemeint; auch die drei zuletzt genannten Völkerschaften wohnten in Thessalien.

ein bloßer Privatmann ohne Amt und Macht, dem Heerführer der Achäer und dem Consul der Römer die Thore,*) legte die Unruhen in der Stadt bei und machte die Lakedämonier ohne Zwang und Blutvergießen wieder zu Bundesgenossen der Achäer.

Und doch hat keiner auch der erbittertsten Feinde Sparta's diesem Staate ein schwereres Leid zugefügt als nachmals dieser selbe Philopoimen. Gereizt durch wiederholte Unruhen der Spartiaten, welche bei jeder Zwistigkeit mit den Achäern die Hülfe der Römer anriefen, rückte er im Jahre 191 vor Chr. in Lakonien ein, führte die von Sparta Vertriebenen zurück und gab achtzig Spartiaten, welche zum Zwecke gütlicher Unterhandlungen im Lager eintrafen, der Rache der Letzteren preis. Die Mauern der Stadt ließ er niederreißen. Einen ansehnlichen Theil ihres Gebietes theilte er den Megalopoliten zu. Alle, welche erst von den Tyrannen das Bürgerrecht zu Sparta erhalten hatten, nahm er fort und versetzte sie nach Achaja; aber dreitausend derselben, welche sich weigerten, Lakedämon zu räumen, überlieferte er dem Sklavenmarkte und erbaute wie zum Hohne von dem gelös'ten Gelde zu Megalopolis einen Säulengang.

Um endlich die Lakedämonier ganz zu demüthigen und darniederzuhalten, nahm er ihnen die Einrichtungen des Lykurg (188 vor Chr.) und zwang ihre Knaben und Jünglinge, statt der vaterländischen Erziehungsweise sich der achäischen zu unterwerfen; wobei er der Ueberzeugung folgte, daß sie bei Lykurgs Gesetzen niemals ihrem stolzen und hartnäckigen Sinne entsagen würden. Mit dieser grausamen That zerschnitt er gleichsam die Sehnen der Stadt, vernichtete ihre Nationalität und erreichte dadurch allerdings dies, daß sie fortan ganz fügsam und unterwürfig wurden, bis sie nach Philopoimens Tode durch die Römer die Erlaubniß erhielten, statt der achäischen ihre alte Zucht und Gewohnheit wieder einzuführen, so weit dies nach so großer Noth und Zerrüttung noch möglich war.

4. Umgriffe der Römer. Philopoimens Ausgang.

Inzwischen hatte der Krieg zwischen den Römern und dem Könige Antiochos von Syrien einen für den Letzteren sehr unglücklichen Ausgang genommen. Griechenland war wenigstens anfangs der Schauplatz des Krieges gewesen und hatte darunter schwer gelitten. Die Kraft der Aetolier, welche bei diesem Kampfe unkluger Weise gegen die Römer Partei genommen hatten, war gebrochen, und den Eingriffen der Letzteren in die Angelegenheiten Griechenlands ein noch weiterer Zugang eröffnet. Mit den Achäern, deren Freundschaft ihnen sehr schätzenswerthe Dienste geleistet hatte, suchten sie sich zwar auch fernerhin in gutem Einvernehmen zu erhalten; doch ging ihr Bestreben immer deutlicher darauf aus, die Macht dieses Bundes überall zu schwächen und einzuschränken. Zum Unglück arbeitete im Schooße des Bundes selbst eine von nichtswürdigen Demagogen geleitete Partei und die kurzsichtige Schwachheit vieler Wohlgesinnter jenen in die Hände.

Philopoimen aber rang gleich einem guten Steuermanne gegen Wind und Wellen.**) Zwar schickte er sich aus Noth in Zeit und Umstände, gab hier und dort in Einigem nach und wich der Nothwendigkeit. Doch stellte er in den meisten Fällen dem Ansinnen der Fremden festen Widerstand entgegen, suchte alle, welche durch Beredtsamkeit oder Thatkraft sich auszeichneten, für den Dienst des Vaterlandes zu gewinnen und wahrte mit Ernst und Besonnenheit die Selbständigkeit und Ehre des Staates. Doch entging es ihm keineswegs, welchem unvermeidlichen Ende die Uebergewalt der Verhältnisse entgegendränge. Als einst sein Landsmann Aristänetos, welcher bei den Achäern in großem Ansehen stand, aber den Zumuthungen der Römer bei jeder Gelegenheit sich immer fügsam bewies, in öffentlicher Versammlung vorstellte: die Achäer sollten sich gegen die Römer nicht widerspänstig und undankbar bezeigen, hörte Philopoimen eine Zeit lang mit schweigendem Ernste zu, bis er endlich, seines Zornes nicht länger Meister, dem Redner mit den Worten unterbrach: „*Mensch, warum kannst du nicht erwarten, Griechenlands Verhängniß zu schauen?*“

Bereits siebenzig Jahre alt, wurde er zum achten Male Bundeshauptmann der Achäer. Er hoffte, dieses Amt nun in Frieden verwalten zu können und den Rest seines Lebens in Frieden hinzubringen. Denn wie die Heftigkeit der Krankheiten mit den Lebenskräften des Körpers sich zu mindern scheint, so hatte auch die Streitsucht der hellenischen Staaten in demselben Maaße nachgelassen, als ihre Macht gesunken war. Doch war dem in Waffen ergraueten Manne ein so friedliches Ende, als er wünschte und hoffte, nicht beschieden.

Deinokrates, ein Mensch, welcher nicht blos Philopoimens persönlicher Feind, sondern auch den andern um seiner Bosheit und Frechheit willen verhaßt war, hatte die Messenier zum Abfalle von den Achäern verleitet und stand im Begriffe, sich des am Meere gelegenen Fleckens Kolonis zu bemächtigen. Philopoimen lag eben damals in Argos krank am Fieber; dessen ungeachtet begab er sich auf jene Nachricht in größter Eile nach Megalopolis und legte in einem Tage einen Weg von mehr als vierhundert Stadien oder zehn deutschen Meilen zurück. Von dort rückte er an der Spitze der Ritter, welche aus Anhänglichkeit an seine Person und aus kriegerischem Wetteifer sich ihm zu Freiwilligen erboten hatten, sogleich auf den Feind los. Sie gehörten den angesehensten Familien an und waren sämmtlich noch sehr jung. Am Hügel des Euandros in der Nähe von Messene stießen sie auf Deinokrates und schlugen ihn in die Flucht. Als aber die Schaar der Fünfhundert, welche dem messenischen Gebiete zur Besatzung diente, den Geschlagenen zu Hülfe eilte, und diesen dadurch möglich wurde, sich auf den Hügeln wieder zu sammeln, trat Philopoimen, sowohl um nicht

*) Sparta war bis in das vorige Jahrhundert ohne Befestigung geblieben, weil nach dem Willen des Gesetzgebers Lykurgos nur die Tapferkeit ihrer Bewohner der Stadt zur Schutzwehr dienen sollte. Unter dem Tyrannen Lykurgos aber, dem Nachfolger Kleomenes III. (221 vor Chr.) war sie mit Mauern umgeben worden.

**) Doch er steht männlich an dem Steuer;
Mit dem Schiffe spielen Wind und Wellen,
Wind und Wellen nicht mit seinem Herzen:
Herrschend blickt er auf die grimme Tiefe,
Und vertrauet, *scheiternd oder landend*,
Seinen Göttern.

Göthe: Seefahrt.

eingeschlossen zu werden, als auch um seine Mannschaften zu schonen, durch beschwerliche Gegenden den Rückzug an. Er selber führte dabei die Nachhuth und sprengte häufig gegen die Feinde an, damit sie ihren Angriff nur auf ihn lenken möchten. Doch wagten sie sich nicht an ihn, sondern umschwärmten ihn unter lautem Geschrei nur aus der Ferne. Da er nun wegen der jungen Männer öfter Halt machte und sie einzeln an sich vorüber ließ, fand er sich unversehens allein unter einer Menge von Feinden. Indeß getraute sich auch jetzt keiner mit ihm handgemein zu werden, weshalb sie ihn von weitem beschossen und ihn so nach und nach auf felsige und steinige Orte hindrängten, wo er nur langsam vorwärts konnte, wiewohl er sein Pferd ganz wund stachelte. Trotz seines Alters noch rüstig und gewandt genug, hätte er an seiner Rettung nicht zu verzweifeln gebraucht, wäre er nicht eben damals durch die Krankheit geschwächt und von dem mühsamen Marsche ganz ermattet gewesen. Sein Roß glitt aus und warf ihn heftig gegen den Boden, wobei er sich so schwer am Kopfe verletzte, daß er lange betäubt und sprachlos dalag, und die Feinde in der Meinung, er sei todt, schon Hand anlegten, um ihn herumzuwenden und der Waffen zu entkleiden. Da erhob er sein Haupt und blickte um sich. Alsobald fielen sie haufenweise über ihn her, drehten ihm die Hände auf den Rücken und führten ihn unter Hohn und Mißhandlung gebunden davon.

In der Stadt erregte die Nachricht anfangs ungemeine Freude. Alles strömte dem Thore zu. Wie sie aber den Helden auf eine seines Ruhmes und seiner bisherigen Thaten so unwürdige Weise daherschleppen sahen, wurden die meisten von Unwillen und Betrübniß erfüllt und riefen unter Thränen: alle menschliche Hoheit sei doch trüglich und ein eitles Nichts. Es verbreitete sich daher allmählig im Volke die menschenfreundlichere Ansicht, daß man mit einem solchen Manne nicht hart verfahren dürfe, sondern seiner früheren Verdienste und besonders der Vertreibung des Tyrannen Nabis gedenken müsse. Nur Wenige verlangten dem Deinokrates zu Gefallen,, man solle ihn foltern und hinrichten. Man brachte ihn einstweilen in die sogenannte Schatzkammer, ein unterirdisches Behältniß, welches von außen weder Luft noch Licht empfing, auch keine Thüren hatte, sondern durch einen großen Stein, den man mittelst einer Maschine umdrehte, verschlossen wurde. — Dort ließen sie ihn hinab, brachten den Stein darauf und stellten rings etliche Bewaffnete auf.

Inzwischen hatten die achäischen Ritter von der Flucht sich wieder zusammengefunden und vermißten jetzt ihren Führer. Sie blieben lange auf der Stelle stehn, riefen ihn mit lauter Stimme, und da keine Antwort erfolgte, sprachen sie zu einander: „Wie schändlich und ungerecht ist es, daß wir nur auf eigene Errettung bedacht sind und unsern Feldherrn den Feinden überlassen, welcher um unsertwillen sein Leben für nichts geachtet hat!“ Sie gingen zurück und suchten ihn unablässig überall. Endlich erfuhren sie, daß er in Gefangenschaft gerathen sei, und thaten dies sogleich in den Städten der Achäer kund, wo alles darüber in die größte Bestürzung gerieth. Man schickte sofort Gesandte an die Messenier ab, um seine Loslassung zu erlangen, und traf zu gleicher Zeit Anstalt, dieser Forderung mit Waffengewalt Nachdruck zu geben.

Dies also thaten die Achäer. Deinokrates aber eilte, ihnen zuvor zu kommen, ließ, als mit Einbruch der Nacht die Volksmenge sich verlief, das Gefängniß schließen und schickte einen Schergen hinein, mit dem Befehle, dem Gefangenen den Giftbecher zu bringen und nicht eher von der Stelle zu gehen, als bis er ihn ausgetrunken habe. Philopoimen lag in seinen Mantel gehüllt auf der Erde und konnte vor Schmerz und Bekümmerniß nicht schlafen. Als er Licht erblickte und den Mann mit dem Giftbecher vor sich stehen sah, richtete er sich, so gut es seine Entkräftung ihm zuließ, empor und setzte sich. Er nahm den Becher an und fragte nur noch: ob er von den Rittern und besonders von Lykortas nichts erfahren habe? Der Mann gab zur Antwort: die meisten von ihnen seien entronnen. Da nickte Philopoimen mit dem Kopfe, sah ihn freundlich an und sprach: „Deine Worte sind gut; wir haben also nicht alles verloren!“ und ohne weiter etwas zu sagen oder einen Laut von sich zu geben, trank er den Becher aus und legte sich wieder hin. Das Gift fand keinen großen Widerstand und machte seinem schon zuvor erschöpften Leben bald ein Ende.

Die Nachricht von seinem Tode versetzte alle Städte der Achäer in tiefes Leid und Traurigkeit. Die junge Mannschaft versammelte sich mit den Häuptern der Volksgemeinde zu Megalopolis, fiel ohne die Rache einen Augenblick zu verschieben, unter Anführung des Lykortas, des nunmehrigen Bundeshauptmannes, in Messenien ein, verwüstete das Land mit Feuer und Schwert und ließ nicht ab, bis die Messenier endlich ihnen die Thore öffneten. Deinokrates kam seinem Schicksale zuvor und gab sich selber den Tod. Von den Uebrigen mußten diejenigen, welche auf Philopoimens Tod gedrungen hatten, durch eigene Hand sterben; diejenigen, welche gerathen hatten, ihn außerdem noch zu martern, setzte Lykortas gefangen, um sie später unter Qualen hinrichten zu lassen.

Nachdem die Achäer Philopoimens Leiche in Messene verbrannt und seine Asche in eine Urne gesammelt hatten, traten sie den Rückweg an, nicht ordnungslos oder wie es der Zufall fügte, sondern in feierlichem Zuge, von welchem man kaum sagen konnte, ob er mehr einem Leichenzuge oder einem Triumphzuge gliche. Man sah festlich Bekränzte und diese doch auch gleich Leidtragenden Thränen vergießen; man sah Feinde gebunden vorüberführen und eine Todtenurne einhertragen, welche vor der Menge von Bändern und Kränzen kaum sichtbar war. Diese trug der Sohn des Lykortas, Polybios, ein Jüngling von etwa zweiundzwanzig Jahren, welcher nachmals als Geschichtschreiber einen berühmten Namen erlangt hat. Um ihn her gingen die Vornehmsten der Achäer. Diesen folgten die Krieger in voller Rüstung und auf geschmückten Rossen, nicht mit niedergeschlagenen Blicken, so groß auch ihre Trauer war, aber stumm und ohne Siegesjubel. Aus den Städten und Flecken, an denen sich der Zug vorüberbewegte, kamen ihm die Einwohner entgegen, als wollten sie ihn selbst bei der Rückkehr von der Heerfahrt begrüßen, berührten den Aschenkrug und zogen mit dem Gefolge weiter nach Megalopolis. Wie nun auch die Greise mit den Weibern und Kindern sich zu ihnen gesellten, da verbreitete sich Klagegeschrei durch das ganze Heer bis zu der Vaterstadt des Verblichenen, welche über seinen Verlust um so untröstlicher war, da sie mit ihm auch den



Vorrang unter den achäischen Städten verloren zu haben meinte. Hierauf hielt man ihm nach Verdienst ein glänzendes Leichenbegängniß und steinigte an seinem Grabe die messenischen Gefangenen. Viele andere Städte errichteten ihm Bildsäulen und Ehrendenkmale, welche die Freiheit Griechenlands überdauerten und selbst von der rohen Hand des römischen Ueberwinders unangetastet blieben.

5. Das Ende Griechenlands.

Mit Recht hat man schon im Alterthume Philopoimen „den letzten Griechen“ genannt. Mit seinem Tode hat die Geschichte der Hellenen ihr Ende erreicht. Sie hat seitdem nur noch Geschicke aber keine Thaten dieses Volkes zu berichten.

Zwar hatte sich Philopoimen einen würdigen Zögling an Lykortas gebildet, welcher jetzt an die Spitze der Partei der Patrioten trat und mit ebenso viel Muth als Umsicht den schon in seinem Innern wankenden Bundesstaat vor fremdem Eingriffe zu bewahren suchte. Diesem entgegen aber wirkte Kallikrates, ein Mensch ohne Ehre und Gewissen, voll glatter Heuchelei und versteckter Bosheit, welcher durch sein schmiegsames Benehmen und vaterlandsverrätherische Anschläge sich dem römischen Senate als ein brauchbares Werkzeug seiner verschmitzten Politik darbot, während zum Unglück der achäische Bund an diesem Manne einen erwünschten Vermittler zwischen sich und den Römern zu haben meinte. Auf seinen Rath war Rom fortan beflissen, durch Empfehlung, Lob und Belohnung seinen Anhängern in Griechenland zum Uebergewichte gegen die vaterländisch Gesinnten zu verhelfen, die Gegner aber durch Tadel und Zurücksetzung einzuschüchtern und zu schwächen. Bei jeder Zwistigkeit hellenischer Staaten unter einander, bei allen bürgerlichen Unruhen hatte Rom seine Hand im Spiele, übernahm dann die Rolle des Schiedsrichters und traf die Entscheidung je nach Maaßgabe nicht des Rechts, sondern seines eigenen Vortheils. Unbekümmert um bestehende Gesetze und Verträge machte es bereits seine drohende Obmacht geltend und scheute in einzelnen Fällen auch die offene Gewaltthat nicht. So war Griechenland schon lange unfrei, noch ehe es erobert war, und Rom jedem rechtlichen Hellenen bereits tief verhaßt, während es mit den ansehnlichsten hellenischen Staaten äußerlich noch im Bündniß und Freundschaft stand.

Noch einmal, als im Jahre 171 vor Chr. ein langwieriger Krieg mit Perseus, dem Nachfolger Philipps von Makedonien, ausbrach, bot sich den Griechen Gelegenheit — und es war die letzte — zu einem Versuche, ihre Unabhängigkeit wieder herzustellen. Allein die tiefe Erniedrigung, in welche Griechenland damals schon versunken war, die vorsichtige Staatskunst der Römer, die Menge feiler Schmeichler und kurzsichtiger Anhänger dieses Volkes hielten die gährenden Elemente darnieder. Alles wünschte insgeheim den Makedoniern Sieg, aber alles beherrschte zugleich die Furcht vor Rom und die Meinung, daß nichts ihm zu widerstehen vermöge. Der achäische Bund kam mit Selbstverleugnung allen seinen Verpflichtungen gegen die Römer treulich nach. Hellenen aus allen Landschaften kämpften unter ihren Fahnen gegen Makedonien, welches endlich im vierten Jahre des Krieges bei Pydna dem Consul Aemilius Paulus gänzlich unterlag (168 vor Chr.). Der König Perseus wurde im Triumphe in Rom eingebracht, Makedonien nebst Illyrien erst in kleinere, zinsbare Staaten aufgelöst und später als römische Provinzen unter die Verwaltung des Senates gestellt,

Epeiros endlich, zur Strafe für seinen Abfall von der römischen Bundesgenossenschaft, mit beispielloser Härte planmäßig ausgeplündert, wobei hundert und funfzigtausend Einwohner dieses unglücklichen Landes in die Sclaverei verkauft wurden.

Aber auch über die bundestreuen Staaten Griechenlands schaltete der römische Senat mit herzloser Willkür. Ueberall herrschte Schrecken und Verzweiflung; mit um so empörenderem Uebermuthe erhoben jetzt die in römischem Solde stehenden Verräther ihr Haupt. Nicht nur, wer irgend den Römern entgegengewirkt und mit Wort oder That ihren Gegner begünstigt hatte, sondern auch die redlichsten und beliebtesten Männer der griechischen Nation wurden von den Schlechtgesinnten mit unverschämter Bosheit angezeigt, verleumdet und verklagt. Das Verfahren Roms stand mit der Schändlichkeit seiner Freunde im Einklange. Der Aetolier Lykiskos ließ durch römische Soldaten hundert und funfzig Edle des Landes in der Versammlung niederhauen und vertilgte solchergestalt die Partei der Gegner mit Einem Schlage. Das gemißhandelte Volk, welches darüber Klage erhob, suchte vergebens vor dem Richterstuhle der römischen Machthaber Gerechtigkeit. In Aetolien, Akarnanien, Epeiros und Boiotien mußten viele der vornehmsten Bürger, feindseliger Gesinnungen gegen die Römer überführt, die Todesstrafe erleiden; die übrigen, deren Betragen zweideutig gewesen oder, obgleich tadellos, doch verdächtiget worden war, wurden verhaftet und ohne Verhör und Urthel als Verbrecher nach Italien geschleppt.

Gegen den achäischen Bund fehlte es an allem Vorwande zu ähnlichen Gewaltmaaßregeln; denn selbst sämmtliche Briefschaften des Königs Perseus, welche den Römern in die Hände gefallen waren, lieferten kein Zeugniß auch nur gegen irgend einen der Achäer. Gleichwohl erschienen zwei römische Bevollmächtigte in Achaja und erhoben Klage, daß die angesehensten Achäer den König mit Geld und in anderer Weise unterstützt hätten, und verlangten das Todesurtheil über sie, ohne nur erst ihre Namen zu nennen. Die Bundesversammlung weigerte sich, auf ein so widerrechtliches Verfahren einzugehn, und erklärte: zunächst müsse man die Namen der Verklagten wissen, dann erst könne man über sie Gericht halten; worauf die Römer, um eine Antwort verlegen, erwiederten: „Es sind alle, welche die Strategie geführt haben.“ Entrüstet über diese freche Verleumdung, erhob sich Xenon, einer der angesehensten und würdigsten Achäer, mit den Worten: „Ich bin auch Strateg gewesen, habe aber niemals weder etwas gegen die Römer, noch für die Makedonier unternommen. Darüber will ich mich jeder Untersuchung unterwerfen, hier oder in Rom.“ Mit Begierde griffen die Römer dieses Wort auf. Sie verlasen eine Liste von mehr als tausend Namen der edelsten und besten Bürger, welche der schändliche Kallikrates als verdächtig aufgezeichnet hatte, und verlangten, sie sollten ihnen nach Rom folgen, um dort Rechenschaft abzulegen. Alle gehorchten, um nicht noch größeres Unglück über das Vaterland zu bringen, im Vertrauen auf ihre Unschuld und die Gerechtigkeit des Senates. Allein ohne irgend ein Verhör zu erlangen, wurden sie bei ihrer Ankunft in Italien gleich den übrigen weggeführten Griechen wie verurtheilte Verbrecher behandelt und in die Städte Etruriens vertheilt. Vergebens baten achäische Gesandte den Senat, die Sache der Verhafteten zu untersuchen oder sie frei zu geben. Der Senat erwiederte mit kaltem Hohne: er wundere sich über dieses Begehren der Achäer, da sie ja selbst schon diese Männer gerichtet und verurtheilt hätten; und volle siebzehn Jahre wurden diese Unglücklichen in der Verbannung festgehalten. Achaja, ja ganz Griechenland wurde durch diesen Verlust seiner tüchtigsten Männer verwais't; nur eine Volksmasse war zurückgeblieben, über welche römische Schergen unumschränkt herrschten.

Endlich, im Jahre 150 vor Chr., entließ der Senat die armen Verbannten in ihre Heimath. Aber von jenem Tausend waren nur noch dreihundert übrig. Zeit, Kummer und Verzweiflung, Strafen wegen Entweichung und Selbstentleibung hatten sie größtentheils, und zwar die besten, hinweggerafft. Von wilder Leidenschaft und unversöhnlichem Römerhasse entflammt, kehrte der Rest zurück und opferte besinnungslos das Vaterland seiner Rache.

Dies eben hatte die römische Tücke mit jenem verspäteten Acte der Gerechtigkeit bezweckt. Man wünschte irgend eine Veranlassung herbei, um auch den Schatten von Unabhängigkeit, welcher den Hellenen verblieben war, auslöschen zu können. Ein neuer Streit zwischen Sparta und dem achäischen Bunde bot nur zu bald Gelegenheit zu neuer Einmischung. Beide Theile brachten ihre Klage vor die Römer. Diese versprachen, durch eine Gesandtschaft die streitigen Punkte zu untersuchen und dem Unrechte zu steuern, zögerten aber absichtlich diese Angelegenheit so lange hin, daß inzwischen der Streit zu blutiger Fehde entbrannte. Endlich erschienen ihre Abgeordneten zu Korinth, wohin sie die Bundesbeamten und die Vorsteher der Städte berufen hatten. Allein statt über die vorliegende Sache zu sprechen, wie man erwartet hatte, verkündeten sie einen Senatsbeschluß, demzufolge Lakedämon, Korinth, Argos, das arkadische Orchomenos, Herakleia am Oeta, alle Städte, welche unter Philipps Herrschaft gestanden hatten, vom achäischen Bunde getrennt und nach eignen Gesetzen leben sollten. Diese Erklärung, welche über die eigentliche Absicht der Römer, Griechenland durch Auflösung der achäischen Union um so leichter zu überwältigen, keinen Zweifel mehr übrig ließ, erregte die unglaublichste Erbitterung in der ganzen Versammlung wie im Volke. Wüthend fiel die Menge über alle anwesenden Spartiaten her, schleifte sie zum Kerker oder tödtete sie auf der Stelle. Selbst die römischen Gesandten waren ihres Lebens nicht sicher und verließen eilig die Stadt (148 vor Chr.).

Rom war damals im Kriege mit Karthago, Spanien und dem aufständigen Makedonien begriffen. Es wünschte daher wenigstens zur Zeit die Zahl seiner Feinde nicht zu vermehren, verschmerzte die schwere Beleidigung, welche ihm in seinen Gesandten widerfahren war und bewies bei den ferneren Verhandlungen mit den Hellenen eine ungewöhnliche Mäßigung und Milde. Aber Diäos und Kritolaos, die Häupter der römerfeindlichen Partei unter den Achäern, heillose Männer, vereitelten mit dem Pöbel im Bunde alle Bemühungen der besonnenen Vaterlandsfreunde und machten den Bruch unheilbar. Der Krieg brach los. Nur die Thebäer und die Stadt Chalkis auf Euboia schlossen sich dem tollkühnen Unternehmen der

Achäer an. Der Consul Metellus, welcher unterdessen den Aufstand in Makedonien niedergeschlagen hatte, ging im Frühlinge 147 vor Chr. gegen die Termopylen vor, ereilte den Kritolaos, welcher bei der Annäherung des Feindes seine feste Stellung aufgegeben hatte, in Lokris und gewann unschwer über den Feigling einen völligen Sieg. Kritolaos war nach der Schlacht verschwunden. Niemand kennt sein Ende. Ganz Hellas ergriff nach dieser Niederlage ein unbegrenzter Schrecken. Unvermögend, den Gedanken an die Zukunft zu ertragen, gaben viele sich selbst den Tod, indem sie sich in tiefe Brunnen oder von jähen Felsen hinabstürzten. Andere verließen ihre Heimath, ohne zu wissen wohin? irrten sinnberaubt ohne Ziel und Zweck umher oder liefen zum Feinde und fleheten, sich selbst oder andere anklagend, überhaupt auf jede Weise um Gnade.

Metellus rückte, ohne Widerstand zu finden, bis an den Isthmos vor und bot voll Edelmuth noch einmal den Frieden an. Allein Diäos, welcher an Kritolaos Stelle das Strategenamt übernommen hatte, bestand auf Fortsetzung des Kampfes, beschaffte durch tyrannische Erpressungen die nöthigen Geldmittel, hob zwölftausend der kräftigsten Sclaven aus und schüchterte die Friedenspartei durch Hinrichtung ihres Führers ein. Unterdessen war das Amtsjahr des menschenfreundlichen Metellus abgelaufen, und dieser Umstand machte das Maaß des Unglückes voll. Lucius Mummius war sein Nachfolger, ein rechtlicher, doch roher und ungebildeter Mann, ohne weitere Kenntnisse als die seines Soldatenberufs, ohne Sinn für Kunst und Wissenschaft; und so trug der, in dessen Hände das letzte Schicksal der Hellenen gelegt war, nichts in seiner Seele, was für dieses auch in seiner Entartung noch mitleidswerthe Volk hätte Fürbitte einlegen können.

Mit einem Heere von mehr als sechs und zwanzigtausend Mann eröffnete er den Feldzug. Diäos, welcher seine Rüstungen noch nicht vollendet hatte, konnte dieser Kriegsmacht noch nicht einmal funfzehntausend Streiter entgegenstellen, bot aber dessenungeachtet in der Nähe von Korinth den Römern die Schlacht an. Frauen und Kinder, auf den benachbarten Höhen versammelt, sollten der Vernichtung des stolzen Feindes zusehen. Aber der Ausgang des Treffens war ein ganz anderer, als seine thörichte Siegeszuversicht geträumt hatte. Die Reiterei der Achäer ergriff gleich beim Beginne des Gefechtes feig die Flucht. Das Fußvolk wurde nach muthiger Gegenwehr von der Uebermacht geworfen und durch einen aus dem Hinterhalte hervorbrechenden Angriff in die Flanke völlig zerstreut. Jeder floh dahin, wo er Rettung zu finden hoffte. Diäos war der Erste, welcher alles verloren gab. Statt mit dem Reste des Heeres sich in die Stadt Korinth zu werfen und durch hartnäckige Vertheidigung ihrer fast uneinnehmbaren Feste Akrokorinth noch um einen ehrenvollen Frieden zu kämpfen, entwich er in seine Vaterstadt Megalopolis, tödtete dort sein Weib, zündete sein Haus an und entleibte sich selbst.

Der Sieger fand zu seinem Erstaunen die Thore von Korinth offen, die Stadt ohne Vertheidiger. Er traute nicht dem Scheine und wartete, einen Hinterhalt fürchtend, bis zum dritten Tage, ehe er seinen Einzug hielt. Dann gab er die herrliche Stadt empfindungslos dem Mord, der Plünderung und den Flammen preis 146 vor Chr.

Dorische Schöne, wo bist du hin, du hohe Korinthos?
Wo ist dein Thurmhaupt jetzt, deine so reiche Gestalt?
Wo die Tempel der Götter und deine stolzen Paläste?
Myriaden von Volk, Sisyphos altes Geschlecht?
Keine Spuren, o Arme, sind von dir übergeblieben:
Alle vertilgete sie wüthend der grausame Krieg,
Uns nur schont' er, die Nereïden, Okeanos Töchter,
Und mit der Welle Geräusch klagen wir immer um dich.

Man athmet auf, wenn man unter diesen Gräueln der Verwüstung noch einem menschlichen Zuge begegnet. Es wird erzählt: während die eindringenden Soldaten die Straßen Korinths mit Schrecken und Mord erfüllten, wurde Mummius einer Schaar Kinder gewahr, welche eben aus der Schule kam, darunter ein Knäblein mit der Tafel unter dem Arme, worauf noch die Schrift stand, die der Lehrer es hatte schreiben lassen. Er ließ die Schrift sich vorlesen; sie lautete: „O wie selige Leute sind das gewesen, die vor Zeiten gestorben und das Elend nicht erlebt haben, darein wir gerathen sind.“ Da gingen dem Römer die Augen über, und er befahl den Kriegsleuten, die ganze Schule wohl zu verwahren, damit keinem Kinde ein Leid widerfahre. „Aus dem Munde der jungen Kinder und Säuglinge hast du eine Macht zugerichtet, daß du dämpfest den Feind und den Rachgierigen“ (Ps. 8, 3).

Viele andere Städte im Peloponnes, auch Theben und Chalkis theilten das Schicksal Korinths. Ueberall wurden die Anstifter des Krieges aufgegriffen und hingerichtet und eine große Anzahl der übrigen Bewohnerschaft in die Sclaverei verkauft. Aus allen Gegenden Griechenlands ließ der Sieger die schönsten Denkmäler der Kunst, von deren Werthe er selber keine Ahnung hatte, zusammenschleppen und theils versteigern theils nach Rom führen. Das Land selbst, fast in allen seinen Landschaften schrecklich verwüstet und entvölkert, wurde unter dem Namen Achaja für eine römische Provinz erklärt und behielt nur die Trümmer seiner vormals blühenden Städte als Zeugen seiner alten Herrlichkeit.

Zeittafel.

Vor Chr.
Geburt.

1582. Kekrops aus Aegypten nach Attika.

1519. Kadmos aus Phönikien nach Boiotien.

1511. Danaos aus Aegypten nach Argos.

1350. Niederlassung des Phrygiers Pelops im Peloponnes.

1250. Argonautenzug.

1225. Zug gegen Theben.

1194. bis 1184. Belagerung Ilions.

1104. Dorische Wanderung (Rückkehr der Herakleiden).

1068. Dorier in Attika. Kodros †. Medon erster Archon.

884. Lykurgos und Iphitos olympische Festordnung.

752. Erster athenischer Archon auf zehn Jahre.

742. bis 722. Erster messenischer Krieg.

684. bis 667. Zweiter messenischer Krieg.

682. Einjährige Archonten.

642. Drakons Gesetzgebung. Periandros von Korinth. Thrasybulos von Milet.

612. Kylons Verschwörung. Megakles Archon.

604. Die Athener erobern Salamis.

596. Epimenides in Athen.

594. Solons Gesetzgebung.

291. Zerstörung von Krissa. Pittakos. Thales.

560. Peisistratos, Tyrann von Athen. Miltiades der Aeltere. Cheilon.

546. Kyros. Ende des lydischen Reiches.

540. Pythagoras in Kroton.

533. Polykrates, Tyrann von Samos.

528. Peisistratos †. Hipparchos und Hippias.

518. Miltiades der Jüngere geht in den Chersones.

513. Hipparchos †. Harmodios und Aristogeiton. Histiäos und Miltiades an der Donau.

510. Kleisthenes Verfassung. Isagoras.

500. Aristagoras und Histäos. Aufstand der Jonier. Miltiades besetzt Lemnos und Imbros.

499. Sardes verbrannt.

498. Seeschlacht bei Lade. Einnahme von Milet.

491. Krieg zwischen Athen und Aegina.

490. Schlacht bei Marathon.

489. Miltiades gegen Paros.

480. Schlachten bei Thermopylä, Artemision und Salamis. Gelon besiegt die Karthager bei Himera.

479. Schlachten bei Platäa und Mykale.

477. Aristeides Schatzung. Eroberung von Byzanz.

473. Themistokles flieht nach Asien. Pausanias †.

469. Kimon siegt am Eurymedon.

464. bis 435. Dritter messenischer Krieg.

461. Kimon im Exil.

457. Schlacht bei Tanagra.

Vor Chr.
Geburt.

449. Kimons Sieg und Tod auf Cypern. Kimonischer Friede.

447. Schlacht bei Koroneia. Tolmides †.

445. Pleistonax gegen Attika. Perikles unterwirft Euboia.

440. Samischer Krieg.

437. Bau der Propyläen begonnen.

435. Seeschlacht bei Sybota zwischen Korinth und Kerkyra.

432. Abfall Potidäas von Athen.

431. bis 404. Peloponnesischer Krieg.

430. Pest in Athen. Perikles angeklagt. Peloponnesier in Attika.

429. Platäa belagert. Phormion im korinth. Meere. Perikles †.

428. Mytilenes Abfall von Athen. Im Herbst belagert.

427. Platäa und Mytilene fallen. Greuel von Kerkyra.

425. Kleon und Demosthenes. Kampf um Pylos und Sphakteria.

424. Kythera erobert. Schlacht bei Delion. Brasidas gewinnt Amphipolis.

423. Waffenstillstand.

422. Kleon und Brasidas fallen bei Amphipolis.

421. Friede des Nikias.

420. Alkibiades wirkt im Peloponnes gegen Sparta.

418. Schlacht bei Mantineia zwischen Argeiern und Lakedämoniern.

415. Heerfahrt der Athener gegen Syrakus. Alkibiades flüchtig.

413. Alkibiades in Sparta. Dekeleia befestigt. Abzug der Athener von Syrakus. Schlacht am Assinaros.

410. Alkibiades besiegt bei Kyzikos die lakedämonisch-persische Flotte.

407. Seeschlacht bei Notion. Alkibiades flüchtig.

406. Seeschlacht bei den Arginusen. Kallikratidas †. Dionys, Tyrann von Syrakus.

405. Schlacht am Ziegenfluß.

404. Lysandros erobert Athen. Dreißig Tyrannen. Alkibiades †.

403. Thrasybulos befreit Athen.

400. Sokrates †.

398. Agesilaos König von Sparta.

396. Agesilaos Heerfahrt nach Asien.

394. Erster boiotischer Krieg. Lysandros fällt bei Haliartos. Agesilaos siegt bei Koroneia. Konon vernichtet bei Knidos die lakedämonische Seemacht.

387. Friede des Antalkidas.

386. Agesipolis vor Mantineia.

382. Phoibidas besetzt die Kadmeia. Krieg zwischen Sparta und Olynth.

379. Theben befreit. Pelopidas. Epaminondas. Georgidas.

378. Großer boiotischer Krieg.

373. Krieg zwischen Athen und Sparta. Iphikrates. Chabrias. Timotheos.

Vor Chr. Geburt.

372. Friedens-Congreß in Sparta.
371. Schlacht bei Leuktra. Kleombrotos †.
370. Epaminondas in Lakonien. Herstellung Messeniens. Megalopolis gegründet.
368. Zweiter Zug des Epaminondas in den Peloponnes. Pelopidas in Thessalien gefangen.
367. Dionys der Aeltere †. Dionys der Jüngere. Dion. Pelopidas nach Persien.
366. Thebens Friede verworfen. Platon geht nach Syrakus. Timoleon tödtet den Timophanes, Tyrannen von Korinth.
364. Pelopidas fällt bei Kynoskephalä.
362. Schlacht bei Mantineia. Epaminondas †.
361. Agesilaos nach Aegypten. Platon zum zweiten Mal in Syrakus.
360. Anfang Philipps von Makedonien.
357. Bundesgenossenkrieg (bis 355). Chabrias fällt vor Chios. Alexander von Pherä ermordet. Amphipolis makedonisch. Dions Einzug in Syrakus.
356. Alexander der Große geboren. Philistos †. Herakleides.
355. Ausbruch des heiligen Krieges.
354. Dion durch Kalippos ermordet.
352. Philipp schlägt den Onomarchos, rückt gegen die Thermopylen vor. Demosthenes erste philippische Rede.
349. Demosthenes hält die drei olynth. Reden. Olynthischer Krieg.
347. Olynth fällt. Die Thebäer rufen Philipp gegen die Phokier.
346. Friede zwischen Athen und Philipp. Philipp besetzt Phokis, wird Amphiktyone. Hiketas und Dionys in Syrakus.
344. Timoleon gen Syrakus.
343. Hyperides verklagt den Philokrates. Timoleon erobert Syrakus. Dionys gefangen nach Korinth.
341. Phokion auf Euboia.
340. Phokion rettet Perinth und Byzanz.
339. Dritter heiliger Krieg. Philipp besetzt Elateia. Timoleon siegt am Krimesos.
338. Schlacht bei Chäroneia.
336. Philipp †. Alexander der Große kommt zur Regierung.
335. Theben zerstört.
334. Alexander geht über den Hellespont. Schlacht am Granikos.
333. Schlacht bei Issos.
332. Tyros erstürmt (im Juni). Alexander nach Aegypten.
331. Schlacht bei Gaugamela (September).
330. Dareios Kodomannos †. Agis II. erliegt dem Antipatros bei Megalopolis. Demosthenes Rede für die Krone.
328. Alexander bis an den Jaxartes. Kleitos ermordet.
327. Indischer Feldzug. Schlacht am Hydaspes.
326. Rückkehr in's vordere Asien.
323. Alexander †. Lamischer Krieg.
322. Schlacht bei Kranon. Demosthenes †.
321. Perdikkas †. Antipatros Reichsverweser.
320. Antigonos bekriegt den Eumenes.

Vor Chr. Geburt.

319. Antipatros †. Polysperchon Reichsverweser. Kassandros gegen ihn.
317. Phokion †. Demetrios Phalereus. Agathokles, Tyrann von Syrakus.
316. Olympias von Kassandros hingerichtet.
315. Kassandros baut Theben wieder auf. Eumenes dem Antigonos ausgeliefert.
312. Schlacht bei Gaza.
310. Alexandros II., Roxane und Herakles ermordet.
307. Demetrios Poliorketes befreit Athen von der Herrschaft Kassandros, besiegt den Ptolemäos bei Cypern. Die Diadochen nehmen den Königstitel an.
304. Belagerung von Rhodos.
301. Schlacht bei Ipsos. Antigonos †. Neue Theilung des makedonischen Reichs.
298. Kassandros †. Demetrios erobert Athen.
294. Demetrios wird König von Makedonien.
287. Demetrios stirbt in Gefangenschaft des Seleukos.
281. Erneuerung des achäischen Bundes.
280. Pyrrhos zieht den Tarentinern zu Hülfe. Schlacht bei Pandosia.
279. Schlacht bei Asculum.
278. Pyrrhos auf Sicilien. Die Gallier bei Delphoi geschlagen.
275. Schlacht bei Benevent.
272. Pyrrhos greift Sparta an und fällt in Argos.
263. Athen ergiebt sich an Antigonos Gonatas.
252. Sikyon tritt in den achäischen Bund.
243. Aratos erobert Akrokorinth. Erweiterung des achäischen Bundes. Lysiades. Agis III. Staatsreform in Sparta.
240. Agis III. †
226. Kleomenes stürzt die Ephoren.
225. Kleomenischer Krieg.
222. Antigonos Doson und die Achäer schlagen den Kleomenes bei Sellasia.
215. Aratos durch Philipp II. von Makedonien vergiftet.
207. Philopoimen tödtet den Machanidas, Tyrannen von Sparta.
197. Philipp von Makedonien bei Kynoskephalä von den Römern geschlagen.
196. Flamininus läßt bei den isthmischen Spielen die Freiheit der Hellenen ausrufen.
192. Philopoimen und Flamininus gegen Nabis. Sparta zum achäischen Bunde.
190. Friede zwischen den Römern und Antiochos von Syrien. Die Aetolier gedemüthigt.
188. Philopoimen nimmt den Spartiaten die lykurgische Verfassung.
183. Philopoimen †. Lykortas.
168. Perseus von Makedonien bei Pydna von den Römern geschlagen. Kallikrates.
167. Tausend Achäer nach Italien geschleppt.
148. Die Römer erklären zu Korinth die Auflösung des achäischen Bundes.
147. Kritolaos von Metellus geschlagen.
146. Diäos von Mummius überwunden. Korinth zerstört. Griechenland römische Provinz.

Register.

Berlin, gedruckt in der Königlichen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei (R. Decker).

